



ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE



MÄNNLICHES UND WEIBLICHES TSCHITSCHENCOSTÜM

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.

Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

II. Jahrgang 1896.

Mit einer Farbentafel und 165 Textabbildungen.

Wien und Prag.

VERLAG VON F. TEMPSKY.

1897.

Inhaltsverzeichnis des II. Jahrganges.

I. Abhandlungen.

II. Kleine Mittheilungen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

2. Übersichten 1895.

V. Sprechsaal.

1. Anfragen.

2. Antworten.

Verzeichnis der Abbildungen.

Vorerinnerung.

Vom Redacteur Dr. M. Haberlandt.

Mit wenigen Worten habe ich den beginnenden zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift einzuführen. Der erste Band, welcher abgeschlossen vorliegt, muss für sich selbst sprechen. Ob es uns darin annähernd gelungen ist, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, wollen wir dem Urtheil der Fachgenossen überlassen.

Für die Fortsetzung unserer Arbeit aber wollen wir die nachfolgenden Punkte besonders in's Auge fassen. Die vergleichende Richtung unserer Studien, welche wir vom Beginn auf unsere Fahne schrieben, hoffen wir immer ernstlicher und umfassender hervortreten zu sehen. Mögen sich die Fachgenossen immer mehr veranlasst fühlen, die volksthümlichen Erscheinungen, welche sie beobachten und schildern, stets auf ihre Verwandtschaft, ihr Verhältnis zu den analogen Vorkommnissen auf anderem Volksboden zu untersuchen und in diesem Zusammenhang darzustellen.

Sodann wünschen und hoffen wir, dass neben den rein geistigen Schöpfungen des Volkes, seinen Liedern, Sagen und Glauben die sicht- und greifbaren Dinge des Volkslebens mehr als bisher Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Studiums unserer Mitarbeiter werden mögen. Neben der Tracht und den Hausformen — die in dieser Beziehung von der Volkskunde bisher fast ausschließlich zusammenhängender Betrachtung gewürdigt worden sind — ist so Vieles in Haus und Hof, auf Feld und Flur, was der Beachtung und Schilderung in systematischer Art umso dringender bedarf, als es in der Umformung der primitiven wirthschaftlichen Verhältnisse unwiederbringlich und rasch verschwindet. Die Hauseinrichtung, der Hausrath, das Küchengeräth, die ländliche Keramik und ihre Formen, wie ihre Decoration, das Arbeitsgeräth, die verschiedenen Arbeitsmethoden und Handgriffe, die verschiedensten Richtungen, in denen sich der Hausfleiß der Männer wie der Frauen und Mädchen bethätigt, die zahllosen cultlichen Gegenstände daheim und auswärts, die Ausstattung der Feste im Lebens- und Jahresablauf, die Behelfe für Lustbarkeit und Mummenschanz, für Aufzüge und Volksspiele — dies und noch vieles Andere möge endlich wie in der Praxis systematisch vorgehende Sammler, so wissenschaftlich kundige Beobachter finden, welche Verwendung und Erzeugung aller dieser Dinge erheben, ihrer Verbreitung nachgehen, ihren Variationen nachspüren, allen Brauch und geistigen Inhalt, der sich an diese Dinge knüpft, erkunden und verlässlich darstellen. Wir würden es allen unseren Mitarbeitern aufrichtig Dank wissen, wenn sie in dieser Beziehung recht reichliche Beiträge

liefern wollten. Die geistigen Güter sind in der Seele des Volkes vorläufig noch treuer und dauerhafter aufgehoben, als sein irdischer Besitz, in dem doch auch das Wesen des Volkes, sein Schicksal und sein Geist steckt.

In geographischer Hinsicht können wir — dank den Verbindungen, die unser Verein anzuknüpfen vermocht hat — die wirkliche Erstreckung unserer Aufgabe auf ganz Österreich von jetzt an in Aussicht stellen. Wir dürfen hoffen, heuer zu allen unseren Völkern zu gelangen und das weite Arbeitsfeld von den Karpathen bis zur Adria wirklich zu durchmessen.

Die Volkskunde des Occupationsgebietes, auch in wissenschaftlicher, wie in ökonomischer Beziehung des Hinterlandes von Dalmatien, fügt sich neu in den Rahmen unserer Aufgaben ein. Das südslawische Volksthum, welches sich in verschiedenen Färbungen von dem Friaulischen Gebirge bis über den Balkan erstreckt, schließt die bosnisch-herzegowinische Volksart als eine ganz besonders charakteristische Nuance ein, die sich in der Abgeschlossenheit des Landes ungebrochen und rein bis zum heutigen Tage erhalten hat. Gerade für die bosnische Volkskunde, die im Landesmuseum zu Sarajewo für die ethnographischen Aufgaben eine so berufene Pflegestätte besitzt, wird die vergleichende Richtung unserer Arbeiten etwas Ersprießliches leisten können.

Die jährliche Übersicht der österreichischen Volkskunde, welche im ersten Jahre noch einige Lücken aufwies (z. B. betreffs der Deutschen in Mähren und Schlesien, der Friauler, Italiener, Dalmatiner Serben u. s. w.) wird im II. Jahrgang hoffentlich zur Vollständigkeit gebracht werden können. Auch wird die Arbeitsweise dabei eine gleichmäßige sein, indem wir die kritische Darstellungsform, wie sie Prof. Dr. G. Polívka in Prag für die volksthümliche Literatur der Čechoslawen in Anwendung brachte, unseren Mitarbeitern als Norm empfehlen.

Durch die Herausgabe des «Anzeigers des Vereines für österreichische Volkskunde», welcher unsern Mitgliedern einen Einblick in das Leben und die Wirksamkeit ihres Vereins gewähren soll und jedem derselben kostenlos geliefert wird, ist die bisherige Rubrik der Vereinsnachrichten bis auf den «Sprechsaal» überflüssig geworden. Der hiedurch gewonnene Raum wird den wissenschaftlichen Arbeiten in erwünschter Weise zu Gute kommen.

I. Abhandlungen.

Volksnachbarliche Wechselseitigkeit.

Eine Anregung von J. Alex. Frh. v. Helfert.

In der sehr anerkennenden Besprechung von Hauffen's «Sprachinsel Gottschee» p. 58 f. des I. Jahrg. unserer Zeitschrift wird ein Punkt nur leicht berührt, der doch gerade in unserer Zeit und für die Ziele unseres Vereins von einer großen Bedeutung ist. Ich meine die Wechselbeziehungen in Sitten und Gebräuchen, Sage und in Lied von Volk zu Volk, besonders wo die unmittelbare Nachbarschaft ein sehr begreifliches Bindeglied abgiebt. Von einer «Abhängigkeit» des einen dieser Nachbarvölker vom anderen, wie Dr. J. W. Nagl andeutet, wird dabei gewiss nicht die Rede sein können, wohl aber von Gegenseitigkeit. Dr. Hauffen, dessen «Erläuterungen und Anmerkungen» zu den Gottscheer Liedern einen fortlaufenden Beweis liefern, wie umfassend die Studien waren, in die er sich eingelassen, aber auch wie ernst es ihm um sachliche Beurtheilung vorliegender Parallelen zu thun ist, bedauert es mit Grund, dass wir keine befriedigende Sammlung slowenischer Märchen und Lieder haben, wo sich ohne Zweifel analoge Berührungen mit und Herleitungen aus deutschen Stoffen offenbaren würden. Hauffen erklärt einzelne Gottscheer Lieder für unverkennbar slawischen Ursprungs, z. B. «Jung Hänschen» Nr. 63, «Zukulo» Nr. 74, die «Meierin» Nr. 10; mitunter für «fast wörtliche Übersetzung eines slowenischen Liedes», z. B. «Wer wird dich trösten?» Nr. 92, «Der junge Priester» Nr. 97. Er bringt auch gelegentlich die Gründe für seine Behauptung vor; siehe z. B. «Die schöne Meierin» Nr. 45, die er als eine einfache Umgestaltung des verbreiteten südslawischen Volksliedes von der schönen Vide (vila?) erkennt. Mohren, sagt er, sind im deutschen Volksliede selten, bei den Süd-Slawen häufig; Entführung von jungen Frauen und Mädchen durch Andersgläubige ist etwas in deutscher Tradition ungewöhnliches, in der südslawischen bei der dortigen Mischung der Confessionen und Nationalitäten, namentlich Türken, ein altbekanntes Thema. Die völkerverbindende Gegenseitigkeit zwischen den Bewohnern der Gottscheer Sprachinsel und der umwohnenden slawischen Bevölkerung tritt in einzelnen Fällen sehr merklich hervor. Für «Maria und ihre Mutter» Nr. 13, bildet ein slowenisches Volkslied aus Kärnten «Mornar» ein «Zwischenglied zwischen der deutschen und der Gottscheer Legende» (S. 391); für das im deutschen Kuhländchen nur zum Theil erhaltene Lied von der Kindsmörderin Nr. 79 findet sich die nothwendige Ergänzung in der slowenischen Ballade Kozarčik. Zu Nr. 121 «Für die Jünglinge und Mädchen» spricht Hauffen S. 446 die Meinung aus, «dass das slowenische Lied aus dem Deutschen stammen dürfte, dann selbständig ausgeführt seinerseits auf die Gottscheer Volkspoesie zurückgewirkt habe.» . .

Einen Gegenstand prüfenden Vergleichs in dieser Richtung bilden auch die sog. Mysterien, Weihnacht-, Dreikönig-, Oster-Spiele in den

slawischen und deutschen Gegenden Böhmens. Professor Ferdinand Menčík hat zwei Bände dieser Spiele herausgegeben[1]) und unterlässt in seinen Erläuterungen zu den čechischen Texten nicht, auf vielfache Berührungspunkte und Ähnlichkeiten mit jenen in den deutschen Gegenden Böhmens, besonders mit den in den letzten Jahren in so lebhaften Aufschwung gekommenen Aufführungen von Höritz hinzuweisen. In der Einleitung zum II. Bande, S. VIII—XI, nimmt Menčík auch auf entferntere Gegenden, auf die Spiele von Alsfeld und von Donaueschingen in Deutschland, auf die kärntnerischen, selbst auf die französischen von Arras Bedacht. Menčík findet, dass gewisse Hirtenspiele im östlichen Mähren und in der Slowakei denen in den deutschen Alpengegenden gleichen. Er weist zur Evidenz nach, dass sowohl die deutschen als die čechischen Verfasser solche Spiele vielfach aus denselben Quellen geschöpft haben, aus P. Kochem's Leben Jesu, aus dem Evangelium des Nicodemus (I., S. XXII., II., S. III., VI. S. XII etc.).

Bei Gelegenheit einer Besprechung von Václavek's «Wallachische Märchen und Sagen» muss sich V. Houdek, wie er diese Zeitschr. I, S. 185 sagt, enthalten «die Verwandtschaft der mährisch-wallachischen Märchen mit denen der Nachbarvölker zu besprechen», und bemerkt dabei, es könne bei der unausbleiblichen Wechselwirkung zwischen Slawenthum und Germanenthum nicht fehlen, «dass man auch in dem Märchenschatze jenes so abgelegenen Winkels von Mähren ab und zu dem deutschen Volke bekannten Stoffen begegnet, z. B. dem «Schmied von Jüterbog».

Noch sei eines sehr interessanten Sammelwerkes Dr. Wolkan's gedacht, «Böhmens Antheil an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts» (Prag, A. Haase 1890—91), wo der Verfasser oft genug Anlass findet darauf hinzuweisen, wie zu jener Zeit die Bevölkerung der deutschen Grenzgegenden Böhmens und der slawischen des inneren Landes gegenseitig von einander entlehnten. Beleg dafür die mehrseitigen Übertragungen deutscher Schriften ins čechische (z. B. 102, 160, 401) und umgekehrt aus dem čechischen ins deutsche (50, 184 f., 274). Der urböhmische Hus — man lese die sehr bemerkenswerthe Stelle I, 46 f. —, die urböhmischen Brüder, «die man aus Hass und Neyd Pickjarden, Waldenser etc. nennt» (I, Nr. 48, 88, 177, 287) standen bei den deutschen Confessionsverwandten kaum minder hoch in der Werthschätzung wie bei ihren «behemischen» Landsleuten.

Die vorgenannten Werke sind ethnographische Darstellungen verschiedenen Charakters, die darthun, wie ernstere Forscher sich unwillkürlich veranlasst sehen, ihren Blick über die Grenzen dessen, womit sie sich zunächst beschäftigen, hinauszutragen und Vergleiche anzustellen, wie es anderwärts in der gleichen Richtung aussieht, wobei sie zur Wahrnehmung so vielfacher Beweise volksnachbarlicher Wechselseitigkeit kommen. Dieses Verfahren ist sehr löblich; allein es geschieht, wie die

[1]) Prostonarodní hry divadelní (Volksthümliche Schauspiele). I. Vánoční hry (Weihnachtsspiele). II. Velikonoční hry (Osterspiele). Holleschau 1894, 1895. Besprochen in unserer Zeitschrift I. p. 167 ff, 309.

vorgeführten Beispiele zeigen, nur nebenbei, gelegenheitlich, während die Anregung, die ich hier gegeben haben möchte, dahin zielt, diesem Momente eine ganz besondere, eine selbständige Aufmerksamkeit zu widmen, die «volksnachbarliche Wechselseitigkeit» zu einem Gegenstande speciellen Studiums zu machen.

In čechischer Sprache sind letzter Zeit zwei reich illustrierte Werke erschienen, die an volksthümlicher Dichtung viel neues bringen. Das eine, die ethnographische Beschreibung des Hořitzer Bezirkes besprechen wir in dieser Zeitschrift (unten p. 31 f.), das andere beschäftigt sich mit den Holzbauten und ihrer Zimmereinrichtung in der Iser-Gegend des nordöstlichen Böhmen (Dřevěné stavby starobyle roubené a lidový nábytek, Prag, Šimáček 1895; 4., 25 S. und 36 Tafeln) und hat den akademischen Maler Jan Prousek in Turnau zum Verfasser und Zeichner. Auch im Hořitzer Werk wird S. 274—288 dieser Gegenstand behandelt; es bringt dabei Grundrisse, die bei Prousek leider fehlen. Erinnern wir uns dazu an das böhmische Dorf in der letzten Prager Ausstellung, und wir gewahren einen auffallenden Unterschied des böhmischen Bauernhofes und Wohnhauses im Innern des Landes und in den nördlichen an der deutschen Sprachgrenze liegenden Gegenden. Herr Prousek schreibt nur: «Volksthümlich decorativ waren die früheren Bauten der böhmischen Dörfer, und oft auch originell. Wenn sie auch nicht viel von ihren benachbarten deutschen Schwestern abweichen, so sind ihre Giebel oft reich geschnitzt, während die Häuser der deutschen Gebirgsgegenden einfacher, aber wieder mit Farben angestrichen erscheinen. Vielleicht ließen sich erst durch Vergleiche dieser Bauten aus anderen Gegenden und Ländern festere Formen bestimmen». Ohne Frage, eine sehr richtige Bemerkung!

Denn es ist dies, wie nicht genug betont werden kann, ein Moment von ebenso reicher Vielseitigkeit als von fruchtbarer, ich möchte sagen heilsamer Bedeutung. Ersteres, weil es sich nicht auf Sagen und Märchen, auf Lieder und Dichtungen, auf Volksspiele, auf Bauten und Ansiedlungen beschränkt, sondern auf alles ausdehnt, was zum Volksleben gehört, auf Sitten und Gebräuche, auf Trachten und Lebensgewohnheiten, selbst auf Tauf- und Familiennamen. Man vergleiche z. B. in Böhmen, um von Lebenden zu schweigen, die deutschen Männer Kuranda, Makovička und Šuselka mit den čechoslawischen Choragen Jungmann, Strobach und Brauner! Von fruchtbarer und heilsamer Bedeutung aber wäre dieses Thema, weil ihm, was ja unserem großen und schönen Österreich so besonders noththut, ein ausgleichender und versöhnender, ein völkerverbindender Gedanke zugrunde liegt. Grundbedingung dabei wäre allerdings, dass der Forscher mit ungetrübter, parteilos prüfender Gerechtigkeit vorgehe und sich nicht aus nationaler Voreingenommenheit von der Tendenz leiten lasse, dem eigenen Volksstamme so viel als möglich zu vindicieren, den anderen so wenig als möglich einzuräumen.

Frh. v. Helfert.



Die Tracht der Tschitschen.

Von Ludwig Hans Fischer, Wien.

(Mit 34 Abbildungen.)



Fig. 1. Mandrierenfrau.

Es war schon lange mein Wunsch, die Volkstrachten unseres Vaterlandes, welche unter unsern Augen sichtlich zu verschwinden drohen, endlich wissenschaftlich fest zu halten und zu publicieren. Im Allgemeinen wird ja überhaupt die Costümkunde noch immer sehr oberflächlich, um nicht zu sagen: dilettantenhaft behandelt. Was an Material für moderne Costüme vorhanden ist, scheint mir gerade gut genug, um ein Costüm für einen Maskenball darnach zu schneidern. Die allgemeinen Costümwerke, selbst die besten, leiden daran, dass sie die Costüme aller Zeiten und aller Völker behandeln und daher von Vornherein zu einer gewissen Oberflächlichkeit verurtheilt sind.

Sammelt und publiciert man doch von den entlegensten Völkerschaften die unbedeutendsten Dinge und weiß sehr gut den hohen wissenschaftlichen Wert der ethnographischen Sammlungen zu schätzen, aber an das nächstliegende, an uns selbst, denken wir zuletzt.



Fig. 2. Ansicht des Städtchens Albona.

Dem «Verein für österreichische Volkskunde» scheint es vorbehalten gewesen zu sein, endlich auch hierin kräftig einzugreifen, und er beginnt mit einer Publication, die hoffentlich anregend wirkt, so dass mit der Zeit die heute noch vorhandenen Volkstrachten in Österreich alle festgehalten werden.

Ich will durch diese erste Veröffentlichung zeigen, wie ich mir denke, dass ein Costüm wissenschaftlich dargestellt werden soll. Dabei handelt es sich nicht nur darum, das Costüm in allen seinen Details zu schildern und dabei Rücksicht auf die historische Entwickelung desselben, sowie auf die Ornamentik, welche darin vorkommt, zu nehmen, sondern es ist auch sehr erwünscht, gleichzeitig zu zeigen, wie diese Menschen wohnen, wie sie in den verschiedenen Lebensphasen variieren. Man soll beispielsweise zeigen, wie diese Menschen im Hause, bei der Arbeit, an Festtagen sich



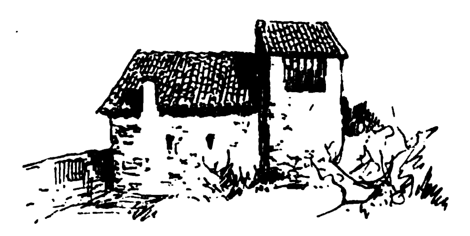
Fig. 3. Frau von Dignano.



Fig. 4. Mandriere mit Pelzmütze.

kleiden oder wenn bei besonderen Gelegenheiten eigene Gebräuche in der Kleidung vorkommen. Man soll Rücksicht nehmen auf die Keramik, Textil- und andere Industrien, denn alles hängt ja zusammen und vervollständigt das ganze Bild. Auch der Mensch als solcher darf nicht vergessen werden; Photographien sind in diesem Falle sehr wichtig, namentlich wo es sich darum handelt, die Physiognomien zu zeigen.

Wenn ich in diesem ersten Hefte auch lange nicht so gründlich sein konnte als ich gewünscht hätte, so hoffe ich doch, dass das Fehlende nachgeholt werden kann, und bin überzeugt, dass diese erste Arbeit, einmal unter den Mitgliedern unseres Vereines bekannt, viele derselben zur



Sammel-Thätigkeit anregen und dass auf diese Weise Materiale zu weiteren Publicationen sich anhäufen wird. Für diesen Zweck empfiehlt es sich, systematisch vorzugehen und in folgender Weise zu sammeln:



Fig. 5. Tschitschenhäuser aus Stein.

I. Ein vollständiges echtes Costüm, männlich und weiblich.

II. Anfertigung von Photographien, sowohl von charakteristischen Porträts, als auch von ganzen Figuren. Es sollen darin alle Varianten des Costüms, z. B. jene, welche an Festtagen oder zu besonderen Gelegenheiten getragen werden, oder solche von Nachbardörfern, welche sich in irgend etwas von dem zu behandelnden Volksstamme unterscheiden, zum Ausdruck kommen.

III. Sammeln von ethnographischen Gegenständen, Artikeln des Hausfleißes, der Keramik und Textilkunst.

IV. Photographische Aufnahmen typischer Wohnhäuser, wenn möglich, Plan des Hauses, Aufnahmen einzelner Wohnstuben, Küche etc.

V. Sammeln von historischen Costümen aus derselben Gegend, oder Abbildungen aus alten Gemälden, um wo möglich den Zusammenhang des modernen Costümes mit früheren festzustellen.

VI. Genaue Beschreibung aller einzelnen Objecte.

* * *

Die Tschitschen im Küstenlande und Istrien.

Mit der Bezeichnung «Tschitschen» benennt man im allgemeinen das Landvolk von Istrien, so weit es sich der kroatischen Sprache bedient, wenn auch die Sprache nicht immer die Abstammung kennzeichnet. Die Bevölkerung von Istrien ist ein Mischvolk, in welchem die Reste der Ureinwohnerschaft, die theils keltisch, theils thrakisch - griechischen



Fig. 6. Tschitschenschmiede.

Ursprungs war, nicht mehr nachzuweisen sind. Auch die 600 Jahre währende römische Herrschaft ist bei Beurtheilung der heutigen Bevölkerung wenig in Rechnung zu ziehen. Weit wichtiger sind die jüngeren Einwanderungen der Gothen, Longobarden und Franken, hauptsächlich aber die der Slawen (Kroaten), der Flüchtlinge aus Bosnien und Albanien und zuletzt die der Rumänen (Rumunen).

Wie allgemein bekannt, ist die Bevölkerung der Küstenstädte fast durchwegs italienisch und macht $^1/_3$ der Bevölkerung Istriens aus. Ich füge hier nur (Fig. 3) ein Bild einer Frau bei, um zu zeigen, wie sehr das Volk im Costüm von Dignano beispielsweise von dem der Tschitschen abweicht.



Fig. 7. **Küche der Tschitschen.**

Man rechnet, aber eigentlich mit Unrecht, zu den Tschitschen noch jene Völkerstämme, die in nördlicher und nordöstlicher Richtung von Triest wohnen, wie die sogenannten «Mandrieren». Diese sind ihrer Abstammung nach Slowenen, die italienische Sitten angenommen haben. In ihrer Tracht ist wenig Originelles zu finden, und selbst die wenigen Eigenthümlichkeiten, die sie noch erhalten haben, sind bereits selten geworden. Im männlichen Costüme (Fig. 4) sind nur die hohe Pelzmütze und die großen Silberknöpfe auffallend. Die Frauen sind sehr geschmackvoll mit weißen Kopf- und Schultertüchern, färbigen Gürtelbändern und oft seidenen Röcken oder Schürzen bekleidet (Fig. 1). Die häufig hübschen Gesichter verrathen die starke Mischung mit italienischem Blute.

Beiläufig in einer Linie südöstlich von Triest gegen Fiume und von dieser Linie südwärts, mit Ausschluss der Küstenstädte ist das eigentliche Gebiet der Tschitschen in Istrien zu suchen. Sie sind fast durch-

wegs Bauern und wenige von ihnen sind in glücklichen Verhältnissen, da der Boden zumeist verkarstet ist. Die Ortschaften erinnern in ihrer Situation häufig an etrurische Städtchen, die gewöhnlich den Gipfel einer kleinen Anhöhe krönen. Als typisches Beispiel hiefür sei hier (Fig. 2) das Städtchen Albona abgebildet.

Das Haus. Die Wohnung der Tschitschen zeichnet sich durch äußerste Anspruchslosigkeit aus, namentlich in jenen vereinzelt stehenden Häusern außerhalb der Dörfer. Die Bebauung des Landes und die Viehzucht, namentlich die Schafzucht, nimmt Mann und Frau gleichviel in Anspruch. So spielt im Hause der Stall die Hauptrolle, für Küche und

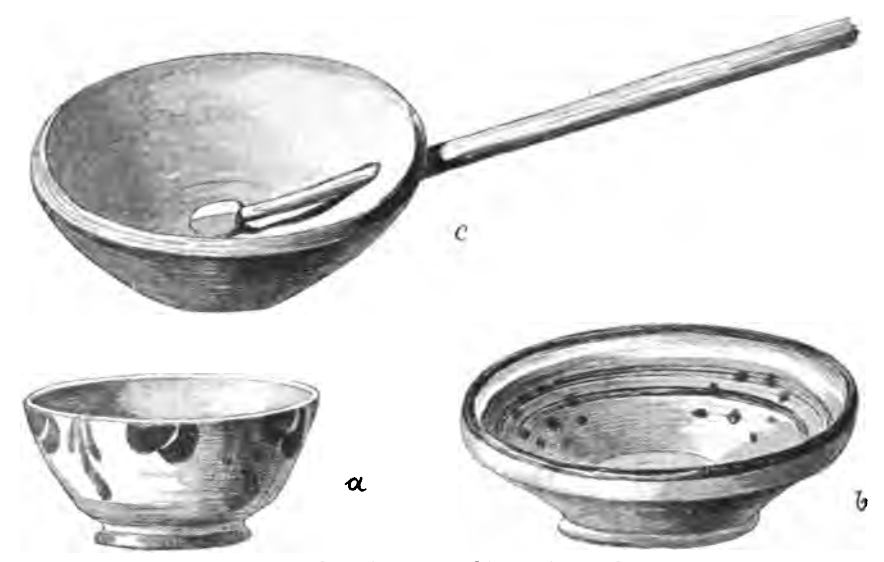


Fig. 8. Töpfe und Wasserschöpfer der Tschitschen.

Stube bleibt dann wenig Raum. Die Häuser sind aus Stein gebaut und zumeist nicht beworfen (Fig. 5). Die besseren Häuser und jene der größeren Ortschaften nehmen italienischen Charakter an. So ist die in Fig. 7 abgebildete Küche dieselbe, wie wir sie in italienischen Häusern in Istrien finden.

Die innere Einrichtung des Hauses ist, da der Tschitsche ausschließlich Landmann oder Kohlenbrenner ist, selten eigenes Erzeugnis. Die Töpferwaren, welche man vorfindet, sind im ganzen Lande fast dieselben und häufig von weit her importiert; was halbwegs volksthümlich ist, stammt wie die Schüssel aus Reifnitz in Krain, die Schale aus Sermino (wie die in Fig. 8 *a b* abgebildeten Gefäße).

Eigenes Erzeugnis ist der in Fig. 8 *c* abgebildete Holzlöffel zum Wasserschöpfen.

Wer Tschitschen aus der Umgebung von Triest, aus Servola und den nächstliegenden Dörfern sehen will, der braucht nur nach Capodistria zu gehen und sich den Markt zu besehen. (Fig. 9.) Da kommen namentlich die Frauen mit Milch und Obst mit ihren schwer bepackten Eseln zu Markte, um die Milch aus Blechkannen zu verkaufen.

Vor dem Thore stehen die Ochsenwagen, die Holz herüberbrachten, (Fig. 11 a.) und die Esel warten, bis ihre Herrin mit den leeren Kannen zurückkommt. Sie nimmt auf dem schlechten Sattel (Fig. 10 und Fig. 11 *b.*) querüber Platz und die leeren Kannen klappern im hurtigen Heimwärtstrab. Auch ein Schmied, der zugleich allerlei Eisenwaren verkauft, hat sich an der Straße eingerichtet. (Fig. 6).

Das Kostüm der Männer hat hier ganz den italienischen Charakter angenommen; als letzter Rest eines Kostümes verblieben der kurze, aus braunem Loden verfertigte Rock und kurze Hosen, welche bis über die halben Waden die weißen Strümpfe sehen lassen.



Fig. 9. Marktfrau.

Die Frauen aber haben ihr eigenartiges Kostüm beibehalten, von welchem hauptsächlich der Rock eigenthümlich ist. Man

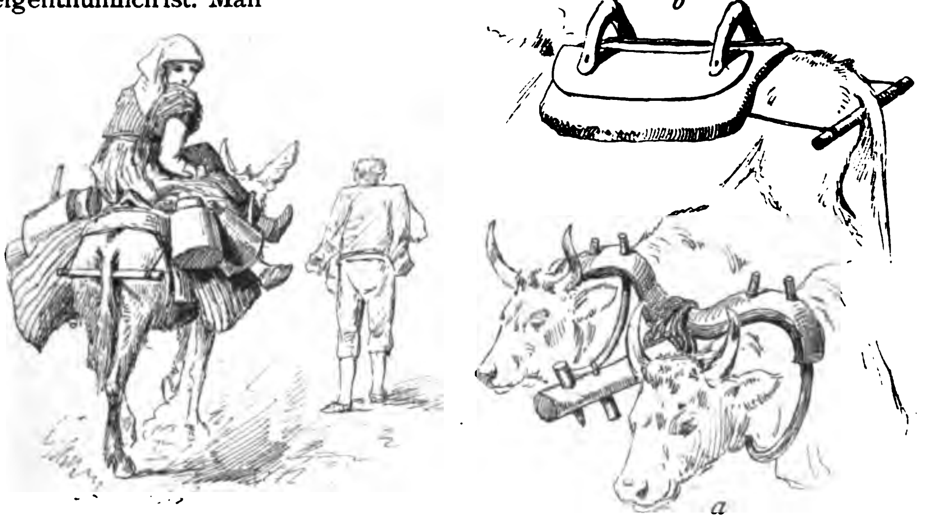


Fig. 10. Tschitschenfrau auf dem Esel. Fig. 11. *a* Ochsenjoch, *b* Eselsattel der Tschitsche n.

denke sich dies Kostüm als weiten Sack, der aus einem dunklen glänzenden Baumwollstoff (Satin) erzeugt und unten offen, oben aber für den Kopf eine Öffnung hat (ganz ähnlich dem Kaftan der Orientalen). Wird nun dies Kleidungsstück in der Taille gebunden, so entsteht das eigenthümliche Kostüm-

stück, welches auf Fig. 12 deutlich ersichtlich ist. Jener Theil, welcher hiebei eine Art offener Ärmel bildet, ist dann auf den Achseln zu kleinen Falten eingezogen.

Über den den Rock bildenden Theil wird stets eine Schürze (aus Berkal) getragen, deren bunte Bänder vorne lang herabhängen. Darunter wird ein Hemd und ein Leibchen mit weiten Ärmeln so getragen, dass die Ärmel dieses Leibchens so lang wie die Hemdärmel sind, zuweilen aber sind letztere so kurz, dass sie kaum aus dem Obergewande hervorschauen. In diesem Falle sind die Arme — vielleicht nur im Winter — von den Ärmeln einer weißwollenen Unterjacke bedeckt (Fig. 12).



Fig. 12. Frauentracht in Servola.

Den Kopf bedeckt stets ein weißes Tuch und um Hals und Brust wird ein zumeist farbiges Busentuch getragen.

Der Tschitsche, welcher noch ein vollständiges Nationalkostüm trägt, ist nur mehr im Innern Istriens zu finden. Alles, was er an sich trägt, ist Hausfleiß-Erzeugnis und von ihm selbst verfertigt. Es ist daher sehr schwierig, sich solche Kostüme zu verschaffen, da man nichts davon in Läden zu kaufen bekommt. Ich habe ein solches aus Montona verschafft, welches ziemlich im Centrum Istriens liegt, und lasse die Beschreibung dieses Kostümes folgen, in der Voraussetzung, dass, wenn eines der istrischen Kostüme genau beschrieben ist, die Varianten, wenn auch nur in einzelnen Abbildungen beigefügt, verständlich werden.

Kostüm der Tschitschen in Montona.

1. Männliches Kostüm:

Kopfbedeckung: Eine flache Mütze aus grobem, dunkelbraunen Filz mit aufgestülptem, eng anliegendem Rand, der bis an die Decke reicht.

Diese Mützen werden in ganz Istrien, Dalmatien, Montenegro und Serbien getragen. Man nennt diese Form gewöhnlich montenegrinische Mützen; nur ist in Montenegro die Decke derselben mit rother Seide oder Tuch



Fig. 13. Männersocken.

übernäht und mit den Initialen des Fürsten «N» in Gold gestickt. Zuweilen tragen die Tschitschen Filzhüte, welche aber stets fremdes Fabrikat und als Abweichung von dem ursprünglichen Kostüm zu betrachten sind. Das Haar wird meist rückwärts kurz, vorne länger getragen, so dass oft

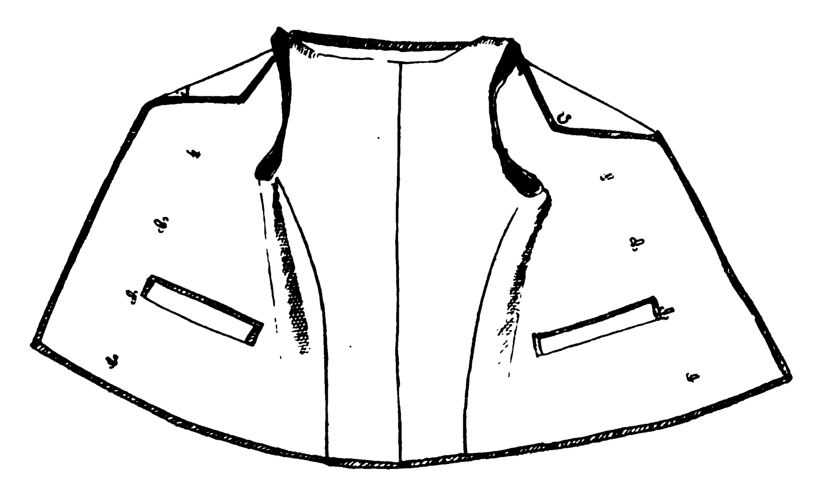


Fig. 14. Männerweste.

einzelne Haarsträhne über die Stirne und Schläfen hängen. Der Tschitsche trägt keinen Bart, nur selten kurze Kotelettes.

Das Hemd. Dasselbe hat zumeist einen Umlegekragen oder nur eine schmale Leiste. Der Hemdknopf ist aus Zwirn geknüpft (siehe das

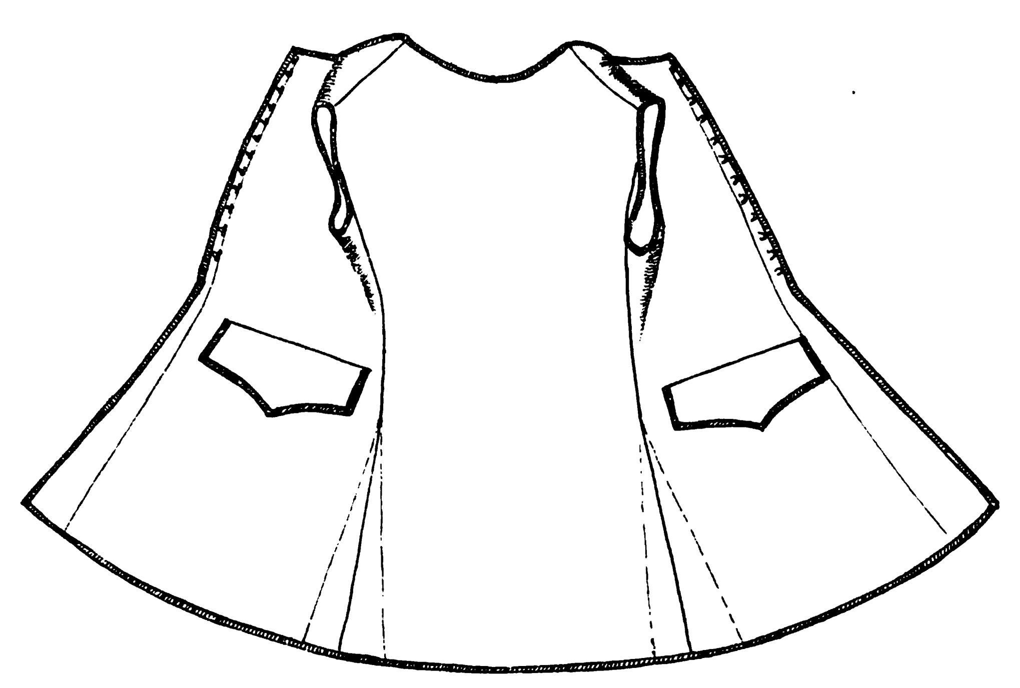


Fig. 15. Männerrock (Schnitt) für den Winter.

Detail des weiblichen Hemdes Fig. 24 *b*). Im übrigen ist in der Form der Hemden nichts auffallendes.

Socken. Dieselben sind aus grober Ziegenwolle gestrickt und an der Seite offen. Diese Öffnung ist aber von Innen wieder durch einen Lappen geschützt und durch Hafteln zu schließen. Die Ränder oben sind durch blaue Bänder eingefasst (Fig. 13).

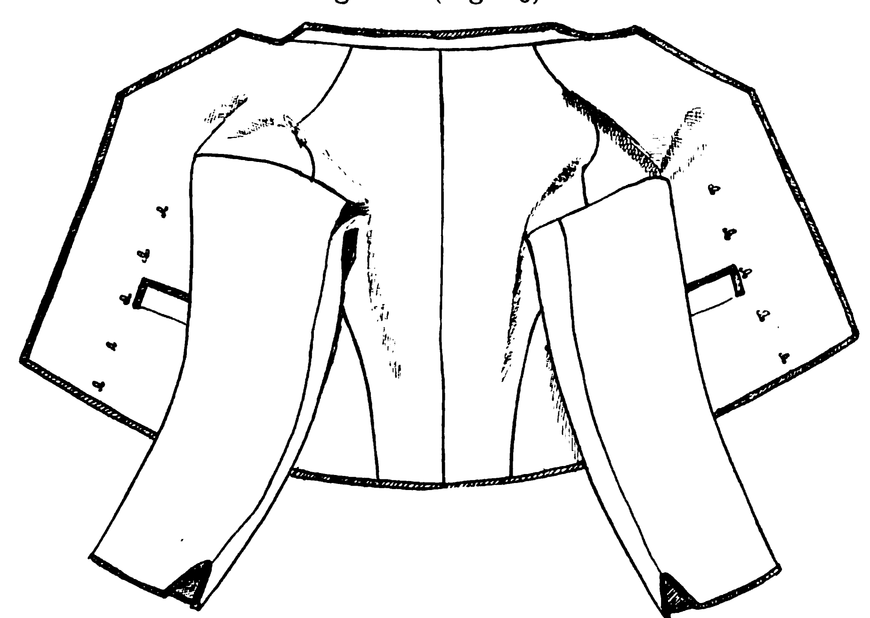


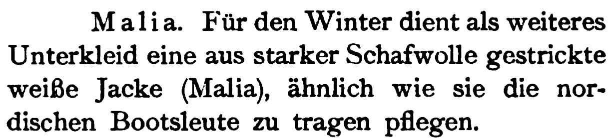
Fig. 16. Männerspenser für den Winter.



Fig. 17. Männertracht im Winter.

M a l i a. Für den Winter dient als weiteres Unterkleid eine aus starker Schafwolle gestrickte weiße Jacke (Malia), ähnlich wie sie die nordischen Bootsleute zu tragen pflegen.

Die W e s t e (Fig. 14). Das eigentliche und im Sommer das einzige obere Kleidungsstück bildet eine Art Weste. Diese und die



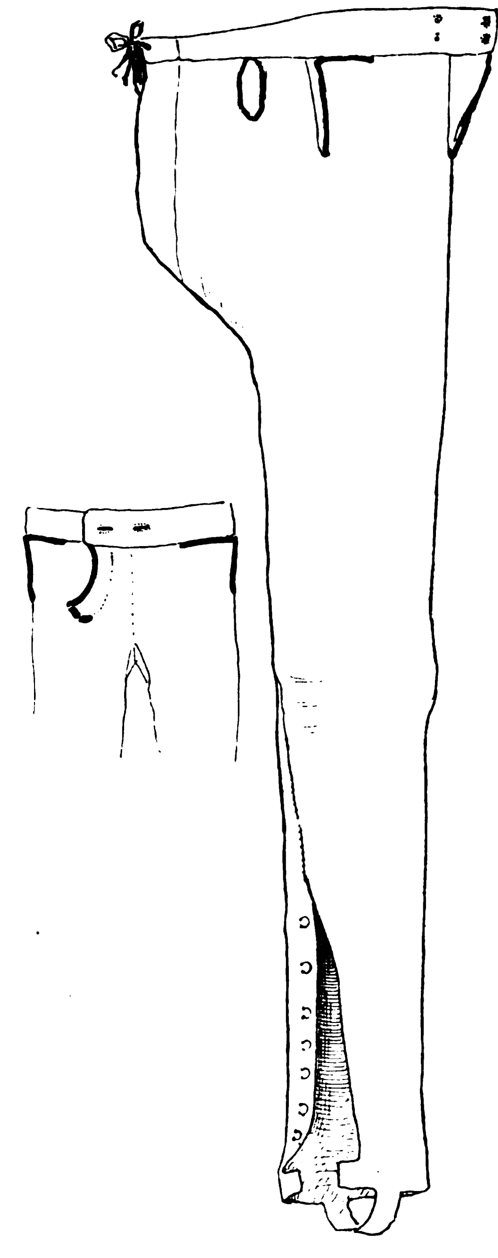




Fig 19. Bauer aus Promontore.

Fig. 18. Hose.

folgenden zwei Stücke sind aus brauner natürlicher Schafwolle zu dickem rohen Loden verarbeitet. Diese Weste ist in ganz Istrien gebräuchlich und charakterisiert durch den viereckigen Ausschnitt, aus welchem das Hemd hervorschaut, und ist auf den Abbildungen (Fig. 19) überall zu sehen.

Die Röcke (Fig. 15 und 16). Bei kühler Jahreszeit wird über diese Weste eine Art Rock ohne Ärmel (Fig. 15) angezogen und darüber wieder ein kurzer spenserartiger Rock mit Ärmeln (Fig. 16), so dass unter demselben die Schöße des vorigen hervorschauen, wie Fig. 17 zeigt.

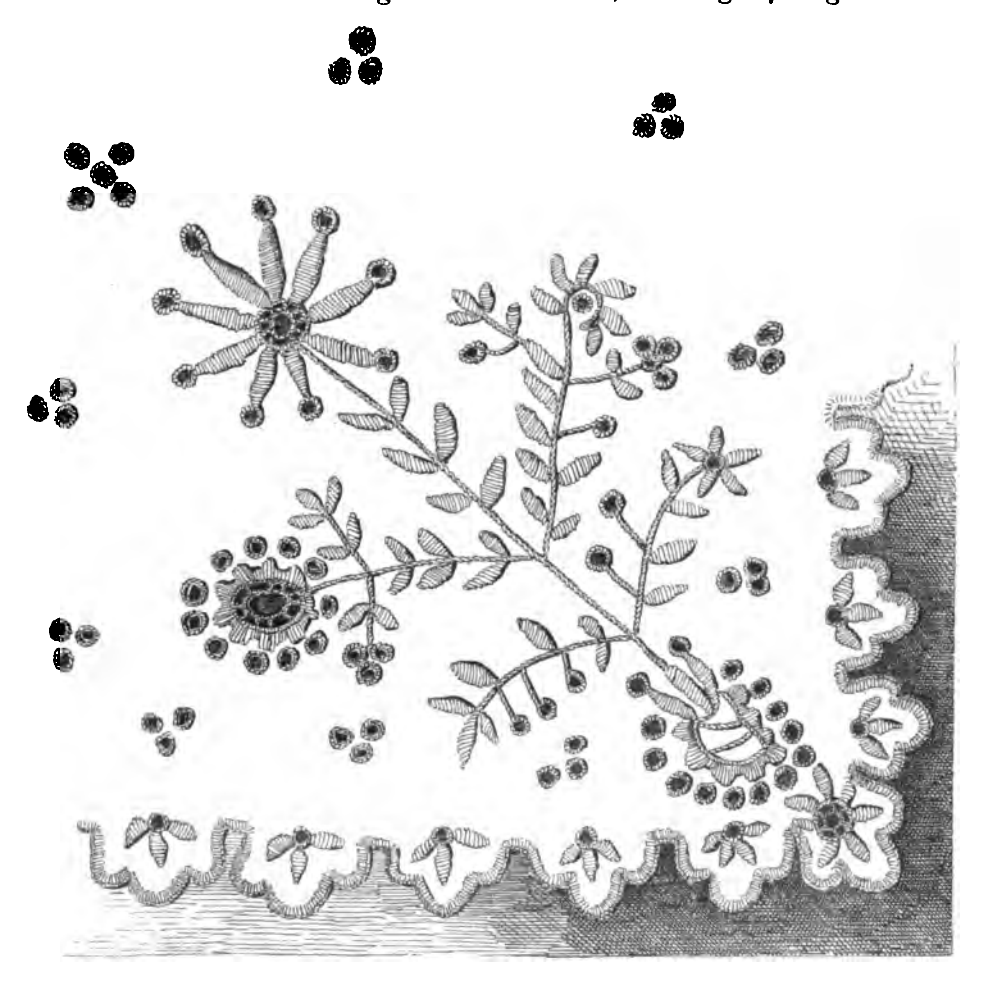


Fig. 20. Stickerei eines Frauenkopftuchs.

Jedes dieser Kleidungsstücke ist mit Seitentaschen versehen, deren Ränder mit schwarzen oder blauen Bändern eingesäumt sind.

Die Hose (Fig. 18). Dieselbe ist stets aus weißer Wolle gestrickt und fast vollkommen anliegend und enge; sie ist bis zur halben Wade an der Innenseite geschlitzt und mit Hafteln zu schließen. Die Hosentaschen, der Schlitz vorne (rechts) und zwei kleine Lappen zum Festhalten eines Riemens sind schwarz eingesäumt.

In manchen Gegenden wird die Hose unten umgeschlagen und ist in diesem Falle an dieser Stelle blau gefüttert (Fig. 19).

Fußbekleidung. Die ursprüngliche Fußbekleidung der Tschitschen scheinen allgemein die Opanken gewesen zu sein. Sie bestehen aus einem Stück Leder, welches über den Fuß gelegt und durch Riemchen über den Rist zusammengehalten und um die Knöchel durch Riemen befestigt wird (Fig. 29).

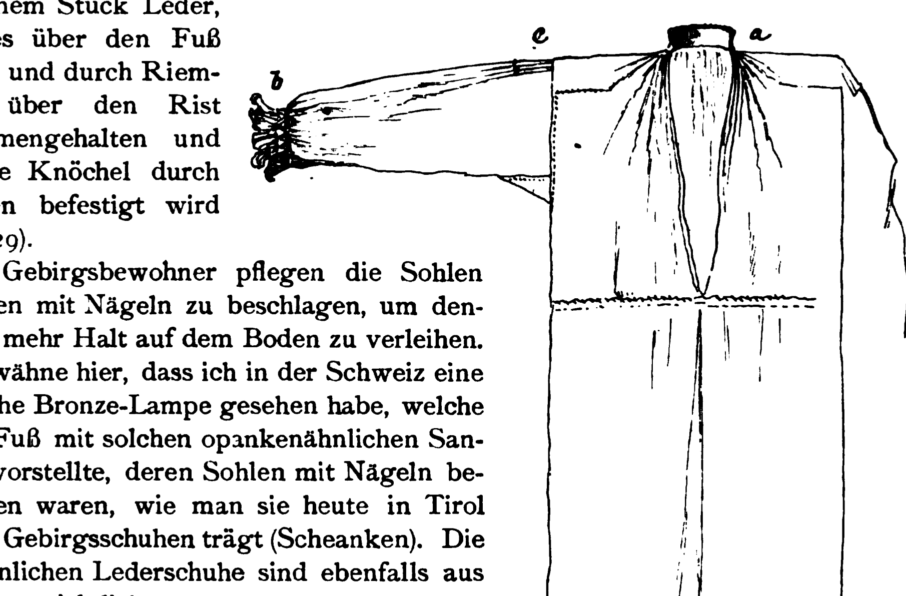


Fig. 21. Frauenhemd.

Gebirgsbewohner pflegen die Sohlen zuweilen mit Nägeln zu beschlagen, um denselben mehr Halt auf dem Boden zu verleihen. Ich erwähne hier, dass ich in der Schweiz eine römische Bronze-Lampe gesehen habe, welche einen Fuß mit solchen opankenähnlichen Sandalen vorstellte, deren Sohlen mit Nägeln beschlagen waren, wie man sie heute in Tirol an den Gebirgsschuhen trägt (Scheanken). Die gewöhnlichen Lederschuhe sind ebenfalls aus Fig. 29 ersichtlich.

Schmuck. Wenn es der Wohlstand erlaubt, trägt jeder Tschitsche Ohrringe (Fig. 30) u. zw. dieselben, welche die Frauen tragen, nur mit dem Unterschiede, dass ein oder mehrere Ringe an einem Ohre getragen werden und die Anhängsel wegbleiben. Das Tragen von Ohrgehängen ist bei Männern in ganz Istrien allgemein.

2. Das weibliche Kostüm:

Haartracht. Das Haar wird stets sehr einfach getragen, vorne gescheitelt und rückwärts ein Zopf aufgedreht. Öfters wird ein kleines

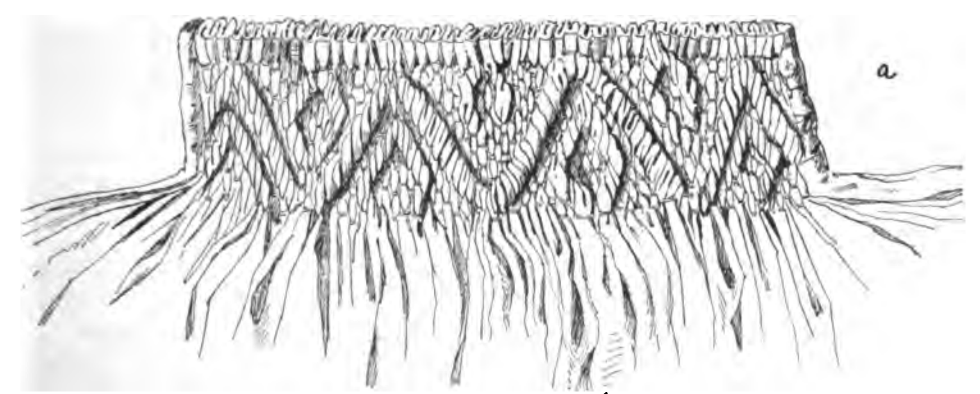


Fig. 22. Halskrause des Frauenhemds.

Zöpfchen über den Scheitel gebunden. Wenige Löckchen hängen zuweilen in die Stirne, manchmal einfache lange Strähne.

Das Kopftuch. Ein viereckiges weißes Tuch, wovon eine Ecke reich gestickt (Fig. 20), ist stets die einzige Bekleidung des Kopfes der Frauen in Montona.

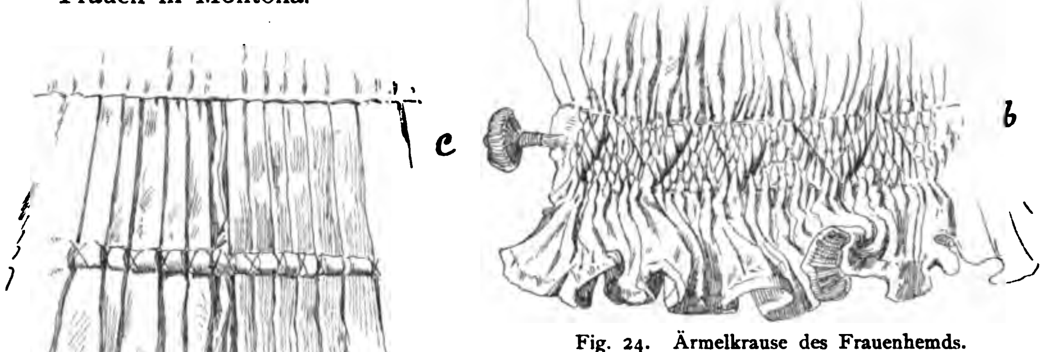


Fig. 23. Achselfalten des Frauenhemds.

Fig. 24. Ärmelkrause des Frauenhemds.

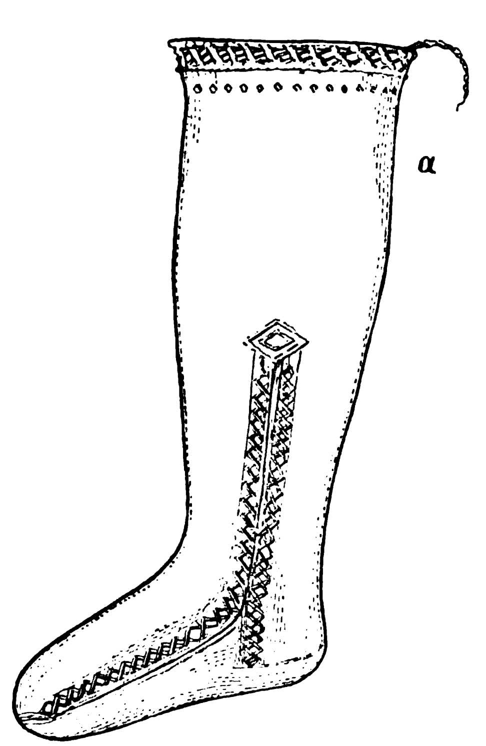


Fig. 25. Weiberstrumpf.

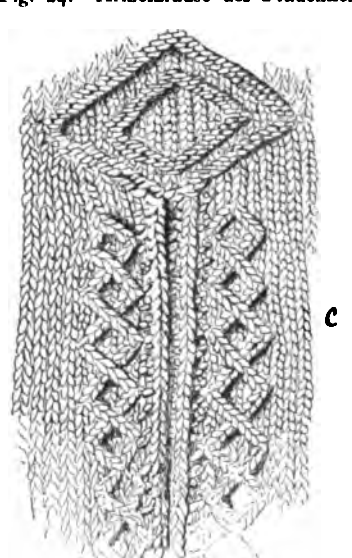


Fig. 26. Verzierung des Weiberstrumpfs.

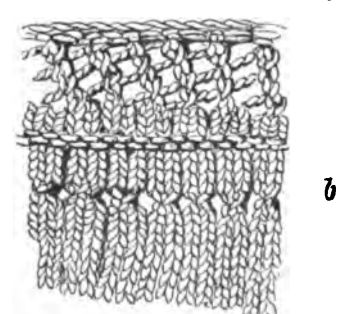


Fig. 27. Rand des Weiberstrumpfs.

Nur in manchen Gegenden, so in Promontore und Podgorje werden mit Vorliebe farbige Tücher getragen; diese sind aber bereits fremdes

Fabrikat. Die Art und Weise, diese Kopftücher zu tragen, ist sehr mannigfaltig, und fast in jedem Dorf findet man eine andere Nuance in der Art, wie es gelegt wird.

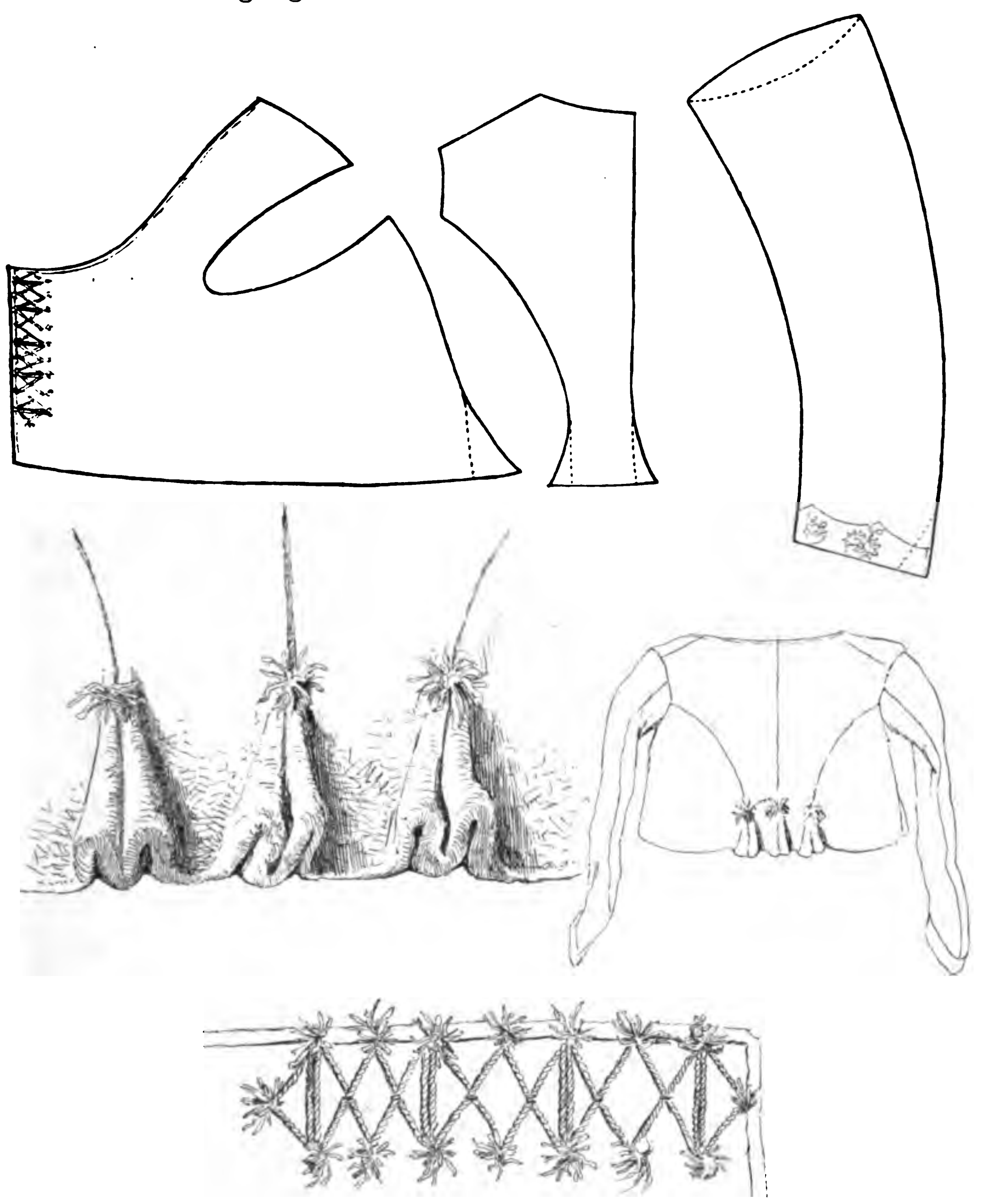


Fig. 28. Weiberjacke. (Schnitte, Rückenfalten, Rückansicht, Seidenstickerei der Vordertheile).

Das Hemd (Fig. 21). Das weibliche Hemd ist vorne stets nach Männerart offen, die Ärmel an den Enden eingezogen, so dass eine Art Manschetten entsteht. Dieses Einziehen der Hemdfalten wird zuweilen

in sehr kunstvoller Weise gemacht, so dass durch das Festhalten kleinere Falten-Ornamente entstehen und wie hier am Ärmel eine Art Krause (Fig. 21, 24 *b*) denselben abschliesst. Ganz eigenthümlich ist der Kragen (Fig. 21, 22 *a*), der durch viele kleine Falten etwa 4 Millimeter stark wird,



Fig. 29. Fußbekleidungen.

dafür aber sehr kurz (10 Centimeter), so dass er nur den Hals rückwärts deckt. Auch dieser ist ornamentiert. An der Achsel ist ein Theil (Fig. 21, 23 *c*) in Falten gelegt.

Der Strumpf. Zumeist sind die Strümpfe aus weißer grober Wolle gestrickt (Fig. 25), aber auch aus Baumwolle werden sie selbst verfertigt und oft sehr kunstvoll durch die Strickerei verziert (Fig. 26).

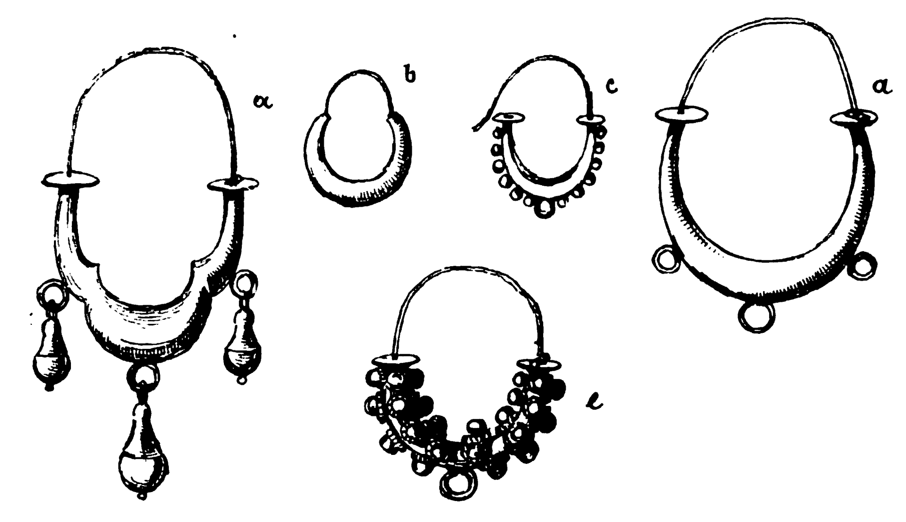


Fig. 30. Ohrringe.

Das Kleid. Das Gewand, welches die Tschitschin in Montona trägt, vereinigt stets Rock und Leib zu einem Kleidungsstück. Zuweilen ist dieses Kleidungsstück aus Wolle, häufig aber aus gedrucktem Kattun. Der Leib ist ärmellos und vorne viereckig ausgeschnitten wie die Weste des Mannes. Daran unmittelbar ist der Rock angenäht.

In manchen Gegenden, wo dieses Kleidungsstück aus brauner Wolle ist, sind Hängeärmel daran. In warmer Jahreszeit hängen diese

Ärmel frei herab oder sind rückwärts unter den Gürtel gebunden. Wie diese Ärmel aussehen, wenn sie gebraucht werden, sieht man an Fig. 32, wobei an der Achsel ein Stück frei bleibt und das Hemd hervorsehen lässt. Zuweilen wird ein leichtes Unterkleid unten getragen und das dicke wollene mit Hängeärmeln darüber.

Schürzen werden überall in Istrien getragen, sie sind immer farbig, zumeist aber dunkel, ohne Fransen oder Spitzen und von keiner auffallenden Form.

Die Jacke. In Montona trägt man kurze Jacken aus grobem, rohen Loden von brauner Wolle. Die Verzierung vorne ist aus rother Seide, jene der Ärmel aus bedrucktem Baumwollstoff. Eigenthümlich sind die drei Falten rückwärts (Fig. 28).

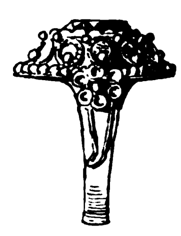


Fig. 31. Fingerring.



Fig. 32. Mädchen aus Podgorje.

Gürtel. Um die Taille wird ein etwa 5 Centimeter breiter, 2 Meter langer gurtenförmiger Gürtel getragen, der von blauer Farbe an beiden Enden in Fransen ausläuft.

Schuhe. Die Schuhe des Kostümes von Montona unterscheiden sich wenig von denen des Mannes; in anderen Gegenden tragen die Frauen Opanken oder wie jene aus Podgorje seitlich ausgeschnittene Schuhe (Fig. 29 links), welche vorne geschlossen werden. Der Lappen in der Mitte des Ristes wird unter diesen Verschluss durchgezogen und hängt vorne über; übrigens eine recht praktische und nachahmenswerte Form, die schon auf alten deutschen und niederländischen Bildern vorkommt.

Schmuck. In ganz Istrien und auch Dalmatien ist nur eine Form von Ohrgehängen üblich, nämlich die hufeisenförmige. Eigenthümlich ist



Fig. 33. Kostüm aus Nord-Istrien.



Fig. 34. Kostüm aus Medalino.

der Verschluss; an jedem Ende des Bogens ist ein rundes Plättchen, aus einem davon entspringt ein Draht, der in einem Bogen zum andern hinüberführt und viel länger ist als der Halbkreis, den er zu schließen hat. Das Ende des Drahtes wird in das Loch, welches das andere Plättchen hat, hineingeschoben.

Die Form der Ohrgehänge ist fast stets die gleiche, die Ornamentierung aber verschieden, Filigranarbeit und aufgesetzte Kügelchen bilden gewöhnlich die Dekorierung.

An sonstigen Schmucksachen ist mir nichts erwähnenswertes aufgefallen, verschiedene Filigranarbeiten aus Gold kommen wohl häufig vor, wie Herzen und Sterne auf der Brust zu tragen. Ich habe aber derartigen Schmuck im ganzen Adria-Gebiete begegnet, insbesondere in Korfu und auch in Griechenland, so dass er eigentlich mit dem Kostüme der Tschitschen nichts zu thun hat.

Ringe werden wohl getragen, sind zumeist aber fremdes Fabrikat, als dortiges Erzeugnis habe ich nur ein Exemplar, in Fig. 31 abgebildet, erworben. Es ist von Silber, vergoldet und trägt eine grüne Smaragd-Imitation aus Glas.

Eine Art Schmuck habe ich bei einem Mädchen aus Podgorje, Fig. 30, gesehen, von dem ich aber nicht weis, ob er zum Kostüme gehört oder vielleicht ein Abzeichen der Brautschaft ist. Es ist dies ein dünner Kranz von weißen Blumen, die den Eindruck von Edelweißblüthen machten.

Das Osterei in der Iglauer Sprachinsel.

Von Franz Paul Piger, Iglau.

Zwischen Böhmen und Mähren liegt ein Fleckchen deutscher Erde mitten im slawischen Lande, das des Volksthümlichen in Fülle aufweist. Ruhig und stetig bebauen unsere Landleute ihr hügeliges Gelände, halten mit dem slawischen Nachbar Frieden, wissen aber ihre Eigenthümlichkeiten zu bewahren. Die Hügel des böhmisch-mährischen Grenzgebirges bargen einst Silber in ihrem Schoße und zahlreiche Halden und Stollen geben noch Kunde von dem einstigen reichen Bergsegen. Dieser Bergsegen ist zwar längst versiegt, und die Stollen sind sämmtlich zusammengestürzt, ein schier edleres Metall aber gräbt heute aus der Seele dieses biederen Völkchens, der darin zu lesen versteht. Mehr als ein Jahrzehnt ist mir das Eindringen in die Sitten und Gebräuche unserer Landleute die Quelle reinsten Genusses und wissenschaftlicher Belehrung. Obgleich die gesammten Ostergebräuche einer Besprechung wert wären, will ich für dieses Mal bloß das Osterei und die Ostereisprüche behandeln.

Thatsache scheint es zu sein, dass das Osterei heidnischen Ursprunges ist; die Farben desselben, Roth und Gelb, sind die Farben der Sonne, und es ist daher wahrscheinlich, dass das Osterei einer Frühlings-



göttin, die man wohl Ostara zu benennen hat, geweiht war. Die Kirche trug diesem altheidnischen Gebrauche Rechnung, und sie weiht noch heute nebst dem Brote das Osterei. Das Ei ist wohl ein Bild der Fruchtbarkeit. Unsere Bauern wenigstens legen Eierschalen zur Osterzeit vor die Stallthür, damit die Kühe darauf treten, und glauben, dass diese dann fruchtbar seien. Der Hirt schreibt dem Osterei noch eine andere Kraft zu. Die Schalen der Eier, welche er am «krumpen» Mittwoch (Mittwoch in der Charwoche) gesammelt, verscharrt er auf seinem Weideplatze und erwartet, dass ihm dann kein Stück der Heerde verloren gehe.

Ostern lässt sich ohne das Osterei gar nicht denken, im Altnordischen hieß der Ostermonat geradezu die Ostereizeit.

Das Osterei ist die Gabe der Mädchen an die Burschen für fleißiges Tanzen während des Jahres. In der Nacht vom Ostersonntag auf den Ostermontag gehen diese von Haus zu Haus, klopfen an das Fenster, hinter dem sie ein junges Mädchen wissen und verlangen Eier. Die Eier werden dann am Montag Nachmittag gemeinsam von den Burschen und Mädchen gegessen, wozu erstere meist Bier beistellen. Selbstverständlich beschließt dies Eiermahl ein Tänzchen. Ein immer mehr absterbender Brauch ist der, dass der Bursche am Ostermontage mit einer geflochtenen Weidenruthe in bekannte Häuser geht und dort die Mädchen schlägt mit den Worten: «Schmeck' Ostern, schmeck' Ostern, gebt's rothe Eier, habt's keine rothe, gebt's weiße, habt's keine weiße, werden euch die Flöh' beiße.» Meist heischen nur mehr Knaben auf diese Weise Eier.

Sinniger und bedeutungsvoller ist aber das Ei, das an Einzelpersonen als Ostergabe geschenkt wird. Vor allem gibt die «Dirn» ihrem Burschen ein Osterei, aber auch Freundinnen beschenken einander damit, ja selbst der Bauer verschmäht es manchmal nicht, seinem jungen Weibe ein Ei färben zu lassen. Vor allem aber schickt man das Osterei an Personen, die in der Fremde weilen, auf dass sie auch dort der Heimat gedenken. Der Soldat in seiner Garnison, die Amme, wo sie auch ihres Amtes walten mag, die Dienstmagd in Wien oder Prag erhalten ihr Osterei.

Es gibt hier in einzelnen Dörfern Eiermaler, von denen mancher weit über tausend Eier zur Osterzeit malt und mit Sprüchen versieht. Leider scheint auch die Kunst des Eiermalens dem Verfalle entgegen zu gehen, jüngere Leute verfügen nicht mehr über die nöthige Geduld. Die Kunst des Eiermalens ist nicht so einfach, als es sich mancher vorstellen mag. Mit der Rinde des Apfelbaumes, die er im Wasser kochen lässt, färbt der Künstler zuerst das Ei gelb. Was gelb bleiben soll, das bedeckt er sodann mit einer feinen Wachsschichte und färbt dann das Ei roth, indem er es mit Zwiebelschalen im Wasser kochen lässt. Ist dies geschehen, so wischt er das Wachs wieder weg und hat nun ein gelbrothes Ei. Jetzt erst greift er zum Griffel, der gewöhnlich ein abgebrochenes Messer ist, und ritzt seine Kunstwerke ein, die auf dem gelben oder rothen Grunde in reiner Weiße schimmern. Nichts ist seiner Kunst unerreichbar, er malt Blumen, Thiere und Häuser, ja selbst Menschen mit

seinem einfachen Handwerkszeug und immer erkennt man, was er darstellen wollte. Das Wichtigste am Osterei sind aber die Sprüche. Alles, was beigegeben ist, soll nur diese deuten helfen, sei es nun ein Herz, ein Vergissmeinnicht, schnäbelnde Täubchen oder irgend ein sonstiger passender Gegenstand.

Von Blumen umrankt ist jedes Ei, sonst sieht man am öftesten das Herz. Es sprießt aus Blumen hervor, es wird von Tauben im Schnabel gehalten, es ruht auf einem Wägelchen und soll wohl dem Geliebten zugeführt werden.

Die Sprüche selbst sind selten mundartlich, denn die Mundart kann der Bauer schriftlich nicht zum Ausdrucke bringen; auch die Volkslieder sind ja zumeist hochdeutsch. Der Eiermaler erfindet auch nur zum geringsten Theile seine Sprüche; wo er irgendwo eines passenden Spruches habhaft wird, schreibt er sich ihn auf und bringt ihn dann beim Eiermalen zur Anwendung. Der Bedeutung des Spruches thut aber dies keinen Eintrag, denn er merkt sich nur das an, was ihm die Stimmung seiner Kundschaft auszudrücken scheint. Durch den Ostereispruch kommt daher die bäuerliche Denkweise besser zum Ausdruck als durch das Volkslied, ja besser noch als durch das Schnaderhüpfel. Das Volkslied kann sich der Stimmung des Einzelnen nicht anpassen und muss in der Form genommen werden, in der es überliefert ist. Das Schnaderhüpfel zeigt wohl, wo es noch, wie es bei uns der Fall ist, im Volke lebt, das Gefühl des Augenblickes, der Spruch aber fasst die Seelenstimmung zusammen, und leiht dem Gefühle des Einzelnen Ausdruck.

Im Spruche des Ostereies werden alle Töne des menschlichen Gefühles angestimmt, hochaufjauchzende Freude, tiefe Traurigkeit, schalkhafter Humor und rührende Zartheit. Die Reime freilich sind oft besser gemeint als gelungen, der Spruch ist aber stets aufrichtig gemeint, wenn er auch noch so scherzhaft klingen mag. Das Osterei wird daher auch in heimlicher Lade oft Jahrzehnte lang aufbewahrt, und wie sonst einer manchmal in alten Briefen stöbert, so mustert man im Bauernhause in müssigen Stunden die aufbewahrten Ostereier. Trübe und freudige Erinnerungen mögen da manchmal wieder wach werden, denn auch im Bauernhause erweckt die Vergänglichkeit alles Irdischen Wehmuth. Bei einzelnen Sprüchen mag manchem eine gewisse übertriebene Schwärmerei des Gefühles und des Ausdruckes auffallen, da diese dem Wesen des Bauern doch sonst fremd ist. In der Rede würde ein Mädchen derartige Ausdrücke wohl nicht gebrauchen, doch geschrieben, geschrieben von einem andern, überschickt es selbe unbedenklich, die Verantwortung dem Eiermaler überlassend. Von den vielen Sprüchen, die ich gesammelt habe, will ich einige dem geneigten Leser vorführen. Vielleicht sind sie geeignet, das Interesse an bäuerlicher Denk- und Anschauungsweise zu wecken und zu fördern, denn wir haben in Österreich noch einen Bauernstand, der es wert ist, dass man ihn kennen lernt, um sich an seinem einfachen Wesen zu stärken und zu erbauen.

Das Ei wird als Ostergabe dargebracht:

1. Nimm mit freundlich mildem Sinn
Diese kleine Gabe hin.

2. Aus lauter Lieb' und Treu'
Schenk' ich dir dies Osterei.

3. Das Ei ist ganz schön roth,
Ich liebe dich bis in den Tod,
Ich liebe dich aus lauter Lieb' und Treu',
Drum schenk ich dir dies Osterei.

4. Bin ich auch nicht persönlich da,
So ist doch meine Gabe da.

5. Nimm diese kleine Gabe,
Sie ist die schönste, die ich habe.

6. Zum Liebchen schickt man mich,
O wär' so glücklich ich.

7. Nimm hin dies Ei und denk dabei,
Dass es von deiner Geliebten sei.

8. Rosen und Vergissmeinnicht,
Das sind die schönsten Gaben,
Anna hat sie abgepflückt,
Franz soll sie haben.

9. Alles wünsch ich dir,
Rothe Eier schenk ich dir.

10. Weil ich dich am liebsten hab',
Schenk ich dir eine Ostergab'.

11. Was soll ich meinem Freunde geben,
Das seinem Herzen Freude macht?
Wie gern gäb' ich ihm mein ganzes Leben,
Ich hab's schon längst ihm zugedacht.

Das Osterei überbringt einen Glückwunsch oder Gruß:

12. Das beste Glück sei dir beschieden,
Wandle froh durchs Leben hin,
In deinem Herzen wohne Frieden,
Auch sei für mich ein Plätzchen drin.

13. So viel Knospen ein Rosenstock,
So viel Haare ein Ziegenbock,
So viel Flöh' ein Pudelhund,
So viel Jahre bleib gesund.

14. Auf allen deinen Wegen
Begleite dich des Himmels Segen;
Die dies dir gibt,
Dich innig liebt.

15. So süß sei dein Leben
Wie Zucker und Zibeben.

16. Mit Glück und Freud' umgeben
Verfließ dein schönes Leben.

17. Treu zu lieben,
Treu zu schreiben,
Treu zu hoffen,
Treu zu bleiben,
Treu im Herzen,
Treu im Sinn,
Schick ich dir 1000 Grüße hin.

18. Guten Morgen Herr Montag!
Was macht der Herr Dienstag?
Ist der Herr Mittwoch zu Haus?
Sag' dem Herrn Donnerstag,
Dass der Herr Freitag
Mit der Frau Samstag
Am Sonntag getanzt hat.[1])

19. Einen guten Morgen wünsch ich dir,
Ein Osterei geb' ich dir,
Hab ich dich in Zorn gebracht,
So hat es nur die Lieb' gemacht.

20. Auf deinem Wandeln in der Welt
Soll fehlen niemals dir das Geld.

21. Nichts störe deine Heiterkeit
Und in Erfüllung gehe, was dich freut.

22. Dein Leben sei ein Blumengarten,
Wo nichts als Freuden deiner warten.

23. Ungetrübter Frieden
Sei dir stets beschieden.

24. Flieg hin, du kleines Vögelein,
Grüß mir den Herzallerliebsten mein.

25. Ich wünsche dir den Himmel,
Einen Wagen mit vier Schimmel',
Ein Mädchen von 18 Jahren,
Kannst mit ihr spazieren fahren.

Das Mädchen verlangt nach Gegenliebe und Treue:

26. Willst du mein Liebster sein,
So schlage endlich ein.

27. Dies Ei ist rosenroth,
Du sollst mich lieben bis in den Tod.

28. Das Wort hier in der Mitt'
Bedeutet, um was ich dich bitt'.[2])

29. Flöh' und Wanzen
Sollen dich kuranzen,
Wenn du vergisst,
Wer deine treue Freundin ist.

30. Vergiss nicht in der Ferne,
Die deiner nie vergaß,

---

[1]) Diese Zeilen bringen dem Geliebten den Tanz am Sonntag in Erinnerung.

[2]) Auf dem Ei ist ein Herz abgebildet und auf diesem steht das Wort «Liebe».

Mit der du so gerne
Auf einer Schulbank saß'st.

31. Ich bitte dich, liebe mich;
Liebst du mich, so lieb' ich dich —
Hoppsaha Gedankenstrich.

32. Der Teufel soll dich holen
Mit Säbel und Pistolen,
Wenn du vergisst,
Wer deine Freundin ist.

33. Im Osten geht die Sonne auf,
Im Westen geht sie unter,
Wenn du deine Freundinnen zählst,
So zähle mich darunter.

34. Wenn ich einmal schlafen werde
Sanft und ruhig in der Erde,
So denk an dieses Blatt
Und die es geschrieben hat.

35. Zwei Worte nur für dich:
Sei glücklich, liebe mich.

36. Sage mir mit off'nem Sinn,
Ob ich dir noch theuer bin?

37. Trennen uns auch ferne Orte,
So behalte mich doch lieb;
Meine Hand einst diese Worte
Zum Beweis der Freundschaft schrieb.

38. Männerliebe ist ein Taubenhaus,
Die eine fliegt hinein, die andere fliegt hinaus.

39. Liebster, mach mir keinen Kummer,
Wenn du auch der Schönste bist.

40. Unsere Liebe soll brennen,
Wie die Iglauer Laternen.

41. In Iglau auf dem festen Lande,
Da fieng unsere Liebe an,
Ewig, ewig soll sie dauern,
Bis ich nicht mehr athmen kann.

42. Die Rose riecht,
Die Dorne sticht,
Die Liebe spricht:
Vergiss mein nicht!

43. In meinem Schlafkämmerlein,
Da liegt ein breiter Stein;
Auf diesem steht geschrieben:
Du sollst mich ewig lieben.

44. Lieber Anton, holder Engel,
Marzipan und Zuckerstengel,
Nur mit diesen süßen Brocken
Will ich dich zur Liebe locken.

45. Zwei Herzen, die sich lieben,
Soll eins das and're nicht betrüben.

46. Auf diesem Ei steht geschrieben,
Dass du mich sollst aufrichtig lieben;
Denn wer recht treu von Herzen liebt,
Der macht kein gutes Herz betrübt.

47. Darf ich sicher auf dich bauen,
Deiner Liebe stets vertrauen?

48. Unter einer Rosenstauden
Wollen wir uns're Wohnung bauen;
Uns're Wohnung ist gebaut,
Aber wir noch nicht getraut.

Am häufigsten thut die Aufschrift des Ostereies Liebe kund:

49. Du sanftes, treues Blut,
Ich bin dir so herzlich gut.

50. So lang ich lebe, lieb' ich dich,
Und wenn ich einst stirb, bet' für mich.

51. An deiner Seite nur allein
Kann ich froh und glücklich sein.

52. In diesen Blumen steht geschrieben:
Dich will ich ewig lieben.

53. Ob ich dich liebe? Frage dein Herz;
Es gibt dir Antwort: Ja mein g'hört's.

54. Deine liebe Gestalt
Lächelt mir in Flur und Wald.

55. Du hast mir stets von allen
Aus Herzensgrund gefallen.

56. Ob ich dich liebe? Frage dies Ei,
Das ich dir sende mit Liebe und Treu'.

57. Unter einer Rosenstauden
Wollen wir uns're Wohnung bauen,
Da hat niemand Platz
Als ich und du, mein theurer Schatz.

58. Wenn auf diesen Zeilen
Sinnend deine Blicke weilen,
Dann wisse, die dies schrieb,
Hat dich von Herzen lieb.

59. Ich bin nicht Goethe, bin nicht Schiller,
Dicht' auch nicht wie Gustav Müller;
Ich schreib nur einfach hin:
Dass ich deine Freundin bin.[1])

60. Ehe der Hahn ist erwacht,
Hab' ich schon längst an dich gedacht.

61. Als ich einst Rosen brach
Und mich in Finger stach,
Hab' ich mit Blut geschrieben:
Ich werde dich ewig lieben.

62. Mein Herz und dein Herz,
Das brennt ja wie in Flammen;
Mach' auf dein Herz, ich schließ' meins ein,
Dann ist die Lieb' beisammen.

63. Für dein ganzes Leben
Bin ich dir ergeben.

---

[1]) Wer unter Gustav Müller zu verstehen sei, konnte ich nirgends erfahren.

64. Wie sollt' ich dich nicht lieben müssen,
Du bist wahrhaftig schön zum Küssen.

65. Als die Morgensonne lacht',
Hab' ich schon an dich gedacht.

66. Die Rose ist roth,
Ich liebe dich bis in den Tod.

67. O mein Schatz, glaub mir sicherlich,
Mein Herz schlägt nur für dich.

68. Viel 1000 Herzen gibt es auf der Welt,
Doch es ist nur eines, das mir gefällt.

69. Ich liebe dich aus Herzensgrund
Als wie der Ochs das Heugebund.

70. In meinem Herzen hat niemand Platz
Als Gott allein und du mein Schatz.

71. Mein Herz ist klein,
Kann niemand hinein
Als du mein Schatz
Und Gott allein.

72. Wo meine Augen hin nur strahlen,
Dort ist dein Bild mir vorgemalen.

73. O Theurer, nur bei dir
Lacht süße Freude mir.

74. Willst du mich lieben und mir treu bleiben,
Dann will ich dir mein Herz verschreiben.

75. Stelle dich so grausam als du willst,
Ich liebe dich dennoch, mein Engelsbild.

76. Wenn du glaubst, ich lieb dich nicht,
Ich treib' mit dir nur Scherz,
So zünde ein Laternchen an
Und schaue mir ins Herz.

77. Schönster Schatz, du weißt es wohl,
Dass ich dich nicht lieben soll;
Doch weil es die Leute verdreißt,
Drum liebe ich dich mit Fleiß.

78. So geht der Berg hinauf,
So geht der Berg hinunter,
Und wenn du mein treuer Freund bist,
So schreib ich mich darunter.[1])

79. Mein Schatz ist ein Soldat, ein Hulan;
Er ist in Ungarn, ich thu' um ihn wan.

80. Mein Schatz ist ein Soldat,
Der an Sabel hat,
Er ist Infanterist,
Der in Czaslau und nicht bei mir ist.

81. Bei mir ist stets der Brauch,
Dass, wer mich liebt, den lieb' ich auch.

82. Christus ist erstanden,
Ich liebe dich und keinen andern.
So wahr, dass er erstanden ist,
So wahr du mein Geliebter bist.

83. Johann, wenn du mich willst lieben,
Musst du den Hut auf die Seite schieben,
Die Haare müssen geschneckelt sein,
Dann gehörst du mein.

84. Mein Herz liegt wie in grüner Au
Mein Schatz ist in Iglau,
Hauet Fleisch, macht seinen Diener gern,
Einen solchen Fleischer hab' ich gern.

85. Dein gedenk ich nah' und fern,
Du bist meines Lebens Stern.

86. Hör' ich die Vöglein singen
Morgens in aller Fruh,
Werden sie mir einen Gruß mitbringen;
Gibt mir mein Herz keine Ruh'.

87. Mein Herz ist treu,
Liegt a Schlüssel dabei,
Und a anziger Bua
Hat den Schlüssel dazua.

88. Ein Körbchen voll Blumen
Ein Täubchen dazu,
Die schönste der Mädchen
Sophie bist du.

89. Du bist so schön, so hold, so süß,
Als wie ein Engel im Paradies.

90. Ich kenne eine Rose,
Die ruft mir Freundschaft zu,
Und diese holde Rose,
Geliebte, bist du.

91. Mein ganzes Glück kann ich mir saugen
Aus deinen wunderschönen Augen,
Selbst in der weit'sten Ferne
Leuchten mir die Augensterne.[2])

Nichts kommt der Liebe an Dauer und Stärke gleich:

92. Felsenstein und Eisen bricht,
Aber uns're Liebe nicht.

93. Die Rosen verwelken,
Die Blätter fallen ab,
Uns're Liebe bleibt beständig
Bis in das kühle Grab.

94. Niemand kann uns von einander scheiden,
Bis die zwei Vöglein das Herz zerschneiden.[3])

95. Dornen stechen, Nesseln brennen,
Aber uns're Liebe nicht zertrennen.

96. Es welken Nelken und Rosen dahin,
Doch uns're Liebe wird stets blüh'n.

---

[1]) Der Berg ist abgebildet und die zwei ersten Zeilen darüber geschrieben, hinauf und hinunter.

[2]) Die Worte «Augen» und «Augensterne» vertreten Abbildungen.

[3]) Zwei Tauben, die einander gegenüber stehen, halten ein Herz in ihren Schnäbeln.

97. Das Ei zerbricht,
Die Liebe nicht.

98. Deine Liebe soll so sein
Wie die Festung Karlstein.

99. Wenn Teufel beten, Engel fluchen,
Wenn Katz' und Mäuse sich besuchen,
Wenn alle Buben brav und rein,
Dann hör' ich auf deine Lieb zu sein.

100. Bis die Könige Kartoffel pflanzen,
Die Schweine lernen tanzen,
Bis Zwerge groß und Riesen klein,
Dann hör' ich auf dein Lieb zu sein.

101. Fern sei von dir der Neid
Und jede Traurigkeit,
Wenn uns auch das Glück verlässt,
Uns're Liebe hält doch fest.

102. Wenn die Sterne fallen
Und die Erd' zerbricht,
Alles kann zerfallen,
Nur uns're Liebe nicht.

103. Wohin es sei, ich folge dir,
Denn du bist ewig treue mir.

104. Das Feuer brennt so sehr,
Uns're Liebe noch viel mehr;
Das Feuer kann man löschen,
Die Liebe nicht vergessen.

105. Kommst du einst zu meinem Grabe,
Wo ich meine Ruh'statt habe,
So schreib an des Grabes Rand:
Das Mädchen hab' ich auch gekannt.

Die Liebe ist das Herrlichste auf der Welt:

106. Wer ist so glücklich als wie ich,
Denn mein Johann liebet mich.

107. Sei mir nah' oder fern,
Überall bist du mein Stern.

108. Keine Rosen, keine Nelken
Blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Herzen
Bei einander thun steh'n.

109. Brennt am Himmel kaum die Sonne,
Gedenk' ich deiner schon mit Wonne.

110. Ich habe nichts und küsse gern,
Ein Kuss schmeckt ja wie Mandelkern.

111. Wie hübsch ist das Leben,
Das die Liebe uns kann geben.

112. Die Liebe gibt Freude,
Die Tugend gibt Ruh,
Drum wähle sie beide,
Und glücklich bist du.

113. Zufriedenheit und Seligkeit
Finde ich an deiner Seit'.

114. Marzipan und Zuckerlein —
Mein Schatz ist wie ein Engelein.

115. So rein das Glas, so rein der Wein
Soll uns're Liebe sein.

116. Allezeit ein reines Herz
Ist verschont von bitt'rem Schmerz.

117. Keine Rose im Garten kann schöner blüh'n,
Als wenn zwei treu einander sich lieb'n.

Lieben, ohne zu genießen, ist eitel Pein oder Thorheit:

118. Lieben und nicht beisammen sein
Ist für uns die ärgste Pein.

119. Lieben und nicht haben
Ist härter als Steine graben,
Viel lieber will ich graben Stein,
Als die Liebe lassen sein.

120. Jagen und nicht schießen,
Lieben und nicht genießen
Das mag selbst den Teufel in der Hölle verdrießen.

121. Lieben und nicht geliebt zu werden
Ist der größte Schmerz auf Erden.

122. Wer Äpfel schält und sie nicht isst,
Beim Mädchen sitzt und sie nicht küsst,
Beim Bier und Wein und schenkt nicht ein,
Der muss ein rechter Tölpel sein.

Das Mädchen mahnt zur Besonnenheit:

123. Schränke deine Wünsche ein,
Willst du anders glücklich sein.

124. Liebster Schatz, ich lass dich schön grüßen,
Ich lass' mich nicht betrügen,
Sonst muss ich rumpeln mit der Wiegen.

125. Mit Vorsicht musst du Rosen brechen,
Denn sie haben Dornen, und die stechen.

126. Pflücke eine Rose;
Gib acht, dass sie nicht sticht;
Du liebst ein armes Mädchen,
Verachte sie nicht.

Das Osterei ladet zum Stelldichein:

127. In der Still und in der G'heim
Da wollen wir beisammen sein.

128. Hinten in dem Garten,
Da werden wir uns warten,

Da werden wir uns küssen,
Niemand darf es wissen.

129. In unserem Garten dort stehen drei Linden,
Dort werden wir uns finden,
Dort werden wir uns küssen,
Niemand soll es wissen.

130. Unter Eichen, unter Linden
Wirst du einen Zettel finden,
Darin wird stehen,
Wo du mich wirst sehen.

Manchmal vermeldet das Ei auch Scheidung und Absage:

131. Bei den drei Bäumen
Dort werden wir scheiden,
Scheiden auf immer,
Wir sehen uns nimmer.

132. Ach, wenn wir auseinander gehen,
Denken wir ans Wiedersehen.

133. Zwei schöne Turteltäubchen
Sitzen auf einem Ast,
Und wenn zwei Verliebte scheiden,
Verwelket Laub und Gras.

134. Drei Rosen im Garten
Drei Enten im See,
Die Liebe muss warten,
Ach, Scheiden thut weh.

135. Wegen meiner, wegen deiner
Geht die Welt nicht zu Grund,
Schau dir um ein and'res Mädchen,
Adje und bleib gesund.

Einige Sprüche preisen die Freundschaft, die freilich oft nur ein verschämter Ausdruck der Liebe sein mag:

136. Die Freundschaft währt ewig,
Die Liebe vergeht;
Drum wähle die Freundschaft,
Die ewig besteht.

137. Fern sei von dir der Neid
Und jede Traurigkeit,
Wenn uns auch die Lieb' verlässt,
Unsere Freundschaft hält doch fest.

138. Eile Täubchen mit dem Schreiben
Zu der Freundin, wo sie ist,
Sage: ich will ihre Freundin bleiben,
Bis der Tod mein Auge bricht.

139. Freundschaft ist ein fester Stab,
Stützt uns bis zum dunkeln Grab.

Wieder nur wenige Sprüche verlangen geradezu die Ehe oder drücken ihre Zufriedenheit mit ihr aus:

140. Geliebter, bis drei Jahre verschwinden,
Dann soll uns der Herr Pfarrer beim Altare verbinden.

141. Reich du dafür mir Herz und Hand
Zum ewig treuen Ehestand.

142. Liebst du mich so wie ich dich,
Glaube mir, du heirat'st mich.

143. Ich bin dein, du bist mein,
Alle Tag' kann Hochzeit sein.

144. Schaff dir eine Wiege ein,
Dieses Jahr kommt Segen drein.

145. Ich habe dich zum Zeitvertreib,
Du mein allerliebstes Weib.

146. Ehre, Treu' und Redlichkeit,
Ein weiches Bett, ein junges Weib,
Zwei schöne Kinder und viel Geld,
Wer dies hat und es behält,
Das ist das Schönste auf der Welt.

Auch fromme Sprüche, die sich zumeist auf das Osterfest beziehen, findet man, wenn auch nur selten:

147. Christus liegt im Grabe
Bis an den dritten Tage
Verwund't an Händ' und Füßen,
O Sünder, du sollst büßen.

148. Weil ich beginn anheut
Die fröhliche Osterzeit,
Will ich Alleluja singen
Und ein Osterei mitbringen.

149. Unter Rosen und Narzissen
Fließe still dein Leben hin,
Jesus sei dein Ruhekissen,
Maria deine Trösterin.

II. Kleine Mittheilungen.

„Gfatter-Bitten."

Von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Die schöne Sitte des «Gfatterbitten» verschwindet immer mehr und mehr. In einzelnen Dörfern des Marchfeldes und des Waldviertels in Niederösterreich hält man noch daran fest. Jetzt bringt der Bauer den «Gefattersleuten» die Bitte, den neugebornen Sprössling aus der Taufe zu heben, meist mündlich vor. Früher schrieb man Briefe. Diese sind culturhistorisch interessant, insoferne sie den lebendigen und innigen Glauben im Sinne des katholischen Katechismus bekunden, den unser Volk in das Sacrament der Taufe setzt. Zudem muss man wissen, dass es unser Volk im Gegensatze zu den Städtern als unverzeihlichen Leichtsinn betrachtet, wenn die Taufe mehr als zwei Tage nach der Geburt des Kindes hinausgeschoben wird. In sprachlicher Hinsicht erscheinen diese Bittbriefe nach ein und derselben Schablone geschrieben und sie erinnern insofern an die mittelalterlichen Segen (vgl. Müllenhoff, Alterthumskunde). Wir theilen hier zwei charakteristische Gfatter-Bitten aus dem Beginne unseres Jahrhunderts mit. Beide sind in der Marchfeldmundart geschrieben.

†

Gegrüsset sey der Herr und seine süsse Mutter Marie!

Das Wort, so Fleisch worden und in uns wohnet, gebohren aus Maria der Jungfrauwen wollt uns segnen durch das Ingeweid seiner Barmherzigkeit und hat mein Ehegesponsin mit ein Mägdlein itzo niederkommen lassen. So geht sonderlich mein flehent Angesuch an mein Herrn Gfader und Frau Gfaderin selbes annoch aus dem heilgen Taufbrun zu heben, auf das es geheiligt und in Christo Jeso gereinigt werd von seiner Schuldenlast. So bittet ganz dinstfahrig Herrn Gfader und Frau Gfaderin:

Caspar Wolfgrüber,
Bäckermeister, allhier.

Stillfrend 8. Hornung, ‾03.
[1803]

Gelobt sey Jesus Christus.

Herr gefatter, und Frau gefatterin, ich kann nicht unterlassen mit meinen wenigen parr zeillen zu Begrüßen, weillen Gott der allerhöchste meine Liebe Ehen weib, ihren bis hero getrogenen Leibs Bürde glückhlich entbunden und uns mit einen Jungen Söhnlein erfreuet, weillen solches Nemblich, das Neugebohren Kindlein in der Erbsinde empfangen so ergehet mein fuß fallendes bitten an meinen Herrn gefattern und Frau gefattrin, uns die Christliche lieb zu erzeigen, und das Neugebohren kint, zum Heiligen Sacrament der Tauf zu übtragen, und altorden von der Erbsünde gereiniget, und in das Buch der Lebendigen möchte eingeschrieben werden.

Als

Gelanget mein ganz unterthäniges bitten an
meinen Herrn gefattern und Frau gefattrin
Tienst willigster
Thomas Stumer.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Národopisný sborník okresu Hořického (Volkskundlicher Sammelband des Hořitzer Bezirkes). V Hořicích 1895. Lex.-8⁰. 2 Hefte u. 423 S.

Das Verdienst dieser ungemein fleißigen und reichhaltigen Sammlung gebürt dem Director der Hořitzer Fachschule Wilhelm Dokoupil, der zur Mitarbeiterschaft eine große Anzahl von Schriftstellern und Künstlern gewonnen hat. Voraus gehen eine Topographie des Bezirkes von Anton Řehák, wozu am Schlusse des Bandes ein Kärtchen, eine geologische Skizze von Čeněk

Šandera mit zahlreichen geologischen Aufnahmen und Durchschnitten, und ein Abschnitt über Witterungskunde, Fauna und Flora von Wenzel Petr. Sodann folgen die eigentlich volkskundlichen Aufsätze, die wohl alles erschöpfen, was man in dieser Richtung erwarten und verlangen kann: Ergebnisse statistischer Erhebungen über Physis und Psyche der Schuljugend (Wenzel Pažsurek) und ebenso der Erwachsenen (Franz Vondráček); Eigenart des Dialekts, der Wortformen, der Ausdrucksweise (Jos. Pažourek); Volksglaube bezüglich gewisser Thiere und Pflanzen, ihrer Bedeutung, ihrer Heilkräfte, Thier- und Pflanzennamen (Fr. Novotný); Sagen, abergläubische Meinungen, die sich an gewisse Tage im Jahre knüpfen, Trachten (Franz Pokorný); Sprichwörter und Spruchreden, abergläubische Meinungen und Gewohnheiten (Boh. Jahelka); Kindersprüche, Kinderräthsel, Kinderscherze, Wiegenlieder (Peter Vostalek); religiöse Sitten und Gebräuche (B. Hak); Witterungs-Kalender im Volksglauben (Kalendař pranostyk von Johann Freitag); «Von was sich unsere Vorältern genährt haben» (Věrceslava Lužická); Gehöfte und Wohnhäuser mit Grundrissen und Ansichten des Äußern und der Innenräume (Wenzel Weinzettel); Landwirtschaft (Jos. Krubner), Obstzucht (Karl Tlamich); Bienenzucht und Fischerei (Joh. Freitag); Schulwesen (Alois Valenta), Gewerbeschule (Dokoupil); Liebhabertheater (Wenzel Crha); Lieder und Tanzweisen mit musikalischen Beigaben (Alois Rublič); Nationaltänze (P. Jos. Hynek). M. Hernitzek widmet einen eigenen Abschnitt den im Bezirke vorfindigen Steinkreuzen, die man in mährischen Gegenden als Cyrill-Kreuze zu bezeichnen pflegt, mit zahlreichen Abbildungen. Eine sehr dankenswerte Übersicht ist von Anton Rubl «hervorragenden Persönlichkeiten des Bezirkes» gewidmet, und ganz eigenartig behandelt sind die «Gewohnheiten und Gebräuche im Familienleben» von Franz Pokorný, weil der Schriftsteller, anstatt sie in einer für die nichtfachmännischen Leser etwas ermüdenden Weise akademisch aufzuzählen und zu beschreiben, sie in eine Liebesgeschichte verwebt, die mit der ersten Bekanntschaft beginnt und mit dem Begräbnis schließt (S. 154—173). Aus den «Erinnerungen eines böhmischen Musikanten» von Jos. Bous lernen wir S. 409—411 von dem Wanderleben dieser zigeunernden «Bierfiedler — šumaři», die mit ihren Fiedeln und Liedern oft bis nach Sibirien kommen, leider nur zu wenig kennen. Al. Porges behandelt das volksthümliche Stickerei-Ornament mit sehr zahlreichen Abbildungen; auch die Kopfleisten und Schluss-Vignetten der einzelnen Abschnitte des Buches sind fast durchwegs Motiven aus der Hořitzer Haus-Industrie entnommen. — Das Buch ist reichlich illustriert; außer den schon erwähnten Abbildungen mit Ortsansichten und landschaftlichen, architektonischen und sculpturellen Einzelnheiten, Porträts, Trachtenbildern und Personentypen etc.

Wien. Helfert.

Sprechsaal.

Antworten.

Geldanspucken. Herr stud. med. A. T., Wien: Als ich einst in der Nähe von Brixen im Eisackthale auf der Landstraße einer alten «walischen» Bettlerin ein Geldstück gab, bemerkte ich, dass sie dasselbe anspuckte; auf mein staunendes Befragen wurde ich aufgeklärt, dass es nur so Glück bringen könne. (Vielleicht hat sie es übrigens nicht angespuckt, sondern geküsst; vgl. Baron von Doblhoff's Notiz in Nr. 8/9, S. 288.) Gleichzeitig erinnere ich mich an eine ähnliche Sitte, die ich durch unsere Köchin, eine Böhmin kennen lernte; als derselben einst eine Schüssel mit einem schön garnierten Fisch aus den Händen fiel, fieng sie furchtbar zu jammern an: «No ja, jetzt erinnere ich mich, ich hab heut vergessen, vor dem Strohwagen, dem ich begegnete, als ich den Fisch eingekauft hatte, zweimal auszuspucken, und so musste heute noch ein Unglück über mich kommen!»

Schluss der Redaction: 20. Januar 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Zwei Kachelöfen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Bludenz.

Von Prof. Josef Wichner, Krems a. D.

Das Haus Nr. 64 in der Hauptstraße des Vorarlbergischen Städtchens Bludenz, das jedenfalls einige Jahrhunderte alt ist und mit seinem massigen Mauerwerke einst einen Theil der Befestigung bildete und mit seinem Strebewerke ein Stadtthor stützte, hat zum Theile bereits einem Neubau weichen müssen, und binnen kurzem dürfte ihm dasselbe Geschick beschieden sein, das in unserer Zeit die alten Häuser und die engen Gassen der Großstadt bedroht.

Auch gedenkt der gegenwärtige Besitzer, Herr Andreas Bohle, das höchst kunstvoll geschnitzte Zirbelholzgetäfel dreier Zimmer sammt dem stilgerechten Hausrathe, was von Kennern, wie z. B. H. Conservator Baurath Deininger in Innsbruck auf 10.000 fl. geschätzt wird, zu veräußern, und da mag vielleicht bei der geringen Kauflust des Inlandes wieder ein schönes Stück ums andere ins Ausland wandern.

Daher dürfte es angezeigt sein, österreichische Liebhaber an dieser Stelle auf die meisterhaft durchgeführten Schnitzarbeiten aufmerksam zu machen, auf dass Täfelung und Hausrath in würdige Hände komme; besonders aber möchte ich an dieser Stelle zwei Kachelöfen mit auffallend reichem Bilderschmucke und zahlreichen Sprüchen beschreiben, die beim bald nothwendigen Umbau des Hauses zu Schaden kommen oder gar in die Rumpelkammer verwiesen werden dürften, obschon sie wahrlich ein besseres Schicksal verdienten.

Getäfel, Hausrath und Öfen stammen zumeist aus dem Besitze des im Jahre 1778 verstorbenen Johann Jakob Zengerle, «gewester Secklermeister der Stadt Bludenz», wie ein alter Grabstein im aufgelassenen Friedhofe besagt, der auch das Familienwappen der Zengerle (eine Zange, zwei Tannen und zwei aufsteigende Hirsche) aufweist.

Ein Sohn des genannten, nämlich «der woledelgeborene Herr Martin Josef Sebastian Zengerle, gewesener kais. königl. Salzsäckler, Mitglied des Rathes, städt.-ständischer Deputierter der löbl. Stadt Bludenz, geb. 1744, gest. 1818», habe sich, wie alte Leute zu erzählen wissen, bei Gelegenheit der französisch-bayerischen Invasion einer unvorsichtigen Äußerung halber lange Zeit verborgen halten und flüchten müssen, und in der That lässt sich das Getäfel der oberen Stube an einer Stelle verschieben und bietet die fast 5 Fuß dicke, ausgehöhlte und mit Luftloch versehene Mauer in gefahrvollen Zeiten ein sicheres Versteck.[1])

Die beiden Öfen nun haben die Gestalt der allbekannten großen Backöfen mit rechteckigem Grundrisse und quadratischem Aufsatze; doch wurde der Aufsatz des einen, der in der sogenannten Wohn- und Gesinde-

[1]) Vgl. meine Erzählung «Dem Volke die Ehre» in Roseggers Heimgarten 1896.

stube steht, später entfernt und dieser Ofen durch wenig achtsame Dienstboten vielfach beschädigt, während der Ofen in der guten Stube des zweiten Stockwerkes vorzüglich erhalten ist. Nur der Sandsteinsockel musste vor nicht langer Zeit erneut werden.

Beide Öfen sind blau auf weiß glasiert. Jede der zahlreichen Kacheln weist einfachen Bilderschmuck von nicht ungeschickter Hand im allegorisierenden Geschmacke der Zeit und einen Spruch . . . meist zwei gereimte Verse auf. Sämmtliche Sprüche weisen auf einen Dichter aus dem Volke, dem es an Lebenserfahrung und selbst etwas classischer Bildung keineswegs mangelte, der ein offenes Auge für alle Erscheinungen hatte und mit herzinniger Frömmigkeit alle Tugenden einte, die den Menschen zieren. So waren die Öfen den jeweiligen Besitzern und ihren Familien eine Schule der Lebensweisheit und den Kindern ein «wohlig warmes» Bilderbuch, aus dem sich vieles lernen ließ, wie ich mich denn auch überzeugte, dass die jetzigen Eigenthümer die meisten Sprüche auswendig wissen und sie bei schicklicher Gelegenheit stets im Munde führen.

Die Tradition, der in Sprache und Form etwas unbeholfene Dichter sei ein Kapuzinermönch gewesen, hat vieles für sich; denn diese Männer, die aus dem Volke stammen und mitten im Volke wirken, kennen der Welt Lauf und verfügen nicht nur über die oben erwähnten Eigenschaften, sondern auch zumeist über einen Humor, der in diesen Ofensprüchen wiederholt erfreulich zum Durchbruche kommt, und der in den Sprüchen sich offenbarende Predigerton verweist auf die nämliche Quelle.

Ich habe im Sommer 1895 einen Theil des Getäfels, den besser erhaltenen Ofen und zwei einzelne Kacheln photographiert, sowie eine diplomatische Abschrift der Sprüche besorgt und lasse selbe, soweit sie lesbar sind, hier folgen. Im Cursivdrucke und in Klammern deute ich an, wie die Sprüche jeweils bildlich erläutert werden.

A. Der Ofen in der Wohnstube.

1. *(Ein Maler sitzt an der Staffelei.)*
   Des Pinsels zarte Züge
   ziechen der Wahrheit und der Lüge.

2. *(Moses mit dem Stabe bei der Schlange am Kreuze.)*
   Fort du schwere seuche,
   durch disen Anblick weiche.

3. *(Eine Taube, vom Habicht verfolgt, fliegt in einen festen Thurm.)*
   Dises kerkers engen sitzt
   von des raubers klauen schitzt.

4. *(Wirtsstube, Gast am Tische, Kellnerin bringt einen Trunk.)*
   Auf einen guten Schmauß
   Trink noch die Flasche aus.

5. *(Ein Engel, in den Lüften schwebend, bläst die Tuba.)*
   Ach schaff uns doch Ruh
   und ruff uns frieden zu.

6. *(Ein Mann steigt ins geöffnete Grab.)*
   Der seinen Sinn nicht zäunen mag,
   der gräbt sich würklich selbst das grab.

7. *(Ein Reiter lässt sein Pferd beschlagen.)*
   Um den Riter sicher z' tragen,
   mus der schmid den Gaul beschlagen.

8. *(Drei Männer auf dem sich drehenden Glücksrad; oben ein König mit Krone und Reichsapfel.)*
   Bald bin ich dir bald jenem wohlgewogen,
   Heut bist du oben an, und Morgen schon betrogen.

9. *(Ein Schiff im beweglen Meere steuert dem Hafen zu.)*
   Ruhe alldort
   an dem Port.

10. *(Ein Nachtwächter in der Gasse einer Stadt.)*
    Bey der Nacht
    Halt ich Wacht.

11. *(Ein Mann dreht ein Rad.)*
Wo nicht schmutz und schmür abgeth,
sich ein Rad vill leichter dreht.

12. *(Ein Palmbaum.)*
So wie der Palmbaum aus der Frucht
Kennt man die Jugend aus der Zucht.

13. *(Ein Wucherer vor einem Hause.)*
Wer nur betrug und wucher sucht,
der ist von Gott zum Feur verflucht.

14. *(Der Wind bläst ins Schilf.)*
Wie jeder wind das Rohr hinbeugt,
So schwach der Mensch sich zu allem zeigt.

15. *(Apfelbaum des Paradieses mit der Schlange.)*
Durch den einzigen Apfel bis
Jeder Mensch verlezet ist.

16. *(Ein Adler fliegt gegen die Sonne.)*
Seine Wonne
ist die sonne.

17. *(Drei Männer, auf dem Boden liegend, erwachen aus dem Schlafe.)*
Nach dem schlaffen
Muß man schaffen.

18. *(Ein Gast im Wirtshaus, lustig den Becher schwingend.)*
Lustig will ich heut noch seyn
Beys Zengerles Vadutzer Wein.*)

19. *(Gott in den Wolken haucht seine Gnade auf ein Menschenherz.)*
Nur die Gnad allein
Macht das Herze rein.

20. *(Ein vornehmer Mann theilt Gaben aus.)*
Was die Rechte gibt hinein,
Soll der Link verborgen sein.

21. *(Ein Engel steht an einem Krankenbette.)*
Nur die Reu und Buß allein
Macht dir dein Gewissen rein.

22. *(Ein Metzger führt einen Ochsen zur Schlachtbank.)*
Sicher ohne Todes sinn
folgt er zu dem Schlachtbank hin.

23. *(Ein Fischer hat einen Fisch gefangen.)*
Sey behüet schon bey dem Glücke,
so beweinst nicht seine Tücke.

24. *(Männer und Frauen tanzen im Schatten eines Baumes.)*
Der Schatten deckt, das Liftchen weht,
Ein Jede sich im Tanze dreht.

25. *(Der heilige Andreas mit dem schrägen Kreuze.)*
Will du den Himmel finden,
Must dich an Kreutze binden.

26. *(Ein Mann geht mit einem Hündlein über Land.)*
Waß ich nicht weis,
Findt er durch Fleiß.

27. *(Ein Wirtshaus an der Landstraße.)*
Hier halte jeder still,
der wohlfeil zehren wil.

28. *(Eine Stadt wird vom Feinde beschossen.)*
Von des Feindes wilden gwald
Maur, Thurn und Pforte fallt.

29. *(Zwei Heilige mit Palmzweigen in den Wolken des Himmels.)*
Freud und wonnung (?)
ist im Himmels Throne.

30. *(Die Sonne strahlt auf einen dichten Wald.)*
Auch den dickesten Wald
Ihr Hitz und Licht durchstralt.

31. *(Gott Vater schwebt über der Schöpfung.)*
Von seiner allmachts Hand
kommt alles Glück ins Land.

32. *(Eine Blume sprosst aus der Erde.)*
Manche gwinnt ein Herz
Mit den Blumen scherz.

33. *(Ein Mann überreicht einem andern eine Schrift mit der Legende «TACE».)*
(Schrift mit der Legende «TACE».)
Höre, sich und schweig dazu,
dan hast du vor den Freunden Ruh.

34. *(Engel und Teufel suchen einen Mann an sich zu ziehen.)*
Folgst du dem Teufel, bist verlohren,
Zum Himmel Freud bist auserkohren.

35. *(Ein Mann kniet vor einem Frauenzimmer.)*
Soll die Antwort sanfte seyn,
so schrenk die blinde Liebe ein.

36. *(Die Zwietracht, Frau mit zwei Schlangen in der Rechten, steht vor einem Hause.)*
Lass diese nicht ins Haus,
sonst zieht die Liebe aus.

37. *(Eine Hacke, gegen die Erde gelehnt.)*
Durch meine Schläge wird die Erden
genöthigt mehr belebt zu werden.

38. *(Ein Sieges-Obelisk.)*
Für deß siegers herr
gehöret diese Ehr.

39. *(Gott schwebt in den Wolken über einem im Meere schwimmenden Schifflein.)*
Zu diesem Hoffnungs vollen stern
sollst in deinem Ellend kehren.

*) Die Zengerle waren auch Gastwirte «zur Sonne»; Vadutz, Hauptort des Fürstenthums Liechtenstein, mit vorzüglichem Wein.

40. *(Ein Krieger im Kampf mit dem Tode.)*
Der tapfre Krigesman
Lacht die Gefahren an.

41. *(Ein Mann fuchtelt mit dem Schwerte in der Luft herum.)*
Der dem Zorn ist ergeben
strebt dem Menschen auch nach Leben.

42. *(Ein Engel geleitet einen Reisenden.)*
Wenn Engel zur Begleitung stehen
Kannst anders nicht als sicher gehen.

43. *(Der Zeitengott mit Stundenglas und Hippe fliegt durch die Luft; der Tod gräbt ein Grab.)*
Vorüber fliegt die Zeit
und mit all eitle' Freud.

44. *(Ein Pflüger auf dem Felde.)*
Wenn ich schneide in die Erde,
der schnitt euch wird bereitet werde.

45. *(Ein Reisender mit Waren auf dem Rücken und einer Lanze in der Rechten.)*
Reise ich bewaffnet fort
Geh ich sicher allerort.

46. *(Atlas trägt die Weltkugel auf dem Rücken.)*
Nichts kann einen schwerer drücken
als die welt auf seinem rücken.

47. *(Ein Mann mit zwei Pferden pflügt Korn in die Erde.)*
Daß Korn mueß mier untergehen
um schöner wieder aufzustehen.

48. *(Üppige Blumen sprossen aus der Erde.)*
Aller Blumen bunte Pracht
Des Himmels reicher Regen macht.

49. *(Ein Mann stößt die Erdkugel mit dem Fuße von sich.)*
Wer allda die welt verachtet
Ganz sicher nach dem Himmel Trachtet.

50. *(Zwei Trinker sitzen auf einem Schwein.)*
Die Ehrbarkeit im Leben
muß Mäßigkeit dir geben.

51. *(Der Zeitengott spricht zu einer Person, die ihn als Urheber ihres Missgeschickes beschuldigt.)*
Du schiltest mich
Ich Rette dich.

52. *(Ein geschlachtetes Thier hängt am Metzgerschragen.)*
So wies meiner ist geschehen
Konnts auch deiner Unschuld gehen.

53. *(Mann und Weib prügeln sich mit Stock und Besen.)*
Ein schlechter Mann,
Der sich mit Weibern streiten kan.

54. *(Ein Rabe sitzt auf einem Baumstrunk.)*
Noch bis morgen
will ich borgen.

55. *(Ein Mann bei einer Geldkiste.)*
Zu deiner sele schand und spott
vereherst geld für deinen Gott.

56. *(Ein Mann wendet sich mit Abscheu von am Boden liegenden Schätzen, Geschmeiden u. a.)*
Willst für Jesu Ehre streitten
veracht der Welt nichtigkeiten.

57. *(Thurm, darauf ein Wetterhahn.)*
Jeder wind
dreht mich geschwind.

58. *(Ein Herz auf dem Boden; zwei Hände mit Palmzweigen in den Wolken.)*
Wan das herz verborgen
wird schon die liebe sorgen.

59. *(Ein Kaiser mit der Wage.)*
Gerechtigkeit allein
Soll Fürstens Fride sein.

60. *(Aus einem Kamine strömt viel Rauch.)*
Alles vergeht geschwind
wie der Rauch im wind.

61. *(Bienen schwärmen zwischen Blumen.)*
Die unermüdte Emsigkeit
findet da die süsse Beut.

B. Der Ofen in der guten Stube.

1. *(Jünglinge sitzen bei Spiel und Trunk.)*
Was können Eltern doch
von Söhnen guts erwarten
So die die Zeit verthun
mit saufen und mit karten.

2. *(Ein Mann verkauft dem Teufel sein Herz.)*
Der von Sünd zu Sünden lauffet
Dessen Herz der Teuffel kauffet.

3. *(Ein Jüngling folgt den Lockungen der Venus.)*
Jüngling verfluch der Venus gstank
Sonst würst an Seel und Leibe krank.

4. *(Ein Mann zündet mit einer Fackel ein Haus an.)*
Mit der Fackel in der Hand
Steckt der Zohrn alles in brand.

5. *(Ein Badezimmer mit Badewanne; Amor tritt ein mit dem Bogen und einem Becher in der Rechten.)*
Bäder, wein und liebe
Sind des lebens diebe.

6. *(Der Todesengel weist einem auf dem Boden kauernden Manne eine Sonnenuhr.)*
O Mensch bald schlagt die Letzte stund,
bewein dein Sünd von Herzens grund.

7. *(Frau Welt, die Erdkugel auf dem Haupte, Frau Venus und der Teufel stehen neben einem Jüngling.)*

Dort wo die Tugends Ruthe weicht,
welt Fleisch und Teufel ins Herz einschleicht.

8. *(Ein mit Blumen geziertes Grab.)*

Ein stinkend Grab,
mit blumen geziert,
Ist manche Schrift,
so d' Jugendt verfüert.

9. *(Ein Falschspieler wird von den Mitspielern zu Boden geworfen.)*

Das Leben und die Seel
würd oft aufs spiell gesetzt,
Besonders wan der Spiler
die Redlichkeit verletzt.

10. *(Ein Engel führt zwei Jünglinge aus einer Saufgesellschaft.)*

Flücht Jüngling bös verruffte Leuthe,
Sonst werdet ihr der Höll zur beutte.

11. *(Die Mutter droht dem Kinde mit dem Besen.)*

Wie schlecht oft sey die Kinder zucht,
Zeugt uns oft Jung verdorbne Frucht.

12. *(Ein Jüngling mit einem Becher in der Rechten reitet auf einer Sau dem höllischen Drachen zu.)*

Wer d wohlust liebt und Trunkenheit,
Der ist von Abgrund gar nicht weit.

13. *(Vater und Sohn betrachten eine Leiche.)*

Des Menschen fleisch auf Erden ist
ein stinkends aas, ein fauler Mist.

14. *(Ein Mann reicht einem Nackten sein Kleid.)*

Der ist wahrhaftig Menschen freind,
wer blose deckt mit seinen Kleid.

15. *(Dame bei einem Springbrunnen beweint einen Verlust.)*

Mann beweint verlohrne sachen
zum zeits verlurst, da kan mann lachen.

16. *(Ein Leichnam in einer Herbstlandschaft.)*

So Gschwind die bluemen fallen ab,
So eilend Lauft der Mensch zum grab.

17. *(Ein Mann sitzt allein unter einer Linde.)*

Verlassen sitz ich hier am Schatten dieser Linden
Ich weis kein Brod, kein Hilff kein Freund zu finden.

18. *(Ein Mann füllt Wein in ein neues Geschirr.)*

Was mann im neuen geschier einfasset,
Den Gruch gewiss nicht mehr verlasset.

19. *(Die Schlange des Paradieses mit dem Apfel im Rachen.)*

Durch Evens Lüstern Apfel Biß
ist jedem jetz der Tod auch gewiß.

20. *(Eine Hure stirbt auf einem Misthaufen.)*

Die Geile stirbt auf dem Mist,
Die weil sie nichts anders ist.

21. *(Drei scherzende Amoretten.)*

Mit verdorben Jünglings Herzen
Pflegt Cupido nur zu scherzen.

22. *(Der Kaiser auf dem Throne dictiert einem Schreiber.)*

Der Kaiser hat das Recht,
seim Volk gesätz zu geben,
sie schützen Ihn und uns,
wen wir nach selben leben.

23. *(Vor einem als König und Richter auf dem Throne sitzenden Bären stehen ein reich beladener Esel und ein Fuchs.)*

Wo nur S schmirbalie ist,
da findet mann gleich gnad,
Sogar der dumme Esel
wird ein geheimer Rath.

24. *(Ein Richter treibt ein armes Weib sammt dem Kinde mit einem Stocke von hinnen.)*

O Hartes Richter Herz,
wie wird es dir einst gehn,
Wann die gedrückte Unschuld
wird wider dich aufstehn.

25. *(Das Urtheil Salomos.)*

Niemand jenes Urtheil schilttet,
Wo gerechtigkeit den Richter bildet.

26. *(Ein König reicht einem Unterthan eine goldne Kette.)*

Sollt mann dich mit Huld beschenken,
So musst du an Vergeltung denken.

27. *(Die Gerechtigkeit auf einem von Leoparden gezogenen Wagen, in der Rechten das Scepter, in der Linken die Wage.)*

Wen d' grechtigkeigeit (sic!) nicht kann bewegen,
dem wird sie gwies ein bisß anlegen.

28. *(Ein Flehender vor der thronenden Gerechtigkeit.)*

Ich hör kein Bitten an
und nim auch keine Gaben,
Wer Recht hat der hat Recht,
solls auch der Bettler haben.

29. *(Zwei Männer beugen sich vor dem Fürsten.)*

Bis zum Boden mann sich musst biegen,
wenn grosse Herren gnad erzeugen.

30. *(Ein Krieger schaut vorsichtig nach dem gegen ihn fliegenden Pfeil.)*

Jene wunden minder stechen,
wo die Pfeil seind vorgesehen.

31. *(Ein Scherge fesselt auf Befehl des Richters den Angeklagten.)*
Wie kannst o Richter mich
zu Ketten straff verdammen,
da niemals ein verhör
mit mir würd vorgenommen.

32. *(Mann und Weib betrachten einen Edelmann, der auf die Jagd geht.)*
Wer wahrhaft adelich will leben,
Muß nach Tugend sich bestreben.

33. *(Richter entlassen einen Gefangenen aus dem Kerker.)*
Lös ihn auf von Band und Ketten,
weill ihn Kaisergnad will retten.

34. *(Ein Mann mit einer Henne wird von zwei Füchsen gefesselt.)*
Dass du gefangen bist,
das wirst du wohl erkennen,
Doch ist für dich noch gnad
sobald uns giebst die Hennen.

35. *(Mehrere Kinder in einem sinkenden Kahne.)*
Durch Unbehutsamkeit
ja Frechheit diser Knaben
werden sie jetzt insgesammt
in nassen schoos begraben.

36. *(Ein Mann mit einem Pferde vor dem Richter.)*
Wenn Recht und Billigkeit
weit minder gilt als Pferd
So seyt Herr Richter selbst
schon lang kein Teifel werth.

37. *(Ein König auf dem Throne; vor ihm seine Unterthanen.)*
Wer glücklich will sein Thron verwalten,
Muß d' Völker-Recht Stedts pünktlich halten.

38. *(Ein Fuhrmann beim Zollhause; der Zöllner spricht:)*
Gib die waaren treulich an,
Sonst ist's um Pferd und gut gethan.

39. *(Ein Sterbender im Bette, vom Engel getröstet.)*
Zum Himmel jene Thrennen fliessen,
die wir einen busßgeist Hier vergießen.

40. *(Ein Mann mit einer Schlange.)*
Verstockte Sünder achtens nicht,
Obschon des gwissens wurm sticht.

41. *(Ein Edelmann beschenkt einen Bettler.)*
Gib Almosen gschwind dahin,
So hast bey gott zweyfachen gewien.[1])

42. *(Vier Männer im Wortstreite.)*
Bey Advocaten, Pfleger, Richter
findt mann oft curiose gsichter,
diser weint und jener lacht,
Selten wird was Ausgemacht.

43. *(Ein Wirt begrüßt den ankommenden Fremdling.)*
Der Wirth willkommet Jedermann,
weill er die Krejden brauchen kann.

44. *(Ein Mann überreicht einem Priester, der am Altare steht, einen Beutel mit Geld.)*
Wie wenig gibt es Doch,
die nicht der goldglanz blendet,
wo nicht der beutl macht,
daß blätl sich gleich wendet?

45. *(Ein Bauer bringt dem Richter ein Schaf.)*
Weinend der Bauer sein Schaaf entrathet,
damit der Richter ihn begnadet.

46. *(Ein Mann sackt viel Geld ein, es vom Tische streifend.)*
An Schmeichlern wird es jetzt nicht fehlen,
weil ich kann baar geld aufzehlen.

47. *(Die Verwandten bei der Leiche des reichen Mannes.)*
Der arme Mann ist Tod
der streitt Hat Jetzt ein End,
wir kriegen alle nichts
so Lautet d's Testament.

48. *(Ein Geizhals sitzt am Tische und zählt sein Geld.)*
Er zehlt und zehlet wider,
wer ist Jetzt der nicht Lacht,
Ein Abgang kleiner zinse
hat ihm zum Narren gmacht.

49. *(Ein Weib schlägt ihren zu Boden geworfenen Mann.)*
Wo ein böses weib regiert,
all unheil in das Haus einfüert.

50. *(Ein Richter in der mit Acten gefüllten Kanzlei mit der Aufschrift: Non aliena peto.)*
Wer ruhig Hier will leben,
und eines guten Muth,
Der meide zänkereien,
und auch das fremde Guth.

51. *(Ein Mann, vom grinsenden Teufel angespornt, tritt die Tafel des Gesetzes mit Füßen.)*
Wer die G'sätz mit Füssen Tritt,
sein Seelen Heil gewies verliert.

52. *(Die Gerechtigkeit wird von einem Manne durch Geschenke bestochen.)*
Wo Richter, Advocaten
stedts Lieben volle Hand,
Dort seind auch alle Rechte
vertriben aus dem Land.

53. *(Der Tod trägt den Reichthum eines Mannes in einem Sacke von hinnen.)*
Der Tod ist nun dein Letzter gwinn,
Sag mir, wo kombt dein Reichtum hin?

[1]) Das lat. Sprichw.: bis dat, qui cito dat.

54. *(Ein Mann mit einem erhandelten Thiere in einem Korbe.)*
Der glaubt, daß niemand in betrügt,
Sehr oft die Lengste Nasen kriegt.

55. *(Zwei Männer in eifrigem Gespräche.)*
kommt her von vilen schwäzen;
Schweig still, so wird Mann dich
gewislich höher schätzen.

56. *(Ein Engel hebt einen gefallenen Sünder auf.)*
Steh auf und bessere dein Leben,
so wird dir Gott den Himmel geben.

57. *(Ein vom Glück verlassener, einsamer Mensch.)*
Hat das Glück sein Rad gewendet,
ist die Freundschafft auch vollendet.

58. *(Ein Geizhals sitzt an einem Tisch voll Geld und schaut ängstlich aufs Meer, auf dem ein Schiff schwimmt.)*
Selbst gut und geld den geizhals kränket,
weill er stetts üble zukunft denket.

59. *(Ein Mann gräbt ein Grab.)*
Die auff Prozess gewinnst vertrauen,
Ein Leeres Grab sich selbst erbauen.

60. *(Zwei sich um ein Bein raufende Hunde.)*
Wenn der Hund ein bein abnagt,
Nichts um sein Kammraden fragt.

61. *(Bild = A 43.)*
Betrachtet wie all eitle Freuden
verchwinden in ganz kurtzen Zeiten.

62. *(Ein Engel weist auf das in den Wolken schwebende Symbol der Ewigkeit.)*
Präg dief in dein gemüth
die Lange Ewigkeit,
So bleibst du immerhin
von Höllen schuld befreyt.

63. *(Ein Mann mit einer Traube in der Linken und einem Becher in der Rechten sitzt auf einem Fasse.)*
Die im Überfluße Leben,
Selten zu Gott ihr Herz erheben.

64. *(Ein Mann weist der Frau Welt die Thüre.)*
Willst du fromm ud christlich Leben,
So mußt der Welt stetts Urlaub geben.

65. *(Zwei Engel weisen einem Jünglinge einen Spiegel.)*
Gleich wie der Spiegel ist
von aller Mackel rein,
So muß o Jüngling auch
dein Herz besch. . . (affen sein.)

66. *(Ein Dieb raubt vom Altare einen Leuchter.)*
Was die Jugend practiciert,
wird im Alter fortgefiert.

67. *(Die Seele eines Gestorbenen fliegt gen Himmel)*
Nach ausgestandem kurzen Leiden
Fliegt man ab zum Himmels freüden.

68. *(Ein Herz, in das ein Pfau eingezeichnet ist.)*
Stolzes Herz! du wirst einst müssen
Ewig deinen Hochmuth büssen.

69. *(Ein armer und kranker Mann (Lazarus?) bittet um Hilfe; zwei Hunde stehen vor ihm.)*
Der baut sich seinen Weg zum schwarzen Höllenschlund
der Arme schlechter . . . als einen Budlhund.

70. *(Ein lustiger Lebemann.)*
Schieb deine buß nur nicht auf morgen,
Gott könnt dir dise zeit nicht borgen.

71. *(Drei Männer verbeugen sich vor einem am Tische sitzenden Herrn.)*
Mit Lobspruch ehrt man jenes Haus,
wo Mann hofft ein guten schmaus.

72. *(Die Erdkugel fällt in den feurigen Höllenschlund.)*
Mensch lieb die Welt doch nicht,
es kommet dir gewies Teür,
ach sieh, sie sinkt, du fällst
mit ihr ins . . . . (ewige Feür?)

73. *(Eine Gruft mit einem Sarge.)*
Leg falschen Stolz und Reichtum ab,
du must einmal ins Grab.

74. *(Ein Reiter in übermüthiger Haltung und prunkender Kleidung.)*
Schnelles glük und grosse Ehren
Oft Den Menschen ganz verkehren.

75. *(Ein Engel fordert zwei auf dem Boden kniende Jünglinge zum Gebet auf.)*
Zum Gebeth und ächter Tugend
Bequeme dich, O Liebe Jugend.

76. *(Ein Mann in einer schönen, blumigen Landschaft, aus der im Hintergrunde die Flammen der Hölle aufschlagen.)*
So schön auch diser Weg
mit blume ist geziert,
so schröcklich ist er auch,
weill er zur Höll hinführt.

77. *(Ein Greis auf einem Lehnsessel überreicht einem Jünglinge einen Becher.)*
Nur der allte Saft der Leben (?)
wird dir frohes alter geben.

78. *(Ein Mann sitzt am Tische vor leeren Flaschen.)*
Nun stehen meine Flaschen leer,
Dafür hab ich Megraie . . . (sehr?)

79. *(Schafe gehen in den Stall, ein Wolf im Schafpelz hinterher.)*
In dem Schafpelz eingehüllt
Mancher schlaue Tücke fühlt.

80. *(Die Sonne bescheint eine Landschaft; auf dem Boden ein Ermordeter.)*
Nichts ist so klein gespunen,
Es kommt gewies einmahl an die sonnen.

81. *(Eine Dame, vom Engel gewarnt, schmückt sich vor dem Spiegel.)*
Ein reines Herz Liebt Gottes Angesicht
Ein stolzerKleiderpracht nützt deiner Seele nicht.

82. *(Ein Engel weist einem Jüngling den Weg zum Himmel.)*
Willst du ewig glücklich seyn,
so schlag den weg der gottsfurcht ein.

83. *(Zwei Mädchen kräuseln sich die Haare.)*
Mägde die sich zierlich kreüßen,
Oft Jünglingen das herz verheisen.

84. *(Ein Engel schüttet über einen Sünder das Thränenfass aus.)*
Willst du vor Gott einst rein erscheinen,
must du zuvor dein Sünd beweinen.

85. *(Ein Engel tröstet einen Leidenden auf dem Sterbebette.)*
Geduldig ausgestandner Schmerz
Reiniget vor Gottes Herz.

86. *(Ein schwerbepackter Esel wird von Füchsen umschwärmt.)*
Wann ich gute Sachen Trag,
Zum Patron den Fugs ich Hab.

87. *(Ein Geizhals, vom Engel gewarnt.)*
Wer Nach geld unbillig Trachtet,
gewieslich auch sein Heil verachtet.

88. *(Ein Sünder wird vom Engel und Teufel vor den richtenden Christus geführt.)*
Zittere Hier O Bösewicht
Sieh wer dir das Urtheil spricht.

Land und Volk in der mährischen Wallachei.

Von Mat. Václavek, Wsetin.

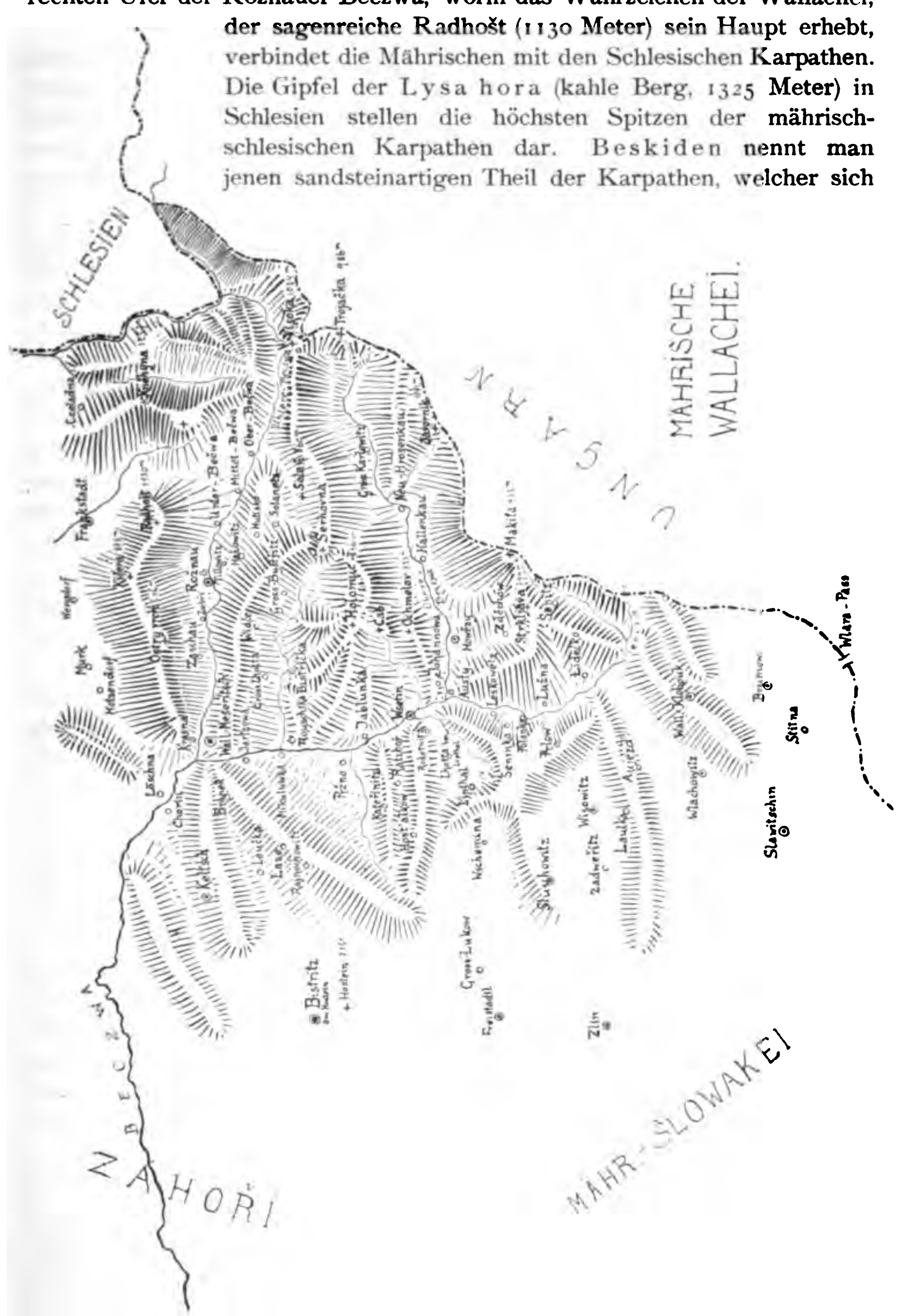
(Mit 4 Abbildungen und einer Karte).

I.

Ein recht interessantes Ländchen für den Touristen und Ethnographen ist im Nordosten Mährens die mährische Wallachei, welche — im engeren Sinne des Wortes genommen — sich an den beiden Beczwaflüssen (der Wsetiner oder Oberen Beczwa, der Rožnauer oder Unteren Beczwa) bis zu ihrem Zusammenflusse unterhalb Wallachisch-Meseritsch und Krasna ausbreitet. Die Hauptorte bilden hier die Städte Wallachisch-Meseritsch, Sitz einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, und die beiden Bezirksgerichtsstädte Wsetin und Rožnau. Im weiteren Sinne des Wortes aber begreift man unter dem Namen «mährische Wallachei» das ganze Stück Land, dessen Endpunkte in der Runde folgende Städte bilden: Frankstadt, Keltsch, Bistritz am Hostein, Freistadtl, Zlin, Wisowitz, Wallachisch-Klobouk und Brumow.

Das Territorium der mährischen Wallachei ist durchaus Gebirgsland, welches von den sogenannten Mährischen Karpathen oder Beskiden durchzogen ist, deren Hauptkette von Skalitz an die Grenze Mährens gegen Ungarn bis zu den Quellen der beiden Beczwaflüsse und Ostravica bildet. Diesen Gebirgszug nennt man auch «Weiße Karpathen», nach dem Kalkstein, aus dem er zusammengesetzt ist, obzwar der (karpathische) Sandstein an vielen Stellen zum Vorschein kommt. Hervorragende Gipfel der Mährischen Karpathen sind der große Lopenik (942 Meter), Holy vrch (der kahle Berg, 831 Meter) bei Brumow, Makita (923 Meter), Javornik nad minařikem (1017 Meter), Beskydek oder Trojačka (953 Meter) und Visoka (1024 Meter) im Quellengebiete der Beczwa. Gegen Ungarn fällt dieses Gebirge schroff ab, und nur einige Pässe, wie jener bei Alt-Hrozinkau und Brumow (der sogenannte Wlara-Pass) ermöglichen eine

Verbindung Mährens mit der ungarischen Slowakei. In jenem Theile der Karpathen, der sich längs des linken Beczwa-Ufers der March nähert, ragt der berühmte Hostein-Berg (736 Meter) empor. Der Gebirgszug am rechten Ufer der Rožnauer Beczwa, worin das Wahrzeichen der Wallachei, der sagenreiche Radhošt (1130 Meter) sein Haupt erhebt, verbindet die Mährischen mit den Schlesischen Karpathen. Die Gipfel der Lysa hora (kahle Berg, 1325 Meter) in Schlesien stellen die höchsten Spitzen der mährisch-schlesischen Karpathen dar. Beskiden nennt man jenen sandsteinartigen Theil der Karpathen, welcher sich



von den Quellen der Beczwa längs der Grenze von Mähren, Schlesien, Galizien und Ungarn bis zum Dukla-Pass bogenförmig hinzieht. Übrigens wird der Name «Beskiden» (bez kydy = ohne Gestrüpp) von den Wallachen auch dem nieder gelegenen Gebirge, insbesondere jenem zwischen dem Oberlaufe der beiden Beczwaflüsse beigelegt. «Javorniken» nennt wiederum das Volk jenen Gebirgszug in der Hauptkette der Karpathen, der sich vom Berg Javornik nad minařikem oberwärts und unterwärts, somit in die Gemeindegebiete der Ortschaften Hallenkau, Neu-Hrosenkau und Groß-Karlowitz erstreckt. Endlich werden beide Benennungen «Beskiden» und «Javorniken» von den Wallachen häufig ohne Unterschied gebraucht.

Das oben angegebene Territorium der Wallachen im weiteren Sinne des Wortes wird von etwa 160.000 Seelen bewohnt. In der vorliegenden Skizze werden wir hauptsächlich den Kern der Wallachei, das Bergländchen zwischen den beiden Beczwaflüssen (Bezirkshauptmannschaft Wallachisch-Meseritsch) unserer Betrachtung unterziehen. Die Area dieses Gebirgsländchens beträgt 889 km^2 mit 79.315 Einwohnern. Die relative Bevölkerung beträgt auf 1 km^2 78 Einwohner. Unter den drei Gerichtsbezirken ist der Wsetiner der größte mit 454·25 km^2 und 32.664 Einwohnern, dann folgt Rožnau mit 322 km^2 und 23.584 Einwohnern, endlich Wallachisch-Meseritsch mit 212·75 km^2 und 23·067 Einwohnern. Was die Religion anbelangt, sind hier 60.569 Katholiken, 17.956 Evangelische beider Confessionen und 783 Israeliten.

Bezüglich der Religionsverhältnisse müssen wir anführen, dass die Wallachen eifrige Anhänger Hussens und später der böhmischen Brüder geworden sind und dass sie im 30jährigen Kriege mit den Schweden pactiert hatten, um mit deren Hilfe ihre religiöse Überzeugung aufrecht erhalten zu können. Trotz der Bemühung des Herrschaftsbesitzers von Wsetin, Albrecht Wallenstein, des nachmaligen Herzogs von Friedland, die Wallachen, namentlich seine Unterthanen auf der Wsetiner Herrschaft, durch Missionäre zur katholischen Religion zurückzuführen, blieben die Wallachen ihren religiösen Anschauungen treu, wofür sie in den Jahren 1627 und 1644 blutig gestraft wurden. Die Missionen, theils vom Olmützer Consistorium, theils vom Jesuitenkloster in Ungarisch-Hradisch besorgt, dauerten zwar bis zum Jahre 1777, ohne aber erhebliche Erfolge zu erzielen. Die Katholiken bildeten immer die Minorität, die Majorität dagegen gab sich entweder für katholisch aus, oder bekannte sich offen zum Protestantismus, wofür sie vielen Plackereien und Verfolgungen ausgesetzt war. Erst das Toleranzpatent Kaiser Josef II. im Jahre 1781 machte diesen unerquicklichen Zuständen ein Ende. Daher erklärt sich jene verhältnismäßig recht große Anzahl von Evangelischen in der Wallachei, namentlich im Bezirke Wsetin.

Als Gebirgsland bietet die mährische Wallachei den Touristen schöne Partien mit herrlichen Aussichten. Namentlich der sagenhafte Berg Radhošt bildet in den Sommermonaten das Ziel von Hunderten von Fremden, die von seiner Höhe das herrliche Panorama über Berg und

Thal, Stadt und Dorf genießen. Fruchtbaren Boden gibt es wenig, nur in den verhältnismäßig kleinen Ebenen längs der beiden Beczwaflüsse und deren Nebenflüssen wird die Mühe des Wallachen theilweise belohnt. Getreide gedeiht also wenig. Die Hauptnahrung ist die Kartoffel und das Kraut. Obstbäume gibt es, namentlich auf vereinzelten Gehöften, den sogenannten Paseken, eine Menge. Gedeiht das Obst, so wird es gedörrt, in den Handel gebracht, und aus der Zwetschke wird ein guter Sliwowitz gebrannt. Die Viehwirtschaft ist im Vergleich zu früheren Zeiten im Verfalle, da viele Hutweiden in Äcker verwandelt wurden und die Weide in Wäldern verpönt ist. Auch die Schafzucht ist früher in bei weitem ausgedehnterem Maße betrieben worden als heutzutage. Die billige Baumwolle und das Fabrikwesen gaben der Schafzucht den Todesstoß. Nur in den höher gelegenen Ortschaften der Bezirke Wsetin und Rožnau wird sie bis heute, allerdings schwach, betrieben. Um also nur einigermaßen das Leben fristen zu können, muss der Wallache noch zu irgend einer anderen Beschäftigung greifen: zum Kleinhandel und zur Industrie, zur Verfertigung von Messern, Schleifsteinen, Körben, Küchen- und Wirtschaftsgeräthen u. s. w.

Die Sesselfabriken der Gebrüder Thonet und Kohn, die Glasfabriken der Gebrüder Reich in Wsetin, Neu-Hrosenkau, Groß-Karlowitz und Krasna, die Holzzufuhr in benannte Fabriken etc. tragen zum Lebensunterhalt der Bevölkerung viel bei.

Fragen wir, woher der Name der mährischen «Wallachen» stammt, so stehen wir vor einem Probleme, das uns noch nicht endgiltig entschieden zu sein scheint. Miklosich in seinen «Wanderungen der Rumänen in den dalmatinischen Alpen und den Karpathen» (1879) ist der Meinung, dass rumänische Hirten mit ihren Herden durch die Centralkarpathen dringend bis in die Gegenden der heutigen Wallachen gekommen seien, hier sich angesiedelt und der Bevölkerung den Namen (Wallach = Rumäne) gegeben hätten. Da nun die auf die Schafzucht sich beziehenden Geräthe rumänische Namen tragen (bača = der Oberhirt auf der Salasche, Sennhütte; geleta = der Melktopf; putyra = Butte, Fässchen; urda = der Schmetten; vatra = der Feuerherd u. s. w.), ferner auch einige Schafnamen (pistrula, cornuta, murgaša u. s. f.) den rumänischen Einfluss bekunden, so neigt man sich jetzt allmählich der Ansicht zu, dass die Benennung der Wallachen von rumänischen Hirten herzuleiten sei. Gewiss ist, dass die mährische Wallachei als Gebirgsland viel später als andere Gegenden Mährens colonisiert wurde und dass die Colonisten meistentheils aus Ungarn, der nahen Slowakei, kamen, wofür nicht nur die Sprache, sondern auch der ganze körperliche Habitus, die Tracht, ja auch viele Gebräuche und Gewohnheiten des Privatlebens sprechen. Wann aber diese «Invasion» der rumänischen Hirten in die mährischen Beskiden geschehen ist, das bleibt unergründet; denn, wie oben bemerkt, wurde das Ländchen viel später colonisiert, ja einige Ortschaften (wie Neu-Hrosenkau, Hallenkau, Groß-Karlowitz, die Dörfer Ober-, Mittel- und Unter-Beczwa) wurden erst im 17., ja sogar im 18. Jahrhunderte bevölkert,

und zwar gieng der Zufluss der Bevölkerung nicht nur von Ungarn aus, sondern auch von anderen Theilen Mährens, selbst von Polen aus (J. Karłowicz).

Was schließlich noch den Namen «Wallach» anbelangt, so sagt Miklosich (Etymol. Wörterbuch 393), dass dies keine einheimische Benennung sei, sondern von den Nachbarn, den Deutschen, die im Westen der Wallachei, im Neutitscheiner Kreise angesiedelt sind, herrühre, womit auch Dr. Pastrnek übereinstimmt (Slovenské Pohlady 1893, 762 u. f.), der behauptet, dass der verhältnismäßig größte Theil jener rumänischen Hirten sich am westlichsten Endpunkte des Karpathengebirges, in unmittelbarer Nachbarschaft der Deutschen, niedergelassen habe; hier sei die Schafzucht am meisten gepflegt worden, hier blühte vorzugsweise die Bereitung der «Žinčica» (Molke) und der «Brinza» (Käse). Infolge einer solchen Entwickelung der Dinge konnte die merkwürdige Erscheinung zu Tage treten, dass die ganze Schafzucht-Terminologie in den mährisch-slowakischen und den ostschlesischen Dialekten eine und dieselbe ist, wogegen man in den kleinrussischen Dialekten nicht einmal die Hauptperson der Salasche, den «bača», kennt![1])

Die einheimische Bevölkerung hat sich erst in der neuesten Zeit mit dem Namen «Wallachen» befreundet und bekennt sich mit einem gewissen Stolz dazu («My sme naši Valaši», wir sind unsere Wallachen), während früher dieser Name nicht gar sehr beliebt war und jedes Dorf die Benennung «Wallachen» zurückwies und eine solche nur seinen Nachbarn beigelegt wissen wollte! «Wallach» heißt auch schlechtweg der Schafhirt auf der Salasche, welcher unter der Oberaufsicht des Bača steht.

In ethnographischer Hinsicht sind die Wallachen ein recht interessantes Völkchen. Ihre Nachbarn sind im Norden die Lachen, im Westen die Zahoraken und Hannaken, im Süden und Südwesten die (mährischen) Slowaken. Von allen mährischen Stämmen haben sie am meisten ihr ursprüngliches, althergebrachtes Gepräge in Sitte und Brauch bewahrt. Bis in die neueste Zeit beinahe ganz von der übrigen Welt abgeschnitten, lebte der Wallache ein einfaches, naives, ja sogar mythisches Leben. Davon zeugen seine Gesänge, seine Märchen, seine sinnigen Sprichwörter. Die Natur und sein Verhältnis zu ihr spiegelt sich vorzugsweise in diesen geistigen Schöpfungen ab. Es lässt sich zwar nicht leugnen, dass in jüngster Zeit verschiedene Industrie-Etablissements (Glashütten, Möbelfabriken, Eisenbahnen) Vieles von jenem einfachen, naiven Leben verwischten, indem diese eine ziemlich beträchtliche Änderung in Sitte und Brauch bewirkten und zum Theile zur Ablegung der Nationaltracht führten; gleichwohl ist der Wallache, im Hinblick auf das geistige

[1]) Dr. Fr. Pastrnek: «Slovenský jazyk» in den Slov. Pohlady 1893. In diesem Aufsatze hat Dr. Pastrnek viele angeblich rumänische Ausdrücke in den slawischen Dialekten wider Miklosich beleuchtet und die Ansichten Miklosich's auf ein bescheidenes Maß gebracht oder sie gänzlich zurückgewiesen. Die rumänische Schafzucht-Terminologie aber hält Pastrnek aufrecht.



Leben, verhältnismäßig conservativer als zum Beispiel der Hannake oder der Slowake.

Die Wallachen unterscheiden sich von den übrigen Stämmen Mährens nicht nur durch Dialekt und Tracht, Sitte und Brauch, sondern auch durch ihren körperlichen Habitus, durch ihren Charakter überhaupt. Der Wallache ist in der Regel von hoher, schlanker und kerniger Körpergestalt. Der Kopf, resp. die Hirnschale, ist länglich, das Gesicht ausdrucksvoll, markiert, nichts weniger als schön — ein echter Bergtypus. Bei den Frauen ist die Höhe des Körpers mittelmäßig, der Kopf ovaler, das Gesicht schöner; die Frauen sind überhaupt mehr durch ihr Gesicht anziehend als durch ihre Statur, namentlich Verheiratete sind eine hübsche Erscheinung. Die Mädchen finden einen großen Gefallen am Glanz des Gesichtes, deswegen reiben sie sich dasselbe mit verschiedenen Tincturen, in Ermangelung dieser auch mit Brantwein ein, damit die Haut recht glatt und ohne Sommersprossen sei. Hübsche Weiber sind insbesondere die Rožnauerinnen.

Die Männer haben in der Regel eine bräunliche, die Weiber eine weiß-röthliche Hautfarbe. Die Gesichtsfarbe streift bei den Männern mehr ins gelbliche, bei den Weibern ins rothe, ja sogar ins dunkelrothe. Die Haare sind meistentheils blond (honiggelb), so auch die Augenbrauen; sie sind nur ausnahmsweise schwarz. Die Augen sind meistens grau oder gräulichblau; rein blaue Augen findet man selten, eher braune oder schwarze. Der Mund ist mittelmäßig, selten groß; die Nase mehr regelmäßig. Die Symmetrie des Kopfes und des Gesichts ist überhaupt bei den Frauen größer als bei den Männern.

Der Körper des Wallachen ist stark, abgehärtet und muskulös. Die anstrengende Arbeit in einer meistens gebirgigen Landschaft, das rauhere Klima, die karge, unausgiebige Nahrung: dies alles lässt auch keine andere Körperconstitution zu. Kartoffel und Kraut bilden die gewöhnliche und einzige Nahrung durch viele Monate des Jahres hindurch. Fleisch hat er selten, nur wenn er ein Schwein («mašík») abschlachtet oder an großen Feiertagen. Heutzutage drückt ihn auch der Brantwein stark nieder, entsittlicht, ja degeneriert ihn. Dies ist der Grund, warum man in der Wallachei dicke, feiste Leute sehr selten findet. Ehedem, vor 30—40 Jahren, so lange das Brantweintrinken nicht allgemein war, war der Wallache an Körperkraft allen anderen überlegen. Auch hatte er sich eine verhältnismäßig bessere Kost vergönnen können; denn die Schafzucht war allgemein; er konnte sich mithin öfters ein Schaf oder einen Widder abschlachten und Fleisch haben. Aus manchen Ortschaften hatte man früher junge Leute zu Grenadieren und Kürassieren abgestellt, jetzt taugen von zwanzig Rekruten kaum fünf zur Infanterie!

Das Temperament der Wallachen ist sanguinisch-cholerisch, dazu tritt noch häufig ein großes Ausmaß von Phlegma. Wenn sie mit einander verkehren, so sind sie sehr aufrichtig und theilnahmsvoll, aber bei der geringsten Anspielung auf etwas Heikliches, bei der geringsten (vermeinten) Beleidigung, gerathen sie sich wie ein Paar Streithähne in

die Haare. Daraus entstehen Processe, und man processiert manchmal so lange, bis das ganze Hab und Gut in die Hände der Advocaten übergeht. Sehr häufig geschieht es, dass der Wallache nur einer kleinen Sache willen (um ein Stückchen Hutweide, um ein Stück abgeackerten Raines etc.) einen Process seinem Nachbarn auf den Hals hängt und so lange processiert, bis alles draufgegangen ist, denn groß sind die Kosten, welche die verschiedenen und häufigen Commissionen, das Gericht, die Advocaten, die Zeugen u. s. w. erheischen, und der Gegenstand, um dessenwillen man processiert, ist manchmal keine fünf Gulden wert.

Am ärgsten ist es mit dem Brantweintrinken bestellt. Der Wallache trinkt beim Juden (und Christen), trinkt immer zu, der Gastwirt schreibt auf und zählt zu, bis endlich Haus und Feld auf die Trommel kommen.

Gegenüber den «Herren» sind die Wallachen sehr freundlich, ja kriecherisch, hinter ihrem Rücken aber thun sie sehr couragiert und bespötteln dieselben. Den Fremden («cuzáci») gegenüber sind sie sehr misstrauisch; ein unter ihnen angesiedelter Fremdling genießt nie volles Vertrauen, selbst wenn er sich um das Gemeindewohl sehr verdient gemacht hätte.

In sittlicher Hinsicht ist der Wallache kein strenger Moralist. Der Venuscult wird recht oft und an manchen Orten über die Maßen gepflegt. Viele Heiraten geschehen «post festum», die Braut ist schon eine «závitka» (eine gefallene Person). Daran sind meistentheils leichtsinnige Eltern selbst Schuld. In der neuesten Zeit insbesondere, wo man Fabriken oder deren Filialen in Stadt und Land errichtet hat, nimmt die Unmoralität viel und viel überhand.

Die Ehen pflegen gesegnet zu sein; es kommt selten vor, dass sie kinderlos wären. In der Regel hat ein Ehepaar 4—7 Kinder. Der Brantwein, die karge, unausgiebige Nahrung, die Trunksucht und andere Laster sind jetzt die Ursachen, warum man hier heutzutage 80jährige Greise oder Greisinnen höchst selten findet. Das gewöhnliche Lebensalter schwankt zwischen 40 und 50 Jahren.

Von Krankheiten ist namentlich das Asthma heimisch, eine Folge des Steigens auf Berge und Lehnen, wo sie ihre Chalupen und Felder haben. Der leidenschaftliche Tanz trägt auch viel zu verschiedenen Krankheiten, insbesondere Lungenkrankheiten, bei.

Doch neben die Fehler, neben die Schattenseiten im Charakter der Wallachen müssen wir auch die Vorzüge, die lichten Seiten der Bevölkerung hinstellen und ihnen gerecht werden. Der Wallache ist gastfreundlich, geistig begabt, scharf im Urtheil, witzig, geschickt bei Verfertigung von verschiedenen Industrieartikeln, Holzschnitzwerken, Flechtereien u. a. Die wallachischen Näherinnen («švalky») und Hauswirtinnen («gazděny») sind in der neuesten Zeit als geschickte Stickerinnen berühmt geworden. Die wallachische Stickerei auf einigen Kleidungsstücken (Hemden, Tüchern u. a.) erntete auf der ethnographischen Ausstellung in Prag einen großen Beifall. Die wallachischen Lieder, Märchen, Redens-

arten und Sprichwörter zeugen von natürlicher Begabung und schlagendem Witz. Wir befürchten nur, dass der sich rasch verbreitende Alkoholismus die natürliche Geistesfrische, den natürlichen Scharfsinn der Wallachen gänzlich zu Grunde richten wird.

Der wallachische Dialekt weicht in vielen wesentlichen Dingen von der čechischen Schriftsprache ab, ist aber eigenartig originell, indem er viele echt wallachische Wörter, Phrasen und Redewendungen erhalten hat. Er ist dem slowakischen Dialekt (in Ungarn, insbesondere aber dem in Mähren) verwandt, sowie auch der ganze Habitus des Wallachen im Allgemeinen, wie oben erwähnt, den Slowaken sehr ähnlich ist. So wie aber die Volkstracht in der Hauptsache hier und dort übereinstimmt, in den Details aber sehr verschieden ist, je nach einzelnen Bezirken oder selbst Ortschaften, so ist auch das Wesentliche in beiden Dialekten gemeinsam, die Details aber machen eben den Unterschied zwischen Slowaken und Wallachen einerseits und zwischen den mährisch-slowakischen und wallachischen Ortschaften andererseits aus. Es sei hier nur das Hauptsächlichste erwähnt.

In beiden Dialekten haben die Vokale **a, o, u** keinen Umlaut (duša = duše, die Seele, stolica = stolice, der Stuhl, přítel, gen. přítela = přítele, der Freund, sa = se, sich, acc., moju = moji, die Meine, tvoju, našu, vašu u. s. w.). Die Slowaken sagen modłíja sa (= modlí se, sie beten), stójíja (= stojí, sie stehen), die Wallachen entweder ebenfalls so, oder auch, je nach der Gegend, modlá sa, stójá. Beiderseits wird der Vokal in ein- und zweisilbigen Wörtern nicht gedehnt: skała (der Fels), jama (die Grube), rana (die Wunde), žaba (der Frosch), hrach (die Erbse) u. s. w. Dafür wird er vor dem Laut **j** gedehnt: nájlepší (der beste), našéj dobréj matky (unserer guten Mutter), stójím; ausgenommen ist das **aj** und **oj** in den Endsilben: vołaj (rufe!), pokoj (die Ruhe). Der mährische Slowake sagt: nésł (er trug), vézł (er führte), der Wallache hingegen: néz, véz. Der Slowake und der Wsetiner Wallache sagen: kupovářł (er kaufte), seďéł (er saß), psáł (er schrieb), aber kupovała (sie kaufte), seděła (sie saß), psała (sie schrieb); der Rožnauer Wallache aber spricht alles gedehnt aus: kupováła, psáła, zpíváła (sie sang) u. s. w.

Der Wallache und der Slowake machen einen ganz genauen Unterschied zwischen **i** und **y** (weichem und hartem jota): bił (er schlug) und był (er war); dies namentlich auch im Perfectum pluraris des Zeitwortes zwischen der männlichen und weiblichen Person und dann dem Unbelebten: muži to pravili (die Männer sagten es), ženy to pravily (die Weiber sagten es), stromy kvetły (die Bäume blühten). Bei beiden ist auch der Unterschied (wie der Leser bemerken konnte) zwischen den weichen und harten **l** (l, ł). Den Infinitiv spricht der Slowake hart aus: kopat (= kopati, graben), der Wallache hingegen weich: kopať. Den Transgressiv praes. hat der Wallache auf **aci** für alle drei Geschlechter der Ein- und Mehrzahl: seďaci (sitzend), běžaci (laufend), wogegen der Slowake sagt: seďa, běža. Schön und nüancierend kann

der Wallache seine zusammengesetzten Vorwörter gebrauchen: **Z poza** hory (von [hinter] dem Berge), **po vedla** cesty (neben dem Wege, die Richtung genau angegeben!), **z popod** lože (von unterhalb des Bettes).

Der wallachische Dialekt hat endlich viele und schöne Ausdrücke, die dem Slowakischen und der Schriftsprache gänzlich fehlen; zum Beispiel zápač (ein Ort, wo die Sonne bald untergeht, wo sie nicht lange scheint, pole v zápačí, ein Feld im zápač); zápeč (ein Ort, wo die Sonne viel scheint = peče, brennt); zdrapek, zabrcadła, zavazadła nennt man alte, unbrauchbare Sachen, Rumpelzeug; denselben Sinn haben auch die Wörter garažia und zgarba; výskyď, ein Steinhaufen; úlich (= lijavec, der Gussregen); belinka (= maličkosť, die Kleinigkeit) und viele andere, die der Mehrzahl nach in dem Kott'schen Wörterbuche niedergelegt sind.

Die Bewohner von Wallachisch-Meseritsch, Krasna und Frankstadt haben die Eigenthümlichkeit in ihrer Aussprache, dass sie die langen Vocale sämmtlich kürzen: **kratky** (kurz), **dłuhy** (lang), **łaska** (die Liebe), und dass sie die Silben de, te, ne in **dě, tě, ně** verwandeln: tětko, co děłatě (Tante, was thut ihr)? Der Accent ist auf der vorletzten Silbe.

Die wallachische Volkstracht ist in der Umgebung der Städte fast ganz geschwunden. Nur in einigen oberen Gemeinden des Rožnauer- und Wsetiner Bezirkes, namentlich aber auf entlegenen Gehöften (Paseken) ist sie entweder noch ganz oder theilweise erhalten. Es sei hier nur das Wesentliche von ihr gesagt. Die mannigfachen Details, die sich in verschiedenen Ortschaften vorfinden, können hier nicht berücksichtigt werden. Die Männer tragen ein Hemd mit breiten, offenen Ärmeln, die auf der Achsel und am Ende blau ausgenäht sind; der Halskragen ist schmal und ebenfalls blau gestickt; die Brust des Hemdes ist entweder offen (Rožnau), oder mit einem rundlichen Bein- oder Perlmutterknopf «kotula» in der Größe eines Guldenstückes geschlossen (Wsetin). Die eng anschließenden Beinkleider «nohavice» werden unten geschnallt und sind entweder aus weißem oder bläulichem Tuch. Die Weste heißt «brunclek» (bruclek), ist gewöhnlich roth oder blau und vorne beiderseits mit grünen Schnüren besetzt. Das Oberkleid «župica», reicht bis auf die Knie und ist aus weißer oder brauner (Wsetin) oder aus grüner Kotze (Rožnau). «Brunclek» und «župica» werden nicht zugeknöpft; die «župica» wird entweder nur über die Schultern gelegt, sodass die Ärmel herabhängen (Wsetin), oder wie ein Rock angezogen (Rožnau). Den Kopf bedeckte ein breitkrempiger Hut mit einem oder mit drei «guráš», d. h. auf dem Scheitel war ein Knopf, an dem die Krempe ein- oder dreiseitig aufgestülpt befestigt war. Um Rožnau herum hatten sie hohe, kegelförmige Hüte, die sie an Festtagen mit Fichtenzweigen schmückten. Jetzt trägt man hier und dort einen beliebigen Hut (łebáň, hucaň). Als Fußbekleidung dienen lederne Bundschuhe («krpce») mit Riemen oder Kotzenschuhe, die oft bis über die Waden reichen «papuče», mit Häkchen zu schließen sind und Sommer und Winter getragen werden. In der Hand pflegte der

Wallache eine mit langer Handhabe versehene Axt («obušek», «valaška») zu tragen, ohne welche er niemals ausgieng.



Fig. 34. Wallachische Weibertracht.

Die weibliche Hauptkleidung besteht aus einem ärmellosen Unterhemd «rubáč» aus grober Leinwand, das nur bis zu den Hüften reicht und mit einem oder zwei Bändern über den Schultern befestigt wird,

dann aus einem weißen Oberhemd mit bis zu den Ellbogen reichenden aufgebauschten Ärmeln, auf den Schultern und dem Kragen mit dunkelblauer, rother oder weißer Seide, oder auch mit Baumwolle gestickt. Der Rock («kasanka») ist aus weißer Leinwand sehr sorgfältig genäht, in viele Falten gelegt und der Latz mit Kreuzstich ausgenäht. Die «Kasanka» sieht man aber jetzt schon selten. Statt ihrer trägt man Röcke verschiedener Farbe (blau, schwarz) oder rothe und blaue Wollröcke. Die Schürze ist dunkel, mit gedruckten, färbigen Mustern (weiß, blau, grün) versehen. Das Mieder («frydka», «korduŀka») ist meistens aus rothem Tuch und wird gewöhnlich nicht zugemacht; eingefasst ist es mit einem schmalen, gepreßten grünen Sammtband; unter der Einfassung ist auch ein etwa zwei Finger breites grünes Sammtband. Für Löcher und Knöpfe ist ein Raum vorbehalten («zahrádka», Gärtchen), der mit Blüten — besonders Nelkenornamenten — zwischen den Knöpfen ausgestickt und mit eben demselben Sammtband «eingefriedet» ist. Rückwärts sind zwei Falten, an den Seiten sind vier Fältchen, und auf jeder Falte ein Knopf mit einem kleinen lichtgrünen und dunkelblauen Seidenschopf.

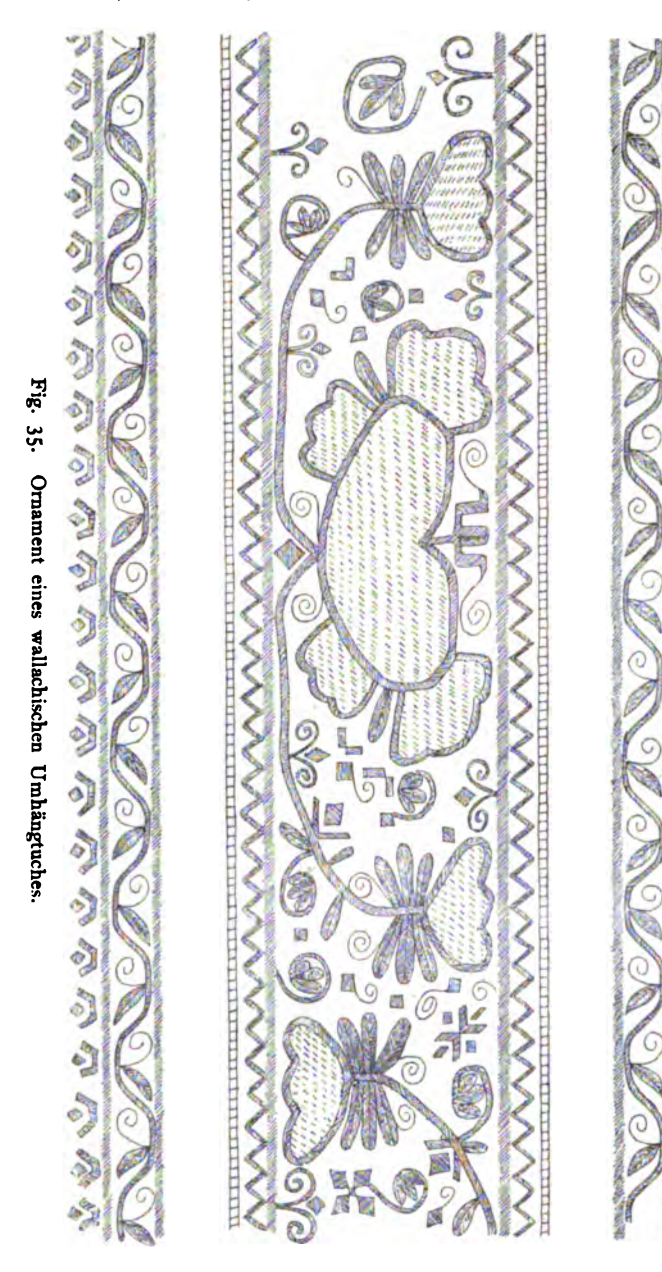


Fig. 35. Ornament eines wallachischen Umhängtuches.

Die Haare der Mädchen sind von der Mitte des Kopfes beiderseits glatt gekämmt, rückwärts in Zöpfe geflochten und bei feierlichen Gelegenheiten mit langen Bändern geschmückt. Verheiratete haben die Haare im Nacken mit Schnüren in zwei Theilen einfach umwickelt um den Kopf gewunden und diesen mit einer Haube bedeckt, welche gewöhnlich weiß, genetzt oder gestrickt und vorn mit breiten, zackigen à jour-Spitzen besetzt ist; darüber tragen sie dann weiße Tücher, die mit schönen

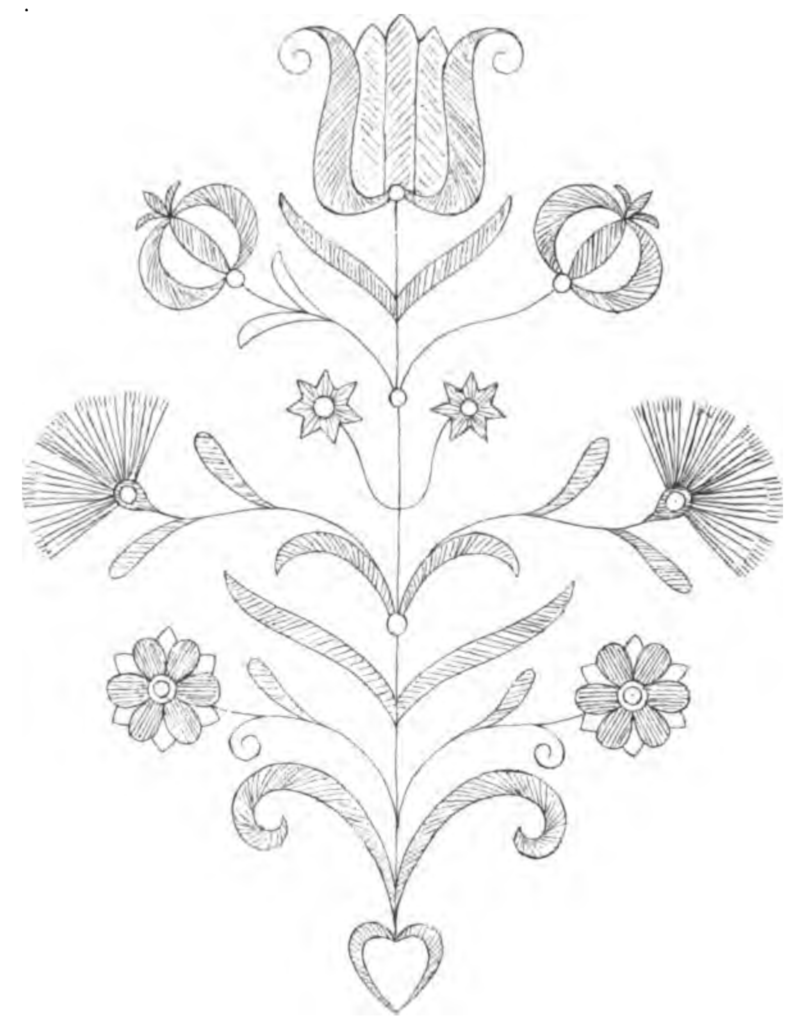


Fig. 36. Ornament von einem wallachischen Umhängtuche.

à jour-Stickereien in den Ecken geziert sind. Gegenwärtig schwinden die weißen, gestickten Kopftücher und werden durch Tücher verschiedener Farbe ersetzt. Im Winter hängen sich die Frauen ein weißes Wolltuch um; jetzt schwindet auch dieses. An den Füßen tragen die Frauen lange, reichfaltige, gestrickte Wollstrümpfe und entweder Kotzenschuhe oder rothe, mit grünem Sammtband gesäumte Schuhe («střívě»), die an der Oberseite einen zungenartigen Aufputz («łypač») haben.

Im Winter tragen beide Geschlechter einen gelben Pelz, der etwas über die Hüfte reicht und mit Fuchshaar gesäumt ist.

Die Stickereien der Wallachen zeigen einen ganz eigenartigen Charakter; ihre Muster sind fast gänzlich dem Pflanzenreich entnommen. Halbierte Äpfel, die Glockenblume, die Rose, die Kornblume und mannigfache Gräserarten sind die gewöhnlichen Motive, neben welchen auch das Herz eine große Rolle spielt. Eine auffallende Erscheinung in der wallachischen Stickkunst, die der hannakischen gänzlich abgeht, ist es, dass die wallachischen Stickerinnen das Pflanzenornament in ein geometrisches übergehen ließen, indem sie die runde Gestalt der Blume, des Apfels u. s. w. ohne Vorlage in eine eckige, also theilweise geometrische Form brachten. Beliebte Farben sind weiß, dunkelblau, hellblau, gelb und schwarz.[1])

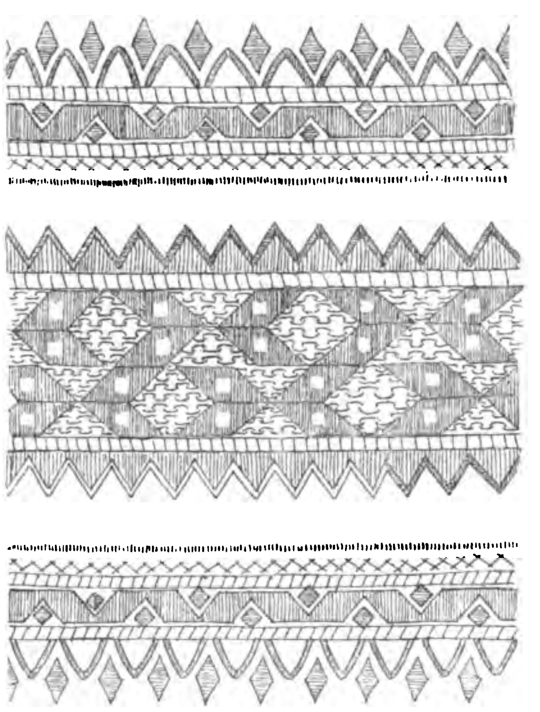


Fig. 37. Ornamente von wallachischen Umhängtüchern.

Gestickt wurden insbesondere Umhängtücher («oděvadło», «płachta»), Kopftücher, Hauben, Weiber- und Männerhemden. Das schmale und lange Umhängtuch, aus echter Flachsleinwand verfertigt, war ein Sonntags- oder Paradetuch, welches lose um die Schulter geschlungen und vorne mit der Hand zusammengehalten wurde. Die Stickerei ist in der Mitte des Tuches in der Breite von etwa 20 Centimetern mit gelber oder auch mit blauer Seide und zwar der ganzen Länge nach ausgeführt. Auch rohe Seide wurde benützt. Die Stickerei ist sehr fein und dicht. Alle Tücher haben zwar ihren Grundtypus, aber was Motive und ihre Ausführung anbelangt, so ist eine derartige Mannigfaltigkeit zu sehen, dass man über die Kunstfertigkeit und den Geschmack der wallachischen Frauen staunen muss. Mit der Plachta war die wallachische Stickerin (švałka) in einigen Wochen fertig. Kenner und Nichtkenner würden auf viele Monate rathen! Noch vor 25 Jahren wurde sie allgemein im Sommer getragen; jetzt sieht man sie nur hie und da in den oberen Dörfern von Hallenkau und Neu-Hrosenkau. Alte Frauen heben sie auf,

[1]) Die Abbildungen Fig. 35, 36, 37 stammen aus dem Werke Václavek's «Moravské Valašsko», Prag, Verlag von F. Šimaček. Wir danken der Verlagsbuchhandlung verbindlichst für die freundliche Erlaubnis des Abdrucks und die Überlassung der Clichés.

um mit ihr einmal eine sanfte, ewige Ruhestätte zu haben. Auf der ethnographischen Ausstellung in Wsetin (14. bis 28. August 1892) hatten wir solcher Paradetücher gegen 200 Stück. Viele von ihnen waren auch die Zierde der großen ethnographischen Ausstellung in Prag 1895.

Die Lippowaner in der Bukowina.

Ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.

Von Dr. Joh. Polek in Czernowitz.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts trat innerhalb der russischen Kirche eine große Spaltung ein. Den Anstoß dazu gab die vom Patriarchen Nikon unternommene und durch den Concilsbeschluss vom 13. Mai 1667 bestätigte Revision der durch unwissende Abschreiber verderbten Kirchenbücher.

Im Grunde sind es nur einige wenige Besonderheiten, welche die Raskólniken (Abtrünnigen) oder, wie sich diese selber nennen, Starowjercen (Altgläubigen) oder Staroobrjadcen (Altritualisten) von den Anhängern der Staatskirche oder Orthodoxen (Rechtgläubigen) unterscheiden. Erstere behaupten nämlich, dass der Name des Erlösers nicht Jisus — mit zwei «i» — sondern Jsus — mit einem «i» — zu schreiben, das heilige Kreuzzeichen nicht mit drei, sondern mit zwei Fingern — dem Zeige- und Mittelfinger — zu machen, das Kreuz nicht mit vier, sondern mit acht Spitzen — ☦ — abzubilden und das «Hallelujah» an bestimmten Stellen der Liturgie (heil. Messe) nicht drei-, sondern nur zweimal zu singen sei. Dann heißt es in ihrem Glaubensbekenntnisse: «Seines Reiches ist kein Ende» und «Ich glaube an den heiligen Geist, den wahren und lebendigmachenden», während die Orthodoxen beten: «Seines Reiches wird kein Ende sein» und «Ich glaube an den heiligen Geist, den lebendigmachenden». Die Altritualisten vollziehen ferner die heilige Taufe stets mit dreimaliger Untertauchung des Täuflings und gehen bei den kirchlichen Ceremonien stets von links nach rechts, d. i. nach dem scheinbaren Lauf der Sonne. Endlich halten sie auch die von Peter dem Großen eingeführten Neuerungen: die abendländische Kleidertracht, das Scheren des Bartes, das Rauchen und Schnupfen des Tabaks, das Theetrinken etc. für sündhaft.

Der Raskól breitete sich insbesondere unter den unteren breiteren Schichten des Volkes aus und spaltete sich selbst wieder in mehrere Secten. Im allgemeinen lassen sich zwei Gruppen von Raskólniken unterscheiden: «Im hohen Norden, wo bis dahin der Priesterstand ohnehin nur schwach gesäet war, bildeten sich vor allem die priesterlosen Secten aus, die Bezpopówcij, während da, wo die Priesterschaft den Abfall mitmachte, die priesterlichen Secten, die Popówcij, entstanden».[1])

---

[1]) Knie, die russisch-schismatische Kirche, ihre Lehre und ihr Cult. Graz 1894. S. 60.



Wegen ihrer Auflehnung gegen die staatliche Autorität in der Heimat hart bedrückt, flohen, insbesondere unter der Regierung Peters des Großen, viele Raskólniken nach Schweden und Polen und in die angrenzenden Provinzen der Türkei. Seit dem Jahre 1800 haben sich jedoch zu wiederholtenmalen Hunderttausende von Popówcen mit der Staatskirche wieder vereinigt. Es sind dies die sogenannten Jedinowjercen (Dasselbeglaubende, Glaubensgenossen), «bei denen nunmehr von dem Bischofe der Staatskirche gesendete Geistliche die Cultushandlungen nach ihren alten Riten und Besonderheiten vollziehen!»[1] Trotzdem sind die Raskólniken in Russland noch immer in beträchtlicher Anzahl vorhanden; sonst kommen sie noch in Bulgarien, Rumänien, Österreich und Preußen vor.

Im Auslande traten die russischen Sectierer zumeist unter dem Namen der Philipponen oder Philippowaner oder kurzweg Lippowaner auf. Dieser Name wird heute fast insgemein mit dem des heiligen Apostels Philipp in Zusammenhang gebracht[2]; haben ja doch im Jahre 1784 die damals von den Gestaden des Schwarzen Meeres in die Bukowina eingewanderten Lippowaner dem Administrator dieses Landes, dem General Karl Freiherrn von Enzenberg, selbst erzählt, «dass sie den Glaubenslehrsätzen des heiligen Apostels Philipp, von welchem sie sich auch Philippowaner nennen, folgen».[3] Allein es findet sich nicht ein einziger ausschließlich von dem genannten Apostel herrührender Glaubenssatz in der Religion der Bukowiner Lippowaner; ebensowenig weist der Bilderschmuck ihrer Kirchen und Wohnungen auf eine besondere Verehrung dieses Heiligen hin. Dazu kommt, dass die heutigen Lippowaner der Bukowina ganz andere Angaben über den Ursprung ihres Namens machen. Ihre Voreltern, erzählen sie, hätten an dem Orte, wo sie sich einst niederließen, eine große Linde vorgefunden. Wenn sie nun jemand fragte, woher sie kämen, hätten sie erwidert: Von dort, wo die große Linde (lipa) stehe. Aus diesem Grunde habe man ihnen den Namen Lippowaner beigelegt. Von dem Stamme «lipa» haben auch Hacquet[4] und Demian[5] den Namen unserer Secte hergeleitet, und zwar deshalb, weil deren Hausgeräth aus Lindenholz (lipowa) gefertigt sei. Inwieweit letztere Behauptung sich auf Thatsachen stützte, lässt sich nicht mehr leicht beweisen; sicher ist, dass die heutigen Bukowiner Lippowaner das Lindenholz nur zur Verfertigung von Bilderrahmen und Wagenkörben verwenden. Ist dieser Deutungsversuch vielleicht verfehlt, so verdient

[1]) Ebenda. S. 61.

[2]) Siehe J. V. Goehlert, die Lippowaner in der Bukowina. Sitzungsberichte d. kais. Akad. d. Wissenschaften, philos.-histor. Cl. XLI. (Wien 1863.) S. 479; J. Polek, die Lippowaner-Colonien in der Bukowina. Mittheil. d. k. k. geograph. Gesellschaft in Wien. N. F. XVIII. 1885. S. 309; D. Dan, Die Lippowaner in der Bukowina. Czernowitz 1890. S. 12; R. F. Kaindl, Die Lippowaner. In: Der Buchenwald. Nr. 5. (Czernowitz 1893.) S. 22.

[3]) Polek, a. a. O. S. 309.

[4]) Neueste physikalisch-politische Reisen durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen. I. Nürnberg 1790. S. 127.

[5]) Darstellung der österr. Monarchie. II. Wien 1804. S. 37 f.

ein anderer schon seines höheren Alters wegen mehr Beachtung. Darnach sollen die Lippowaner nach einem ihrer Führer, einem gewissen Philipp Pustoswjat benannt worden sein. Diese Ansicht hat meines Wissens zum erstenmale J. Kulczynski in seinem «Specimen ecclesiae Ruthenicae» (Rom 1733) ausgesprochen.[1]) Ausführlicher handelt davon S. Bredetzky in seiner Schrift: «Philippowaner und Mennoniten in Österreich» (Mahler. Taschenbuch f. Freunde schöner Gegenden in der österr. Monarchie, herausg. von F. Sartorius. I. Wien 1812). Aus neuerer Zeit sind als Vertreter dieser Deutung A. Krahl[2]), A. Ficker[3]) und K. E. Franzos[4]) anzuführen. Was Philipp Pustoswjat betrifft, so soll er ein roher, unwissender Bauer, dann Zellenaufseher und hierauf Mönch im Kloster Pomar (Gouvernement Olonetz) gewesen sein. Sein Streben gieng dahin, die Igumen (Klostervorsteher) -Würde zu erlangen. «Da dieses ehrsüchtige Vorhaben scheiterte, beschuldigte Philipp aus Rache seine Mitbrüder, dass sie von dem alten Glauben abgewichen wären, und da er einige 50 Collegen davon überzeugte, sonderte er sich von ihnen ab, legte eine eigene Skit (Einsiedelei) an, und so gründete dieser unwissende Mann eine neue Secte, die nach ihm genannten Philipponen».[5])

In Österreich bewohnen die Lippowaner vorzüglich das Kronland Bukowina. Hier kamen sie schon vor der österreichischen Besitzergreifung und zwar zu Mitoka-Dragomirna und zu Stupka vor. In Stupka scheinen sie sogar sehr zahlreich gewesen zu sein,[6]) denn dieses Dorf führte im Jahre 1775 auch den Namen Lipovan.[7]) Alle diese Lippowaner wurden bei dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1768 aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Sie mussten fürchten von den siegreich vordringenden Russen als Ausreißer fortgeschleppt zu werden. Sie ergriffen darum die Flucht und konnten nicht eher an die Rückkehr denken, als bis die von ihnen vordem bewohnte Gegend von den Russen geräumt und in den Besitz Österreichs übergegangen war. Thatsächlich sind im Jahre 1777 fünfzehn Lippowanerfamilien aus der Moldau nach Mitoka-Dragomirna zurückgekommen[8]). Drei Jahre später, im Jahre 1780, gründeten zwanzig andere Familien auf einer zum Kloster Putna gehörigen, vom

[1]) Die betreffende Stelle (auf S. 236) lautet: Unde accedente plebe, crevit ingens schisma, cujus asseclae a quodam Philippo antesignano dicti fuere Philipoviani.

[2]) Die Lipowaner oder Altgläubigen der griechisch nicht unirten Kirche in der Bukowina. Österr. Blätter f. Literatur, Kunst etc. Wien 1847. Nr. 313. (S. 1237.)

[3]) Hundert Jahre (1775—1875). Statistische Monatschrift. I. Wien 1875. S. 410.

[4]) Aus Halb-Asien. 3. Aufl. Stuttgart 1889. Bd. II. S. 393. (Anmerk.)

[5]) Bredetzky, a. a. O. 154.

[6]) Im November 1783 suchten 100 moldauische Lippowanerfamilien, die einst in Stupka sesshaft gewesen und von da aus Furcht vor den Russen, als diese im Jahre 1768 die Türkei mit Krieg überzogen, geflohen waren, um Wiederaufnahme in der Bukowina an. (Bericht General Enzenberg's an d. Hofkriegsrath, dd. Czernowitz, 12. November 1783.)

[7]) Ortschaftsverzeichnis der Bukowina (aus d. J. 1775), herausg. von J. Polek. S.-A. aus d. Jahrbuche des Bukow. Landesmuseums. I. Czernowitz 1893. S. 13.

[8]) Enzenberg an den Hofkriegsrathspräsidenten Grafen v. Hadik, ddo. Czernowitz, 23. Juni 1784.

Bache Klimoutz durchschnittenen Waldparcelle (Dumbrava) das Dorf Klimoutz.[1])

Obwohl die Lippowaner zu keinem der im Lande anerkannten Religionsbekenntnisse gehörten, wurden sie doch weder weltlicher- noch kirchlicherseits irgendwie behelligt.[2]) Trotzdem benützten sie, als Kaiser Joseph II. auf seiner Reise durch die Bukowina im Jahre 1783 in Suczawa weilte, die Gelegenheit, sich Duldung und freie Ausübung ihres Religionsbekenntnisses zu erwirken. Und der Kaiser geruhte nicht nur ihrer Bitte zu willfahren, sondern trug ihnen auch noch auf, noch mehr von ihren Glaubensgenossen «anherzuführen».[3]) Ebenso wohlwollend gedachte er ihrer in dem denkwürdigen, drei Tage darauf (am 19. Juni) von Czernowitz aus an den Hofkriegsrathspräsidenten Feldmarschall Grafen v. Hadik gerichteten Rescripte. Darin heißt es wörtlich: «Die nämliche Rücksicht (wie die Armenier) verdienen die hierlandes befindliche sogenannte Lippowaner, welche blose russische Bauern sind, die sich hier niedergelassen haben; ihre Religion ist die wahre schismatische, und will man nur darin einen Unterschied finden, dass sie ihren Gottesdienst illyrisch wie in Russland, und nicht in wallachischer Sprache halten wollen. Außerdem sind solche fleißige und arbeitsame Leute, welche man durch jene, so sich in der Moldau von dieser Nation noch befinden, zu vermehren trachten muss, und aus dieser Ursache ist ihnen auch ein Pope von ihrer Nation allerdings zu gestatten oder ihnen einer aus Slavonien, wo die illyrische Sprache am meisten in der Übung ist, zu verschaffen.»[4])

Die Huld und Gnade, deren sich die österreichischen Lippowaner seitens ihres erhabenen Monarchen zu erfreuen hatten, war bald weit und breit bekannt. Kein Wunder, dass noch im Herbste desselben Jahres zwei Lippowaner von den Gestaden des Schwarzen Meeres mit einem Dolmetsch in Czernowitz und dann in Wien erschienen, um über die Gründung neuer Lippowanercolonien Verhandlungen zu pflegen. Über zweitausend Familien, sagten sie, seien marschbereit und warteten nur auf die Nachricht, ob sie in Österreich aufgenommen und dotiert werden könnten.[5]) Der Kaiser sicherte ihnen sofort nicht nur die Aufnahme, sondern auch freie Religionsausübung, ja sogar Steuerfreiheit für 20 Jahre und Befreiung vom Militärdienste zu und fertigte ihnen hierüber am 9. October 1783 ein eigenes Privilegium aus, welches nach dem im k. und k. Kriegsarchive (fasc. 62 ex 1783, Nr. 644) aufbewahrten Concepte also lautet:

---

[1]) Ansiedelungsvertrag in deutscher Übersetzung abgedruckt bei Wickenhauser: Molda, 2. Bändchen. Czernowitz 1891. S. 80 f.

[2]) Enzenberg berichtet am 18. März 1783 an das galizische Generalcommando: «Vor eine aufgeklärte Welt scheint es seltsam, dass Kirchenvorsteher im Lande sich um die im Lande üblichen Religionsübungen nicht besorgen und einen jeden ungestört bei dem, was er glaubet, belassen, wodurch zum Theil die Ruhe unter dem Volk befestiget wird.»

[3]) Die Lippowaner an d. Bukow. Landesadministration, Czernowitz, 17. Juli 1783.

[4]) Polek, Josephs II. Reise nach Galizien u. der Bukowina. S.-A. aus dem Jahrbuche des Bukowiner Landesmuseums. III. 1895. S. 38.

[5]) Enzenberg an den Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Hadik, Czernowitz, 19. Oct. 1783.

«Wir Joseph der Zweite von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser etc. Nachdeme die in Unserer Residenzstadt Wien eingetroffenen zwei Deputirte der am Schwarzen Meere wohnenden altglaubischen Gemeinden Namens Alexander Alexiew und Nikifor Larinow im Namen und aus Auftrag dieser Gemeinden bei Uns die Bitte angebracht haben, sich mit ihren Famillen und mit ihrem Vermögen in unsere Lande übersiedlen zu können, so geben Wir in der Zuversicht, dass die ermeldte Gemeinden nach ihrer Eintreffung und erfolgten Sesshaftmachung an ihren künftigen Wohnorten in Unsern Landen sich in allen Stücken gleichwie Unsere übrige getreue Unterthanen betragen werden, denen Eingangs ernannten zwei Deputirten und durch sie denen hersiedelnden Gemeinden ihrer Nation mittelst gegenwärtigen von Uns gefertigten Patents folgende Versicherung.

«Erstens gestatten Wir ihnen das vollkommene freie Religionsexercitium für sie, alle ihre Kinder und Kindskinder nebst ihren Geistlichen.»

«Zweitens lassen Wir sie und ihre Kinder von der Zeit ihrer Ansiedlung 20 Jahr lang von aller Contribution und Steuer völlig frei.»

«Drittens gestehen Wir ihnen die Befreiung von dem Militärstand ein.»

«Viertens werden Wir sie nach dem Verlauf der 20 Jahren nie mehr als nach Maß ihrer Vermögensumständen bezahlen und wie andere mit ihnen in gleicher Lage befindliche kaiserliche Unterthanen hierinfalls behandeln lassen.»

«Zu mehrerer Bekräftigung Unsere eigene Handunterschrift und beigedrucktes Secretinsiegel. Gegeben in Unserer Residenzstadt Wien den neunten Monatstag Octobris im siebenzehnhundertdreiundachtzigsten Unserer Reiche, des Römischen im zwanzigsten, des erblichen im dritten Jahr. Joseph. (Gegenz.) Andreas Graf v. Hadik.»

Trotz dieser bedeutenden Begünstigungen langten im Frühjahre 1784 nicht mehr als 22 Lippowanerfamilien nebst 6 ledigen Burschen und 7 Mönchen mit ihrem Igumen (Klostervorsteher) aus Bessarabien in der Bukowina an. Die Auswanderung war nämlich entdeckt und vereitelt worden. Dagegen fanden sich noch 18 Familien aus der Moldau ein. Letztere schlossen sich sofort theils (12 Famil.) an ihre «Freunde und Brüder» in Mitoka-Dragomirna, theils (6 Famil.) an die in Klimoutz an; erstere ließen sich im Juni in dem damals dem Thaddäus von Turkul gehörigen Dorfe Hliboka nieder, von wo sie im folgenden Jahre auf das von ihnen anfangs verschmähte Vorwerk Warnitza übersiedelten und das Dorf Białakiernica oder Fontina alba (Weißenbrunn) anlegten.[1]) Infolge Übervölkerung zogen im Jahre 1839 mehrere Familien aus Klimoutz nach Berhometh am Sereth und gründeten auf Baron Wassilko'schem Grunde die Colonie Mihodra. Auf dieselbe Weise entstand um die Mitte der fünfziger Jahre von Białakiernica aus die Colonie Lipoweni bei

[1]) Enzenberg an Hadik, 23. Juni 1784.



Lukawetz, die vor wenigen Jahren auch die Bewohner von Mihodra in sich aufgenommen hat. Die Bukowina besitzt demnach derzeit vier Lippowanerdörfer: Fontina alba oder Białakiernica, Klimoutz und die beiden Lipoweni, wovon das eine (bei Mitoka-Dragomirna) auch Sokolince, das andere (bei Lukawetz) auch Kossowanka heißt.

Was die Seelenzahl der Lippowaner in Österreich anbelangt, so belief sie sich im Jahre 1784 auf circa 350 bis 400 (75 Familien). Diese Zahl war im Jahre 1844 auf 1966[1]) angewachsen und stieg bis 1857 auf 2939. Dagegen weist das Operat der Volkszählung vom 31. December 1869 nur 2928, das der Zählung vom 31. December 1880 sogar nur 2801 Lippowaner aus. Erst am 31. December 1890 wurde wieder ein Zuwachs constatiert. Damals betrug nämlich ihre Seelenzahl 3218, wovon 3213 auf die Bukowina, 3 auf Galizien und 2 auf Niederösterreich entfielen. Diese Schwankungen haben ihren Grund in dem Verhalten der Lippowaner zur allgemeinen Wehrpflicht, wovon weiter unten noch die Rede ist.

Die Lippowaner der Bukowina waren schon zur Zeit ihrer Einwanderung in Popówcen und Bezpopówcen (priesterliche und priesterlose) gespalten. Doch auch die Popówcen erfreuten sich nicht allzeit eines Priesters. Zwar bestand, allerdings ohne behördliche Bewilligung, seit ungefähr 1785 anfangs bei, dann (seit 1803) in Fontina alba ein Kloster; allein die Mönche waren, da sie keine höheren Weihen hatten, zur Ausübung priesterlicher Functionen weder befähigt noch berechtigt. Wirkliche Priester musste man und zwar immer nur für einige Zeit und mit großen Geldopfern aus Russland holen. Hier gelang es nämlich dann und wann, ein von einem orthodoxen Bischof geweihtes Individuum für den Lippowanismus zu gewinnen; eine lippowanische Hierarchie gab es gleichfalls nicht. Diese Verlegenheit beseitigte endlich Kaiser Ferdinand, indem er mit Allerhöchster Entschließung vom 18. September 1844 den Bukowiner Lippowanern den Bestand ihres Klosters bestätigte und ihnen gestattete, einen Bischof aus dem Ausland herbeizubringen, der nicht nur den Mönchen von Fontina alba die höheren Weihen ertheilen, sondern auch Priester, ja selbst seinen Nachfolger ordinieren sollte. Es war jedoch keine leichte Sache, einen Bischof zum Übertritt zum Lippowanismus zu bewegen. Im April 1846 ließ sich der griechisch-orientalische Metropolit von Bosnien, Ambrosius, der, auf Verlangen der Pforte von seinem Patriarchen abgesetzt, damals in großer Armut in Constantinopel lebte, unter der Bedingung dazu herbei, dass ihm nebst freier Wohnung, Bedienung und Verpflegung ein Jahresgehalt von 600 Ducaten in Gold und die Erhaltung eines Dolmetsches zugesichert wurde. Er zog am 26. September desselben Jahres feierlich in Fontina alba ein, schwor am folgenden Tage seinen Glauben ab und wurde dann von einem russischen

---

[1]) Darunter waren 153 Fremde. Auf die einzelnen Ortschaften vertheilte sich die angegebene Bevölkerungszahl wie folgt: auf Fontina alba 547 einheimische und 57 fremde, Klimoutz 755 einheimische und 85 fremde, Sokolince 350 einheimische und 11 fremde, Mihodra 161 einheimische. (Bericht des galiz. Guberniums an die böhm.-österr. Hofkanzlei, Lemberg, 28. Mai 1844, Z. 13.574.)

Mönche mit Chrisam gesalbt und confirmiert. Aber wie in Bosnien, so war auch in der Bukowina die Herrschaft des Metropoliten Ambrosius von keiner langen Dauer; er wurde im Februar 1848 wegen Überschreitung seiner Jurisdiction — er hatte auch Bischöfe für das Ausland, darunter drei für Russland geweiht — von der österreichischen Regierung abberufen und nach Cilli in Steiermark verwiesen, wo er gegen das Versprechen, sich jedes Einflusses auf die in- und ausländischen Lippowaner zu enthalten, bis zu seinem im Jahre 1863 erfolgten Tode eine jährliche Unterstützung von 600 fl. C.-M. aus dem Staatsschatz bezog. Auf dem Metropolitenstuhle folgte noch im Jahre 1848 der Vicar Cyrill Timofejow und diesem wieder, als er im Jahre 1876 starb, sein Vicar Athanasie, der heute noch regiert.[1])

Die Diöcese des Lippowanermetropoliten von Fontina alba umfasst außer Österreich auch einen großen Theil von Rumänien; dagegen haben die russischen Lippowaner jetzt — dank der Willfährigkeit des Metropoliten Ambrosius — ihre eigenen Bischöfe, wenngleich der altgläubige Clerus in Russland noch immer als «österreichische oder Białakiernicer Hierarchie» bezeichnet wird.[2])

In jeder der vier Popowcengemeinden ist ein Pfarrer angestellt. Dieser erhält für seine Mühewaltung von jeder Familie seines Sprengels einen Gulden; was er sonst noch zu seinem Unterhalte braucht, erwirbt er sich durch den Betrieb seiner Wirtschaft.

Außer der weltlichen Geistlichkeit haben diese Lippowaner in Fontina alba ein Mönchs- und ein Frauenkloster, wovon ein jedes bei 50 Individuen (Mönche, Novizen und Laien, beziehungsweise Nonnen und Laienschwestern) beherbergt. Die Mönche werden zu allen gewöhnlichen Garten- und Feldarbeiten verwendet, die Nonnen beschäftigen sich mit weiblichen Handarbeiten. Beide Klöster erhalten nicht unbedeutende Geldzuflüsse aus dem Auslande, besonders aus Russland und Rumänien.

Die priesterlosen Lippowaner haben an Stelle der Geistlichen sogenannte Daskals (Kirchensänger, Vorbeter). Diese taufen und hören auch die Beichte, welche Functionen übrigens bei dieser Secte im Nothfalle jedermann verrichten kann. Die Bezpopowcen haben aber auch eine Art heiliger Communion. Sie besteht darin, dass der Daskal nach geschehenem Bekenntnisse dem Communicanten ein Gefäß mit Wasser reicht, in das er ein Krümchen von einem geweihten Brote legt, das noch aus vornikonischer Zeit stammen soll. Die Ehen werden in der Weise abgeschlossen, dass Braut und Bräutigam unter und nach verschiedenen Gebeten in Gegenwart ihrer Verwandten, die zugleich die Zeugen der Handlung sind, in der Kirche vom Daskal befragt werden, ob sie für immer einander angehören wollen. Die Liturgie kann bei den priesterlosen Lippowanern selbstverständlich nicht gefeiert werden; man ver-

[1]) Vgl. Dan, Die Lippowaner in der Bukowina. S. 18 f.

[2]) Vgl. Subbotin, istorja tak nazywajemago Awstrijskago, ili Bělokrinickago swjaščenstwa I. Moskwa 1886.



sammelt sich bloß in der Kirche unter Anführung des Daskals zu gemeinsamem Gebete und Gesang. Zur Verrichtung der erwähnten Functionen hat der Daskal nur von seinem Vorgänger die Gewalt empfangen, und er überträgt diese Gewalt unmittelbar vor seinem Tode in gleicher Weise auf den von ihm gewählten Nachfolger, nämlich mit den Worten: «Gott segne Dich, die geistlichen Handlungen zu verrichten».

Die beiden Lippowanersecten lebten durch mehr denn ein halbes Jahrhundert ziemlich friedlich nebeneinander. Der Gegensatz trat erst dann zu Tage, als die Popowcen in den Besitz eines Metropoliten und damit zugleich auch in den Besitz von ordnungsmäßig geweihten Geistlichen gekommen waren. Aufgefordert, den Metropoliten gleichfalls als ihr kirchliches Oberhaupt anzusehen, erklärten die Bezpopowcen, Ambrosius habe durch die Verleugnung seines früheren Glaubens auch seine frühere Weihe eingebüßt und diese keineswegs dadurch wiedererlangt, dass er von einem fremden Mönche, von dem man nicht einmal wisse, wer ihn zum Geistlichen gemacht, in die Lippowanerkirche eingeführt und mit Chrisam, das von keinem Lippowanerbischofe geweiht sein konnte, gesalbt und confirmiert worden sei. Die Ablehnung der von Ambrosius und dessen Nachfolgern geweihten Priester begründeten sie stets mit den Worten: «Schlechte Wurzel, schlechte Frucht.» Die priesterlosen Lippowaner schmelzen übrigens in der Bukowina immer mehr zusammen. Viele sind bereits (seit 1878) zur griechisch-orientalischen Kirche übergetreten, der Rest strebt jetzt die Vereinigung mit den Popowcen an. Ihren Hauptsitz haben sie in der Gemeinde Klimoutz.

Für die geistige Ausbildung thun die Bukowiner Lippowaner äußerst wenig. Zwar besteht derzeit in jeder Gemeinde eine Schule, aber mit Ausnahme der von Klimoutz hat keine einen Lehrer. Überdies verfolgt der Unterricht auf Verlangen der Eltern zumeist nur das eine Ziel, den Kindern eine gewisse Fertigkeit im mechanischen Lesen der Kirchenbücher beizubringen; alles andere Wissen wird mehr als eine Gefahr für die Religion denn als eine Bereicherung des Verstandes angesehen. Wird doch selbst die Befähigung zum Priesteramte an keine besonderen Kenntnisse geknüpft. Wenn jemand, sei es auch nur ein gewöhnlicher Bauer, die Kirchenbücher gut versteht, den Kirchendienst praktisch erlernt hat und eines guten Rufes sich erfreut, so wird er ohneweiters zur Priesterweihe zugelassen. Dem Pfarrer liegt übrigens außer der Verwaltung der heil. Sakramente nur die Erklärung des Katechismus und das Ablesen der für jeden Tag des Jahres in den Kirchenbüchern vorgeschriebenen Predigten ob; eine Predigt selbst zu verfassen, ist ihm nicht gestattet, weil er dadurch zu einer Neuerung Anlass geben könnte. Auf noch weit niedrigerer Bildungsstufe als die Pfarrer stehen die Klostermönche. Die meisten von ihnen können weder lesen noch schreiben. Der gebildetste unter allen Bukowiner Lippowanern ist derzeit unstreitig der Klimoutzer Lehrer Epiphanias Balano-

wicz. Er hat das Gymnasium in Suczawa absolviert und ein Jahr in Wien Medicin studiert und ist seit 1. Jänner 1890 k. und k. Lieutenant.[1])

Ihrem Typus sowie ihrer Sprache nach sind die Lippowaner der Bukowina echte Russen. Allerdings machen sich in letzterer Hinsicht, in Hinsicht auf die Sprache, einerseits infolge ihrer vielfachen Berührung mit der rutenischen Bevölkerung des Landes, andererseits auch deshalb, weil ihre Muttersprache in der Schule keine Pflege findet, einige Besonderheiten bereits bemerkbar. Sie sprechen zum Beispiel das russische g überall wie h aus und sagen njema (nein) statt nět und dobry (gut) statt chorošo (sprich: charaschó).

Sie sind im allgemeinen von hohem Wuchs und starkem Körperbau, und ihr Gesicht ist, wenn es Blatternarben nicht entstellen, zumeist schön. Da sie das Rasieren für eine schwere Sünde halten, ist unter ihnen kein Mann, wenn ihm die Natur den Haarwuchs auf Kinn und Wangen nicht versagt, ohne Bart zu sehen. In der Regel tragen sie auch das Kopfhaar lang. Für den Clerus ist das sogar Gebot.

Ihre Kleidung gleicht noch immer der altrussischen; doch kommen hier und da, besonders aber in der Tracht des weiblichen Geschlechtes, schon mannigfache Abweichungen vor. Die Männer tragen über den weiten, zumeist in hohen Stiefeln steckenden Hosen ein oberhalb der linken Achsel zugeknöpftes und in der Mitte durch einen Gurt zusammengehaltenes Hemd aus rothgestreiftem Zwilch. Darüber legen sie auf der Reise und während der kühleren Jahreszeit auch zu Hause einen in der Regel gleichfalls in der Mitte gegürteten dunklen Tuchrock, die sogenannte Kufajka, an, deren Stelle im Winter ein langer dunkler Pelz vertritt. Kufajka und Pelz werden stets nur auf der linken Brustseite und zwar mittelst kleiner runder Metall- oder Stoffknöpfe geschlossen. Den Kopf bedeckt ein schmalkrämpiger, hoher Filzhut oder auch eine Mütze aus dunklem Tuch. Ebenso gehen auch die Pfarrer oder Weltgeistlichen gekleidet, nur dass ihr Oberrock etwas länger ist. Dagegen fallen die Mönche durch den an ihrem schwarzen Oberkleid angebrachten kurzen, mit rothen Schnüren eingefassten Kragen, sowie durch ihre eigenthümliche Kopfbedeckung auf, die sogenannte Kamilawka, das ist eine runde schwarze, mit Manschester verbrämte und über der Verbrämung mit einem rothen Schnürchen versehene sammtene Kappe, die sie, wenn sie in die Kirche gehen, mit einem cylinderförmigen Hut vertauschen, von dem rückwärts und an der Seite ein schwarzer Schleier herabfällt. Den Metropoliten kennzeichnet die rothsammtene erzbischöfliche Kappe; zudem schmückt seine Brust ein goldenes Kreuz.

Beim weiblichen Geschlechte besteht das Hemd aus zwei Theilen. Der obere, Brust und Arme bedeckende Theil ist aus rothgestreiftem oder rothcarriertem Zeug, der untere aus weißer Leinwand hergestellt. Darüber wurde einst ein langes, dicht unter der Brust gegürtetes ärmel-

[1]) Herr Balanowicz hat mich bei Abfassung dieser Arbeit durch mündliche und schriftliche Mittheilungen kräftigst unterstützt. Ich spreche ihm hierfür an dieser Stelle den wärmsten Dank aus.



loses Unterkleid (Sarafán) getragen, wofür heute fast allgemein ein rother Perkalrock mit oder ohne Achselbänder (šubka, beziehungsweise fušta) nebst einer Jacke aus demselben Stoffe im Gebrauche ist. Im Hause und auf der Straße fehlt auch die Schürze nicht, die aber vor dem Besuch der Kirche abgelegt werden muss. Gegen kühlere Witterung gewährt auch dem weiblichen Geschlecht die Kufajka Schutz. Es gibt jedoch viele Lippowanerinnen, die sich zur Sommers- und Winterszeit an Sonn- und Feiertagen in Sammt und Seide kleiden. Als Kopfbedeckung diente früher den verheirateten Frauen ein cylinderförmiger mit verschiedenfarbigen Tüchern behängter Hut, der sogenannte Kokoschnik; die Mädchen dagegen trugen die sogenannte Perewjazka, d. i. eine 28 *cm* lange und 17 *cm* breite steifgefütterte Binde, die auf der Rückseite mit ordinärem Stoff bekleidet, dagegen vorn bis auf die 1 bis 2 *cm* breiten, mit schwarzem Plüsch oder rothem Sammt besetzten Ränder, theils (oben) mit einer 4 bis 6 *cm* breiten Silber- oder Goldborte (zolotinna), theils (unten) mit Perlen (echten oder auch Glasperlen), Silber- oder Goldfäden, Flitter und imitierten rothen oder grünen Steinen überdeckt war und mittelst zweier an den Enden angebrachter Bänder am Hinterhaupte befestigt wurde. Bisweilen hatte auch der untere Rand eine und zwar aus hellgrünen Perlen verfertigte Bordure (refitj). Der Kokoschnik ist schon lange nicht mehr in der Mode, dagegen schmückt die Perewjazka noch zuweilen eine Braut, wenn sie zur Trauung geht. Sonst hüllen heute Mädchen wie Frauen den Kopf in bunte Tücher ein, nur dass letztere darunter noch eine Haube tragen. Bemerkt sei noch, dass die Frauen ihr Haar in zwei, die Mädchen in einem Zopfe flechten. Wie die Tracht der Mönche sich von der der Laien unterscheidet, so haben auch die Nonnen eine eigene Kleidung. Sie tragen über dem Hemd einen Sarafán aus dunklem Stoff und darüber ein schwarzes Oberkleid (rjaska) nebst einem pelerinenartigen Mantel (mantja). Den Kopf bedeckt eine kleine niedrige Mütze (wěnčik), über die noch ein dunkles Tuch gebunden wird.

Baron Enzenberg rühmt zu wiederholtenmalen den Fleiß und die Geschicklichkeit der Lippowaner. Diese Eigenschaften sind ihnen auch noch heute in hohem Grade eigen. Ohne eigentlich ein Handwerk gelernt zu haben, verfertigen sie sich die meisten Gebrauchsgegenstände selbst. Sie sind Weber, Schneider, Kürschner, Seiler, Wagner, Holzschnitzer etc. zugleich. Auch die unter ihnen existierenden Handwerker von Beruf waren bei keinem Meister in der Lehre. Nur das Schlosserhandwerk wird in neuester Zeit regelrecht gelernt. Die Lippowaner sind aber auch als tüchtige Erdarbeiter weit und breit bekannt. Ihre Hauptbeschäftigung ist jedoch der Handel mit Obst. Zu diesem Zwecke lassen sie nicht nur ihren eigenen Obstgärten die beste Pflege angedeihen, sondern sie kaufen auch, und zwar in der Regel noch vor beginnender Reife alle Gattungen von Obst, um damit später Stadt und Land zu versorgen.

«Vorzüglich im Sommer, wenn wir eine Reise durch das Land machen, treffen wir allerorten auffällige Fuhrwerke an, wie man sie bloß

in den Ländern der russischen Krone wiederfindet. Es ist die Kibitka (richtiger Voz), ein kleiner, mehr hoher als langer Leiterwagen, der zwar meist unangestrichen bleibt, an dem aber fast Alles im bäuerlichen Geschmack sorgfältig geschnitzt erscheint. Der Wagen enthält blos einen Sitz für zwei Personen; statt einer Deichsel gibt es zwei, an welche immer ein wohlgenährtes, schönes, starkes Pferd derart eingespannt wird, dass es nicht an Zugriemen, wie anderwärts, sondern blos an den Deichseln ziehen muss. Um dies bewerkstelligen zu können, werden die Deichseln an das Kummet des Pferdes befestigt; derselbe dicke Riemen, der dies ermöglicht, hält auch einen starken Reif aus Holz, der in schiefer Stellung über dem Halse des Thieres schwebt und den Zweck hat, ein gleichmäßiges Abstehen der Deichseln vorne an der Brust des Pferdes zu veranlassen. Das ist das Fuhrwerk des Lippowanen, mittelst dessen man ihn allenthalben reisen sieht».[1])

Bei all dem regen Handelsverkehr knüpft der Lippowaner niemals oder doch nur äußerst selten freundschaftliche Beziehungen mit Andersgläubigen an; denn er hält diese insgesammt für unrein. Ja, seine Scheu vor ihnen gieng vor wenigen Jahrzehnten noch so weit, dass er nur ungern eine fremde Zimmerschwelle überschritt und, wenn es doch geschehen musste, ängstlich bedacht war, jede Berührung seines Kleides mit den Einrichtungstücken seines Gastgebers zu vermeiden. Den Fremden aber, welcher zu ihm kam, lud er entweder nicht zum Sitzen ein, oder er legte vorher einen Teppich auf die Bank, doch beileibe nicht aus Rücksicht für den Gast, sondern um sich nach dessen Weggehen das Abwaschen der Stelle, wo dieser gesessen hatte, zu ersparen.[2]) Dieser Brauch ist fast ganz abgekommen. Ebenso dünkt es den meisten Lippowanern heute lächerlich, wenn einer von ihnen auf Reisen sein Trinkglas mit sich führt, weil er es für sündhaft hält, das Glas, woraus ein Andersgläubiger getrunken, zu benützen.

Andererseits hat der Lippowaner dadurch, dass ihn seine eigenartige Beschäftigung oft wochenlang vom Hause fernhält, eine seiner schönsten Tugenden, die Mäßigkeit, eingebüßt.

Das Brantweintrinken war einst bei ihm verpönt, ja er wollte nicht einmal ein Wirtshaus in der Nähe seines Dorfes dulden; heute trägt er selbst den größten Theil seines Verdienstes in die Schenke, so dass in den meisten Häusern Noth und Elend herrscht.

Auch das Fastengebot beobachtet er nicht mehr so strenge, wie in früherer Zeit. Er enthält sich zwar an allen 186 vorgeschriebenen Fasttagen des Genusses von Fleisch, Eiern, Milch, Käse und Butter und genießt an einigen (an den dem Osterfeste vorangehenden großen Fasten) nicht einmal Fische und Öl; allein was den Speisen an Qualität abgeht, ersetzt er durch deren Quantität. Er isst dreimal des Tages: um 9 Uhr morgens (oběd), zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags (poludnje) und zwischen 6 und 8 Uhr abends (večerja). Bei keiner dieser Mahlzeiten

[1]) Simiginowicz-Staufe, Die Völkergruppen der Bukowina. Czernowitz 1884. S. 96 f.

[2]) Wochenschrift der Bukowiner Handels- und Gewerbekammer. Czernowitz 1852. S. 91.



fehlt die Suppe. Sie ist aus gesäuerten rothen Rüben oder aus gesäuertem Kohl bereitet: Borsch (boršč) oder Schtschi (šči). Der Suppe geht häufig eine Sulz voran. Der zweite, beziehungsweise dritte Gang besteht aus Kartoffeln mit Hanföl, Mohnsaft oder Gurken. Dann folgen (in den Fasten) Nudeln (lapša) oder mit Kraut, Mohn oder Pflaumenmus gefüllte Pasteten (pirogi) oder ein Brei aus Buchweizen oder Gerstengraupen (kaša) oder (im Fasching) sogenannte Haluschky, d. i. mit Fleisch und Buchweizen gefülltes Kraut in Form von länglichen Klößen. Den Schluss des Mahles bildet in der Regel gedörrtes Obst.

Vor und nach der Mahlzeit wird gebetet. Außerdem bekreuzigt man sich, so oft man zum erstenmal den Löffel in eine neue Speise taucht oder das gefüllte Glas an die Lippen setzt. Während der Mahlzeit soll nicht gesprochen werden; geschieht es aber dennoch, so hat man nach jeder derartigen Unterbrechung neuerdings das Kreuz zu machen. Mit Andersgläubigen soll der Lippowaner nicht aus derselben Schüssel essen; ebenso soll er, wie schon erwähnt wurde, mit ihm nicht aus demselben Glase trinken.

Die Häuser der Bukowiner Lippowaner sind in Bezug auf ihre Anlage den deutschen und magyarischen Bauernhäusern ähnlich. Das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude, sämmtlich mit Dranitzen, d. i. mit ungefugten Schindeln eingedeckt, stehen in einer Flucht. Ersteres ist mit Blockwänden hergestellt, letztere besitzen Flecht- oder Stakenwände. Auch der Rauchfang fehlt selten. Er ist aus Ruthen geflochten oder aus Brettern zusammengefügt und hat die Form einer abgestutzten Pyramide. Das Wohnhaus ist an der Hauptfront mit Bänken in Sockelhöhe versehen. Es besteht aus 4 Räumen: dem Vorhaus, das auch als Küche benützt wird, einer größeren und einer kleineren Stube und einer Kammer. Die Stuben liegen zu beiden Seiten, die Kammer im Hintergrund des Vorhauses.[1])

Häufig wird schon der Bauplatz eingeweiht, die Einweihung des fertigen Hauses aber wird niemals unterlassen. Sie geschieht in der Weise, dass der Ortspfarrer alle Räume, während an deren vier Ecken Lichter brennen, unter verschiedenen Gebeten mit an Ort und Stelle geweihtem Wasser besprengt. Dieser heiligen Handlung folgt ein geräuschloses Mahl.

Und wahrlich es ist ein weihevolles Gefühl, das uns beschleicht, wenn wir in eine Lippowanerstube treten. Beim Überschreiten der Schwelle zieht vor allem die von der gegenüberliegenden Wand und der Wand der Hauptfront gebildete Ecke unsere Aufmerksamkeit auf sich. Hier sind, auf einem rothdrapierten Rahmen aufruhend, russische Heiligenbilder, vor allem das Bild des Erlösers, dann der Mutter Gottes, des heiligen Nikolaus etc. angebracht. Der Rahmen hat auch Vorrichtungen (zumeist Einkerbungen) zur Aufnahme von Kerzen, die sowie die daselbst

[1]) Vgl. Romstorfer, Typen d. landwirtschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina. S.-A. aus Band XXII der Mittheil. d. Anthropolog. Gesellschaft in Wien. S. 13.

von der Decke herabhängende Ampel an hohen Feiertagen oder auch sonst bei Hausandachten angezündet werden. Oft sind auch die übrigen Theile der die geheiligte Ecke einschließenden Wände mit Heiligenbildern geschmückt. Auch hängen dort schön gestickte «Handpölster», wie dergleichen von den Lippowanern bei den großen Verbeugungen verwendet werden. Sonst enthält die Stube einen Tisch (vor dem Bildergestell), eine den bildergeschmückten Wänden entlang sich hinziehende Bank, ein durch einen rothen Vorhang von dem freien Stubenraume getrenntes Doppelbett, einen Geschirrkasten und einen mit einem Backofen verbundenen großen Herd. Hier und da ist auch ein Webstuhl darin zu sehen.

Das Christusbild, gewöhnlich kurzweg Ikon (Heiligenbild) genannt, darf in keiner Stube fehlen. Vor ihm verrichtet der Lippowaner seine Andacht, vor ihm pflegt er sich, wenn er verreist oder heimkehrt unter gleichzeitigen Verbeugungen dreimal zu bekreuzigen. Letzteres thut auch jeder nicht zum Hause gehörige Glaubensgenosse beim Kommen und beim Weggehen. Dabei sei noch erwähnt, dass der Fremde vor dem Eintritte nicht an die Thüre klopft, sondern nach einem vom Fenster aus gewechselten kurzen Gruß und Gegengruß um die Erlaubnis zum Eintritt bittet. Die Worte, die hierbei gesprochen werden, weisen gleichfalls auf die Verehrung hin, die der Lippowaner dem in der Stube aufgestellten Christusbilde zollt. Gruß und Gegengruß haben nämlich folgenden Wortlaut: (Gruß:) «Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme Dich unser» (Hospodi Isuse Christe, syne Božij, pomiluj nas), (Gegengruß:) «Amen» Aminj); der Eintritt aber wird mit folgenden Worten erbeten und bewilligt: (Bitte:) «Gestattet den Eintritt in das Haus» (Blahoslavitje v dom), (Antwort:) «Beliebet einzutreten» (blahoslavitje).

Wie der Ein- und Ausgang, so entbehrt auch das Leben im Lippowanerhause einer Art von religiös-sittlicher Weihe nicht. Zwar werden jetzt schon hier und da weltliche Lieder (Volkslieder) angestimmt, auch werden schon hier und da wie bei den rumänischen und deutschen Nachbarn sogenannte Spinnstuben (posidělky) abgehalten; im allgemeinen jedoch herrscht in diesen Räumen eine geheimnisvolle Stille. Da gibt es keine geräuschvollen Mahlzeiten, keine Musik und keinen Tanz, und was dann und wann gesungen wird, ist in der Regel nur ein Kirchenlied. Am Weihnachtsabende wird kein Christbaum aufgestellt, es findet keine Bescherung statt, und die Mahlzeit unterscheidet sich von der an anderen Abenden nur dadurch, dass die bei den Ostslaven zu dieser Zeit beliebte Kutja (ein aus Weizen, Mohn und Honig bereitetes Gericht) auf dem Tisch erscheint. Zu Ostern lässt man in der Kirche Eier, Speck und das sogenannte Paska, d. i. einen aus Weizenmehl gebackenen Kuchen, weihen. Davon bekommt ein jeder Hausgenosse vor der eigentlichen Mahlzeit seinen Theil. Das Pfingstfest erhält durch die Ausschmückung der Häuser mit Lindenzweigen ein gewisses äußeres Gepränge. Selbst bei Hochzeiten tritt fast ausschließlich das religiöse Moment in den Vordergrund.

Hat der junge Lippowaner seine Wahl getroffen, so lässt er durch einen Verwandten oder Bekannten bei den Eltern des Mädchens um dessen Hand anhalten. Fällt die Antwort bejahend aus, so findet kurz darauf die (weltliche) Verlobung statt. Zu diesem Zwecke erscheint der Bräutigam (molodój, sprich maladój) mit seinen Eltern, den Brautzeugen (dem Brautvater und der Brautmutter, swat und swacha) und einigen Gästen im Hause der Braut (molodája, spr. maladája). Hier wird zunächst unter Verbeugungen vor dem Heiligenbilde das vor jedem Gottesdienste übliche Anfangsgebet (načal) verrichtet. Hierauf legen die Väter des sich verlobenden Paares dessen rechte Hände in einander und lassen sie nach einer Weile durch eine der anwesenden Personen wieder und zwar mittelst eines Schlages trennen, wobei diese Person folgenden Glückwunsch vorbringt: «Gott gebe Glück, damit Ihr alles zu rechter Zeit beginnet, endiget und genießet» (daj Boh ščastje w dobryj čas začatj i končitj i požiwatj). Dann gehen die Verlobten mit dem Brautvater und der Brautmutter, einander bei den Händen haltend, um den vor den Heiligenbildern stehenden Tisch. Den Schluss bildet die gegenseitige Beschenkung. Das Geschenk der Braut besteht in einem Taschentuch, das des Bräutigams in Geld und zwar gewöhnlich in einem oder zwei Ducaten. Der Vorgang, der bei dem Austausch der Geschenke beobachtet wird, ist folgender. Die Braut und die Brautmutter nehmen ein mit Bier oder Wein gefülltes Glas und einen mit dem als Geschenk bestimmten Taschentuch bedeckten Teller, schreiten damit auf den Bräutigam zu und sprechen: «Zwei Füße treten vor, zwei Hände reichen dar; wollen Sie unser Geschenk annehmen und uns mit dem beschenken, was der Herrgott Ihrem Herzen einflößt» (dwě nohy pochodiat, dwě ruky podnosiat, izwoljte naš dar priniatj a svoim odaritj, čem vas Hospodj po serdcu položit). Der Bräutigam leert das Glas auf das Wohl seiner Eltern, auf das der Eltern seiner Braut, dann auf das Wohl dieser selbst, hierauf auf das der beiden Brautzeugen (Brautvater und Brautmutter) und der anwesenden Gäste; dann nimmt er das Tuch, steckt es, nachdem er sich damit den Mund abgewischt hat, ein und legt sein Geschenk auf den Teller.

Drei Wochen nach der Verlobung findet die Hochzeit statt. Vorher hat jedoch der Bräutigam seine Braut, falls sie aus einem anderen Dorfe stammt, von den Burschen dieses Dorfes loszukaufen. Häufig wird ein verhältnismäßig hoher Geldbetrag, fünf bis zehn Gulden und auch noch mehr, gefordert, und es kommt zu Schlägereien, wenn der Bräutigam sich weigert, die verlangte Summe zu bezahlen. Dieser Loskauf heißt Okólišnaja.

Die Lippowaner haben bei ihren Hochzeiten weder Brautführer noch Brautmädchen noch Hochzeitslader. Die Einladung zur Hochzeit besorgen die Väter des Brautpaares, und zwar am Hochzeitsmorgen. Jeder lädt nur seine Gäste ein; denn das Hochzeitsmahl wird gleichzeitig im Hause der Braut und des Bräutigams abgehalten. (Schluss folgt.)

Mythen und Sagen des Marchfeldes.

Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Um ein Volk recht zu verstehen,
Musst Du nach dem Geiste spähen,
Der in den Liedern und der Sage
Seiner Heimat tritt zutage.

Volkskundlicherseits hat man dem Mythen- und Sagenschatze jenes Stückleins von Österreich, das Anastasius Grün mit Recht «das Herculanum» unseres Vaterlandes nennt, bisher sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt, während man gleichwohl überzeugt sein konnte, dass ein Boden, der so reich an historischen Erinnerungen ist wie kaum ein zweiter in der Monarchie, der Mythen- und Sagenbildung ohne Vergleich am günstigsten sein musste.

Wir haben es darum versucht, im Folgenden alle Mythen und Sagen, insoferne sie localgeschichtlich von Interesse sind, zu sammeln und waren hiebei zum großen Theile auf die mündliche Mittheilung vonseiten der Marchfeldbewohner angewiesen. Wo uns aber bereits gedrucktes Material vorlag, haben wir eine genaue Quellenangabe nicht vermieden.

Soldatenblut.

Dort, wo die March den Rochusberg bei Mannersdorf so knapp berührt, dass das Geleise der Bahn kaum noch Platz hat, fließen drei Quellen aus dem Lehmgerölle zum schilfigen Flussanger [die Pfaffen-Au genannt] nieder. Die Leute sagen, dieses Wasser rieche nach Schwefel und sei ab und zu, besonders im Hochsommer, blutroth gefärbt. Die Ursache aber rühre von dem her: Vor Zeiten hatte hier eine grässliche Schlacht getobt. Tausende büßten ihr Leben ein, und der Feind zog mordend und brennend durch die Dörfer. Eine winzige Soldatenschar flüchtete sich aber in die Kapelle des heiligen Rochus, die man heute noch sieht, und vertheidigte sich hier auf Leben und Tod. Allein sie musste nach kurzem der Übermacht weichen und wurde am Altare des Heiligen ermordet. Einer schrie indes sterbend: «So sollen Euere Kinder einst von unserem Blute trinken»! Und wirklich: Sanct Rochus erhörte ihn, und seither fließt blutiges Wasser aus dem Rochusberge. Wer hievon trinkt, muss ohne Zweifel sterben.

[Dieses Motiv ist der Geschichte des Kampfes zwischen Rudolf von Habsburg und Přemysl Ottokar von Böhmen entlehnt, der hier Ende August 1278 entschieden wurde.]

Der Friedensengel.

Einst tobte im Marchfelde eine blutige Schlacht. Die Soldaten kämpften bereits den dritten Tag in solch mörderischer Wuth miteinander, dass das Brunnenwasser roth gefärbt war. Niemand wollte nachgeben. Da neigte sich eben die Sonne zum Untergange, als der Himmel blutroth zu werden begann. Das Zügenglöcklein auf dem Thurme von Grünau[1]) begann von selbst zu läuten, und fliehende Reiter meldeten den Fall des

[1]) Eigentlich St. Georgen i. d. Grünau genannt.

Böhmenkönigs. Plötzlich erscholl vom Firmamente her ein schriller Trompetenstoß. — Eine heilige Ruhe entstand auf dem Schlachtfelde. Die Sterbenden hörten auf zu ächzen und in niegesehenem Glanze schwebte ein majestätischer Engel zur Erde nieder; der rief so laut, dass es die ganze Welt hören konnte: Stille und Friede! Die Krieger stürzten vor Schrecken zu Boden. König Rudolf kniete nieder, nahm die Krone vom Haupte und steckte sein Schwert in die Scheide. Alle beteten laut. Ein tiefes Murmeln erfüllte das Feld. Der himmlische Glanz erblasste allmählich, und als die tausend und tausend Sterne so friedlich zur Welt niederleuchteten, waren sie Zeugen, wie König Rudolf den Leichnam seines Todfeindes [Ottokar] unter Thränen küsste. Die Stadt Grünau ist seither vom Erdboden verschwunden, nur das Dörfchen Stillfried erinnert uns heute noch an jenen Befehl des Himmels.

[Diese Sage knüpft offenbar an eine falsche Etymologie des Namens Stillfried an und schmückt so die Geschichte jener denkwürdigen Schlacht auf dem Marchfelde aus. Die richtige Etymologie dieses Ortsnamens dürfte wohl diese sein: Still = στύλος, stilus Säule, mhd. stil Pfahl, altfrz. esteil; fried = ahd. frido Schutz, Einfriedung. Stillfried sollte demnach richtiger Stielfrid geschrieben werden und in dieser zutreffenden Deutung gewännen wir einen weiteren Nachweis, dass der Ort ein urgermanischer Wohnsitz gewesen ist.] [1])

Der versunkene Königsschatz.

Auf einem Berge in der Nähe des denkwürdigen Dörfleins Stillfried erhebt sich eine kleine Kirche. Wie ein Zeuge ereignisreicher Tage steht sie da; ihre antike Bauart und die Inschriften der beschädigten Steintafeln bürgen für ihr hohes Alter. Hier soll nun — so erzählt die Sage — Ottokar von Böhmen gefallen sein. Im Getümmel des Kampfes gieng dessen Schlachtwagen, Krone und Schwert — alles aus purem Golde — verloren. Die Leute meinen, dass der Schatz tief unter dem Kirchberge begraben liege. Der Bischof hat ihn aber gesegnet und geweiht, ehe der König damit in die Schlacht gezogen ist. Und deshalb will man auch sehen, wie sich der Berg an den ‚Weihetagen' der Kirche hebt, dann aber wieder senkt. Man erzählt auch von Versuchen, diesen Schatz zu beheben. Man muss zwischen Dreikönig und Lichtmess um Mitternacht an der Stelle graben und hiebei das Vaterunser verkehrt beten. Dabei hat man aber zu achten, dass kein Steinchen zu rollen beginnt. Ist dies der Fall, dann wachen die Todten auf und die verfolgen den Schatzgräber solange, bis er in eine Grube fällt und ein Bein bricht.

[Ähnliche Sagenzüge finden wir in der Mythe von der weißen Frau in Böhmen. Vgl. Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Wien, 1859, S. 122 ff. Ferner Kuhn, Zeitschr. f. d. Myth. u. Sittenkunde III. 3. S. 368 ff.]

[1]) Übrigens hat der Name Stillfried schon vor dieser Schlacht existiert, was durch eine Urkunde aus dem Beginne des XII. Jahrh. bestätigt wird, worin Reiniger von Alrichesdorf zum Seelenheile seiner Verwandten dem Stifte Klosterneuburg einen Weingarten zu stiliuridi schenkt. [Klostern. Dotat. Chronik, Fasc. XXI. 14 ff.] Die von Müller in den M. d. V. f. Landesk. v. Nö. 1884, S. 412 ff. angeführte etymologische Deutung scheint hiemit entkräftet.

Die Mönche ohne Köpfe.

In der Nähe des bekannten Badeortes Pyrawart zeigt man eine Stätte, wo vor Zeiten ein großes Mönchkloster gestanden sein soll, das die mörderischen Huzulen[1]) zerstörten. Die Priester des Klosters zeichneten sich durch Frömmigkeit und Wohlthaten aller Art aus. Als nun die räuberische Horde auch dieses Kloster plünderte und sämmtliche Mönche köpfte, da flehte ein bettelarmes Mütterchen: «Du Herrgott am Kreuz! Wer kocht m'r denn jetzt a Supp'n»! Und der Himmel hat die Bitte der Armen erhört. Solange sie lebte, kochte ihr ein Mönch ohne Kopf in den verfallenen Mauern des Klosters die Bettelsuppe. Und wie sie todt war, blieb auch der gute Priester aus. Nur in den Rauhnächten will man die Mönche heute noch im feierlichen Zuge den Märtyrerhymnus singend zur Stelle wandern sehen, wo die Trümmer ihres Heims liegen. Jeder von ihnen trägt hiebei seinen Kopf, den ihm der Feind abgeschlagen hat, unter dem Arme.

[Vgl. hiezu dieselbe Sage in anderer Fassung bei Vernaleken, S. 53. Sie erinnert übrigens an die čechischen Sagen vom Ritter von Schumbera und vom kopflosen Waldmenschen zu Trocno. Vernaleken. ibd. S. 51 ff.]

s' Wassermandl.

An seichten und schilfigen Stellen der March, wo das Wasser recht ruhig ist und im Morgenglanze Libellen umherfliegen, kämmt sich ab und zu ein grünschuppiges Zwerglein seine langen Flachshaare. Es ist ein gar possirliches Ding das. Äuglein hat's, kaum größer als eine Rosenkranzperle, und die funkeln im Sonnenlichte wie Smaragde. Mit den Kindern ist's so lieb, es lächelt sie an, wirft ihnen bunte Bänder und goldene Ringlein ans Ufer oder lässt purpurrothe, duftige Blumen knapp am Wasser emporsprießen, dass die Händchen darnach langen — Aber, o Weh! Plumps hat es ein armes Wesen zu sich in die Tiefe gezogen. Da muss es nun für immer im diamantenen Palaste der Wassergeister verbleiben. Was es auch jammern mag nach seinen guten Eltern, — es hilft nichts. Zur Erde kommt's nimmer zurück. Darum warnt man die Kleinen, um Gotteswillen nichts vom Wellenrande zu nehmen — sei es auch noch so ein verlockendes Spielzeug — ,s' Wassermanderl' lauert hinter dem Binsendickicht.

Auch sollen sie nicht zu lange ins Wasser sehen. Dort, wo es Ringlein bildet, tanzen nämlich die bösen Zwerge.

Als einmal einem Knaben sein liebes Schwesterchen vom bösen Wassermännchen gestohlen wurde, war der Kleine unendlich traurig. Er weinte so viel um die Arme, dass seine Augen blutroth unterlaufen waren, und jeden Tag gieng er zur Kapelle des hl. Nikolaus, und den bat er so innig, wie er nur bitten konnte, er möge ihm doch zeigen, wohin das garstige ,Wassermanderl' sein gutes Schwesterlein getragen habe. Und wirklich unterwies ihn der Heilige in der Sache. Er solle frühmorgens

[1]) Huzulen = Kuruzzen [ung. Malcontenten]. Vgl. hiezu meinen Aufsatz: Der Erdstall in der Kuruczennot. Graz. Volksblatt 1896 und Blätt. d. Ver. f. Landesk. 1890. S. 284—301.



hinab zur March-Au gehen, sich mit dem rechten Ohr auf den Rasen legen und unverwandt ins Schilf hineinschauen. Dabei dürfe er aber nichts reden und nicht räuspern, ja wenn er's zusammenbrächte, möge er den Athem einhalten.

Das Knäblein that nun, wie ihm aufgetragen ward. Und wie es so neugierig dalag, da hörte es auf einmal ein Summen und Surren im Wasser drinnen, als wenn tausend und tausend Brummfliegen vorüberflögen. Dann bildeten sich zahlreiche Ringlein, große und kleine, auf der Oberfläche, und glitzernde Fischlein schnellten im Sonnenlichte empor. Jetzt säuselte und orgelte es melodisch zwischen den hohen Schilfhalmen; es kam immer näher und näher — die Stämmchen bogen sich von selber auseinander und aus dem Nebel wirbelte eine schier endlose Schar winziger Männchen empor. Die hatten lauter spangrüne Mützen auf den Köpfchen und trugen buntfarbige Muscheln auf goldgelben Schälchen in ihren Händen. Sie winkten und deuteten einander zu und wispelten so leise miteinander, dass es niemand hören konnte. Nun spannten sie ein großes, grasgrünes Netz über die Schilfinsel und brachten ein wunderschönes Mädchen in einem himmelblauen Bettchen empor. Das war so lieb wie ein Englein. Und es schlief. Wie nun das Bettchen aufgestellt war, zupften sie ganz wenig an dem blinkenden Kisschen — und klapp, schlug die schöne Braut ihre klugen Äuglein auf. Mit diesen blickte sie aber die kleinen Gesellen so fremd und traurig an, und wie schön sie ihr auch thaten, es erfreute sie nichts — weinend streckte sie die kleinen, zarten Hände nach dem Ufer aus, und es war, als wollte sie dort den kleinen Lauscher, ihr Brüderchen, umarmen. Da schrie das Knäblein jäh auf: Schwesterl, mein gutes Schwesterl! Und husch! war aller Zauber verschwunden. Die Wellen der March schlugen plätschernd an das Sandufer, und ein feuchter Wind säuselte durch das schwankende Schilf.

,s' Wassermandl' kann sich auch verschiedene Gestalten geben. Auf der Brücke, die von Angern nach Ungereigen führt, wurde es als schwarzer, zottiger Hund erblickt, der sich den Pferden entgegen stellt. Die slowakischen Bauern werfen dem Hunde Judaskohle[1]) ins Maul oder spucken ihm ins Gesicht.

Im Brückenmauthause soll er vor Jahren seinen Spuck getrieben haben. So blies er einmal durchs offene Fenster in das Herdfeuer, so dass dieses durch den Rauchfang fuhr und das Nachbarhaus anzündete. Ein andermal warf er Fische in die Pfanne, und als die Leute davon aßen, mussten sie sterben.

Der Fährmann bei Dirnburg, einem kleinen, knapp an der March liegenden slowakischen Dorfe, hat ,s' Wassermandl' ,Krepschit'[2]) tanzen gesehen. Einen Hausierer, der ihm einmal mit dem Fahrgelde ,durchbrannte', soll man später zerkratzt als Leiche gefunden haben. In der «alten March» bei Mannersdorf, einem Seitenarme der March, will man

[1]) Judaskohle, vom geweihten Osterfeuer genommen.

[2]) Krepschit, ein Nationaltanz bei den Slowaken. Vgl. meinen gleichnamigen Aufsatz im ,Neuigkeit-Weltblatt', Jhg. 1894.

‚s' Wassermandl' im Mondscheine auf der Oberfläche tanzen gesehen haben. Eben hier zeigt es sich auch manchmal als schwarzes Wasserhuhn, dem die Bäuerinnen nachstellen. Einmal soll es thatsächlich gefangen worden sein. Doch wie es die Bäuerin stechen wollte, schnitt sie sich ihren eigenen Daumen ab.

[Ähnliches erzählt man in Nassau vom Hakemann. J. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau, Bonn, 1872, I, 276. Vgl. hiezu Grimm, D. Mythol. S. 873 f. und Schwabach u. Müller, Nieders. Sagen. Nr. 90 und 101.]

s' Erdmandl in der alten Ried.

‚D' alde Riad' nennen die Leute das rebenbepflanzte Hügelland bei Ollersdorf. Es liegt abseits von der Straße und den Wohnungen der Menschen. Der Ebenthaler Wald begrenzt es im Westen, und knapp am Rande steht ein Waldstock, umwuchert von Dornengestrüppe, an welchem von Zeit zu Zeit Blutflecke sichtbar werden. Diese rühren von einem Morde her, und an der Stelle soll es nicht recht geheuer sein. Man will hier nämlich an warmen Sommerabenden s'böse Erdmandl sehen. Eine kleine plumpe Gestalt mit dürren Armen und langen Fingern. Der Kopf voll schneeweißer Haare und mit einer rothen Zipfelmütze bedeckt. Die Stirne runzelig, die Wangen hohl und gelb wie verregnetes Heu. Die Lippen welk, die Augen tief in blaurothen Höhlen. So zeigt es sich an Sommerabenden und scheucht mit der Peitsche die Eulen in den Felsritzen auf. In seiner Gesellschaft begegnet man auch bisweilen der Waldhexe Drino, einer hässlichen und boshaften Alten. Der erwähnte Waldstock dient ihnen als Speisetisch. Ihre Schlafstätte kennt niemand. Jedermann solle sich hüten, deren Revier ohne geweihte Gegenstände zu betreten. Ein tollkühner Bauernknecht aus Ebenthal hat es einmal einer Wette halber versucht: Er ist nicht mehr heimgekommen, sondern ein Jäger sah ihn mit umgedrehtem Halse unter einem Hirschbarren liegen. Ebenso soll es der Küsterin aus Stillfried ergangen sein. Im Übermuthe verunreinigte sie den verhexten Waldstock und ward zur Strafe vom Erdmanderl daran gebunden, während Drino sie mit glühenden Nadeln stach, bis sie elend umkam. Besonders hat es aber s' Erdmandl auf gewissenlose «Anrainler»[1]) abgesehen. Sie stolpern über einen verhexten Grenzstein, brechen ein Bein und werden vom Erdmandl erwürgt. Ein Ziegenjunge soll einmal einen solchen Unglücklichen gefunden haben. Der galt dazu noch als der reichste Bauer im Dorfe.

[Vgl. hiezu meinen Aufsatz «der Waldstock in der alten Ried» im «Neuigkeit-Weltblatt», 1894.]

Der Tod im Weinfass.

Rund um Matzen liegt ein weinreiches Hügelland. Da erzählen sich die Bauern heute noch von dem Höllen-Hoisl. Der war ein steinreicher Bauer. In seinem Keller lagen schier dreihundert Fässer Wein und seine Körnerkammern waren gesteckt voll. Weil es ihm nun so gut

[1]) Anrainler = Leute, die Feldgrenzsteine versetzen oder vom fremden Grunde wegackern.

gieng, wollte er nicht sterben. So saß er denn eines Tages in seinem Keller und dachte über mancherlei Dinge nach. Da stolperte ein hagerer Fremder den Gang herunter und klopfte dem Bauern wie einem guten Freunde auf die Schulter. «Weiß schon, was er sinnt,» sagte er. «Doch, wenn er will, kann ich ihm helfen!» Anfangs konnte der Bauer vor Schreck kaum reden, dann sprachen sie aber recht vertraulich miteinander. Sie waren handeleins geworden: Der Bauer solle den Gast von jedem Weine seines Kellers kosten lassen, dafür werde dieser ihm ewiges Leben erwirken. Sie begannen nun mit dem größten Fasse. Der Fremde legte sich mit seinem breiten Maule über den Spund und sog in vollen Zügen das köstliche Nass in sich, wie wenn er eine Pumpe im Leibe gehabt hätte. Dann gieng's zum zweiten. Hier war es ebenso, und wie der Bauer klopfte, klang es hohl. «Ei,» dachte er nun bei sich, «wenn der Kerl so durstig ist, will ich ihm meinen Süffigsten geben» und er geleitete ihn zum kleinsten Fässchen, das den «Ehrentagtrunk» barg. Daraus süffelte nun der unheimliche Geselle einen und noch einen Schluck, dann fiel er rücklings zu Boden. «Hahaha,» kicherte der Bauer, «der hat ihn doch gebändigt!» Er neigte sich zu ihm herab und leuchtete ihm ins Antlitz. Hu! Eiskalt rieselt's ihm durch Mark und Bein — ein leibhaftiger Todtenkopf! Aber kaum hat er sich von seiner Angst erholt, so fasst er den Trunkenbold — der ist federleicht wie eine Gliederpuppe — und stößt ihn mir nichts dir nichts zum Fasspund hinein. Plumps und der Gast liegt drinnen. Schnell den Zapfen drauf und eilends nachhause. — Nun ist der Hoisl glücklich wie kein zweiter auf Erden. Es ist ihm klar, er hat den Tod ins Weinfass gesperrt. Und seht! Jahr auf Jahr geht vorüber, der Hoisl hat einen schneeweißen Kopf und ist steinalt. Aber auch die andern Leute sterben nicht. Der Menschen gibt es nun soviele, dass Korn und Wasser zu wenig wird. Jetzt erfährt der liebe Herrgott von dem Vorfalle und er sendet seinen Engel in den Keller, damit er den Tod befreie. Kaum ist dies geschehen, so hat der Sensenmann Arbeit über Arbeit. Seuchen entstehen und die Menschen fallen wie die Fliegen im Frostwetter. Der Hoisl aber bleibt verschont. Er altert immer mehr und mehr und fällt sich und andern zur Last. Mit dem Kreuz auf der Brust durchwandert er den Erdball und wartet in heißer Sehnsucht auf jenen Tag, an dem der Tod alles heimholen wird, was da lebt auf Erden.

[Man vergl. hiezu ‚der geprellte Tod' aus dem kroatisch-slowenischen Sagenkreise. Öst. Volksbibliothek, L. Kordesch, 1886, S. 179 ff. Durch die Slowaken dürfte diese Sage ins Marchfeld gewandert sein.]

Der Sarg im Hohlweg.

Wer den tiefen Hohlweg von Stillfried nach Grub geht, kommt an einem alten Pest-Marterl vorüber, das am Rande einer bewaldeten Lehmmulde steht. Vor Zeiten soll hier ein großes Försterhaus gestanden sein, das sammt seinen Insassen versunken ist. Die Sache trug sich nämlich so zu. Der Förster war ein herzloser, lüsterner und

gottloser Mann. Er konnte niemandem in die Augen schauen und machte vor Kapellen und Feldkreuzen merkliche Umwege. Den armen Leuten nahm er die Holzbündel vom Rücken und schlug sie dafür. Traf er Mädchen im Walde, so erschreckte und entehrte er diese. «Seine Kugeln trägt der Teufel,» sagten die Leute. «Worauf er zielt, das wird sein Opfer!» Einmal soll er sich sogar erkühnt haben, im Übermuthe oder in bewusster Absicht auf den Pfarrer zu zielen, der eben einem Todkranken die heilige Wegzehrung brachte. Aber wie er losdrücken wollte, pum! da krachte es im Walde drinnen, die höchste Eiche barst und stürzte auf den Bösewicht nieder. Und zugleich sprengten drei feurige Reiter auf ihren Rappen daher; die legten den Leichnam in einen pechschwarzen Sarg und ritten mit ihm johlend und jauchzend in den Hohlweg am Kirchberg hinein. Seither ist der böse Förster von der Erde verschwunden. Auch sein Haus und seine Familie versanken eben an der Stelle, wo sich dann ein garstiger Moor bildete, aus welchem giftige Dünste emporstiegen.

Zeitweilig sieht man jetzt noch um Mitternacht die drei feurigen Reiter, wie sie im Hohlwege jauchzend um den Sarg galoppieren. Ist diese Todtenfeier beendet, dann wimmert die Seele des Försters bitterlich.

[Die früher von dem Sumpfe aufsteigenden Phosphor-Dämpfe mögen der Volksphantasie Stoff zur Bildung dieser Sage geboten haben; überdies erinnert sie an das bekannte Motiv vom Kreuzschuss.]

Satans Spucknapf.

Der ‚Oan',[1]) wie das Volk den Teufel nennt, «schnofelt»[2]) und kann daher, wenn er durch die Luft reitet, nicht hie, hie! rufen, sondern hean, hean! Ebenso juchzt er nicht wie unser Landvolk in drei Absätzen Ju-hu-hu! sondern bringt blos Juhu! heraus. Dann kann er auch nicht ordentlich husten, sondern «kaagatzt».[3]) Ist er durstig und findet nicht allsogleich Labung, so spuckt er aus. Sein Speichel wirkt wie Gift und Feuer. Das Fleckchen Erde, wohin er fällt, verödet und bleibt unfruchtbar, die Menschen können damit thun, was sie wollen. Sonderbar ist, dass sich der Böse die Plätzchen merkt, wohin er spuckt. Die besucht er immer wieder und endlich liegt ein ganzer Strich Boden wüste. Dass er nun den Geruch verliert und die Orte nimmer findet, ist's am gerathensten Kirchenweihrauch und geweihte Dreikönigskreide hinzulegen. Bei Klein-Stillfried zeigen uns die Leute ein solches ‚Taixl-Spucktrücharl'.

Wir sehen eine tiefe und schmale Bergschlucht, in welche zur Regenzeit das Wasser niederstürzt. Gras und Gestrüppe fehlt, und die Leute scheuen sich in deren Nähe zu bauen. Vor Jahren stand ein Holzkreuz dort; allein ein Sturm riss es nieder und es fiel in die Tiefe.

[1]) Oan = Andere.

[2]) schnofelt = näselt.

[3]) kaagatzt = hüstelt. Vgl. überdies hiezu meinen Aufsatz «Der Taixl» [Grazer Volksblatt v. 19. Jänner 1896.]

[Diese Riese rührt zweifellos von der alten Quadenburg her, welche im 5. Jahrh. n. Chr. hier stand[1]), und ist darum wenig oder gar nicht fruchtbar, weil der harte Tegel dem Wachsthume der Pflanzen nicht zuträglich ist und andererseits das Gusswasser alle Samenkörner abschwemmt.]

Die lallende Kugel.

Es gilt als landläufiger Glaube, dass gute Menschen hereinbrechende Unglücksfälle ahnen, so dass sie sich darauf vorbereiten können. Die bösen werden hingegen jählings überrascht. Hat nun der Himmel Seuchen, Hungersnoth oder Krieg über die Menschen verhängt, so verkündet er dies durch die lallende Kugel. Im Marchfelde hat man sie in der Türken- und Schwedenzeit, dann in den schrecklichen Pestjahren, in der Huzulennoth und zuletzt im unseligen Neunerjahr gesehen. Es ist eine Feuerkugel etwa so groß wie ein Kinderkopf, und Tage, Wochen vor Einbruch des Unglückes rollt sie lallend durch die Straßen und Gassen. Einige wollen dieses Lallen auch verstanden haben: Es sei eine Weissagung für die Frommen, wie lange der Jammer andauern und wie er enden werde.

[Im «Postboten», einer slowenischen, und in der «Todtenkugel», einer ungarischen Volkssage, finden sich analoge Motive.]

Die Ducaten-Heilige.

St. Corona wird in ganz Österreich als die große Schatzmeisterin des Himmels angesehen. Nach der Vorstellung des Volkes sammelt sie die Güter, welche bei Schiffbrüchen im Meere versinken oder in Kriegszeiten vergraben werden. Sie selbst soll auf Erden ungeheuer reich gewesen sein. Weil sie aber so freigebig war und gar so jung sterben musste, that es ihr am meisten weh, dass sie ihre Güter nicht mehr unter die nothleidenden Menschen vertheilen konnte. Da erlaubte ihr der liebe Gott, — was er noch niemandem gestattet hatte — dass sie ihre Schätze vom Himmel aus würdigen Hilfsbedürftigen schenke. Und so wendet sich denn das Volk in Geldverlegenheiten mit Vorliebe an sie; allein sie erhört nicht immer. So hat sie einem faulen Schmiede, der sie um eine Million Ducaten anflehte, statt seine Bitte zu erhören, die folgenden Worte in den Ambos geschrieben: Arbeit bringt dir Gold! Das Volk kennt auch hiefür eine eigene Schwurformel: Ich N. N. bitte und beschwöre dich, o heilige Corona, durch die heiligen Worte: Tragramato, Adonai und Agios, durch welche Gott den Menschen erschaffen, gestaltet und ihm den Geist eingehaucht hat, durch den allerheiligsten Namen Jehova, Sabaoth und Elohim, mit dem er höhere Geister schuf, dass du mich mit eben solchen Schätzen durch die Allmacht deines und meines Gottes beglückest, mit welchen du im Leben einst Arme und Unglückliche überhäuftest u. s. w.[2])

---

[1]) Vgl. hiezu die werthvollen Forschungen des Dr. Much in den «Blättern d. Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich» Jhg. 1875, S. 168 ff.

[2]) Vgl. das Christophelgebet bei Vernaleken, S. 36 f.

Wer St. Corona beschwört, sagt man, soll um recht viel bitten. Wenn schon — denn schon, heißt's im Volke. Unter den Slowaken geht die Sage, dass sich einmal ein Hirtenmädchen mit der Bitte um ein paar neue Schuhe an St. Corona gewendet habe. Als es morgens ins Freie treten wollte, stellte eine unsichtbare Hand die Schuhe in den Hausflur, versetzte ihm aber eine schallende Ohrfeige ins Gesicht. Das Volk weiß auch die Ursache. Die Heilige war nämlich erzürnt, weil sie wegen so ein paar Schuhen durch Feuer, Luft und Wasser musste, um auf die Erde zu gelangen. In Zwerndorf wissen die Leute folgendes zu erzählen: Ein Bauer, dem Haus und Scheuer niedergebrannt war, sollte nun zum Bettelstab greifen. In seiner Verzweiflung gieng er in den Wald, nagelte das Bildchen der heiligen Corona an einen Stamm und betete mit Andacht eine Schwurformel. Er hatte die Augen geschlossen, und wie er sie aufschlug, stand ein Futterbarren voll blinkender Ducaten neben ihm. Nun baute er sich Haus und Scheune, starb aber, wie alles fertig war. In Donaufeld und Floridsdorf erzählt man sich ferner von einem armen, braven Dienstmädchen folgendes: Eines Tages schickte es die Hausfrau mit dem Einkaufskorbe auf den Markt. Weil es unvorsichtig war, verlor es die Geldbörse und weinte bitterlich. In seiner Angst, die Frau werde es aus dem Dienste jagen, kniete es vor dem Eisengitter der Coronakapelle nieder und betete innig. Und siehe! Wie sie aufstand und den Korb, der früher leer war, heben wollte, war er centnerschwer und voll Ducaten. Das Mädchen trat dann aus dem Dienste und wurde eine angesehene und wohlhabende Hausfrau. Ihrer Wohlthäterin aber, der heiligen Corona, blieb sie stets eingedenk, und sie verehrte sie sammt ihren Kindern jeden Tag in der Kapelle, welche sie ihr zu Ehren hatte erbauen lassen.

Der feurige Wagen.

Rundum Stadl-Enzersdorf[1]) dehnt sich eine weite, dürre Hutweide aus. Hie und da steht ein dickköpfiger Weidenbaum oder ein zerzaustes Bocksdorngestrüpp. Auf diesem Plane nun — sagen die Leute — könne man «gut los'n». Zwei Männer haben es einmal in der Christnacht um die zwölfte Stunde versucht. Sie machten auf einem Kreuzwege halt, zogen mit geweihter Kreide einen Kreis um sich herum, steckten einen «Haslinger»,[2]) woran sie einen Rosenkranz banden, in den Boden und knieten dabei nieder. Wie sie nun über die Schneefläche hinblickten, stieg aus dem fernen Nebel ein feuriger Wagen empor, den zwei glutrothe Rosse zogen. Als das Gespann näher kam, sprang der eine von den beiden Lauschern voll Entsetzen aus dem schützenden Kreis und ergriff die Flucht. Er wäre auch von dem höllischen Fuhrwerke überfahren worden, hätte ihn nicht das Johannes-Evangelium gerettet, das er im Schrecken betete. Sein kundigerer Gefährte aber verharrte muthig auf seinem Platze und soll auch ganz genau alle Todes-

[1]) Groß-Enzersdorf.

[2]) Haslinger = Haselnusstrauchgerte.

fälle, Hochzeiten nnd Geburten erfahren haben, die folgendes Jahr in der Gemeinde stattfanden.

[Vergl. hiezu Vernaleken l. c. S. 335 f. Dem Johannes-Evangelium schreibt man übrigens im Marchfeld zahlreiche andere Wunderwirkungen zu: Betet es eine Gebärende, so werden ihr die Schmerzen gelindert. Wer sich das Johannes-Evangelium unter das Kissen legt, verliert den Zahnschmerz [allgemein] und wacht zur rechten Stunde auf. [Angern und Ollersdorf.] Zu letzterem Zwecke ruft man in Mannersdorf St. Veit an: «Heiliger St. Veit, weck' mich auf zur recht'n Zeit, nicht zu früh und nicht zu spat, dass mir der böse Feind nicht schad't.» Es ist auch rathsam, dieses Evangelium bei Gewittern zu beten.]

II. Kleine Mittheilungen.

Volkskundliches von Schiltern in Mähren.

Von Libor Pobisch, Donaufeld.

Im Sommer des Jahres 1895 musste ich einige Monate in dem Markte Schiltern (Gerichts-Bezirk Frain) bei Znaim zubringen und fand im regen Verkehre mit den Einwohnern manche Gelegenheit zu volkskundlichen Beobachtungen, die ich im Folgenden ohne weitere Ausschmückung oder Zuthat festlegen will, ohne freilich zu wissen, inwieweit dieselben von wissenschaftlichem Werte sind, da sie sich eben nur auf ein einziges Dorf beschränken.

Schiltern ist eine nur von Deutschen bewohnte Ortschaft, die allerdings, weil sie in Mähren liegt, auch einen slawischen Namen «Šttary» führt; bei der letzten Volkszählung im Jahre 1890 hatte sie in 189 Häusern 1129 Einwohner (darunter 4 Čechoslawen), welche sich bis auf 5 Juden als römische Katholiken bekannten.

Hochzeiten dürfen nur an einem Dienstage «iritag» stattfinden. Dem heiratsfähigen Burschen wird die Braut von den Eltern bestimmt. Der Sohn eines «Halblehners» — eines Bauern, welcher über 20 Joch Acker besitzt — darf nur ein Mädchen heiraten, welches von seinen Eltern tausend Gulden und eine bestimmte Anzahl von Äckern als Mitgift erhält. Auch darf der junge Bauer nicht «über Feld» heiraten, d. h. sich die Braut von einem anderen Dorfe holen. Ungeachtet dieser Beschränkungen in der freien Wahl herrscht in der Ehe zumeist ein friedliches Einvernehmen. Ausnahmsweise geschieht es freilich, dass ein Bursche dieses Herkommen durchbricht; er muss dann auf Haus und Hof Verzicht leisten und sich mit dem begnügen, was die Eltern für gut befinden, ihm in die Ehe mitzugeben.

Ein oder zwei Tage vor der «hozat» müssen sich die Brautleute vom Pfarrer «vorgsegnen» lassen, d. h. sich im Pfarrhofe einer Prüfung aus dem Katechismus unterziehen. Bei Nichtbeantwortung der vorgelegten Fragen wird der «Vorsegen» verweigert.

Die Trauung findet in der Kirche vormittags zwischen 10 und 11 Uhr statt, wobei alle Dorfbewohner, die nicht auswärts zu thun haben, in Sonntagskleidung zugegen sind; die Männer, Burschen und Schulknaben in dicken, schwarzen Röcken und enganliegenden schwarzen Hosen, die Frauen, Dirnen und Mädchen mit schwarzen, weiten und bauschigen Röcken und schwarzen Kopftüchern, die am Rande meist verschiedenartig mit farbigen Blumen durchwirkt sind. Der Brautführer ist schwarz gekleidet und trägt um den Leib eine Art Schärpe aus feinem Stoffe, welche derart gebunden wird, dass die beiden Enden an der linken Seite herabhängen; an dem schwarzen Hute hat er den «Hochzeitsstamm» (Rosmarin) befestigt, von dem allerlei färbige Seidenbänder herabwallen. Die Brautleute selbst haben keine besondere Tracht. Während der Trauung, die etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, steht vor der Kirche die Dorfkapelle, die «Banda» — meist junge Burschen aus dem Dorfe selbst — und erwartet das Brautpaar, um es mit einem lustigen Hochzeitsmarsche zu begrüßen und unter klingendem Spiele in das «Hochzeitshaus», wo

die Eltern der Braut wohnen, zu geleiten. Die Hochzeitsgäste belaufen sich manchmal auf 45 bis 60 Personen. Der üblichen Sitte gemäß legt der Brautführer seinen Hut mit dem «Hochzeitsstamm» und den flatternden Bändern auf den Hochzeitstisch. Braut und Kranzeljungfer — «Brautdirn» — müssen unter diesen Hut einige Gulden schmuggeln, letztere jedoch immer mehr als erstere; darnach wird der Teller zuerst für die Musikanten und dann für die Köchin herumgereicht. An Wein wird nicht gespart; Raufereien unter den betrunkenen Burschen bilden manchmal einen wenig erfreulichen Schluss.

Im Winter, wenn die Feldarbeiten ruhen, geht es abends in den Spinnstuben der Dirnen recht lustig zu. Solcher Spinnstuben gibt es noch einige in Schiltern. Die versammelten Burschen und Dirnen belustigen sich an den heiteren Einfällen der an ihren Spinnrädern arbeitenden Dirnen; auch die Großeltern verlassen auf Wunsch der jungen Leute ihr «Ausnahmstübel», um sich an der allgemeinen Unterhaltung zu betheiligen. Der Großvater «Ahnl» muss dann auch wohl die eine oder die andere Geistergeschichte zum Besten geben, darunter die sehr beliebte Erzählung von der Dirne, welche mit ihren Kameradinnen gewettet hat, dass sie sich mitten in der Nacht auf den Friedhof hinaustraue, aber bei der Ausführung ihres Vorhabens an einem Strauche in der Nähe des Kirchhofes hängen blieb und infolge des heftigen Schreckens todt zusammenstürzte.

Im Sommer begibt man sich nach dem Abendessen, ermüdet von der schweren Tagesarbeit, sofort zur Ruhe oder man setzt sich auf einen großen Stein oder auf eine Bank vor dem Hause und plaudert über dies und jenes.

Die Leute kennen und rufen sich oft nicht mit ihren wirklichen Namen, sondern mit altüberlieferten Spitznamen, welche die einzelnen Familien von ihren Vorvätern ererbt haben. So wird z. B. ein Bauer «Prokop» genannt, obwohl er ganz anders heißt, weil sein Großvater oder Urgroßvater («Ahnl» oder «Urähnl») auf diesen Namen getauft war.

Aus dem Wörterschatze seien folgende Ausdrücke angeführt: «ferd», voriges Jahr; «heusacken», mähen; «hasenbeer», hochstämmige Erdbeeren; «stanglbeer», Himbeeren; «kira», Kirche; «kiritag», Kirchtag; «prädi», Predigt; «pochta», Pächter.

Die Wochentagsnamen lauten: monda, iritag, mittwocha, pfinsta, freida, somsta und sunnta.

Die gebräuchlichsten Vornamen sind: Agnes «agnas», im Kindesalter «nessi»; Aloisia «loisl» (die Brantweinerloisl); Andreas «andres»; Anna «nani»; Anton «ton» oder «tounerl»; Barbara «wab» oder «waberl»; Cyrill «tsirülli»; Elisabeth «lisl»; Eva «ewerl»; Florian «flurian»; Georg «hansjörgl»; Ignaz «natsl»; Jakob «jogl»; Johanna «hannal»; Josefa «seferl»; Kaspar «kospa»; Katharina «katl»; Magdalena «lena»; Margaretha «gretal»; Maria «ritsch» oder «mari»; Mathias «motsl»; Michael «michl»; Philipp «fülip»; Rosalia «rosl»; Veronika «froni».

Ortsnamen: Baumöhl «baml»; Chwallatitz «kwaidits»; Frain «fran» («franer Wald», «franer gschloss»); Fratting «fälling»; Liliendorf «jüllingtorf»; Vöttau «fedau» («fedauer gschloss»); Wien «tswean»; Znaim «tsnamastodt».

Kinderreime beim „Pfeiferlmachen" im n.-ö. Schneeberggebiete.

Von Lehrer Heinrich Mose, Pottschach.

Wenn im Frühling die Bachweide (der «Felber») zu grünen beginnt, schneiden sich die Knaben Zweigstückchen von verschiedener Länge ab, klopfen dieselben mit der hölzernen Scheide des «Feitels» nach allen Seiten, bis sich die Rinde in Form eines Röhrchens herabziehen lässt und sprechen dabei im Recitativ folgende gereimte Beschwörungsformeln:

1. Föllba, Fölba geh,
Sunst wirf i di in Schnee,
Wirf i di in Schindersgrob'n,
Doss di olle Leis onogn.

2. Fölba, Fölba geh,
Mei Muata liegt in Schnee,
Mei Vota is in Ofa gschlofa,
Hot dreitausend Ziegl brocha.



3. Bibo, bibo
Ziach der oltn Kotz d' Haut o,
Hängs am Stecka,
Loss verecka,
Wirfs in Grobn,
Doss olli Hund d' Boanl onogn.

4. Pölzerlmo, Pölzerlmo,
Leich ma dei Pölzerl,
wounst ma's nit leichst,
so streich i di o.
Streicha, Streicha, ziach der oltn Kotz d' Haut o,
Hängs am Zaun,
Loss a Weil schaun,
Hängs am Godan (Zaunthüre),
Loss a Weil schnodarn,
Hängs am Stecka,
Loss verecka,
Wirfs in Grobn,
Dass d' Hund und Kotzn di Boanl onogn.

5. Fölba, Fölba, Hölzl,
Leich ma dei Pölzl,
Wonnst ma dei Pölzl nit leichst,
So wirf i di in Schindergrobn,
Dass di Hund und Schobn onogn.
Fressn d' Hund nit olls aloan
Kriagt di Kotz a a Boan.

Oder:

6. Bich, bach, bo,
Ziach der Kotz die Haut o,
Übern Kopf und übers Hirn,
Doss di Buam a Pfeiferl kriagn.

Zur Vergleichung diene das folgende, aus Lausch' «600 Kinder-Räthsel» entnommene modernisierte Gedichtchen: «Beim Abschlagen des Weidenpfeifchens.»

Pfeifchen, Pfeifchen, geh' ab,
Schabe deinen Saft ab,
Willst du nicht gerathen,
Werf' ich dich in 'n Graben,
Kommen Schinder's Hunde,
Beißen dich zu Grunde,
Beißen dich in 'n Rücken,
Dass du musst ersticken.

Alte Volkstänze aus dem steierischen Ennsthale.

Von Karl Reiterer, Donnersbachwald.

Außer dem bekannten «Steierischen» gibt es im Ennsthale noch den «Schwabentanz», «den Tommerltanz», «Siebenschritt», «Polsterltanz», «Reiftanz» und «Bandeltanz». Vorerst sei des Schwabentanzes gedacht, den ich noch nirgends besprochen fand, und der unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße in Anspruch nimmt. Er dürfte aus dem benachbarten Kronlande Salzburg oder aus Südbayern stammen, wobei erwähnt sei, dass die nordwestliche Steiermark mit dem Ennsthaler Gebiete sehr viel Volksthümliches aufweist, das dem Südbayerischen ähnelt. Wer die bayerischen Volksschilderer, u. a. den feinsinnigen Karl Stieler kennt, wird bei einiger Localkenntnis bezüglich der Ennsthaler Verhältnisse finden, dass Sitten und Bräuche, Sage und Volksglaube von Südbayern und Nordweststeiermark auffallende Ähnlichkeiten aufweisen, ja sich mitunter sogar auf ein Haar gleichen.

Überall liebt man den Tanz. Wenn der Älpler singt:

Derweil ma jung sein,
Sein ma lustig,
Tanz ma allzeit kernfrisch.

Bal ma alt sein,
Sein ma hodrad (steif),
Sitz' ma ah gern beim Tisch!

so bekundet dies am besten, was man in den Bergen vom Tanzvergnügen hält. Nach diesen wenigen vorausgeschickten Bemerkungen wollen wir die einzelnen Tänze näher besichtigen.

Zu einem concreten Beispiele greifend, nehmen wir an, der Schwabentanz wird von 6 Burschen und 6 Mädchen ausgeführt. Diese stellen sich derart auf:

●1 ○2 ●3 ○4 ●5 ○6
○7 ●8 ○9 ●10 ○11 ●12

Die schwarzen Ringelchen markieren die Burschen, die weißen die Mädchen. 7—12 beginnen, sich die Hände reichend, einen Reigen, während 1—6 auf dem Platze bleiben und singen. Es ertönt im Chore:

Wir tanzen wie die Schwoben,
Wir tanzen wie die Schwoben.
Und weil wir heut so viele sind,
So muss ma noch eins hoben.
Der da hinten (7) nachitanzt, nimmt das and're (6)
Bei der Hand.
Wia thuan glei a so, a so, wia thuan glei a so.

Nun tanzt das Kettenglied 6 durch alle Glieder der hopsenden Kette 7—8, 8—9, 9—10 10—11 und 11—12, wobei die Kettenglieder 7, 8, 9 u. s. w. nachgezogen werden, dabei öfters singend:

Ritundei do, d' Schwobentanzer sein do,
Wenn's nochamol kommen, aft prügeln ma's o.

Dies wiederholt sich. Hierauf wieder vom Anfang:

Wir tanzen wie die Schwoben.

Nun kommt das Kettenglied 5 an die Reihe. Es werden sonach die gleichen Evolutionen wie mit dem Kettengliede 6 vorgenommen, mit dem Sang:

Ritundei do u. s. w.

Sind hernach die Kettenglieder 4, 3, 2 und 1 auch an die Reihe gekommen, tanzen sämmtliche Paare einen Reigen, bei dem gesungen wird:

Grünes Gras
Frisst der Has'.
G'sundheit ist beim Fußen.
Ich hab's verlor'n, ich hab's verlor'n,
Weiß nit, wo sie suchen.
Bleibt ein wenig stille steh'n, stille steh'n,
Eines thut mir g'fallen.

Wenn alle stehen geblieben sind, tritt 12 in den Kreis und nimmt 11, mit ihm im geschlossenen Kreise tanzend, während alle singen:

Herzigs schön's Schatzerl, geh geh'n ma zum Tonz,
Ih liab dich vom Herzen, die Treue is ganz.
Herzigs schön's Schatzerl, drah dich zuwa zu mir
Und drah dich a weng aussi, nur aussi mit mir.

11 und 12 treten in den Reigen, 10 und 9 begeben sich in den Kreis. Es beginnt wieder der Gesang

Grünes Gras u. s. w.

Auch diese tanzen im Kreise, während man singt:

Herzigs schön's Schatzerl u. s. w.

Dies wiederholt sich so oft, bis 8 und 7, 6 und 5, 4 und 3 und 1 und 2 an die Reihe gekommen sind. Nun absentiert sich beim letztenmale

Grünes Gras u. s. w.

gewöhnlich ein Bursche, wenn man in gerader Anzahl vorhanden ist. Sind z. B. nur 9, 11, 13 oder 15 Mädchen — also eine ungerade Anzahl — vorhanden, so entfällt die Nothwendigkeit, dass sich eines entfernt; bevor das letztemal

Herzigs schön's Schatzerl u. s. w.

gesungen wird, sucht jeder Bursche ein Mädchen zu bekommen, resp. jedes Mädchen einen Burschen zu bekommen, um mit ihm zu tanzen. Eines kommt nun ohne Gespons an, und dies ist der Schwob, auf den alle scherzweise losschlagen und schreien: «Schwob, Schwob, Schwob!» Könnte jemand Aufschluss geben über diesen Volkstanz?

Ein zweiter origineller Ennsthaler Bauerntanz ist der «Tommerltanz». Dabei singt man:

Wia hats denn der blowfuaßerte Tommerl gemacht?
Und wia hat er's g'macht?
Und so hat er's g'macht!
Und so hats der blowfuaßerte Tommerl gemacht!

Die Strophe wiederholt sich. Die Musik spielt dazu. Bei den Worten «So hat er's g'macht!» wechseln der Tänzer und seine Tänzerin ein Kleidungsstück, z. B. die Kopfbedeckung zuerst, dann die Röcke u. s. w. soweit es der Anstand erlaubt. Dass beim echten, naturwüchsigen Alpensohne die Grenzen des Anstandes ziemlich weit gezogene sein können, lässt sich wohl denken.

Zum Schlusse begeben sich alle singend in den Keller des Wirtes und trinken dort, wenn dieser Tanz beispielsweise bei einer Bauernhochzeit zur Geltung kommt.

Wie mir erzählt wurde, führte man diesen Tanz in meinem Wohnort, Donnersbachwald, noch vor circa 10 Jahren auf. Es geschah dies beim vulgo Stögerwirt im Orte. Mancher Scherz wurde dabei getrieben. So kommt es vor, dass z. B. jeder Tänzer in der Weinlaune seine Tänzerin küsst, wenn gesungen wird:

So hat ers g'macht.

Gewöhnlich kommt der Tommerltanz erst an die Reihe, wenn der junge Tag zum Fenster hereinguckt und die Hochzeitsgäste in bester Stimmung sind.

Außer dem «Tommerltanz» kannte man in Donnersbachwald vor kurzem noch den alten «Siebenschritt», bei dem man singt:

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieb'n.
Schönes Maderl, wo gehst hin?
Wo denn hin? Af Berlin,
Sitz' ma auf, und fohr' ma hin.
Bauer, hänk' dein Schimmel on,
Dass er mich nit beißen konn!
Beißt er mih, klog ih dih!
Tausend Tholer kost't es dih!
Tausend Tholer is koan Geld,
Wenn ih nur dös Maderl hätt',
Was mih rupft, was mih zupft,
Was mit mir in's Betterl hupft.

Gleichsam den Schlusspunkt einer Bauernhochzeit im Ennsthale bildet der «Polsterltanz», über den der Leser zwar schon etwas gehört haben mag, dem es aber jedenfalls neu sein wird, was man u. a. dabei singt.

Einer, der mit einem Mütterchen tanzt, singt scherzweise:

Möcht' denn wissen, wia's denn war', wia's denn war',
Wenn ma a Olten a Busserl gab?
Müasst grod' sein, wenn ma Budaäpfel aß, Budaäpfel aß
Und dabei in a Ameishaufen saß.

Hernach wirft der Betreffende der Erwählten das Kissen vor die Füße. So manches Mütterlein sinkt weinselig einem schmucken Burschen in die Arme und gibt ihm einen kräftigen — Schmatz.

Auch kann man beim «Polsterltanz» hören:

Möcht' denn wissen, wia's denn war', wia's denn war'?
Wenn ma a Jungen a Busserl gab?
Müasst grod sein, wenn ma Honigtaferl aß, Honigtaferl aß[1])
Und dabei in 'n Rosenbuschen saß.

---

[1]) Im Ennsthale isst man bei Festessen mit Honig begossene «Limonitaferl», die man «Honigtaferl» nennt.



Aus den wenigen Proben wird der Leser bereits gesehen haben, dass es gewiss bedauerlich ist, wenn derlei alte Volkstänze in Vergessenheit kommen. Wäre es nicht angezeigt, die Pflege solcher Tänze bei gewissen Anlässen in die Hand zu nehmen? Den Ennsthaler «Bandeltanz» ließ der Rechnungsrath und Schriftsteller Ferdinand Krauss kürzlich in Graz bei einem «Südmark-Bauerntanz» aufführen. Dr. Anton Schlossar hat in seinen «Cultur- und Sittenbildern aus Steiermark» des «Reiftanzspieles» gedacht, das auch in der nordwestlichen Steiermark zur Geltung kommt. Wenn wir noch des «Steierischen» gedenken, so ist es nur der Vollständigkeit unserer Skizze halber. Wem wäre es entgangen, dass bei Bauerntänzen der Steierer mit den Fußspitzen leise den Tact schlägt, dabei mit den Fingern auf die Oberschenkel klatscht und sich hernach — selbst der scheinbar steifste Alte — hurtig zu Boden biegt, um die Füße gleich darauf wieder, wie von plötzlicher Lust erfasst, übermüthig in die Höhe zu werfen? Zum Schlusse klatscht man lustig mit den Händen.

Volksglauben und Gebräuche der Juden in der Bukowina.

Gesammelt vom Pfarrer Demeter Dan, Lužan.

Der Jude glaubt, dass er einen, wenn auch wildfremden Priester, dem er auf der Reise begegnet, grüßen muss, worauf es ihm gut ergehen werde.

Die Juden glauben, dass es ihnen Glück bringen wird, wenn sie irgend einen Christen um die Stunde der Tageszeit befragen und dieser ihnen die gewünschte Antwort gibt.

Bei Gelegenheit einer in der Gemeinde epidemisch herrschenden Krankheit pflegen die Juden die Wände ihrer Häuser mit Kohlenanstrichen zu umgeben, im Glauben, dass sie alsdann von jener Krankheit verschont sein werden.

Wenn die Juden einen ihrer Todten zum Friedhofe bringen, so pflegen sie sogleich den Todtengräber zu befragen, ob für diesen Todten noch Platz vorhanden ist, worauf jener eine verneinende Antwort geben muss. Hierauf wird er unter Verabreichung von Geldgeschenken gebeten, nur noch diesen einen Todten aufzunehmen, im festen Glauben, dass nach einem solchen Vorgange wenige ihrer Glaubensgenossen sterben werden. Wenn aber der Todtengräber aus Vergesslichkeit oder aus Bosheit eine ihre Frage bejahende Antwort geben sollte, so wird dieses als ein schlechtes Zeichen angesehen.[1])

Die Juden halten eine in ihrer Abwesenheit gemolkene Kuhmilch für unrein, «trëif», weshalb eine solche gar nicht genossen wird.

Wenn irgend ein Jude erkrankt, so gehen die Freundinnen der Frau des Erkrankten auf ihren Friedhof und messen denselben mittelst eines Fadens. Sie finden, dass für ein neues Grab, d. i. für den Kranken kein Platz mehr vorhanden ist und glauben, dass der Kranke hierauf genesen müsse.

Die Juden pflegen ein ganzes oder nur einen Theil eines gefundenen Pferdehufeisens an die Schwelle ihrer Geschäftslocale anzuschlagen, damit das Glück ihre Schwelle nicht verlasse.

Das Judenweib trägt als Zeichen der Trauer für einen Todten eine kleine Schürze, wohl auch über eine andere größere. Reißt nun diese Schürze, so ist es nicht gut, selbe zu flicken, denn dann könnten in ihrer Familie auch noch andere Todesfälle eintreten.

Die Juden hüten sich, ein Haus unter die Traufe eines zweiten Hauses zu bauen, im Glauben, dass die Bewohner eines solchen Hauses kein Glück haben würden.

Die Juden behaupten, dass es nicht gut ist, ein Fenster zu vermauern; bei unausbleiblicher Nothwendigkeit thun sie es zwar, aber derart, dass die Fensterrahmen als Erkennungszeichen eines verdeckten Fensters sichtbar bleiben.

Die Juden trachten, ein Schnurstück, womit sich jemand erhenkt hat oder erhenkt wurde, oder einen Kleiderfetzen eines solchen Unglücklichen zu bekommen, indem sie behaupten, dass dem Besitzer eines solchen Gegenstandes Alles glücke.

Am langen oder Versöhnungstage pflegen die Juden zu einem fließenden Gewässer zu wandern, wo sie ihre Sünden zurücklassen; am selben Tage pflegen einige von ihnen über den Kaftan ein langes weißes Hemd, zum Zeichen, dass sie sündenfrei sind, anzuziehen.

[1]) Genau dasselbe Ceremoniell wird in Sarajevo bei Bestattung verstorbener Spaniolen befolgt. Der Red.

Während der Trauung, welche auf dem Lande von einem beliebigen älteren, mit der Ceremonie vertrauten Juden vollzogen wird, gibt man den Brautleuten Wein zum Trinken und wird ein Glas zerschlagen, damit die Ehe fruchtbar werde; hierauf steckt der Bräutigam einen Ring an einen Finger der rechten Hand seiner Braut mit den Worten: «Dadurch wirst Du mein Weib!»

Im Scheidungsfalle gehören die weiblichen Kinder dem Manne, die männlichen aber dem Weibe.

Die Juden werfen dem begegnenden Priester Strohhalme nach, weil sie der Meinung sind, dass eine solche Begegnung ihnen Unglück bringe, welchem aber durch das Strohwerfen vorgebeugt wird.

Nach der Trauung wird dem jungen Judenweibe das Kopfhaar kurzgeschnitten und demselben eine Perücke sammt einem Tuche aufgelegt, denn es wäre eine große Schande, wenn Jemand das Kopfhaar einer verheirateten oder verwitweten Frau sehen würde, während die Mädchen den Kopf zum Zeichen der Jungfräulichkeit unbedeckt tragen.

Am Trauungstage dürfen die jüdischen Brautleute weder essen, noch trinken im Zwecke der Vergebung ihrer Sünden und erst am Abend nach der Trauung gibt man ihnen ein gebackenes Ei zum Essen, damit sie dann im Leben Glück haben.

Den Hochzeitsgästen werden nun dreigeflochtene längliche Stritzel vorgesetzt. Sind nun diese Gebäcke mit Milch oder Wasser bereitet, so muss man sich vor deren Genuss die Hände waschen, hat man sie aber mit russischem Thee bereitet, so unterbleibt die Waschung der Hände.

Die Hochzeitsgäste unterhalten sich nach Geschlechtern getrennt. Will nun Jemand auf der Hochzeit tanzen, so miethet er sich den Tanz, indem er die Musik für diesen bestimmten Tanz bezahlt, denn die Eltern der Braut, wo gewöhnlich die Hochzeit gefeiert wird, bezahlen die Musik nur für die Dauer der Trauungsceremonie, welche letztere gewöhnlich nur im Freien vollzogen wird, um näher dem Himmel zu sein.

Die Juden glauben, dass nach je drei Monaten, und zwar am neunzigsten Tage, der Teufel ins Haus komme. Zur Verhütung dessen pflegen sie in jenen Zimmern, wo flüssige Esswaren, besonders Milch, aufbewahrt wird, Eisenstücke aufzulegen.

Am Versöhnungstage abends pflegen die Juden zu einem Gewässer zu gehen und in das Wasser zu schauen; sieht nun Jemand sein Bild sich im Wasser abspiegeln, so wird dies als ein Zeichen angesehen, dass er den Versöhnungstag des nächsten Jahres erleben wird.

Die Juden glauben, dass, wenn das Gebäck gekrümmt aus dem Backofen herauskommt, dies ein Zeichen sei, welches Gäste anzeige.

Am siebenten Tage eines jeden Monats muss unter im Freien verrichteten Gebeten gefeiert werden, damit man im Laufe des Monats vor dem Tode geschützt sein soll.

Wenn man bei den Juden einem Todten das letzte Geleite gibt, so darf man nicht auf demselben Wege zurückkehren, da sonst der Zuwiderhandelnde Todesgefahr laufen würde.

Am Thürpfosten eines jeden jüdischen Hauses befindet sich ein auf Pergamentpapier aufgeschriebener Bibelspruch, der als Talisman zum Schutze vor bösen Geistern dient.

Man glaubt, dass ein ortodoxer Jude, der am neunten Tage der Fastenzeit (d. i. im Monate August) die ganze Nacht hindurch im Freien auf ist, die göttliche Thätigkeit im Himmel sehen könne.

Bei den Juden muss zwischen der Essenszeit von Fleisch und Milch ein Zeitraum von sechs Stunden verstreichen, auch darf Fleisch nach Milch und viceversa nicht in einem und demselben Gefäße gekocht werden.

Das Ostergeschirr darf bei den Juden während des ganzen Jahres nicht gebraucht werden, daher wird es übers Jahr gewöhnlich am Boden aufbewahrt und nur zu Ostern wieder herabgeholt, worauf es dann besonders von Mehl gründlich gereinigt wird. Auch muss zu Ostern jeder Winkel im Hause gereinigt und geweißelt werden. Die Osterkost besteht nur aus Osterbrot «Matzes», Erdäpfel, Geflügelfleisch und rothen Rüben, von welchen letzteren Barscht gekocht wird.

Vor jeder Mahlzeit müssen sich die Juden die Hände waschen, und es heißt, dass man dann reich sein wird; versäumt man aber die Waschung, so wird man verarmen.

Zu Ostern pflegen die Juden Kren zu essen zur Erinnerung an ihre Noth in Ägypten. Auch wurden damals Äpfel, Nüsse und Ingwer zusammengekocht zum Zeichen der von ihnen in Ägypten gemachten Ziegel.



Am siebenten Tage des Laubhüttenfestes pflegen die Juden sieben Ruthen mit sieben Blättern von der Nähe eines fließenden Gewässers zu schneiden, dann zusammenzubinden und dieselben nach Verrichtung des Gebets, so lange an einen Tisch oder eine Bank zu schlagen, bis alle Blätter abfallen, was zum Zwecke der Erlassung der Sünden, als an dem letzten Termine gethan wird.

Wenn ein Jude einer Katze oder einem Fuchs auf dem Wege begegnet, so hält er dies für ein Unglückszeichen und kehrt um.

Wenn sich in einem Zimmer auf der Erde ein Todter befindet, so dürfen die Juden nicht durch die Fenster dieses Zimmers hereinschauen und sich auch nicht über die Schwelle biegen denn sonst würde der Zuwiderhandelnde das Weinen des Todten hören und dann selbst sterben,

Wenn ein jüdischer Todte aus dem Zimmer getragen wird, so trachtet man, dass zuerst der Kopf der Leiche herauskommt und dann erst die Leute, denn wenn Jemand vor dem Todten heraustreten würde, so müsste er sterben.

Nach einem Todten trauern die Juden derart, dass alle Angehörigen des Verstorbenen ohne Unterschied des Geschlechtes durch acht Tage auf am Boden gestreuter Asche ohne Schuhe sitzen und ein Jahr lang weder Hochzeiten besuchen noch Musik hören dürfen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Vom deutschen Volksgesang-Verein in Wien. Der höchst verdienstvolle deutsche Volksgesang-Verein, der unter der Leitung Prof. Dr. J. Pommer's stehend, seit seiner Gründung (1889) nur echte Volkslieder zur Aufführung bringt, ist seit Jahren mit Erfolg bestrebt, auch auf literarischem Gebiete für die Erhaltung und Pflege dieses volksthümlichen Gutes einzutreten. Er hat eine größere Reihe (meist österreichischer) Volksliedersammlungen der einzelnen (für vierstimmigen Chor gesetzter) Lieder herausgegeben. Auch veröffentlicht er «Flugschriften zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes». Der fünfte Jahresbericht des Vereines, Wien 1895, bringt ein Verzeichnis jener deutschen Volkslieder, die in Österreich und Deutschland im Jahre 1894 von Gesangsvereinen öffentlich vorgetragen wurden. Dieses Verzeichnis soll mit möglichster Vollständigkeit fortgesetzt werden und so eine Übersicht über die kunstmäßige Pflege des Volksliedes darbieten.

Nun geht der Verein an ein neues, großes, dankenswertes Unternehmen, das nach seiner Vollendung, die freilich erst in mehreren Jahren zu erwarten ist, dem Verein und allen Mitarbeitern zum größten Ruhm gereichen wird. Der Verein plant eine allgemeine Sammlung der deutschen Volkslieder, wie sie heute noch vom Volke gesungen werden. Dieses Unternehmen ist auch nach dem Abschlusse des Erk-Böhme'schen «deutschen Liederhortes» (I—III, Leipzig 1893 und 1894) nicht überflüssig. Denn Erk und Böhme konnten nach der ganzen Anlage ihres Werkes von dem heute lebendigen Volksgesängen nur einen Ausschnitt bieten.

Zu dem gedachten Zwecke hat der Verein nachstehenden Fragebogen abgefasst:

Fragebogen zur Sammlung deutscher Volkslieder.

Die echten deutschen Volkslieder bilden einen Theil der Überlieferungen, in welchen das deutsche Volk den reichen Schatz seiner Poesie niedergelegt hat. Sie sind ein hervorragendes Stück der deutschen Culturgeschichte und haben als solches allein wohl schon genügend Anspruch auf sorglichste Erhaltung und liebevollste Pflege.

Gerade in unserer Zeit, welche der Ausprägung der volklichen Eigenthümlichkeiten so wenig hold ist und sie in ihrem Zuge nach übertriebener Gleichmacherei völlig zu vernichten droht, ist es eine besonders wichtige, heilige Pflicht jedes Deutschen, mit allen Kräften dazu beizutragen, die echten deutschen Volkslieder, wes Stammes sie sein mögen, der drohenden Vergessenheit zu entrücken.

Schon seit seiner vor fünf Jahren erfolgten Gründung aufrichtig bestrebt, dieser durch die Würdigkeit des Gegenstandes geadelten Aufgabe nach Maßgabe seiner noch schwachen Mittel gerecht zu werden, will der deutsche Volksgesang-Verein in Wien, welcher mit der Sammlung und Herausgabe einer großen Anzahl steirischer, tirolischer, kärntischer, fränkischer und anderer deutschen Volkslieder, noch mehr aber mit der ausschließlichen Pflege des deutschen Volksgesanges bereits einen kleinen Anlauf in jener Richtung genommen zu haben meint, eine allgemeine Sammlung der deutschen Volkslieder ins Werk setzen und wendet sich durch diesen Fragebogen an alle deutschen Frauen und Männer mit der inständigen Bitte, mit dem Eifer, den die Sache verdient, aber auch mit der Gründlichkeit, die sie erfordert, an der großen und schwierigen Arbeit mitzuwirken.

Das echte deutsche Volkslied ist wohl zu unterscheiden von dem volksthümlichen Liede und von dem Liede im Volkstone. Nur das echte im Volke selbst entstandene deutsche Volkslied kommt hier in Betracht.

Auch dieses hat zuerst ein Einzelner gedichtet, doch so sehr im Gedankenkreise und in der gewöhnlichen Darstellungsart seiner Stammesgenossen, dass es ihr Gemeingut wurde. Der Dichter, der mit dem Schaffen und der Verbreitung seines Liedes in keiner Weise eine literarische Wirkung bezweckte, tritt ganz mit seiner Person zurück und lässt bloß die Sache walten. Nur was alle fühlen und leiden, was allgemein menschlich und dauernd ist in der Flucht der Erscheinungen, stellt er dar.

Im Munde des Volkes ändert sich das Lied. Das Volk drückt ihm den Stempel seines Geistes auf und lässt nur das fortleben, was ganz seinem Geschmack und seinem Wesen entspricht. Wie bei aller echten Volkspoesie werden im Volksliede die Ereignisse nur angedeutet; sie stehen, sagt Wilhelm Grimm, wie Berge nebeneinander, deren Gipfel nur beleuchtet sind. Die Ergänzung des Bildes bleibt der Einbildungskraft des Hörers überlassen.

Worte und Weise des echten Volksliedes sind zusammen entstanden, weil es gesungen wird; darum ist es auch immer in der einfachsten Form abgefasst.

Deutsche Volkslieder ohne Worte sind die deutschen Jodler und Juchezer, deren am Schlusse des Fragebogens gedacht wird.

Die Einsender der Beiträge, welche zur Veröffentlichung gelangen, und die Gewährsleute der Einsender werden in ehrender Weise erwähnt werden.

Selbst die kleinsten Beiträge werden dankbarst entgegengenommen.

I. Deutsche Volkslieder, die Sie selbst kennen.

1. Das Lied (die Worte und die Weise).
Bei mundartlichen Liedern ist die Sprache möglichst dem Klange treu wiederzugeben, und bei allen Liedern sind die Weisen in derjenigen Höhenlage, in welcher sie am häufigsten gesungen werden, mitzutheilen.
2. Wann und wo Sie das Lied (Wort und Weise) aufgefunden haben, und der Name desjenigen, welcher es Ihnen zuerst vorgesungen hat.
3. Abweichende Weisen eines und desselben Liedes.
4. Ähnlichkeit oder Verwandtschaft des Liedes mit anderen, Ihnen bekannten Liedern.
5. Alter und Herkunft des Liedes oder Ihre Meinung hierüber, wenn Unsicherheit herrscht.
6. Das Verbreitungsgebiet des Liedes.
7. Ihre Ansicht über die Echtheit des Liedes.
8. Die Sagen, Märchen oder geschichtlichen Begebenheiten, auf denen etwa einzelne Lieder fußen, oder die Sitten und Bräuche, auf welche sie sich beziehen.
9. Andere, Ihnen wichtig scheinende Bemerkungen über die Worte oder Weise.

II. Deutsche Jodler und Juchezer,

die Sie selbst kennen; Fundort, Gewährsmann, Verbreitung und andere wichtig scheinende Angaben.

III. Name und Wohnort

derjenigen, von denen Sie wissen oder vermuthen, dass ihnen deutsche Volkslieder, Jodler oder Juchezer bekannt sind.



Die Einsendungen sind zu richten an Dr. Karl Preissecker, Wien, XVIII., Türkenschanzstraße 15.

Dieser Fragebogen soll in Nieder-Österreich seinen Rundlauf beginnen, dann werden alle übrigen deutschen Lande allmählich herangezogen werden. Auch Nordamerika müsste berücksichtigt werden. Pennsylvanien ist sicher eine reiche Fundgrube. Kein Zweifel, dass an den einmal vollendeten Sammlungen die österreichischen Länder, wo der Volksgesang noch so frisch erklingt, den größten Antheil haben werden. Darum muss auch der Verein für österreichische Volkskunde dem schönen Unternehmen freundlich gegenüberstehen, und seine Mitglieder werden hiemit gebeten, auch ihr Scherflein dazu beizutragen.

Dr. A. Hauffen.

Zur Pflege der Volkskunde in Österreich.

Von Prof. Franz P. Piger, Iglau.

[Aus einem von Prof. Piger 1892 verfassten, jedoch unveröffentlicht gebliebenen Promemoria an die Unterrichtsbehörden, dessen Grundideen in überraschender Weise mit den bei der Gründung des «Vereins für österreichische Volkskunde» maßgebend gewesenen Erwägungen übereinstimmen. Der Verfasser übersandte das Schriftstück vor wenigen Wochen der Redaction, welche es für ihre Pflicht hält, diese die Richtigkeit unseres Vorgehens gewährleistende Übereinstimmung völlig unabhängig von einander entstandener Ansichten zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.] Der Red.

Schon Jahrzehnte zeigt sich ein immer mehr anwachsendes Interesse, des Volkes Sagen, Märchen, Gebräuche und Gewohnheiten, seine Anschauungsweise, sein Denken und Fühlen kennen zu lernen, und bereits längst haben Zeitungen und Zeitschriften diesem Umstande Rechnung getragen und gern Aufsätze dieser Art aufgenommen.

Verhältnismäßig spät bemächtigte sich die Wissenschaft des Gegenstandes; er mochte ihr zu wenig exact vorgekommen sein. Und es lässt sich nicht leugnen, dass der jungen Wissenschaft «Volkskunde» eine gewisse Unbegrenztheit innewohnt, dass sie alles und jedes in ihren Bereich zieht, da schließlich alles, was vom Volke ausgeht, als volkthümlich bezeichnet werden kann.

Ich verhehle mir nicht, dass bei keiner Wissenschaft die Gefahr näher liegt, dem Dilettantismus zu verfallen, und ich getraue mich nicht zu behaupten, dass die heute bestehenden derartigen wissenschaftlichen Zeitschriften dieser Gefahr jeder Zeit auszuweichen verstanden. Gesteht ja K. Weinhold in der Einleitung, die er der Zeitschrift für Volkskunde, welche er im Auftrage des Vereines für Volkskunde in Berlin herausgibt, vorsetzt, unumwunden ein, die Volkskunde sei noch im Werden begriffen und könne nur durch exacte Forschung und richtige Methode sich zur Wissenschaft erheben. Die volksthümliche Strömung ist aber eine derartige, dass sie nicht mehr übersehen werden kann; denn das Interesse für Volkskunde hat allgemach breite Schichten der Bevölkerung erfasst. Alle Völker und Staaten verfolgen mit steigendem Interesse die Bestrebungen auf dem Gebiete der Volkskunde und suchen sie auf jegliche Weise zu fördern.

Überall sind in den letzten Jahren theils monatlich, theils vierteljährig erscheinende Zeitschriften entstanden, die theilweise von Vereinen gestützt, sich ganz der Volkskunde widmen. So besteht in Frankreich seit 6 Jahren die Revue des traditions populaires, La tradition seit 5 Jahren, Mélusine Recueil de mythologie, litterature populaire, traditions et usages ebenfalls seit 5 Jahren. In England vertritt die Interessen der Volkskunde seit einem Jahre die Zeitschrift Folk-Lore, a quarterly review of myth, tradition, institution, and custom, in Italien das Archivio per lo studio delle tradizioni populari bereits seit 9 Jahren, La Calabria seit 4 Jahren. In Belgien entstand im verflossenen Jahre die Zeitschrift Bulletin de Folkeore. In Deutschland besteht seit 3 Jahren die Zeitschrift für Volkskunde, herausgegeben von «Veckenstedt» in Leipzig, seit 2 Jahren die Zeitschrift «Am Urquell», herausgegeben von S. Friedrich Krauss in Hamburg und endlich seit einem Jahre die Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, herausgegeben von K. Weinhold in Berlin.

Erwähnt werden könnten noch, obgleich sie mehr einseitigem Nationalismus dienen mögen, die russische Živoja starina, die polnische Wisła, die serbische Glasnik zemaljickoy muzeja, die bulgarische Sbornik za narodni umotvorenija, die tschechische Český lid, welche seit einem Jahr

besteht, die Pagine Friulane, welche ebenfalls seit einem Jahre in Udine erscheinen. Die Zeitschriften der Niederländer, Dänen, Wallonen u. s. w. aufzuzählen wäre viel zu weitläufig. Selbst in wissenschaftliche Zeitschriften, die der Volkskunde fern stehen, weiß sich diese Eingang zu verschaffen. So findet sich in der letzten Nummer der Germania, Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde XXXVI. Jahrgang,/24. Neue Folge Heft 4 ein Aufsatz über Volksmeinung und Volksaberglauben aus der deutschen Steiermark von Schlossar.

Im Hinblicke auf das Interesse, das die Volkskunde bereits in der ganzen gebildeten Welt gefunden, könnte ich mich wohl der Aufgabe, auf die Bedeutung dieser jungen Wissenschaft im allgemeinen näher einzugehen, enthoben halten. Ich mache daher lediglich darauf aufmerksam, dass die Volkskunde mit vielen Wissenschaften Berührungspunkte hat und deswegen auch viele wissenschaftliche Disciplinen unterstützt und fördert. Insoferne die Volkskunde das Gefühls- und Gemütsleben schildert, berührt sie sich mit der Psychologie, und es ist daher nicht bloß Zufall, dass die Weinhold'sche Zeitschrift für Volkskunde in Berlin eine Fortsetzung der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft ist. Indem sie sich beschäftigt mit dem Menschen als solchem, seiner Nahrung, Tracht, seiner Wohnung und Lebensweise, seinen Anschauungen von Recht, Religion (Aberglaube), mit seiner Sprache und Poesie, hat sie Berührungspunkte mit Anthropologie und Ethnographie, Religions-Philosophie, Sprachwissenschaft, Litteratur; indem sie Sagen behandelt, die Verwandschaft der einzelnen Volksstämme feststellt, über Verbreitung und Abstammung Aufschluss gibt, wird sie Hilfswissenschaft der Geschichte und Geographie.

Die Volkskunde ist, um es kurz auszudrücken, Anthropologie im weitesten Sinne des Wortes. Soviel über die Bedeutung der Volkskunde im allgemeinen.

Welches ist nun der Stand der Volkskunde in Österreich?

An Interesse am Gegenstande sowie an Arbeitskräften fehlt es nicht. Alle größeren und kleineren Zeitungen jeder Zunge, alle belletristischen Zeitschriften wie Rosegger's Heimgarten, Zorn, Zlatá Praha, Vesna, Vlast, Egerer Jahrbuch u. s. w. geben gern derartigen Aufsätzen Raum. Desgleichen thun auch mehr wissenschaftliche Zeitschriften z. B. Österreichisch-Ungarische Revue, Časopis matice mor., Jagić' Archiv für slawische Philologie u. s. w. Monographien über einzelne Volksstämme, einzelne Länder, über einzelne Partien der Volkskunde gibt es eine Unzahl, sie auch nur theilweise aufzuzählen wäre viel zu weitläufig. Nicht vergessen will ich aber des großgedachten und großangelegten Werkes des verewigten Kronprinzen Rudolf, «Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild», das einen breiten Raum den Darstellungen aus dem Volksleben zuweist und seine Entstehung ähnlichen Anschauungen verdankt, wie ich sie mir im späteren zu entwickeln erlauben werde, nämlich dem Gedanken, Österreichs Völker mit einander bekannt zu machen und sie so einander näher zu bringen.

Doch die Aufsätze, die in Zeitungen und Zeitschriften verstreut werden, gehen, abgesehen davon, dass sie sich nicht immer vom wissenschaftlichen Dilettantismus und falsch verstandener Idealisierung freizuhalten wissen, verloren und auch ein abschließendes Werk von der Bedeutung des erwähnten von unserem unvergesslichen Kronprinzen Rudolf angeregten und geförderten kann der fortschreitenden Wissenschaft, den fortgesetzten Beobachtungen und Forschungen nicht genügen. Es ist ein Organ nöthig, das mit einheitlichen Gesichtspunkten und ordnender Umsicht die einzelnen Jahr für Jahr vorwärtsschreitenden Forschungen aller österreichischen Völker sammelt und sie als Gesammtergebnis heimatlicher Volkskunde hinstellt. An einer derartigen Zeitschrift gebricht es in Österreich völlig, wohl aber haben sich nationaler denkende Völker z. B. Tschechen und Polen, wie bereits erwähnt, eigene Zeitschriften gegründet.

Österreichische Forscher und Sammler wie Ammann, Branky, Dürnwirth, Friedrich S. Krauss, Krejči, Vaclav Tille, Vernaleken, Zingerle u. s. w. mussten im Auslande ihre Arbeiten unterzubringen suchen. Gar mancher hat noch Forschungs- und Sammlungsergebnisse in seinem Pulte, die er in Österreich nicht passend unterzubringen weiß, denn Österreich ist reich an Folkloristen wie wenig Länder, wenn auch bis jetzt zur Förderung der Volkskunde so gut wie nichts geschehen ist. Gerade für Österreich hat die Volkskunde eine ungleich größere Bedeutung als für national mehr einheitliche Staaten. Vor allem lockt das Fremdartige, das hier so nahe nebeneinander sich findet, zum Vergleiche, das Vergleichen aber zur Heraushebung der einzelnen Volksindividualität nicht mehr als zur Hervorhebung des Gemeinsamen, das schon in der Verwandtschaft der arischen Rassen gelegen ist, aber auch durch das geschichtliche Zusammenwohnen in höherem

Grade, als man gewöhnlich glaubt, geworden ist. Um nur ein Beispiel von der oft überraschenden Übereinstimmung der Anschauungen verschiedener Völker anzuführen, verweise ich auf Krejči «Zu den deutschen, böhmischen und mährischen Volksliedern», Zeitschrift des Vereines für Volkskunde I. Jahrg. (1891), Heft 4, der nachweist, dass tschechische und deutsche Volkslieder sich oft wörtlich decken. Die Volkskunde kann alle Völker und Volkssplitter mit gleicher Liebe und Sorgfalt berücksichtigen, die Freude am eigenen Dasein wecken und zugleich mit Bewusstsein, ohne Aufgeben der Wissenschaftlichkeit und ohne aufdringliche Hervorkehrung der Absicht, den Gedanken der Zusammengehörigkeit wachrufen und diese immer mehr und mehr zum Bewusstsein bringen. Kleinere Völker haben meist das Gefühl, man lasse sie nicht als ebenbürtig gelten, man missachte sie wegen der geringen Zahl ihrer Volksgenossen. Wenn jedoch ein Organ der Volkskunde für Österreich bestände, so würden sie froh gewahr werden, dass sie im Reichthum volksthümlicher Überlieferungen den deutschen oder italienischen Staatsgenossen zum wenigsten gleichkommen. Es würde dann, wenn die österreichische Volkskunde bei allen Völkern Österreichs Eingang gewänne, diese einander, wenn auch nicht lieben, so doch achten lernen und schon dies wäre für den Staatsgedanken ein unschätzbarer Gewinn. Es hat also die Volkskunde für Österreich, abgesehen von der allgemein wissenschaftlichen Bedeutung, noch eine politische und die möchte ich der erstern nicht nachgestellt wissen. Schon die friedliche Vereinigung einzelner Männer verschiedener Nationalität, um mit Liebe den Regungen der Volksseele nachzuspüren, hat eine gewisse einigende Kraft, die um so größer wird, je mehr gleichgesinnte Patrioten die Bestrebungen dieser fördern helfen und je mehr ihre Arbeiten dem Volke zur Kenntnis gelangen.

Wird dagegen die Volkskunde in Österreich nicht nach gesammtstaatlichen Gesichtspunkten verwertet, so entstehen, wie dies theilweise schon geschehen ist, manchmal sogar außerhalb der österreichischen Grenzen für die einzelnen Volksstämme wissenschaftliche Centren, die, um allgemeine Ziele zu verfolgen, zu schwach, nur zu leicht einseitigem Nationalismus verfallen und so ein neues Hemmnis für die endliche Verständigung der Völker bilden. War es ja auch die frühzeitige Vertiefung in das Volksthümliche, die bei den Slawen Hebel wurde zur Weckung des nationalen Bewusstseins. Ich halte es daher für patriotisch, einseitigen Bestrebungen des nationalen Bewusstseins ein Gegengewicht dadurch zu bieten, dass man ein Organ schafft, das alle Völker des Staates in gleicher Weise berücksichtigt. Das größere Gewicht und die größere Bedeutung, die einem Organe der vereinten Völker Österreichs innewohnt, ist Bürgschaft dafür, dass auch wirklich alle Völker es als solches anerkennen und ihm neidlos ihre Sympathien leihen werden.

Wie soll nun der Volkskunde in Österreich zu einer ihrer Bedeutung entsprechenden Wirksamkeit verholfen werden?

Vor allem muss, wie das bereits in anderen Ländern vielfach geschehen ist, ein Verein gegründet werden, dessen Mitglieder sich zusammensetzen aus Gelehrten und Sammlern, Freunden der Volkskunde und Patrioten, die den Zwecken des Vereines genügendes Verständnis entgegenbringen.

Bei dem regen Interesse, das alle österreichischen Völker für die Bestrebungen der Volkskunde beseelt, ist nicht zu zweifeln, dass ein solcher Verein, wenn er dem Wesen der einzelnen Volksstämme hinlängliche Rechnung trägt und vollständige Unparteilichkeit und nationale Unbefangenheit als obersten Grundsatz hinstellt, einer bedeutend größeren Mitgliederzahl sich erfreuen wird als etwa der Weinhold'sche in Berlin (207 nach dem ersten Jahre).

Mir schwebt ein anderer Verein vor als der in Berlin bestehende, der, wie es scheint, nicht verstanden hat, in die breite Masse des Volkes sich Eingang zu verschaffen.

Der Verein muss, um volksthümlich zu wirken, selbst volksthümlich sein. Er wird sich daher nicht bloß an die Gelehrten wenden, sondern an alle, die Interesse für das eigene Volk und das Menschliche überhaupt haben. Bei dem hochstehenden nationalen Bewusstsein in Österreich werden dem Vereine nicht bloß Gelehrte, Anstalten, Volksschulen, Gemeinden, sondern auch viele Privatpersonen beitreten, sofern er nur alle Volksstämme in gleicher Weise zu befriedigen sucht. Bei größerer Mitgliederzahl wird es möglich sein, den Jahresbeitrag niedriger zu setzen, als dies in Berlin geschehen (12 Mark). — Der Verein hat seinen Sitz in Wien. Im Namen des Vereins erscheint vierteljährig wie in Berlin oder, um der Fülle des Stoffes zu genügen, monatlich die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Organ des österreichischen Vereines für Volkskunde. Es braucht nicht auf einmal das ganze Reich mobilisiert zu werden, hübsch langsam kommt man auch zum Ziele.

Wenn man bedenkt, dass es gilt, die Kenntnis des eigenen Volkes, der Völker des Staates, denen unsere Väter angehörten und unsere Kinder angehören werden und an deren Denken und Fühlen wir alle Antheil haben, zu wecken und zu vertiefen, so wird wohl auch dafür ein Scherflein sich finden. Es mag sogar viele geben, die der Erforschung der eigenen Heimat, gerade weil sie die Heimat ist, nicht weniger Bedeutung beilegen als dem Studium der Antiquitäten auf classischer Erde.

Ich hoffe durch diesen Bericht gezeigt zu haben:

1. Die Volkskunde ist schon an und für sich von großer Bedeutung.
2. Die Volkskunde hat für Österreich eine erhöhte Bedeutung, sowohl in wissenschaftlicher als politischer Beziehung.
3. Es ist auch in Österreich möglich, der immer mehr anwachsenden Neigung zu volksthümlichen Forschungen durch Gründung eines Vereines und Herausgabe eines Organes Rechnung zu tragen.

Das Fahnenschwingfest der Egerer Fleischer.

Von Franz Wilhelm.

Es war ein glücklicher Gedanke der durch ein neues Gesetz ins Leben gerufenen Egerer Fleischergenossenschaft im Jahre 1886, die Erbschaft der Fleischhauer- (Schäffler-) Zunft von anno 1412 anzutreten und einen fast ein halbes Jahrtausend alten, in diesem Jahrhunderte aber nur in den Jahren 1832 und 1866 geübten Brauch, der ein würdiges Seitenstück zu dem bekannten Münchner Schäfflertanz (der Metzger) bildet, wieder neu in Aufnahme zu bringen und zugleich den Vorsatz zu fassen, das «Fahnenschwingen» von nun ab regelmäßig alle fünf Jahre mit größerem Gepränge in althergebrachter Weise zu begehen und dasselbe jedesmal zu einem wahren Voksfeste für die Bewohner der Stadt und Umgebung zu gestalten.

Wie allenthalben, so spielten auch in der alten (seit 1322 reichsfreien) Stadt Eger die Zünfte mit einer meist starken Mitgliederzahl eine wichtige Rolle. Das fröhliche Treiben unserer Altvordern, denen noch «keine sociale Frage im Nacken saß», sondern des Handwerks goldener Boden reiche Früchte in den Schoß warf, führte in der Zeit des Faschings innerhalb der Zünfte zu eigenen Belustigungen, wie innerhalb der Gesammtbevölkerung an hohen Kirchenfesten zu theatralischen Darstellungen, und zwar zumeist auf dem offenen, langgestreckten Marktplatze der alten Stadt. Hier wurden humanistische Schuldramen «agiert», hier zogen die Goldschmied-, Steinmetz- und Malergesellen auf, um ihr «spyl» zu halten, die Bürgerssöhne führten Reif- und Laterntänze auf, die Kürschner hielten ihren Schwerttanz, die tapferen Tuchmacherknappen führten das Schiff- und Pflugziehen oder den «Wilden Mann» vor — kurz jede Zunft der Stadt trat in den Faschingstagen einmal öffentlich vor das Volk und übte ihre besonderen Vorrechte und Befugnisse aus.

Während sich nun von den religiösen Spielen an kirchlichen Festtagen mehrere vollständige Beschreibungen erhalten haben — man denke z. B. an das im Germanischen Museum zu Nürnberg befindliche, aus Eger stammende Manuscript eines umfangreichen Frohnleichnamsspieles — ist von den Spielen der Zünfte bei ihren Jahresfesten nichts Schriftliches auf uns gekommen, als der bloße Name, da in der damaligen Zeit ihre Kenntnis von jedermann als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt wurde und niemand mit der Zukunft rechnete. So kennen wir, wie schon angedeutet, (dem Namen nach) das «Schiff- und Pflugziehen», sowie das «Wilde-Mann-Stehen» der Tuchmacherknappen, das «Glorie» der Schmiedegesellen, den «Schwerttanz» der Kürschner, sowie die frei geübten Reif- und Laterntänze und andere «Spiele» ohne nähere Bezeichnung und Beschreibung, die aber alle einen alten Hintergrund besaßen, ob derselbe nun ein mythologischer war (wie beim «Wilde-Mann-Stehen», «Pflugziehen» u. s. w.) oder ein historischer.

Zu den Spielen der letzten Art (mit verbürgtem historischen Hintergrunde) gehört nun auch das «Fahnenschwingen» der Egerer Fleischer, welches die Überlieferung an die urkundlich beglaubigte im Jahre 1412 erfolgte Erstürmung der Burgen Neuhaus, zwischen Hohenberg und Selb in Bayern, und Greßlas, des «Hauses» ob dem heutigen Graslitz im böhmischen Erzgebirge, auf dem noch davon genannten «Hausberge», knüpft. Zu einem Angriffe auf die beiden Burgen, bei welchem es das in jener Zeit in der schönsten Blüte befindliche Raubritterthum zu züchtigen



galt, hatten sich nämlich die Freiwilligen der Egerer Fleischer- und Tuchmacherzunft den Vorzug beim Sturme erbeten und waren auch thatsächlich unter Trompetenschall als erste auf die feindlichen Zinnen gestiegen. Als Lohn und Auszeichnung für die bewiesene Mannhaftigkeit verlieh der Egerer Rath den beiden Zünften das Recht, bei ihren Faschingsfestlichkeiten sich der Trompeten bedienen und am letzten Faschingstage auf offenem Markte die Zunftfahne schwingen zu dürfen. — Von den Tuchmachern sagt der Chronist speciell: «Doher sie zur Freyheit, noch heuttigstags, so gedachte tuchmacher einen ehrtantz haben oder die Fassnacht halten mit dem schiftziehen oder andern ehrlichen sachen, sich der trumetten zum Gedechtnus gebrauchen, seindt auch deß durch einen erbarn ohest (en) und wolweisen Herrn burgermeister und rathe zu Eger zur selben Zeit privilegiret und befreyet wordenn».

Mit dem sinkenden Zunftgeiste und der Vernachlässigung des Althergebrachten gaben die meisten Innungen Egers ihre Festlichkeiten auf, und auch die Fleischhauer und Tuchmacher übten ihr Jahrhunderte altes Recht nicht mehr alle Jahre aus, sondern ließen darin, wie schon oben angegeben, oft Pausen von vielen Jahren eintreten. In früheren Zeiten fand das Fahnenschwingen der Fleischer auch an anderen Plätzen, wie am unteren Marktplatze oder vor dem heutigen Statthaltereigebäude statt. Auf einer Abbildung des Fahnenschwingens im Kronprinzenwerke, «die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild» (Böhmen, I. Band, S. 553), sieht man den Aufzug unter dem alterthümlichen «Stöckel», einer Häuserinsel am nnteren Marktplatze, deren Dächer noch mit Schnee bedeckt erscheinen. Auch die Dauer des Festes war früher nicht bloß auf einen Tag beschränkt, sondern erstreckte sich oft auf die sämmtlichen letzten Faschingstage.

Heute spielt sich die Festlichkeit, und zwar, wie schon bemerkt, seit dem Jahre 1886 alle fünf Jahre, immer am letzten Faschingsdienstage, nach einem neu aufgestellten Programme in folgender Weise ab: Am Morgen des genannten Faschingsdienstages werden die Bewohner der alten Stauffenstadt durch einen musikalischen Weckruf zur Theilnahme an der Feier eingeladen, und — wie das Wetter an dem Tage auch sein mag — bald entwickelt sich auf dem oberen Theile des langgestreckten, von alterthümlichen, hochaufragenden Häusergiebeln umrahmten Marktplatzes ein emsiges Treiben, denn es erscheinen zu dem Feste nicht bloß die Bewohner der Stadt und nächsten Umgebung, sondern auch viele Gäste aus Sachsen und Bayern. Um zehn Uhr setzt sich der Festzug von der Wohnung des Obmann-Stellvertreters der Fleischergenossenschaft, welcher mit einem «Jungmeister» als Adjutanten an der Spitze reitet, zu der Behausung des jeweiligen Obmannes in Bewegung, um dort die beiden Zunftfahnen in Empfang zu nehmen und unter Führung des gleichfalls berittenen Obmannes auf den Marktplatz zu marschieren. Die drei Reiter tragen gleichförmig graue Lederhosen, hohe Stulpenstiefel, schwarze Sammtjacken und darüber (der neueren Zeit und dem deutschen Charakter der Stadt Eger entsprechend) schwarz-roth-goldene Schärpen. Die Kopfbedeckung besteht aus einem runden Käppi von grünem Sammt mit Goldquaste. Die beiden Altgesellen, welche die Zunftfahnen tragen, marschieren, wie die anderen «Burschen», in schwarzen Beinkleidern, weißer Jacke, rother Halsbinde und grüner Sammtkappe, gleich den berittenen Jungmeistern.

Unter Vorantritt einer Musikcapelle begibt sich der Zug nach einmaliger Umkreisung des Marktplatzes auf den oberen Theil desselben, wo sich der in Rechtecksform bereits abgesteckte für das Schwingen bestimmte Raum zwischen dem Kaiser-Josefs-Denkmale und dem Brunnen mit der Rolandssäule befindet. Auf einem hölzernen Empore haben die älteren Meister Platz genommen, die Jungmeister gruppieren sich an verschiedenen Stellen des Festplatzes. Nachdem nun die eine Zunftfahne beim altdeutschen Erker des Gasthofes zu den «Zwei Prinzen» ausgesteckt worden und der Genossenschafts-Obmann die Festlichkeit von der Tribune aus mit einer kurzen Ansprache, in welcher den Festtheilnehmern die Bedeutung der Feier erklärt wird, eröffnet hat, nimmt das eigentliche «Schwingen» seinen Verlauf. Dieses muss nun so geschehen, dass das flatternde Zeug beim Herumschwingen der Fahne auch im stärksten Winde sich weder einrollen noch um den Flaggenstock wickeln darf. Im übrigen ist es gestattet, das Schwingen ziemlich frei zu handhaben, und der Preis fällt nach dem Urtheile der «Meister-Preisrichter» demjenigen Zunftgesellen zu, welcher unter Beobachtung der einen angegebenen allgemeinen Regel bezüglich des Nichteinrollens die kühnsten Schwünge beim Hin- und Zurückschreiten des langen Innenrechtecksraumes zuwege brachte. Dabei kommt es auch nicht selten vor, dass ein besonders geschickter und kräftiger Geselle die Fahne mit einer Hand regiert und unter allerlei «Geschritten» den

Schwingraum durchmisst. Natürlich hat ein solcher die größere Wahrscheinlichkeit für sich, mit dem Zunftpreise bedacht zu werden.

Den Reigen der Schwinger eröffnet der erste Altgeselle mit einem «Hoch!» auf Seine Majestät, den Kaiser, worauf die Weiheklänge der Volkshymne ertönen. Nachdem er sich — nach alter Väter Weise — aus dem zinnernen Zunfthumpen,[1]) einem echten und rechten «Willekum», durch einen kräftigen Schluck für die «schwere Arbeit» gestärkt und die «Wuchtigkeit» der Fahne in kurzem Momente geprüft, geht er ans Werk. So geht es die Reihe der in zwei Colonnen aufgestellten Gesellen durch, während die Musik fröhliche Weisen spielt.

Unterdessen verfolgen die Preisrichter mit kritischem Auge die Leistungen eines jeden Einzelnen, um nach der Beendigung des Schwingens den Zunftpreis und die übrigen Widmungen für hervorragende Leistungen austheilen zu können.

Nach der Beendigung des Festspieles durchzieht die ganze Genossenschaft, gefolgt von einer großen Menschenmenge, unter klingendem Spiele abermals etliche Straßen der Stadt, um sich hierauf zum Festmahle zu begeben, an welchem nicht bloß die sämmtlichen «Meister» und «Gesellen» der Fleischergenossenschaft, sondern auch noch zahlreiche Ehrengäste theilnehmen und die üblichen Trinksprüche zum Ruhme des Volkes, der Stadt und der Zunft ausgebracht werden.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

2. „Żytie i słowo" (Leben und Wort). Periodische Zeitschrift. Lemberg I. Jahrgang (1894). Herausgegeben von Dr. Iwan Franko.

In einem Lande, wie Ostgalizien, wo die Volkslieder gleich Anemonen im frisch belaubten Walde blühen, wo die Märchen noch immer den Unterhaltungsstoff langer Winterabende bilden, ist die Herausgabe einer Zeitschrift, wie die oben angezeigte, welche wenigstens einen Theil dieser Production dem Publicum darbietet, freudig zu begrüßen.

Nicht dass die Folkloristik hier eine überwiegende Stelle einnähme. Jede Nummer enthält Romane, Gedichte, wissenschaftliche Abhandlungen, die Volksstoffe können nur ein ganz kleines Plätzchen ihr eigen nennen; aber dieses ist ihnen gesichert und ist heuer sogar erweitert worden.

Auch müssen wir hinzufügen, dass in «Żytie i słowo» mancher Beitrag Platz findet, welcher der Folkloristik nahe steht. So z. B. drei Apokryphen: «Salomon und die Teufel im Fass», «Die Kindheit Jesu», «Die Wanderung der Gottesmutter in die Hölle».

Am wertvollsten sind die volkskundlichen Materialien, oft sehr interessant und gut wiedergegeben. Besonders lässt sich dies Lob von Fräulein Lessia Lekrainka's Beschreibung der Kupalofeier in Wolhynien sagen. Am häufigsten in der Johannisnacht errichtet man außerhalb des Dorfes große Scheiterhaufen, steckt sie in Brand und tanzt, singt oder unterhält sich um sie herum. Oft wird hiebei ein Maibaum errichtet, jenem in Deutschland oder England ganz ähnlich.

Natürlich ist auch dieser Brauch wie andere Volksbräuche im Rückgang begriffen. Der Scheiterhaufen wird verringert, der Maibaum fällt weg, die Lieder vergisst man, und der Tanz hört auf. Die Sitte ist «heidnisch» und wird als solche von der Kanzel bekämpft.

In Wolhynien hat sie noch manches von ihrer alten Rüstigkeit behalten. Im Kowelskschen District stehlen die jungen Burschen einen großen Korb, füllen ihn mit Brennmaterialien

[1]) Der alte gläserne, mit den Namen der Meister versehene und mit Bildern bemalte Humpen der Zunft ist leider nicht mehr vorhanden und soll sich — einer unverbürgten Nachricht zufolge — in «irgend einer Sammlung» in Wien befinden. Der gegenwärtig benützte «Willekum» stammt aus jüngerer Zeit. Das Archiv und die kunstvoll gearbeitete Zunftlade befinden sich bei dem derzeitigen Genossenschaftsvorstande, Herrn J. Riedl, in Verwahrung.



und zünden ihn an. Alt und Jung strömt zum Feuer herbei, bringt Stroh und Holzscheite mit. In den Korb werden hohe Stangen eingesteckt, das Feuer züngelt empor, und von weitem ist die Flamme sichtbar. Die Mädchen singen, die Burschen springen über den Korb, wenn er schon schwächer zu brennen anfängt. Das Feuer wird niemals gelöscht.

In Swiahel tanzen die Mädchen um eine junge Birke, die sie mit Kränzen, Bändern und Kerzchen geschmückt haben. Manchmal werfen sie Kränze aufs Wasser, meistens jede zwei; begegnen dieselben einander, so wird das Mädchen seinen Geliebten im selben Jahr heiraten.

Neunundvierzig Volkslieder, die bei dieser Gelegenheit gesungen werden, finden sich mitgetheilt. Eine reizende Mannigfaltigkeit herrscht in dieser Gruppe. Liebeslieder, Balladen, Scherzgedichte, Spottliedchen folgen hier bunt durcheinander.

Verdienstlich ist Iwan Franko's Zusammenstellung der rutenischen Volkslieder über Kossuth und den ungarischen Aufstand. Geschichtlichen Wert haben sie nicht, sie zeugen aber von der Empfänglichkeit des rutenischen Landmanns, der alle bedeutenden äußeren Fälle sich auf seine Art zu erklären sucht und sie dann seiner poetischen Thätigkeit zu Grunde legt.

Das dritte, vierte und das fünfte Heft bringen mehrere Märchen und ziemlich viel Materialien zum Volksglauben. Obwohl von verschiedenen Personen gesammelt, wurden sie von Iwan Franko geordnet. Allerdings lassen sich Volkserzählungen oft nur ganz schwer in diese oder jene Gruppe einreihen. Märchen gehen in Legenden über, Novellen schmücken sich mit märchenhaften Motiven aus, ja sogar Volkslied und Märchen behandeln oft denselben Stoff. So z. B. das bekannte Lenorenmotiv. Infolge zahlreicher gegenseitiger Verhältnisse haben sich die Volksmotive so vermengt und verstrickt, dass es kaum möglich ist, sie so ohne weiteres von einander abzugrenzen. Die zwanzig oder dreißig Seiten, welche der Prosa eingeräumt wurden, Serfallen in: «Märchen», «Legenden», «Mythen und Volksglauben», «Novellen und Fabliaux», welch letztere Bezeichnungen mir unrichtig gewählt scheinen. Ein böser Aufseher bittet auf dem zterbebette seine Untergebenen, seine Leiche durchzuprügeln. Das geschieht, der Gutsbesitzer aber, der während dieses Vorfalls ankommt, lässt die Prügelnden aufhalten und peitscht sie aus. Ist das eine Novelle? Höchstens eine Anekdote. Ebenso wenig passt jene Bezeichnung auf das nachfolgende Geschichtchen: Ein Rauchfangkehrer begegnet einem Weib und fragt es, wie man ins Dorf kommt. Es führen nämlich dorthin zwei Fußpfade. Da die Frau den Rauchfangkehrer für einen Teufel hält, so räth sie ihm, den linken einzuschlagen, denn am Ende des rechten ragt ein Kreuz.

Die Legenden sind besser abgesondert. Sie handeln von Wundern, welche Christus während seines Erdenganges verrichtet hat, von der Entstehung mancher Thiere und Pflanzen bei dieser Gelegenheit (Bienen; Fichte, Wolf und Erle; Bär und Kuckuck; Ziegen; Läuse und Flöhe), ja sogar der Zigeuner. Nummer 19 erzählt den bekannten Fall vom Philosophen (sonst am häufigsten vom Mönch), der dreihundert Jahre lang den Gesang eines Vögleins anhört. Nummer 18 enthält eine wirkliche Novelle: Es ist dies eine neue Fassung der Boccaccio'schen «Geschichte von den Gänsen»: ein Vater sucht seinen Sohn vor dem Anblick eines Frauengesichtes zu bewahren, einmal aber erblickt derselbe ein Mädchen, fragt den Vater, wer es sei, erfährt, dass es die «Versuchung» ist und trägt trotz der väterlichen Predigten gegen Versuchungen eben nach ihr Verlangen.[1]) Auch Nummer 20, wo ein sündenloser Mensch sich erst während seines ersten Kirchganges versündigt, scheint mir nur deshalb Legende zu heißen, weil in ihr das Wort «Kirche» vorkommt.

Oder ist es etwa ein Mythus: Ein Bauer kehrt trunken vom Jahrmarkt heim. Unterwegs begegnet er einem Lamm, nimmt es aufs Pferd; zu Hause angekommen, will er es herunterholen, da entwindet es sich ihm und grinst ihn an. Ist es ein Mythus, dass die ungetauften Kinder die Vorübergehenden um Taufe anflehn? Nein, es ist «Volksglaube» und bloß Volksglaube.

Die genannte Rubrik enthält noch Beiträge zum Hexenglauben, liefert eine Erzählung vom heiligen Nikolaus (die wäre eher unter die Legenden zu zählen) als Thierpatron und bringt eine selbständige Fassung der Sage vom Rattenfänger zu Hammeln (Mythus!). In Buczacz (Ost-

[1]) Eine bekannte weit gewanderte Scherzerzählung, über deren verschiedene Versionen man F. H. von der Hagen, Gesammtabenteuer II. p. VI. ff XXIII. «Das Gänselein» vergleiche.
Der Red.



Galizien) richteten einmal die Ratten großen Schaden an. Ein Zauberer (planetnyk) kam gewandert und versprach, sie gegen hundert Gulden Belohnung fortzuschaffen. Die Christen gaben ihm ihre Hälfte, die Juden nicht, deshalb befreite er nur die ersteren.

Von den Märchen bietet eins aus Nordungarn, wo es einige hunderttausende Rutenen gibt, eine Fassung der Turandotsage; «der Geliebte mit Gänsebeinen» handelt von der Liebe eines Vampyrs und eines Dorfmädchens. Der Referent wird in der «Zeitschrift für österreichische Volkskunde» demnächst eine ungedruckte Version desselben Märchens aus Südostgalizien mit vergleichenden Noten veröffentlichen. «Krasnoswit» (Schönwelt) ist die Geschichte eines Menschen, welcher im Ei gefunden wurde. Seine Eischale wird kurz vor seiner völligen Erlösung zerdrückt, deshalb verlässt er seine Frau und kann von dieser nur dann gefunden werden, wenn sie eiserne Schuhe abnutzt.

«Glück und Unglück» ist ein sehr interessantes jüdisches Märchen (von Dr. Biegeleisen mitgetheilt), und «der Wunderknabe» hat viel mit einer der im Westen landläufigen Carlussagen gemein. Ein Bauernknabe gleichzeitig mit einer Kaisertochter geboren, wird, weil er früher als jene getauft wurde, vom Kaiser in einen Sarg gelegt und auf den Fluss heruntergelassen. Ein Müller findet und erzieht ihn, der Kaiser erkennt ihn wieder und sendet ihn zu seiner Frau mit einem Briefe, worin er seine Hinrichtung anordnet. Den Inhalt des Briefes aber ändert unterwegs ein Bettler, und der Knabe wird erst nach der Rückkehr des Kaisers in einen Thurm gesperrt. Die Kaiserstochter bemerkt ihn dort, verliebt sich in ihn und heiratet ihn, nachdem er ihrem Vater zu wiederholten Malen geholfen, die ihm vom bösen Zauberer auferlegten Aufgaben zu lösen.[1])

L. Wasilewski hat eine flüchtige Skizze des Zustandes der modernen folkloristischen Bewegung gegeben, auch wurde Dr. Biegeleisen's Aufsatz über die folkloristischen Schulen in Europa aus dem Polnischen übersetzt. Iwan Franko lieferte einige Besprechungen und einen Aufsatz: «Schevtschenko als Held einer polnischen revolutionären Legende». Dieser und jene zeichnen sich leider durch einen scharfen polemischen Ton aus, welcher besonders gegenüber der sogenannten anthropologischen Theorie zur Anwendung kommt.

Diese Schule erklärt die Schöpfungen der Folkloristik aus ethnologischen und sociologischen Verhältnissen. Für Franko dagegen ist alles literarischen oder geschichtlichen Ursprungs. Indes kann man nicht einmal wissen, ob nicht das, was in der gedruckten Literatur an Märchen, Legenden und anderen zu finden ist, eben aus dem Volksmunde dahin übergegangen ist. Und wenn z. B. ein Märchen literarischen Ursprungs ist und dann doch vom Volk aufgenommen wurde, so ist es doch verdienstlich zu erwägen, wie und weshalb der Fall geschah; und wie auch in der geschriebenen Literatur so ein Ding entstand I. Franko missversteht die Natur der anthropologischen Richtung, wenn er denkt, sie und die literarische Schule schließen einander aus. Herr Karlowicz (den Franko in Anmerkungen zu «Salomon und die Teufel» angreift) wendet eine richtigere Methode an, als der rutenische Schriftsteller, wenn er bei Besprechung der Geschichten vom Einschließen der Noth, des Teufels u. s. w. zu Sagen und Anschauungen der primitiven Völkerschaften Zuflucht nimmt. Denn eben auf dieser Unterlage sind die späteren, wenn auch literarischen Legenden, wie jene von Salomon, der die Teufel im Fasse einschließt, gewachsen. (Vergl. die Auseinandersetzungen von Prof. Dr. G. Polívka dieser Zeitschr. I. p. 355.)

W. Bugiel.

3. Dr. Franz Storch: Die Sagen und Legenden des Gasteinerthales. Zweite ergänzte Auflage. Salzburg. Eduard Geiger. 1896. 12°.

Dr. Franz Storch, der greise Sagen-Sammler, hat soeben die 2. Auflage seiner «Sagen und Legenden des Gasteinerthales» herausgegeben. Dieselbe ist gesichtet und vermehrt; da die 1. Auflage vergriffen war, ist diese Weihnachtsgabe sehr willkommen. Auch in der Versammlung der Ges. f. S. L. Kunde (12/12.) wies der Präsident auf diese neue Publication des Vereins-Ehrenmitgliedes Dr. Storch hin. In poetischer Form ist darin Volkspoesie gefesselt, deren Fäden die Thäler überziehen und von den Alpentriften und Waldgipfeln herabsinken. Wir danken dem rastlosen Forscher, denn es ist ein Vergnügen und eine Freude, den Sagenschatz unserer Berge zu durchwühlen.

v. D.

[1]) Die Sage vom Urias-Brief, deren älteste und östlichste Version von Albr. Weber im Jaimini-Bhārata nachgewiesen worden ist; über weitere europäische Versionen vergleiche A. Weber, Monatsberichte der Berliner Akademie 1869, p. 10 f. Der Red.



4. F. Teutsch. Die Art der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen. Fr. Schuller, Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. IX., 1.) Stuttgart. J. Engelhorn. 1895. 8⁰. 55 S. Mit einer Karte.

V. Wittstock. Volksthümliches der Siebenbürger Sachsen. A. Scheiner. Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. (Forschungen u. s. w. IX., 2.) Stuttgart 1895. 8⁰. 194 S. Mit zwei Lichtdrucktafeln.

Über die größte und anziehendste deutsche Sprachinsel der jenseitigen Reichshälfte liegen hier vier schöne Arbeiten vor, die fast alle Gebiete der Volkskunde behandeln, die ganze bisherige Literatur über den betreffenden Gegenstand aufzählen, verwerten und zu einer durch neue Forschungen abgerundeten Darstellung fortführen. Wertvoll in der Methode der Forschung und in den reichen Ergebnissen, verdienen sie auch in einer cisleithanischen Zeitschrift erwähnt zu werden.

Vorangestellt ist ein Aufsatz von Teutsch, der die ältesten Grundlagen des sächsischen Volksthums behandelt, die Art und Weise wie die (sogenannten) Sachsen, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts aus der fränkischen Moselgegend eingewandert waren, in der neuen Heimat ihre Ansiedlung vollzogen haben. Von ihren drei getrennten Gebieten, dem Nösner, Burzen- und Hermannstädter Boden, ist das letzte die älteste Ansiedlung. Sie stammt aus der Zeit Geisa's II. (1141—1161). Vocati a piissimo rege Geisa heißt es von den Sachsen im Andreanischen Freibrief. Teutsch weist auf ähnliche Verhältnisse in der Besiedlung des Landes Wagrien in Holstein hin. Eine nähere Parallele gewährt uns die Einwanderung Deutscher nach Böhmen. In Wenzels I. Bestätigung des Privilegiums, das der böhmische Herzog Sobieslaw II. (circa 1178) den deutschen Einwanderern ertheilt hatte, wird ausdrücklich festgestellt, dass diese von den böhmischen Fürsten in das Land eingeladen worden waren (a prima ipsorum vocatione in Boemiam).[1])

Der ersten großen Schar sächsischer Einwanderer in Siebenbürgen folgten Nachschübe zu verschiedenen Zeiten. Für eine Familie der Wekernu hat jüngst John Meier (in den «Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache» XX., 335 f.) die urkundliche Nachricht festgestellt, dass sie Ende des 13. Jahrhunderts Ungariam fugerunt, also wahrscheinlich siebenbürgisch-sächsischen Anverwandten gefolgt sind.

Teutsch schildert hierauf die gruppenweise erfolgte Ansiedlung, zeigt, dass der Grundgedanke dabei zu erkennen ist, dass nicht der Einzelne, sondern die Gemeinschaft Eigenthum und Rechte besitzt. Dass der Einzelne bei diesem Zusammenwirken gemeinsamer Kräfte doch seine Beachtung fand, ergibt sich aus den vielen Dorfnamen, die nach einzelnen Mannsnamen (der Begründer und Führer) gebildet worden sind. Aus der Feld- und Markgenossenschaft erfolgte allmählich die Verschmelzung sämmtlicher Ansiedlergruppen zu einem großen Ganzen, der «Sachsennation».

Der zweite Absatz über die Volksstatistik entkräftet die vielfach verbreitete falsche Ansicht, als giengen die Sachsen infolge ihrer geringen Fruchtbarkeit an Zahl immer mehr zurück. Schuller zeigt vielmehr, dass die Sachsen, wie alle ackerbautreibenden Stämme langsam, doch sicher anwachsen und dass heute ihre Zahl dreimal so groß ist, als im Mittelalter. Eine sorgfältige, auf urkundlichen Nachrichten beruhende Schätzung ergibt, dass Ende des 16. Jahrhunderts die Bevölkerung des freien Sachsenbodens 70.000 Seelen betragen habe. Nach der ersten allgemeinen Volkszählung des Jahres 1765 wiesen die 241 sächsischen Orte 120.860 Seelen auf, während nach der letzten Zählung 1890 die sächsische Gesammtbevölkerung 195.359 (also rund 200.000) Seelen beträgt. Die jährliche Zunahme im letzten Jahrzehnt gibt 0·41 Percent, sie ist also größer als z. B. die Zunahme der Bevölkerung in Kärnten, Krain und Tirol. Für die sächsischen Landgemeinden ist der Procentsatz der Zunahme noch größer, aber die Städte zeigen eine hauptsächlich durch Auswanderung veranlasste Abnahme des deutschen Elements. Die bis ins Einzelnste durchgeführten Untersuchungen Schuller's ergaben, dass hinsichtlich des Bestandes der Sachsen, was ihre Propagationsfähigkeit betrifft, eine Besorgnis nicht begründet ist. Weit gefährlicher sind die heutigen politischen Verhältnisse in Siebenbürgen für die zwei nationalen Gegnern gegenüberstehenden Sachsen. Doch in den vorliegenden vier wissenschaftlichen Abhandlungen sind die politischen Verhältnisse nicht berührt; es sei darum hier zur Ergänzung auf die aus eigenen Beobachtungen in Ungarn erwachsene politische Studie von Hr. G. Schultheiß, «Das Deutschthum im Donaureiche» (Berlin 1895), hingewiesen.

[1]) Vgl. E. F. Rößler, Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren 1, S. 138.



Die dritte Studie ist eine übersichtliche und anregend geschriebene Zusammenfassung alles Volksthümlichen in Glaube, Brauch und Volksdichtung der Sachsen, soweit es bisher erforscht und in einzelnen Untersuchungen niedergelegt worden ist. Diese volksthümlichen Überlieferungen sind umso bemerkenswerter und reizvoller, als sie aus den (allerdings geringen) Resten des vor 700 Jahren mitgebrachten Erbes, aus den Niederschlägen der eigenen in der neuen Heimat und Nachbarschaft zugebrachten Entwicklung und aus der fortwährenden (einem dauernden Verkehr zu dankenden) Beeinflussung des deutschen Mutterlandes verschmolzen sind. In einzelnen Abschnitten bespricht Wittstock den Seelencult, den Dämonen- und Götterglauben, die Bräuche bei Jahres- oder Familienfesten, die Tracht (mit zwei schönen Bildern), Gewerbe, Sagen und Lieder.

Den Schluss bildet eine sehr eingehende, auf Grundlage der jüngsten sprachgeschichtlichen und phonetischen Studien durchgeführte Darstellung der siebenbürgisch-sächsischen Lautverhältnisse und Formen. Die Beispiele sind einem großen von Scheiner selbstgesammelten Material entnommen und nach drei Mundartgruppen geschieden. Auch aus dieser gelehrten Untersuchung ergibt sich das Siebenbürgisch-Sächsische als eine mittelfränkische Mundart.

Die Ausführungen des zweiten vorliegenden Bandes bieten ein vorläufiges Ergebnis. Sie sollen weitergeführt werden in der von Schuller und Wittstock geleiteten Sammlung aller vollksthümlichen Überlieferungen, als deren erste Frucht ein Wörterbuch der sächsischen Mundart bald zu erhoffen ist. Nachrichten über den Fortgang dieses Unternehmens bringt das monatlich erscheinende von Dr. N. Schuller in Hermannstadt geleitete «Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde». Dr. A. Hauffen.

5. Adolf Ferdinand Dörler: Sagen aus Innsbruck's Umgebung mit besonderer Berücksichtigung des Zillerthales. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. 1895. 8°. XVI, S. 152.

Der Sagenkundige wird in diesem Büchlein Vieles finden, was ihm schon längst bekannt ist, Vieles aber auch, das hier zum ersten Male verzeichnet wird. Es sind gewisse Detailzüge, welche jeder Sagensammlung, die geradenwegs aus dem Munde des Volkes stammt, etwas Individuelles verleihen, umsomehr, wenn nur ein engbegrenztes lokales Gebiet den Stoff liefert. Wo sich Anklänge an bereits Veröffentlichtes zeigen, wird darauf verwiesen, durchwegs sind die Ortsangaben peinlich sorgfältig, so dass man die vorliegende Sammlung vertrauensvoll als Quellenwerk benützen kann. Die Erzählungen, die nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit geordnet sind, werden im Schriftdeutsch vorgetragen, nur directe Reden in der Mundart gegeben, wobei manche fremdartige Ausdrücke in den Anmerkungen ihre kurze Erklärung finden. Dr. W. Hein.

6. Joh. Jantsch: Zum Zeitvertreib. Allerlei Geschichten, Sagen und Schilderungen aus den niederösterreichischen Bergen. Wien. Im Selbstverlage des Verfassers, VI. Fleischmanngasse 7. I. Band, Heft 1—6. 8°. S. 96.

Der Verfasser, der im Gebirge aufgewachsen ist und einen genauen Einblick in die Volksseele gewonnen hat, stellt in einem Kunterbunt verschiedene Erinnerungen, wie sie ihm gerade einfallen, zusammen. Einiges davon ist für den Volksforscher recht brauchbar, so z. B. die Lindwurm-Sagen, die «Türkenhöhlen» im Gebiete von Kleinzell, die Sage vom Wasserlug-Loch, Marterln und deren Geschichte, Ötscher-Sagen u. a. Auch die Erzählungen sind zum Theile zu verwerten, da sie hie und da charakteristische Züge aus dem Volksglauben bringen; dahin gehört die hübsche Geschichte «Der Glaube macht selig», welcher ein Erlebnis des Verfassers zu Grunde liegt.

Dr. W. Hein.

7. Hugo Edler von Rettich: Spinnrad-Typen. Eine Sammlung von Hand-Spinngeräthen. Mit 144 Abbildungen. Herausgegeben vom k. k. Ackerbau-Ministerium, Wien 1895. Verlag des k. k. Ackerbau-Ministeriums. Druck und Commissionsverlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jahrhunderte lang hat das Spinnrad als das Sinnbild häuslichen Fleißes gegolten, und es hat auch heute noch seine Daseinsberechtigung, wenn auch nicht immer und überall. Das Spinnen mit dem Rade gewerbsmäßig zu betreiben, mit der hundertfach leistungsfähigeren Maschine in Wettbewerb zu treten, das wäre freilich ein aussichtsloses Beginnen. Anders aber liegt die Sache, wenn es sich darum handelt, nur den eigenen Hausbedarf an Gespinst und



Gewebe durch Spinnen mit der Hand zu decken, wie dies heute noch vielfach im Bauernhause der Fall ist, wo ja im Winter viele Stunden für häusliche Beschäftigung frei bleiben. Es wäre nur zu wünschen, dass dem Spinnen für den Hausbedarf größere Aufmerksamkeit zugewendet würde, als es heutzutage zumeist geschieht.

Es wird aber um so mehr Aussicht vorhanden sein, dieses Ziel zu erreichen, je vollkommener und leistungsfähiger die Spinnräder hergestellt werden. Um einen Weg zu Verbesserungen in dieser Richtung zu zeigen, hat das k. k. Ackerbau-Ministerium den Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule im X. Bezirke zu Wien, Hugo Edlen von Rettich veranlasst, über Hand-Spinngeräthe eingehende Studien zu machen. Das Ergebnis dieser Forschungen hat von Rettich in seiner soeben erschienenen Monographie «Spinnrad-Typen» in erschöpfender Weise dargestellt. Das in gemeinverständlicher Sprache geschriebene Buch gibt eine umfassende Darstellung der durch Menschenkraft betriebenen Spinnapparate, wie sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern hergestellt wurden und werden.

Die Darstellung hält sich an die geschichtliche Entwicklung des Spinnrades. Beginnend mit den Spinnvorrichtungen der alten sowie der uncivilisierten Völker, schreitet sie zu immer vollkommeneren Apparaten vor und ermöglicht so auch dem mit dem Maschinenwesen nicht vertrauten Leser das Verständnis selbst der compliciertesten Vorrichtungen. Zahlreiche, trefflich ausgeführte Textfiguren, von der Hand des Verfassers, Ansichten, Draufsichten und constructive Einzelheiten darstellend, erläutern und ergänzen den Text. —

Die Volkskunde zieht aus dem schönen Werke Rettich's für ihre Aufgaben mannigfachen Gewinn. Speciell von österreichisch-volksthümlichen Typen finden ein Tiroler Spinnrad aus dem 17. Jahrhundert, ein Ötzthaler und ein Oberösterreichisches Spinnrad besondere Behandlung und Abbildung. Wir schöpfen für unsere besonderen Aufgaben aus dem höchst verdienstlichen Werke, das sich den zahlreichen erlesenen Publikationen des k. k. Ackerbau-Ministeriums würdig anreiht, die Anregung, eine Sammlung von volksthümlichen Spinnrad-Typen aus ganz Österreich anzulegen, wobei wir wie bisher die Sympathie und Unterstützung des genannten hohen Ministeriums erbitten.

Dr. M. Haberlandt.

8. Dr. Hermann Stöckl und **Eduard Walther: Die deutschen Volksfeste.** Ein Beitrag zur Reform derselben. Vom Centralausschuss zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland. Preisgekrönte Abhandlung. München. Theodor Ackermann 1896.

Das Schriftchen versucht zu zeigen, wie die deutschen Volksfeste, deren Thema einerseits die Natur, andererseits die Nation selbst und ihre Schicksale sind, mit dem veränderten Inhalt der modernen Zeit in Einklang gebracht werden können. Die Stellung unseres Vereines derartigen Bestrebungen gegenüber ist von Prof. Dr. A. Riegl in unserer Zeitschrift I., p. 7 genügend gekennzeichnet worden. In Deutschland, wo das volksthümliche Element mehr hinter dem bildungsmäßigen zurücktritt, hat man es allerdings mehr noth, das öffentliche Leben aus dem Jungbrunnen des Volksthums aufzufrischen, als in Österreich, wo noch viel volksthümliches Leben pulsiert.

Dr. M. Haberlandt.

Sprechsaal.

Antworten.

Marterln. Herr Dr. Robert Sieger, Wien: Die S. 292 ff. des I. Bandes begonnene Sammlung von Charakteristiken localer Typen der Marterln in dieser Rubrik fortsetzend, sei noch hervorgehoben, dass mir im Januar 1896 in und bei Zell am See an 2 Marterln der charakteristische Zug auffiel, dass der Namenspatron des Verunglückten denselben der in den Wolken schwebenden Madonna mit dem Jesuskind empfiehlt. Er spielt also die gleiche Rolle, wie im Inneretzthal der Schutzengel, doch ist der Typus sonst sehr verschieden, das Bild stellt unten den Unfall selbst dar, und der Heilige mit seinen Abzeichen (Johannes mit dem Adler, Vitus mit dem Ölkessel) ist in einer Wolke zu Füßen der höher schwebenden Gottesmutter.

Tazzelwurm. Herr B. Reber in Genf: Nach meiner Ansicht beherbergen weder die Schweizer-, noch die Tiroler-Alpen Thiere, wie diejenigen, welche von Jägern, Schäfern und



furchtsamen, abergläubischen Bergbewohnern als «Tazzelwürmer» beschrieben werden. In der Angst sieht der Ungebildete immer mehr, als wirklich besteht, und mit der Zeit wird daraus eine fabelhafte Geschichte. Nach meinem Dafürhalten dürften die außerordentlich behenden Murmelthiere oder auch Wiesel zu der Sage Veranlassung gegeben haben. Da immer von der großen Gefährlichkeit, wovon aber kein einziger Fall bewiesen werden kann, die Rede ist, scheinen mir die harmlosen Eidechsen vollständig ausgeschlossen. Alle unsere Würmer und Schlangen lassen sich mit der Beschreibung des Tazzelwurmes nicht vereinigen. Derselbe dürfte also ebensogut, wie Drachen, Lindwürmer, Basilisken u. s. w. der Erfindung des Mittelalters angehören. Zoologen welche ich einvernahm, wollen nichts von solchen Geschöpfen wissen, die Beschreibung lasse sich mit keinem lebenden Wesen auch nur annähernd in Einklang bringen. Dazu darf angenommen werden, dass ein wirklich vorkommendes Thier von der angegebenen Größe sich nicht so vollständig jeder wissenschaftlichen Beobachtung hätte entziehen können.

Da Sie nun einmal das Material über die Angelegenheit zusammentragen, so dürfte Sie vielleicht ein Nachtrag zu der schon erwähnten «Vuivra» interessieren. Ich fasse denselben nach Dr. Jakob Hofstätter in: «Das Schweizerhaus. Taschenbuch für das Jahr 1872» kurz zusammen:

Das schöne Pfarrdorf Vouvry oder Vouvrier im Bezirk Monthey, Kanton Wallis soll seinen Namen von der Vuivra (Vuivre, Vipère volante, fliegenden Viper) erhalten haben. Das Schwanzende derselben flammte wie Feuer. Einmal entwendete ihr ein Einwohner den Diamant, der ihr Haupt schmückte und verbarg sich in ein Fass, das er außen ringsum mit eisernen Stacheln beschlagen hatte. Die Viper ward darüber erbost, steckte das Dorf in Brand und rollte sich um das Fass herum, in der Absicht, den Räuber zu erdrücken. Da sie sich aber an den scharfen Nägeln bedeutend verwundete und ihr Blut verlor, gieng sie daselbst zu Grunde, und Vouvry war von dem Unthiere, das lange der Schrecken des Landes gewesen, befreit.

Nach den Mittheilungen des Chefs des Führer-Vereins in Chamounix kennt man daselbst kein Thier mit 2 Füßen welches mit dem «Tazzelwurm» in Verbindung gebracht werden könnte. Man hält hier das Wiesel (la belette) für sehr giftig (très vénimeuse). Fischotter und Marder sind selten.

Todtenbretter bei den Polen. R. F. Kaindl, Czernowitz: In der Zeitschrift «Lud» (Lemberg) I, 16 ff. macht J. Karlowicz darauf aufmerksam, dass die Worte «deska grobowa» wörtlich «Grabbrett» häufig in poln. Volksliedern und Redensarten vorkommen. So heißt es in einem bekannten Liede «Maciek ist gestorben; wehe, er liegt schon auf dem Brette»; in einem anderen wird demjenigen, der nur ein reiches Mädchen sucht, ein armes aber meidet, gewünscht, er möge nicht ein Grabbrett erwerben; in einem dritten versichert der Geliebte seinem Mädchen, dass dieses ihm bis zu seinem Tode stets lieb sein werde, und bis dahin, da man ihn auf das Grabbrett legen werde u. dgl. m. Aus diesen Redensarten geht hervor, dass auch unter den Polen das Todten- oder Rêbrett bekannt sein musste, besonders da auch gegenwärtig noch die Todten vielfach beim Landvolk auf Brettern und Bänken gebettet werden.[1]) Karlowicz erwähnte auch, dass in manchen Gegenden bemalte und mit Inschriften versehene Bretter auf den Gräbern senkrecht aufgestellt werden; doch identificiert er sie nicht mit dem Todtenbrettern, sondern verwirft vielmehr ausdrücklich die Erklärung, als ob unter der «deska grobowa» diese Bretter verstanden sein könnten. An diese Ausführungen Karlowicz' knüpfen in derselben Zeitschrift S. 130 f. A. Strzelecki und H. Wodecki einige Bemerkungen, die aber nichts Neues bieten.

Schluss der Redaction: 20. März 1896.

---

[1]) Vgl. R. F. Kaindl «Die Rutenen in der Bukowina» I. S. 71 und «Die Huzulen» S. 126.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Kinderreime aus Tirol.

Gesammelt von Anton Renk, Innsbruck.

Zu meiner Sammlung habe ich keine Erläuterungen hinzugefügt und keinerlei Deutungsversuche außer zur Worterklärung der Kinderlieder gegeben, weil ich die wissenschaftliche Behandlung dieses Themas noch für schwankend halte. Das hier Gegebene will ich lediglich als Materialbeibringung betrachtet wissen. Zu danken habe ich Herrn Schriftsteller Franz Kranewitter für die Nassereither Reime und den Fräulein Anna und Betty Wolf, Anna Huber und Leni Fehringer mit der Bitte, mich ferner unterstützen zu wollen.

1. Wiesele, Wasele,
Wein, rein,
Du hebst ein. *Fendels.*

2. Ana Bana,
Birchenhuet,
Stirbt der Vater, gehts nit guet,
Kommen die Engel mit der Leich',
Eins, zwei, drei:
Du bist frei. *Pitsthal.*

3. Ander Barcher,
Birkenhuet,
Stirbt der Bauer, gehts mir guet,
Die Engel kommen mit der Leicht, (Leiche?)
[Leucht(e)?]
Eins, zwei, drei:
I und du sein frei. *Fendels.*

4. Ananoia,
Türkentoia,
Seiferarga,
Türkentarga,
Weia, Weia,
Wums. *Fendels.*

5. Eins, zwei, drei;
Nigga, nagga, nei,
Nigga, nagga, nuss.
Du bist höchstens, gütens frei. *Fendels.*

6. Adam ist in Garten gangen,
Wie viel Vögl hat er g'fangen?
Eins, zwei drei.
Du bist frei. *Innsbruck.*

7. Asl, Wasl,
Bring mir's Glasl,
Witz, Wutz:
Außergstutzt. *Fendels.*

8. Wisle, Wasle,
Zeig mirs Glasle:
Wie? wo?
Grod do. *Lechthal.*

9. Angso, prangso:
Goldne stangso.
Hött' i's, wött' i's,
Boana stöck i's,
Hiris, Heris,
Hops. *Lechthal.*

10. Aliga, Maliga,
Peter zingaliga,
Stanze Wanze,[1])
Trauteles Franze,
Schule Murle:
Dritter Puff aussi. *Lechthal.*

11. Enige, enige Pipipi
dabit, dabit domine,
et a brot
In der Not,
qui qua dus,
Wer soll duss' sein?
I oder du? *Lechthal.*

12. Piri piri pum,
Der Kaiser schlagt Trumm
Mit Händ und mit Füß,
Mit dreierlei Spieß,
Thuat Dächer abdeck'n,
Madle verschreck'n,
d'Fenster einschlag'n
Das Blei davontragn,
Kugeln drauß gießn
Und Bauern verschießn. *Lechthal.*

---

[1]) Eigennamen. Schurle Murle ein Salizfräulein-Namen (die häufig doppelt sind: z. B. Stutza Mutza etc.).

13. Weberle, Weberle hupf ins Garn!
Wie viel Spulen musst du hab'n?
Ein, zwei, drei,
Der Buckel und sein Wei(b). *Lechthal.*

14. Eins, zwei,
Papagei.
Drei, vier,
Mückenbier.[1])
Fünf, sechs,
Mei liebe Hex.
Sieb'n, acht,
Kiechl bach.
Neun, zehn
Puppenbier.[2])
Elf, zwölf,
Dürre Nuss.
Dreizehn, vierzehn,
Du bist us. *Lechthal.*

15. Giggas, Gaggas, geiramus.
Die Hennen gehn barfuß,
Der Kaiser schlagt Trumma:
Weiter woaß i numma. *Lechthal.*

16. Giggas, gaggas[3]) geiramus,
Die Gäns gehn barfuß,
Hintern Ofen sitzen sie,
Vorn Ofen stehn sie;
Das Kalbele sucht den Riemen,
In Unterland ist Niemand,
In Oberland ist Vogelsang;
Alter Mann, wie lebst du lang?
Warum werd i nit lang lebn,
Mei Vater ist a Weber,
Mei Muatter ist a Birakocheri[4])
Hat Bira aus'n Hofa gösst[5])
Und hat mir d'Köll auf d'Nosa göt.[6])
Lechthal.

17. Pigga Pagga Besenstiel;
Sitzt a Mandl auf der Mühl,
Hat a schlappigs Hüatl auf;
Kimmt a'n alts, a buggligs Weib,
Rennt ihm d'Gabel durch'n Leib.
Lechthal.

18. Heia popeia,
Großkopfets Kind,
Wenn d' nit glei stadt bist
Schlag i dir zun Grind.[7])

19. Die Köchin in der Kuchel
Schreit allweil: Haha!
Es ist woll koa Wunder,
Es brennt sie halt a. *Patznaun.*

20. Bin hear übern Lueg,
Sein siebn Fleach über oan Pflueg.[8])
Hab sie wölln aus wett'n,
Ist mir oaner auf'n Fueß tretn.[9])
Wipthal.

21. Jetzt hab i mir lass'n
Fleach beschlag'n,
Und bin damit
Über Land gfahrn;
Fahren thu i
Landaus, landein;
Führen thu i
Bloß Kindbetterwein. *Wipthal.*

22. Bigges, bagges
Besenstiel,
Sitzt a Mandl
Auf der Mühl,
Hat a stabigs
Hütl au,
Um und um
Voll Federn drau;
Girigigi,
Zussal, Zaussar,
Du, nit i. *Zillerthal.*

23. Katl hat ins Bettl gschiss'n,
Wie viel Löcher hat sie grissen?
Eins, zwei, drei:
Drei wird frei! *Zillerthal.*

24. Toni limoni,
Pommerantschenguggu.
A Sackl voll Wanz'n,
Ist mir lieber als du. *Ganz Tirol.*

25. Trill Trall Trollschuh,
Gäns gie[10]) barfuß,
Gäns gie opfera,[11])
Der Müller hat alte Kueh,
Schlagt den Gatter auf und zue.
Patznaun.

26. Miau, Miau!
Was gibt ma'm Katzle z'fressen?
Schlegelmilch und Pressen. *Patznaun.*

27. Der Buanbartl[12]) hat an dick'n Kopf,
Der gab an guetn Opferstock;
Der Buanbartl hat a schöni Frau
Und an Kopf wie a Sau. *Oberinnthal.*

28. Der Guggu in Wald
Ist nit jung und nit alt
Und heirathet bald. *Fendels.*

---

[1]) [2]) Wohl doppelt? — [3]) Vgl. den Giggas Gagges Mann = Tod. — [4]) Birnensiederin — [5]) gegessen. — [6]) gegeben = geschlagen. — [7]) Kopf. — [8]) Versuchen zu ziehen. — [9]) Ablösen (?) — [10]) Gehen. — [11]) Zum Opfer (in die Kirche.) — [12]) Bonaparte.

29. Liseli, Liseli,[1])
Wie druckst du den Kas?
I druck'n mitn Vidli,[2])
Drum wird er so råß.[3]) *Patznaun.*

30. Schink'n ohne Tadel,
Knödl viel Centn schwar,
Pfui selles,
A Tadel. *Patznaun.*

31. Ausgstellt
Oder Niedergschnellt (beim Rodeln oder Schleifen). *Innsbruck.*

32. I hab Buttermilch gsponnen,
Hab Holzäpfl klob'n,[4])
Bachscheiter ghachlet,[5])
Aufm Strohdillele obn. *Oberinnthal.*

33. Kloan bin i, kloan bleib i,[6])
Groß mag i nit wern,
Und an Buabn muess i hab'n,
Wie an Haselnusskern. *Ganz Tirol.*

34. Und a Haselnusskern,
Dös ist ja nit viel;
Und an Buam muss i habn
Wie an Kochlöffelstiel. *Unterinnthal.*

35. Kloan bin i, kloan bleib i,
Groß mag i nit sein;
Drum kimm i zu'n Dianl
Durch a Hennenloch ein. *Brixlegg.*

36. Kloan bin i, kloan bleib i,
Groß mag i nit wern,
Runggedi, punggedi.
Haselnusskern.

37. Var. schön rungget, schön pungget. *Oberinnthal.*

38. Dort obn auf'n Bergl[7])
Thuats Labl rausch'n;
Und i thua mit koan Dianl
Mein Buabn tausch'n. *Eben.*

39. Dort ob'n in Wald[8])
Thuan zwoa Labln rausch'n
Und zwoa bluetjungi Leutl'n
Thuan Herzl tausch'n. *Schmirnthal.*

40. Schöni Schigl Schagl,
Schöni Schagl Schigl;
Fangst du Vögel,
Fang i a Vögel;
Mach i's Steigal auf,
Mach i's Thüarl zue
Hab i Schigl Schagl Vögl gnue. *Eben.*

41. Ku[9]) nit Küah hüatn,
Ku nit Sau hüatn,
Aber Ross hüatn that i's gern;
Kunt i's aufsitzn,
Kunt i's hoamreitn,
Hatt i a a Lebn, wie die Herrn. *Eben.*

42. Die grieslgraue Duxerin
Mit den broatn Füaß'n,
War sieben Jahr in Himmel drin,
Hat wieder oha[10]) müassn. *Oberinnthal.*

43. Alte Weiber, Hobelschoat'n
Schwimmen auf dem See;
Wenn sie nimmer schwimmen können,
Recken sie die Arsch auf d' Höh. *Patznaun.*

44. Variant. 3. Und wenn sie a Räuschl hab'n.

45. Greatl, wo bist gestern g'west?
Hintern Haus im Güetle.
Greatl, wer ist bei dir g'west?
Der im grünen Hüetle. *Lechthal.*

46. Unser Katzl hat Junge ghabt,
Siebne, achte, neune;
S letzte hat koa Schwanzl g'habt,
Dös schiebn mir wieder eine. *Patznaun.*

47. Gile Gile Gitz;
Die Mutter bacht Schnitz,[11])
Die Mutter bacht Straub'n[12])
Sie lasst mi nit schaug'n,
Pillepipi,
Die Bröckln iss i. *Patznaun.*

48. Oamal ist a Esel gwest.
Uhueieija!
Der hat lange Ohren ghöt.[13])
Uhueieija! *Patznaun.*

49. Der Kehrab, der Kehrab[14])
Ist ein braver Mann,
Der hebt den Kopf zum Fenster aus
Und speibt, so weit er kann. *Oberinnthal.*

50. Stiefeli muss sterben,
Ist noch so jung, so jung;
Wenn das der Absatz wüsst,
Dass Stiefeli sterben müsst;
Stiefeli muss sterben,
Ist noch so jung. *Patznaun.*

[1]) Lieschen. — [2]) Hintertheil. — [3]) Scharf. — [4]) Gespaltet. — [5]) Gehechelt. — [6]) Varianten zu 33—37 bringt auch Schlossar, Zeitschr. f. V., Berlin 1895. Hiebei ist der Übergang des Kinderlieds zum Schnaderhüpfl zu beachten. 36, 37 reines Kinderlied, 35 Übergang, 33, 34 Schnaderhüpfl. Ansing- und Antwort-Vers. Vgl. auch das folgende mit Schlossar. — [7]) Als Vergleich zu Schlossar a. a. O. Nr. 54. Das sind aber Schnaderhüpfln. — [8]) Kann. — [9]) Herab. — [10]) Vgl. Weinhold's Zeitschr. f. Volksk., Berlin 1895, 3. Schlossar. — [11]) Äpfelschnitz. — [12]) Mehlgebäck. — [13]) Gehabt. — [14]) Kaminkehrer.

51. Asl, basl,
Summerglasl,
Itte, otte, ette, aussn.
Kommt die alte Schiermaus,[1]
Jagt das alte Mannl aus.

52. Mei Häusl ist so schön,
So angenehm gebaut:
Es ist das Dach
Von einer alten Gitschenhaut,[2])
Der Kemich[3]) ist von oaner
Ausghöhlten Ruab'n;
Tausendsaggerament,
Krieg'n mir an nett'n Buab'n!
A Katzenschwoaf ist bei der Thür
Zu ein' Riegel für;
Und auf der Ofenbank
Liegt a tote Maus krank,
Zu essen und zu trinken
Muss ihr die Kellrin gebn
Und aufs Nachtg'schirr
Muss sie der Hausknecht führ'n.
Patznaun.

53. Mutter, lue[4]) da,
Ist a Bue da;
Geah, Mutterl, gib ihm a Wurst,
Ist a schöner Burscht!
Mutter, koch a Kraut,
I gib a schöne Braut!
Zünd a Licht an,
Dass man sehen kann!
Mutter, hol a Pfannen,
Kann er eini zannen;
Mutter gib ihm Zieger,
Kommt er morgen wieder. *Patznaun.*

54. Gippa, Geppa, Dreifuß.
Die Gäns gehn barfuß
Keine Schuhe haben sie. . . . *Patznaun.*

55. Heideldum, mein Weib ist krumm,
Hat an beas'n Zeah'n,
Hupft in der Stub'n um und um,
Tappet auf die Fleach'n. *Innsbruck.*

Zu Kindern sagt man vor dem Geschichten erzählen

56. Ich will dir was verzähln
Von die Boan[5]) und die Fiseln. *Kufstein.*

57. Die Goaß kömmen, die Schaf kömmen,
Die Ochsen legt man an,
Kimmt a Haufen Zimmermann,
Der erste ist mei Mann:
«Zimmermann, Zimmermann,
Leih mir dei Goaßl?»
«I leih dir sie nit,
I leih dir sie nit,
Sie hängt hintern Ofen»
«Hintern Ofen auf der Bank
«Lieg'n die alten Weiber krank;
«Wenn man sie ruft zum Essen,
«Wern sie wieder besser;
«Wenn man sie ruft zur Arbeit,
«Wern sie wieder böser;
«Wenn man sie ruft zum Branntwein,
«Können sie recht lustig sein!»
Patznaun.

58. Jetzt leg i mi nieder am Ruanl,[6])
Streck i aus meini Buanl,
Kimmt a schwarz' Fackli,
Hoaßt Pumeratschli. *Patznaun.*

59. 'S Goasgaglmannl
Hat koan Kam und koa Kueh,
Stellt er koan Knecht nit an,
Bleibt ihm koa Dirn. *Patznaun.*

60. Rottl Rottl Reita,
Übermorg'n ist Freita;
Fahrn die Herrn übern Bach,
Kloane Kinder hinten nach. *Patznaun.*

61. Komm heiliger Geist,
Der die Weiber verreißt,
Lass die Madler no leb'n,
Kanns Weiber abgeb'n. *Patznaun.*

62. I bin a kloans Mannl,
I taug in die Welt;
Bin um und um voll Zaggeln,
Hab niene koa Geld. *Patznaun.*

63. Guglipfl am Dach;
Wer schmözelt, wer lacht,
Wer Zandl herreckt,
Muess Pfandi[7]) hergebn (beim Pfandspiel).
Patznaun.

64. I und Du
Und Döt und Dot[8])
Und Adelheid
Und Annamareid
Und der großkopfet Bue
Unds klin Kind
Und der mit'n Pinggl nachikimmt.
Fendels.

65. Dôt und Bet
Und Elserigret[9])
Und Annamarei
Und no a drei
Und der Großkopf
Mit'n Pinggl

---

[1]) Scheermaus. — [2]) Mädchenhaut. — [3]) Kamin. — [4]) Schau. — [5]) Bohnen. — [6]) Rain. — [7]) Beinchen. — [8]) Pfand. — [9]) Pathe und Pathin. — [10]) Elise-Gretchen.

Unds kloan Kind
Kimmt hint'n. *Fendels.*

66. Dort innen, dort obn
Am grünen Waldboden;
Wo die Sonnen aufgeht,
Und der Schmalzstock vergeht. . . . .
Fendels.

67. Einmal sein drei Schneider gewes'n,
Die habn an Schnegg für an Bärn ang'sehn;
Als die Schnegg die Hörner ausstreckt,
Haben die Schneider das Gwehr niederglegt;
Als die Schnegg kroch unter die Bank,
Da sagten die Schneider: Gott lob und Dank! *Patznaun.*

68. Was?
Die Katz ist dei Bas,
Der Hund ist dei Vetter,
Und morgen werd schön Wetter.
Ganz Tirol.

69. Knödelörtig, Knödelörtig,[1])
Wo hast du dei Wei(b)?
In Unterland unt'n
In an Türkenmehlschrein?[2]) *Oberinnthal.*

70. Springt der Hirsch übern Bach,
Springt ihm a Jager nach;
Hupft er glei übern Stein,
Bricht si das Bein. *Oberinnthal.*

71. Hin übers Joch, her übers Joch,
Bäurin scheißt Äpfelkoch,
Bauer scheißt a dazua,
Gibts Äpfelkoch gnua. *Wippthal.*

72. Hintern Stadele
Hockt a Madele,
Flickt a Kittele
Ohne Nadele;
Wart, i wills der Mutter saga,
Du thiest de Zwira all verthara.[3])
Patznaun.

73. Anneli, Anneli,
Wo bist du gestern gsi?
Hinterm Haus im Güetle.
Anneli, Anneli,
Wer ist bei dir gsi?
Der im grünen Hüetle. *Patznaun.*

74. Still, still,
Wie der Putz auf der Dill,
Mit an Sackl Gmill. *Fendels.*

75. Hu-Hu-Hund
Sei still, sonst frisst di 's Schwei(n).
Fendels.

76. Frau Bäurin hat die Katz verlorn,
Weiß nit, wo sie ist;
Sie springt im Hause um und um:
Katzl, wo bist?
Katzl ist nit verlorn,
Sitzt in der Kammer drobn,
Passt auf die Maus, auf die Maus,
Passt auf die Maus! *Fendels.*

Katze und Maus gieng einmal über eine Brücke. Die Maus gieng voran. Da biss ihr die Katze den Schwanz ab. Das Mäuslein aber wollte ihn wieder haben und bat darum. Die Katze sagte: Wenn du mir Käs gibst, bekommst du's.

(Dialog.)

77. Maus: Kätzle mir Schwanz.
Katze: Mäusle mir Käs,
I Mäusle Schwanz.
Maus: Jungfrau Kellerin mir Käs,
I Kätzle Käs,
Kätzle mir Schwanz.
Kellerin. Mäusle mir Messer,
I Mäusle Käs,
Mäusle Kätzle Käs,
Dass ihm's Kätzle s Schwänzle geit.
Maus. Metzger mir Messer,
I Jungfrau Kellerin Messer,
Jungfrau Kellerin mir Käs,
I Kätzle Käs,
Dass mir 's Kätzle Schwanzle geit.[4]) (Fragment.) *Patznaun.*

78. A. Guter Freund, ich frage dich.
B. Bester Freund, was frägst du mich?
A. Was ist eins?
B. Einmal eins ist Gott allein,
der da lebt, der da schwebt
In Himmel und auf Erden.
A. Was ist zwei?
B. Zwei Tafeln Mosis. (Folgt die 1. Antwort Bs.) . . . .
Drei Patriarchen. (Folgt die 1. + 2. Antwort Bs.) . . . .
4 Evangelisten. (Folgt die 1. + 2. + 3. Antwort Bs.) . . . .
5 Gebote der Kirche. (Folgt die 1. + 2. + 3. + 4. Antwort Bs.) . . . .
6 Krügeln rothen Wein
Schenkt der Herr zu Kana ein u. s. w.
Zu Kana in Galilea.
7 Sacramente.
8 Seligkeiten.

---

[1]) Faschingsdienstag. — [2]) Anspielung auf die Fastenspeisen in der Fastenzeit. — [3]) Vergeuden. — [4]) Alliterationen zu beachten.

9 Chöre der Engel.
10 Gebote Gottes.
11 Tausend Jungfrauen.
12 Apostel. *Patznaun.*

79. Warst nit aufigstiegn.
Warst nit abergfalln,
Hast mei Schwester gheirat,
Warst mei Schwager worn
Hättst mei Häusl kriegt, mei Kalbl a dazua
Und a Milchsuppe in der Fruah.
Lechthal.

80. I und du und's Müllers Kuh;
Und 's Bäcken Stier, sein unser vier.
Lechthal.

81. Timpes, tampes; Nagelstock,
Wie viel Hörner hat der Bock?
Eins, zwei, drei,
Du bist frei. *Nassereit.*

82. In der Stadt Amsterdam,
Läut'ns mit Pulgen[1]) zamm,
Dös werd a Jubel sein,
Dös bild dir ein. *Patznaun.*

83. Lalala Kupferschmied,
Lalala Kessler,
Heirat mei Schwester,
Wearest mei Schwager. *Patznaun.*

84. Heija pumpeia,
So wieg' i's mei Kind,
Dass untn und ob'n,
Die Wiegn auspringt! *Oberinnthal.*

85. Zoss, Zoss, Zoss,
Was kostet's Stroh im Schloss?
S Schöpple kost an Batzen
Unds Büeble will nit wachsn,
Zoss, Zoss, Zeselmann,
Katze hat ein Stiefel an,
Ein blauen und ein weiß'n
Und will mei Büeble beiß'n. *Nassereit.*

86. So reiten kleine Kinderlein,
Wenn sie klein und winzig sein;
Wenn sie größer wachsen,
So reiten sie wie die Sachsen;
Wenn sie größer wern,
Dann reiten sie wie die Herrn. *Nassereit.*

87. Dort unten, dort oben
Aufn Goaserles Boden,
Wo die Sonnen aufgeht,
Und der Schmalzstock steht,
Ist niemand daoham
Als die Gretl alloan,
Thuet flickn, thuat bach'n
Thuet Nudl anmachn. *Nassereit.*

[1]) Lederner Mehlsack.

88. Ich sag dir wahr:
Am Kopf hast Haar!
I sag dir weis:
Am Kopf hast Läus!
I sag dir was:
(Spukt dem Angesprochenen auf die Hand)
Die Hand hast nass! *Innsbruck.*

89. Antwort auf die Frage: Wie viel Uhr ist es?
Dreiviertel auf'n Zaunstecken;
Morgen kannst mi um an Arsch lecken.
Innsbruck.

90. Der Paul ist nit faul,
Sch . . . . dem Peter ins Maul,
Der Peter ist keck,
Wirft'n Paul in Dreck. *Innsbruck.*

91. Hochgelobt und g'wenedeit
Sein die alten Weiberleut. *Innsbruck.*

92. Alleluja,
Die Knödl muss man kuja. *Innsbruck.*

93. Wer sie zerst mahrt,
Hats Loch glart,
Der Nächste dran
Hats than. *Innsbruck.*

94. Bin i auffigstiegn,
Bin i abergfalln,
Bin i hängen blieb'n
An der Kammerschnalln. *Nassereit.*

95. Hinter Hollerstaudn
Sitzt a Franzos,
Hat a grüns Hütl au,
Scheißt in die Hos. *Nassereit.*

96. Johannes der Täufer,
Der Buttermilchsäufer,
Der Erdäpfelknatscher,
Der Madelabtatscher. *Nassereit.*

97. Beim Zapfenstreich:
Oes Lumpenhund, oes Lumpenhund,
Oes fresst in Kaisers Brot umsunst.
Innsbruck.

98. I bin krank.
Antwort: Auf der fresseten Bank.
Ganz Tirol.

99. Abte mähn Heu. Abte mähn nie Heu
Mägde mähn Heu. *Lechthal.*

100. Gehorsamer Diner:
Mein Arsch ist kein Wiener. *Innsbruck.*

101. Variante. Peter und Paul
Schlagn einander aufs Maul;
Der Peter hats gwunnen,
Der Paul ist davongsprungen;
Der Peter ist keck,
Wirft den Paul in den Dreck.
Nassereit.

102. Michele Machele,
Brunz ins Kachele;
S Kachele rinnt,
Michele trink. *Innsbruck.*

103. Var. Michele springt. *Nassereit.*

104. Anna Trantschanna,
Reibs Nudelbrett a,
Hat a Hennen draufg'schissn
Reibs no a mal a. *Nassereit.*

105. Variante. Nudelbrettmadl
Reibs Nudelbrett a;
Hat a Hennen drau gagget
Zieh d'Nudel drüber a. *Navis.*

106. Weber pump pump,
Hast d' Hosen weit unt,
Hast d' Juppen voll Dreck;
Geah mach dich itz weg. *Nassereit.*

107. Müller Mehler Mahler,
Die Buabn kost'n an Thaler;
Die Madln kostn a Hennendreck,
Und du kehrst weck. *Nassereit.*

108. Fischle, Fischle weißesee,
S Hasle leit im grüne Klee,
D'Mugge, die thun tanze,
Der Bettler hat an Ranze;
Eins, zwei, drei:
Du bist frei. *Nassereit.*

109. Daumenlanger Hansl,
Nudeldicke Dirn,
Gien mir ins Gartle,
Schüttle mir die Birn,
Schüttle mir die groaß'n,
Schüttle mir die kloan,
Wenns Sackle voll ist,
Gien mir wieder hoam. *Nassereit.*

110. Schlaf, Kindle, schlaf
Dei Vater hüet die Schaf,
Dei Mutter hüet die Lämmelein,
Schlaf mei liebes Kindl ein;
Schlaf, Kindle, schlaf! *Nassereit.*

111. Der Fuchs und der Haas,
Gehn mit'nander ins Gras;
Und der Fuchs hat nit g'wisst,
Dass der Haas sovl frisst. *Brixlegg.*

112. Alte Weiber, Besenreiser
Bind'n mir zun an Busch'n;
Thoan a boisl[1]) Pulver drau
Aft lass'n mirn Toifl tusch'n. *Brixlegg.*

113. Die Köchin in der Kuchel,
Die kocht a guets Mueß;
Sie hockt auf'n Pfannstiel
Und rüahrt mit'n Fueß. *Brixlegg.*

114. Die Sonn die vergoldet
Die Berg und die Spitz,
Da tanzen die Lampeln,
Da hupfen die Kitz. *Brixlegg.*

115. Mei Schatz ist Rekrut,
Und drei Jahr ist er furt,
Und drei Jahr ist nit lang,
Nacher ist er mei Mann.

116. Iez ist er halt kämman,
Was hat er mir bracht?
A Ringl am Finger,
An Schnaps in an Glas.

117. Iez ist der Schnaps trunk'n,
Was hob i davon;
A Stub'n voll Fratzen
Und an trutzig'n Mann. *Patznaun.*

118. Und a stoanalte Maus
Ist in Ofn gschloff'n,
Hat die Schnauzn verbrennt.
Und in Schwoaf obroch'n. *Patznaun.*

119. Beim zum Essen einladen sagen die Kinder:
Mithalten, wenn d' an Spaß verstehst,
Und nit zuewer gehst. *Brixlegg.*

120. Hinter der Himmelsthür,
Hangen drei Ochsengschirr;
Spann mir drei Jungfern ein,
Gfuhrwerkt muess sein! *Zillerthal.*

121. Dort obn aufn Berg,
Is a hölzers Gebäu:
Die Flucht nach Aegypten
Und koa Joseph dabei. *Brixlegg.*

122. Nachst bin i in Tirol drein gwes'n,
D' Läus hamm die Früehmess glesn,
D' Fleah hamm ministriert,
Dass sie d' Schwanzln hamm grüahrt.
Rattenberg.

123. Unds N?-Radl treibts Kamm-Radl,
Unds Kamm-Radl treibt die Deck,
Unds Trieb-Radl treibt die Schlegel
Unds Beutelmandl beutelt weck. *Reit.*

124. Dort obn auf der Alm
Hockt a Rab auf an Reis;
Und a kohlschwarze Sennrin
Werd a nimmer weiß. *Brixlegg.*

125. In der Au drauß
Steaht a Wirtshaus,
Und die Kellrin hoaßt Michei,[2])
Hat a rots Haar
Und an grüan Bart.
In der Hand hats a Wispei.[3]) *Alpach.*

126. A schottener Bohrer,
A gusseisener Stoan,

---

[1]) Ein wenig. — [2]) Michaela. — [3]) Wespe.

Statt Papier a Sagmeahl,
Wie kannt dös schoan? *Novis.*

127. In Unterland unt' i
Is a naglnuis Haus;
Da kriechn drei Schneider
Durch a Hennenloch aus. *Novis.*

128. Drobn aufn Bergl
Tanzen zwei Zwergl,
Tanzen so rar,
Wenn i dabei war! *Patznaun.*

129. Drobn auf'n Berg
Sitz a schneeweißer Hahn;
Er hat mi wolln fressn,
Hats Maul schon aufthan. *Patznaun.*

130. Wer an Schnaps im Glasl hat,
Soll mi kosten lassen,
Trink amal, trink amal,
Kimmts zu mir a! *Patznaun.*

131. Es fällt die Kuh von Dach herab,
Es fällt die Kuh von Dach;
Wenn mans Liedl nit weiter kann,
So fangt mans wieder von vorne an.
Oberinnthal.

132. I und mei Alte
Mir haus'n nit übel,
Wenn mir kon Schmalz nit hamm,
Scheiß'n mr'n Kübel. *Navis.*

133. I bin a frisch Bue
Frisch wie a Fisöl,
Zun Spitzmannle fochn[1])
Bin i a Mandl wie d' Höll. *Eben.*

134. Der Branntwein is guat,
Wenn man 'n einbrennen thuat;
Wenn man woazes Meahl nimmt,
Werd der Bauch so schie lind. *Eben.*

135. In Unterland unten
Is a stoanalte Frau,
Hat an Knopf auf der Seiten,
Steaht fünfazwanzg dran. *Patznaun.*

136. Var. Steaht Luederviech dran.
Oberinnthal.

137. Hellauf (ist) und bairisch,[2])
Grüan scheiß'n die Gäns;
Tiroler sein brave Leut,
Die Schwobn sein Schwänz.
Oberinnthal.

138. I woaß nit, wer mei Vater ist,
I woaß nit, wo i hear,
Man hat mi auf der Straße gfundn,
Für a Bröckl Schmear. *Patznaun.*

139. Draußn im grüanen Wald
Sitz'n zwoa Hasn,
Fressen den grüanen Klee
Bis auf'n Wasen,
Fressen den grüanen Klee
Bis auf die Zweige;
Schatzl, wenn d' mi nit magst,
Noar lass es bleibe. *Patznaun.*

140. Wenns amol Samstig war,
Sunntig wars glei;
Aber bis es Samstig ist,
Dös dauert a Weil. *Patznaun.*

141. Nix ist mit der Wix,[3])
Wenns Rädl nimmer lauft;
Probiert und studiert
Unds Röckl verkauft! *Patznaun.*

142. Drei Wochen vor Ostern
Geaht der Schnea halt aweck,
Und drei Wochen nach Pfingsten
Ist mei Schatzl verreckt. *Patznaun.*

143. Hopsasa, Lederfleck,
Heut ist mei Schatz verreckt;
War er nit ganz verreckt,
Hatt' i 'n in Ofen gsteckt! *Patznaun.*

144. Drei Ripp und drei Rapp
Und drei Federl am Huat
Steaht ihm saggerisch guat!
Patznaun.

145. Wer an Äpfel stiehlt und frisst'n nit,
Wer a Dianl liebt und küsst sie nit,
Wer ins Wirtshaus geht und trinkt koan Wein,
Muess a rechter Patzenlüppel sein.
Lechthal—Brixlegg.

146. Mei Vater ist a Klosterfrau,
Mei Muetter a Student,
Mei Brueder ist a Kellnerin
Z' Hall auf der Länd. *Brixlegg.*

147. S Rössle thien mr bschlagn,
Af Holl achefohra,
Um a Fassle Salz,
Ins Ötzthal um a Schmalz,
Af Füesse um an Kearn;
Dös isst mei Büeble gearn. *Nassereit.*

148. Gestern auf d' Nacht
Hab i a Hennensteig gmacht,
Hab a Bullai drei thu,
Dass i a a Freud hu. *Eben.*

---

[1]) fangen. — [2]) Statt der Landesfarben: Blauweiß, wie eine Variante belegt, sagte man «hellblau» und später missverständlich: Hellau! — [3]) Binnenreime.

Die Lippowaner in der Bukowina.

Von Dr. J. Polek, Czernowitz.

(Schluss).

Bevor der Bräutigam die Braut zur Trauung abholt, nimmt er von seinen Eltern, Geschwistern und sonstigen Verwandten Abschied. Dabei sitzen Vater und Mutter, ersterer ein Heiligenbild, letztere einen Laib Brot mit einem Lägel Salz in der Hand haltend, auf der mit einem Teppich bedeckten Stubenbank. Der Bräutigam macht zuerst eine tiefe Verbeugung vor dem Heiligenbild und küsst das Brot sammt dem Salz. Dann verbeugt er sich vor dem Vater und spricht: «Verzeiht mir, Vater, und segnet mich» (Prostite i blahoslavite, batjuška), worauf ihn dieser mit den Worten: «Gott verzeih dir und segne dich» (Boh prostit i blahoslavit) umarmt. In derselben Weise begehrt und empfängt er den Segen der Mutter (mátuška). Von den Geschwistern und sonstigen Verwandten verabschiedet er sich, indem er sie einzelweise unter gleichzeitiger Verbeugung um Verzeihung bittet.

Das Abholen der Braut geschieht in Form einer Procession. Voran gehen die Eltern, und zwar der Vater mit dem Heiligenbild, die Mutter mit Brot und Salz. Dann folgt der Bräutigam mit dem Brautvater. Hinter diesen schreiten paarweise die Verwandten. Bisweilen betheiligt sich auch der Pfarrer beim Abholen der Braut. In diesem Falle eröffnet er, im priesterlichen Ornat und mit dem Kreuz in der Hand, den Zug.

Beim Elternhause der Braut angekommen, bittet der Brautvater in der bei den Lippowanern üblichen Weise im Namen aller um die Erlaubnis zum Eintritt. Er ist es auch, der in der Stube die Rolle des Sprechers übernimmt. «Wir sind», sagt er, «nicht umsonst gekommen, sondern um Euch zu bitten, uns das Versprochene (d. i. die Braut) zu geben.» Ist die Braut zum Gehen bereit, so wird sie von der Brautmutter an die linke Seite des Bräutigams geführt; die Brautmutter selbst stellt sich zur Linken der Braut, der Brautvater zur Rechten des Bräutigams auf. Nun beten alle zusammen den Načal (das Anfangsgebet), nach welchem die Braut in derselben Weise, wie früher der Bräutigam, von ihren Angehörigen Abschied nimmt.

Auf dem Wege zur Kirche sehen wir wieder die Eltern in der ersten Reihe, und zwar rechts die Väter mit den Heiligenbildern, links die Mütter mit Brot und Salz. Dann kommen Braut und Bräutigam, sich mit Tücheln aneinander haltend, und die beiden Zeugen und hinter diesen die Verwandten und Gäste.

In die Kirche treten vorläufig nur die Eltern ein; das Brautpaar, die Zeugen und die Gäste bleiben in der Vorhalle oder auch schon vor der äußeren Kirchenthüre stehen. Sind die Eltern bei dem in der Mitte der Kirche aufgestellten Betpult angelangt, so stimmt der sie dort erwartende Priester den Načal an, der von allen, die zum Hochzeitszug gehören, gleichviel ob sie inner- oder außerhalb der Kirche sich befinden, mitgebetet wird.

Dem Načal folgt, wenn es nicht schon früher geschehen ist, das dreimalige Aufgebot und diesem wieder die kirchliche Verlobung des auf die Einsegnung harrenden Paares. Die Verlobung wird theils außer-, theils innerhalb der Kirche vollzogen: Der Priester begibt sich nämlich zum Brautpaare in die Vorhalle, beziehungsweise vor die äußere Kirchenthüre und fragt, und zwar ganz leise, zuerst den Bräutigam, ob er die Braut freiwillig und aus Liebe zum Weibe, und darauf ebenso die Braut, ob sie den Bräutigam freiwillig und aus Liebe zum Manne nehmen wolle. Lautet die Antwort beiderseits bejahend, so ertheilt er ihnen mit dem heil. Kreuze den Segen und spricht über sie das Reinigungsgebet. Jetzt erst tritt das Brautpaar mit den Gästen in die Kirche ein, wo vor dem Betpulte der zweite Theil der Verlobung, der Ringwechsel, folgt. Die Ringe sind selten aus edlem Metall, gewöhnlich nur aus Messing und werden vom Brautpaar auch schon vorher getragen. Der Priester steckt sie, nachdem er darüber mehrere Gebete gesprochen und über die Verlobten damit das Kreuzzeichen gemacht, diesen an die Finger, indem er spricht: «Es wird verlobt der Knecht (die Magd) Gottes N. mit der Magd (dem Knechte) Gottes N. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes jetzt und immerdar und in Ewigkeit. Amen.» Hierauf legt er die rechte Hand des Bräutigams in die rechte Hand der Braut und trennt sie nach einigen Gebeten wieder.

An die Verlobungsfeier schließt sich sogleich die Trauung an; nur wird der Braut vorher in einer Ecke der Kirche das Kopftuch, beziehungsweise die Perewjazka abgenommen, der Haarzopf in zwei Zöpfe aufgelöst, eine Haube aufgesetzt und darüber ein Tuch gebunden. Die Trauung besteht darin, dass der Priester den Verlobten mit den Worten: «Mit Ruhm und Ehre bekränze ihn (sie)» die Brautkronen aufsetzt und dann ihre Hände verbindet, indem er spricht: «Herr unser Gott, der Du Deine heiligen Märtyrer mit Ehre und Ruhm gekrönt hast, kröne Deinen Knecht N. und Deine Magd N. mit der Krone Deines Ruhmes und der Ehre des Friedens, der Freude zum Ruhme des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes jetzt und immerdar und in Ewigkeit. Amen.»

Da das Hochzeitsmahl gleichzeitig in dem Hause des Bräutigams und in dem der Braut stattfindet, so trennt sich der Hochzeitszug, sobald er die Kirche verlassen hat. Jeder geht dahin, wohin er geladen worden ist. Das Brautpaar aber begibt sich, vom Priester unter kirchlichem Gesang begleitet, in das Haus des Bräutigams, wo es von dessen Eltern, die vorausgegangen, mit dem Heiligenbilde, sowie mit Brot und Salz empfangen wird. Beide verbeugen sich vor dem Heiligenbilde und küssen das Brot sowie das Salz. Dann erst überschreiten sie die Schwelle. Das Hochzeitsmahl besteht aus den in der Faschingszeit üblichen Gerichten und wird von den Verheirateten und Ledigen abgesondert eingenommen. Zu bemerken ist noch, dass man Musik und Tanz, die als heidnische Gebräuche verboten sind, durch Gesang ersetzt. In der Regel versammeln sich die Gäste an einem der folgenden Tage zu einem zweiten Festmahle

beim Bräutigam, wobei von dem Brautvater und der Brautmutter eine Sammlung für die Neuvermählten veranstaltet wird. Die Geschenke bestehen in Geld; es wird aber auch Getreide, ja sogar Vieh (ein Kalb oder ein Schwein) geschenkt.

Die Geburt eines Kindes wird in jeder Lippowanerfamilie als ein freudiges Ereignis angesehen; doch sind Knaben stets willkommener als Mädchen. Erstere, meint man, könnten leichter zu einem selbständigen Nahrungserwerb gelangen, aber auch leichter arbeitsunfähige Eltern unterstützen. Die Taufe findet in der Regel innerhalb der ersten Woche statt; sie kann aber auch auf eine spätere Zeit verschoben werden, falls der Vater nicht zu Hause ist. Sie muss stets vormittags vorgenommen werden, und es dürfen weder der Priester noch die Taufpathen vorher etwas genossen haben. Taufgeschenke sind nicht gebräuchlich; hier und da gibt man dem Täufling ein hölzernes Kreuzchen, das er bis zu seinem Tode auf der Brust trägt und auch mit ins Grab bekommt. Was die Benennung des Kindes anbelangt, so wird dazu gewöhnlich der Name jenes Heiligen gewählt, dessen Gedächtnis am achten Tage nach der Geburt des Kindes gefeiert wird. Der Taufschmaus fehlt auch bei den Lippowanern nicht.

Ganz eigenartig sind die Leichengebräuche der Lippowaner. Die Leiche wird bloß mit Hemd und Schuhen bekleidet. In die linke Hand wird ihr ein Rosenkranz gelegt und auf die Stirn ein Papierstreifen gebunden, worauf die Worte stehen: Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser (Swjatyj Bože, swjatyj krěpkij, swjatyj bezsmertnyj, pomiluj nas). So wird sie in ein Leintuch (sáwan) und zwar derart eingehüllt, dass nur das Antlitz frei bleibt. Die Beerdigung geschah in früheren Zeiten in den Hausgärten. Davon ist man in den vierziger Jahren abgekommen. Seitdem haben alle Lippowanergemeinden eigene Friedhöfe. Vor der Bestattung trägt man die Leiche im offenen Sarge in die Kirche. Hier wird ihr nach mehrfachen Gebeten ein vom Beichtvater unterschriebenes Sündenvergebungsgebet in die rechte Hand gelegt. Wie auf dem Weg zur Kirche, bleibt der Sarg auf dem Weg zum Friedhofe offen. Er wird erst geschlossen, bevor man ihn ins Grab hinabsenkt. Dabei sieht man darauf, dass das Kopfende gegen Sonnenaufgang zu liegen kommt. Zum Todtenmahle (soročiny) werden von den Ärmeren außer den Verwandten die Witwen und Waisen des Ortes, von den Reichen alle diejenigen geladen, die bei der Todtenandacht zugegen waren. Das Mahl besteht aus solchen Speisen, wie sie an Sonn- und Feiertagen auf den Tisch zu kommen pflegen; nur fehlen geistige Getränke.

Eine Hauptsorge jedes Lippowaners ist es, sein Blut vor Verunreinigung zu bewahren. Verunreinigt wird das Blut nach seiner Ansicht vor allem durch den Genuss von Fleisch unreiner Thiere. Solche Thiere sind: Hunde, Katzen, Hasen, Kaninchen und Tauben. Der Hund wird in dem Grade für unrein angesehen, dass er nie das Wohnhaus betreten darf; auch wird ihm das Futter nur in einem hölzernen Troge dargereicht,



weil Teller oder Schüsseln, einmal dazu benützt, zu anderen Zwecken nicht mehr gebraucht werden dürfen. Für unrein gelten dem Lippowaner auch Nutzthiere, wenn sie mit Brandmalen bezeichnet worden sind. Zum mindesten trinkt er die Milch solcher Thiere nicht. Dagegen wird ein anderes, früher sehr verpöntes Genussmittel, der Thee, durchaus nicht mehr verschmäht.

Sonst bewahrt der Lippowaner in allen Lagen seines Lebens ein unerschütterliches Gottvertrauen. Dies zeigt sich insbesondere in Krankheitsfällen. Hier und da werden wohl gegen einige Krankheiten Hausmittel angewandt; einen Arzt aber ruft der strenggläubige Lippowaner bei inneren Krankheiten nicht. Und auch solche, die in vielfacher Beziehung freieren Ansichten huldigen, nehmen ärztliche Hilfe nur sehr ungern in Anspruch; ebenso ungern wenden sie Medicamente an.

Am meisten scheuen alle Lippowaner die Kuhpockenimpfung. Sie sind der Meinung, dass jeder Mensch die Blattern bekommen müsse; verschont bleibe höchstens nur derjenige, der während einer Blatternepidemie geboren worden ist. Es gebe aber auch dagegen keine Hilfe, ausgenommen etwa gewisse Gebete zum heil. Konon. Kein Wunder also, dass bisher alle Überredungskünste der obrigkeitlichen Organe, sie zur Annahme der Impfung zu bewegen, vergebens waren. Einst brach unter ihnen eine Blatternseuche aus. Ein Militärcordon cernierte sie, und der Tod hielt reiche Ernte unter ihnen; allein ihr Starrsinn blieb ungebrochen. Als im nächsten Jahre die Commission erschien, hatten sie nur die Antwort: «Tödtet uns, aber wir thun's nicht».[1]) So sehr fürchten sie die Vermischung ihres Blutes mit anderem Blute.

Die Furcht vor Verunreinigung ihres Blutes geht sogar so weit, dass sie auch das schon vergossene Blut ängstlich vor Missbrauch schützen. So sammeln sie, wenn sie sich von einem Arzte einen Zahn ziehen lassen, das abfließende Blut in einer Schale, die sie mit sich nehmen und zu Hause in der Erde vergraben.[2])

Trotzdem soll es doch zuweilen sich ereignen, dass der unreine Geist (duch nečistyj) von einem Lippowaner Besitz ergreift. Insbesondere soll er sich gerne der kleinen, ungetauften Kinder bemächtigen. An ihre Stelle legt er seine Kinder, die man daran erkennt, dass sie zwar sehr viel essen, aber trotzdem nicht gedeihen und auch nicht sprechen lernen. Mit einem solchen Kinde soll einmal eine Familie in Sokolince geplagt gewesen sein. Es erhob sich — erzählt man — nachts, wenn alles schlief, von seinem Lager, zehrte alle im Hause vorhandenen Speisevorräthe auf und legte sich dann wieder nieder, ohne dass jemand etwas merkte. Aber auch Erwachsene können nach der Meinung der Lippowaner vom unreinen Geiste besessen sein. In Klimoutz soll er einst einem Weibe in Gestalt einer Grille ins Ohr und durch dieses dann ins Gehirn gedrungen sein, wo er so laut zirpte, dass das Weib wahnsinnig wurde und starb.

---

[1]) O. Miloradow, Promemoria zur Petition d. Lippowaner an den hohen Reichsrath, ddo. 15. März 1870. S. 3.

[2]) Vgl. auch Simiginowicz-Staufe, a. a. O. S. 99 f.

Schließlich sei noch einiger Einrichtungen gedacht, deren Einführung sich die Lippowaner, angeblich aus religiösen Gründen, lange aufs heftigste widersetzten.

Kaiser Joseph II. trug sich mit dem Gedanken, die Bukowina zur Verlängerung der banatisch-siebenbürgischen Militärgrenze zu verwenden. Deshalb wurde in dieser Provinz vorläufig keine Rekrutierung eingeführt, und sie blieb auch nach ihrer Vereinigung mit Galizien bis zum Jahre 1830 davon verschont; nur die Conscription wurde seit 1787 daselbst vorgenommen. Diesen Umständen mag es zuzuschreiben sein, dass der Kaiser den Lippowanern im Jahre 1783 die Befreiung vom Militärdienst zugestand. Eine andere Frage ist es freilich, ob er wollte, dass diese Begünstigung auch ihren Kindern und Kindeskindern zugute komme. Die Lippowaner wenigstens deuteten die diesbezügliche Privilegiumsstelle in dem ihnen günstigen Sinne. Darum setzten sie, ohne Zweifel mehr von der Rücksicht auf ihren Nutzen als von religiösen Bedenken geleitet, jeder Regierungsmaßregel, die ihnen irgend einen Zusammenhang mit dem Militärwesen zu haben schien, den heftigsten Widerstand entgegen. Zu diesen Maßregeln gehört die Anordnung der Häusernumerierung und die Matrikelführung.

Die Häusernumerierung wurde in der Bukowina im Jahre 1787 eingeführt. Nur die Lippowaner sträubten sich dagegen, ja sie ließen sich nicht einmal dazu herbei, die Nummertafeln bloß in ihren Häusern zu verwahren, und als man die Tafeln Ende November 1789 auf Befehl des galizischen Generalcommandos nochmals anzubringen suchte, erklärten sie, dass sie lieber Haus und Hof verlassen als ihren Religionsgrundsätzen, die jede Neuerung verpönten, zuwiderhandeln wollten.[1]) Auch im folgenden Jahre verharrten sie auf ihrer Weigerung. Sie widerstrebten, sagten sie damals, keineswegs der Conscription; diese habe ja zu Zeiten Christi schon bestanden, und Christus selbst habe sich ihr unterzogen. Von Hausnummertafeln aber stehe in den heiligen Büchern nichts; ihr Gebrauch sei also eine Neuerung, und wer nur die geringste Neuerung annehme, sei verflucht.[2]) Der Regierung blieb daher nichts anderes übrig, als vorläufig von ihrer Forderung abzustehen. Erst nach Verlauf eines halben Jahrhunderts gelang es, die Häusernumerierung bei den Lippowanern durchzuführen. Heute sind diese so daran gewöhnt, dass sich manche von ihnen selber wundern, wie man sich einer solchen Verordnung widersetzen konnte.

Ähnlich verhält es sich mit der Matrikelführung. Bei Gelegenheit einer strafgerichtlichen Verhandlung musste das Bukowiner Kreisamt im Jahre 1832 die unliebsame Erfahrung machen, dass die Lippowaner die Geburts- und Sterbefälle nicht verzeichneten, folglich auch ihr Alter nicht genau bestimmbar war. Aus diesem Grunde ergieng sofort der Auftrag, die den Lippowanern benachbarten griechisch-orientalischen Geist-

[1]) Bericht des Suczawaer Kreiscommissariates an das Bukowiner Kreisamt, ddo. 30. November 1789.

[2]) Bukowiner Kreisamt an d. galiz. Gubernium, ddo. 23. März 1790.



lichen mit der Matrikelführung auch bei jenen zu betrauen. Die Lippowaner erklärten sich mit der Einführung der Matrikeln einverstanden; sie baten nur, dass man deren Führung ihren des Lesens und Schreibens kundigen Daskals übertrage, weil ihre Religion die Einmischung von Geistlichen eines fremden Ritus in ihre Angelegenheiten nicht gestatte.[1]) Als man ihnen aber im folgenden Jahre die im Lande üblichen Matrikelbücher schickte, wiesen sie diese zurück mit dem Bemerken, dass sie nur russische und in einer Lippowanerdruckerei hergestellte Matrikeln führen dürften. Bei der Fortsetzung der Verhandlungen (am 6. Februar 1834) protestierten sie sogar gegen jede Art von Matrikeln. Die Matrikeln, sagten sie, hätten bis dahin bei ihnen nicht bestanden, ihre Einführung sei also eine Neuerung; eine Neuerung aber anzunehmen, verbiete der Apostel Paulus, er verbiete sie selbst in dem Falle, wenn ein Engel sie verkünden sollte. Nach dem Ausspruche dieses heiligen Apostels sei jeder, der sich zur Annahme von Neuerungen herbeilasse, «verflucht und vermaledeit». Schließlich weigerten sie sich sogar entschieden, jeden einzelnen Fall der weltlichen Obrigkeit zu melden.[2]) Ganz im Widerspruche mit diesen Äußerungen gaben sie im Jahre 1844, als sie die Erlaubnis zur Einführung eines geistlichen Oberhirten zu erwirken suchten, zu Protokoll: die Matrikelführung sei ihrem Glauben keineswegs zuwider, nur aus Mangel an Ortsseelsorgern habe sie bis dahin unterbleiben müssen. Sie versprachen auch, die Matrikeln anzunehmen und sie der Vorschrift gemäß zu führen.[3]) Aber auch diese Zusicherung ward nicht gehalten, und die Regierung sah sich schließlich genöthigt, einen Matrikelführer anzustellen.

Wenn die Lippowaner schon aus Anlass der Einführung der Häusernumerierung und der Matrikeln in eine so große Aufregung geriethen, wie hart mussten sie sich erst durch das neue Wehrgesetz vom 5. December 1868, das die Wehrpflicht als eine allgemeine Pflicht erklärt und deren Erfüllung von jedem wehrfähigen Staatsbürger fordert, getroffen fühlen! Selbstverständlich wiesen sie zunächst wieder auf ihre Religionsgrundsätze hin. Sie dürften, sagten sie, weder schwören noch Blut vergießen; sie könnten also auch keine Soldaten sein. Was das erstere Argument betrifft, muss zugegeben werden, dass die Bukowiner Lippowaner, sich auf die Bibel stützend, bis zum heutigen Tage ihre Aussagen vor Gericht nicht anders als mit den Worten: je! je! (ja! ja!) und nji! nji! (nein! nein!) bekräftigen. Nicht die gleiche Bewandtnis hat es mit dem letzteren Argument. Die Frauen zwar vergießen niemals Blut, nicht einmal das eines Huhnes; die Männer aber dürfen sich nicht nur gegen jeden Feind mit Schieß- und Stichwaffen zur Wehre setzen, sondern auch auf die Jagd gehen und allerhand Thiere schlachten. Eine bekannte Thatsache ist es ferner, dass es unter den

[1]) Mandatariat Sereth an d. Bukowin. Kreisamt, ddo. 10. November 1832.

[2]) Protokoll, ddo. Fontina alba, 12. August 1833 und 6. Februar 1834.

[3]) Protokoll, ddo. Fontina alba, 16., Klimoutz, 18., Mitoka-Lipoweny, 20. und Mihodra, 22. Februar 1844.

Lippowanern viele Wildschützen gibt, die auch den für unrein gehaltenen Hasen und Kaninchen keine Schonung gewähren. Es dürfte also mehr der Furcht vor dem Militärdienst als religiösem Bedenken zuzuschreiben sein, wenn im Frühjahre 1869 die wehrpflichtigen Lippowanerjünglinge der Bukowina nach allen Richtungen zerstoben, so dass von 400 Conscribierten nur 2, die man zufällig abgefangen, auf dem Assentplatz erschienen.[1]) Thatsächlich haben sich auch die Lippowaner in ihrem unterm 15. Juli 1869 an das Landesvertheidigungsministerium gerichteten Proteste insbesondere auf ihr Privilegium berufen. Mit Allerhöchster Entschließung vom 31. August 1869 wurde ihnen eine Erleichterung in der Ausübung des Militärdienstes in der Art zugestanden, dass sie nicht als Combattanten verwendet werden, sondern in Militäranstalten ihren Dienst leisten sollten. Mit diesem Resultate nicht zufrieden, richteten sie am 15. Mai 1870 eine Petition an das Haus der Abgeordneten des hohen Reichsrathes, das am 29. März 1873 einerseits ihr Privilegium für erloschen erklärte, andererseits ihre Petition der hohen Regierung mit der Aufforderung abtrat: «den militärpflichtigen Bewohnern dieser Gemeinden (mit Ausschluss jener, welche zu der Secte, der die Lippowaner angehören, erst übertreten oder einwandern sollten) im Sinne der Allerhöchsten Entschließung vom 31. August 1869 auch weiterhin im Einvernehmen mit dem k. und k. gemeinsamen Kriegsministerium alle jene Rücksichten zuzuwenden, welche geeignet sind, die religiösen Gefühle der Lippowaner zu schonen und die obwaltenden volkswirtschaftlichen Interessen zu fördern».[2]) Seitdem werden die Söhne der Lippowaner zumeist zur Sanitätstruppe assentiert, und man kann ihnen das Zeugnis nicht versagen, dass sie sich mit diesem Dienste, ja mit dem Militärdienste überhaupt, immer mehr befreunden. Wie schon erwähnt worden ist, zählt jetzt die k. und k. Armee unter ihren Officieren auch einen Lippowaner.

So fällt bei den Lippowanern der Bukowina ein Vorurtheil nach dem andern, und es ist zu hoffen, dass sie in nicht allzu ferner Zeit ihren Nachbarn nicht mehr theilnahmslos gegenüberstehen, sondern freundschaftlichen Verkehr mit ihnen pflegen werden.

II. Kleine Mittheilungen.

Der ausgebrütete Teufel.

Von Leopold Pick, Floridsdorf.

Eine alte, etwa 70jährige Oberösterreicherin, Frau Rosa Füchsl in Donaufeld, berichtete mir folgenden Volksglauben, der noch heute in Oberösterreich verbreitet zu sein scheint:

Wenn Jemand im Dorfe St. Gotthard (Gerichts-Bezirk Ottensheim) einen Teufel bekommen will, so trachtet er irgendwo eine junge schwarze Henne zu erhalten, die aber keine einzige weiße Feder haben darf. Das erste Ei, welches sie legt, schiebt er unter die linke Achsel «iksen» und lässt es durch die eigene Körperwärme sieben oder neun Tage und Nächte

[1]) O. Miloradow, Promemoria zur Petition der Lippowaner. S. 3.

[2]) Stenographische Protokolle über d. Sitzungen d. Hauses d. Abgeordneten d. österr. Reichsrathes. VII. Sess., II. Bd. Wien 1873. S. 1704.



ausbrüten. Während dieser Zeit darf er weder die Kirche besuchen, noch das Kreuz machen, weder beten, noch sich waschen. Am siebenten oder neunten Tage kriecht dann ein kleines, schwarzes Männchen, der Teufel, heraus; diesen muss er in ein Fläschchen geben, das er zustopft. Nun muss der Teufel jeden seiner Wünsche erfüllen und jeden Auftrag vollführen. Wünscht man sich viel Geld, so verschafft er es; auch vom Meere bringt er Gegenstände, wie Korallenstücke u. dgl.; er ist sogar im Stande, eine reiche Braut zu verschaffen. Man muss aber mit ihm schon vorher über die Dauer seines Dienstes einig werden und kann ihn auf 5, 10 und noch mehr Jahre verpflichten. Die Dienstzeit beginnt sofort nach Feststellung des Termines. Stirbt man innerhalb desselben, so ist die Seele dem Teufel verfallen; nach Ablauf der Frist hat der Teufel keinerlei Anspruch auf die Seele. Man kann ihn auch verschenken oder verkaufen, und zwar um drei Pfennige, nicht theurer und nicht billiger. Will man ihn nicht verschenken oder verkaufen, so bohrt man ein Loch in einen Baum, steckt den Teufel hinein und verschließt das Loch mit einem Stöpsel, so dass der Teufel nicht heraus kann. Will man ihn nicht mehr herausholen, so lässt man ihn drinnen. Bei St. Gotthard befindet sich noch heute ein Baum, der einen derartigen Teufel enthält. Man hat schon versucht, den Baum zu fällen oder zu entwurzeln; allein vergebens. Der Baum ist bereits verdorrt und steht noch immer auf seinem alten Platze, weil der Teufel drinnen steckt. Auch ein Wirt hatte einen solchen Teufel. Wenn bei Tanzmusik oder bei Hochzeiten unter den Gästen ein Streit entstand, so stellte er das Fläschchen mit dem Teufel auf den Tisch und ließ ihn heraus. Kaum war er heraußen, wurde er so groß wie ein starker Mann; der Wirt sagte: «Mach Ordnung, mach ein End', räum aus!» und sofort war der Tanzboden geräumt. Nun wollte aber der Teufel nicht mehr in das Fläschchen hinein und sagte: «Ich kann ja nicht hinein, ich bin ja zu groß!» Der Wirt aber nahm einen Stock, und im Nu verkleinerte sich der Teufel. Der Wirt steckte ihn wieder in das Fläschchen und verschloss es mit dem Stöpsel.[1])

Der Tschiroler.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

Oben auf den Höhen des Erzgebirges, wo man die Obstbäume nur vom Hörensagen kennt, wo die Fichte und der Vogelbeerbaum vorherrscht, wo nur in wenigen Jahrgängen das Sommer- oder Waldkorn und der Hafer vollständig ausreift, dort oben beschränkt sich die landwirtschaftliche Thätigkeit der Bewohner fast einzig und allein auf den Grasbau und auf den Anbau von Kartoffeln. Aber auch diese müssen, wenn frühzeitig im September schon Frost und Schneefall eintreten, in vielen Jahren wässerig oder «schliefig» eingeerntet werden. Um nun doch halbwegs genießbare Früchte zu erhalten, lässt man die Kartoffeln, so lange es angeht, in dem Boden stecken und erntet dieselben erst dann ein, wenn der Winter schon mit eisigem Scepter auf dem Gebirge das Regiment führt. Bei Schneegestöber muss da oft das «erzgebirgische Brod» aus dem hartgefrorenen Boden förmlich herausgebrochen werden, und werden nicht alle Hände zusammengenommen, so kommt es auch vor, dass dasselbe über Winter in dem kleinen Äckerchen stecken bleibt. Die größeren Besitzer laden deshalb, um ihre Erdäpfel noch vor größerem Schneefall herauszubekommen, alle jungen Mädchen und Burschen des Ortes im letzten Augenblicke zu einem «Tschiroler» ein. Die Aussicht auf ein gutes erzgebirgisches Essen und auf das abendliche Tänzchen lockt alle, und nur selten fehlt selbst bei dem schlechtesten Wetter eines von den jungen Leutchen, die selbst ihren «Erdäpfelscharrer» und «Zistel» mitbringen. Bezahlung gibt es für die Arbeit nicht, daher wird dieselbe auch nicht sehr genau genommen, wenn nicht der «Tschiroler»-veranstalter selbst fleißig nachsieht. Oft bleibt die Hälfte der Erdäpfel im Acker stecken, und diese geben im nächsten Frühjahre als «Winterschecken» eine neuerliche Ernte beim Pflügen des Ackers. Trotz der steifen Finger und rothen Nasen geht es bei den Tschirolern auf dem Felde

[1]) Eine Parallele ist bei den Huzulen bekannt; vgl. R. F. Kaindl, Die Huzulen, Wien 1894, S. 83: «Einen solchen dienstbaren Teufel kann man sich auch aus einem Ei ausbrüten, das eine schwarze Henne als ihr erstes überhaupt am Feste Mariä Verkündigung gelegt hat. Man muss es aber so lange in der Achselhöhle tragen, bis der Teufel herausschlüpft.» Ferner hat Lehrer Johann Zovko in Gornji-Vakuf, bei den Bosniaken ausführlich über denselben Volksglauben in den «Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina» I. Bd. (1893), S. 440—441 gehandelt.



recht lustig zu, da wird geneckt und geärgert, gekichert und gelacht, dass oft der Besitzer des Ackers dämpfend eingreifen muss. Ist nun am Abend die Arbeit beendet, dann fliegen die jungen Leute nach Hause, um sich zu reinigen und umzukleiden. Bei dem Abendessen sind aber alle wieder beisammen und auch der vom Hausherrn bestellte Harmonikaspieler hat sich eingefunden. Ist dann der obligate Kaffee als Schlusspeise geschlürft, beginnt das Tänzchen. Bald fliegen die Kittel und pochen die Herzen unter den Miedern. Oft fehlt es an Tänzern, da viele der jungen Burschen ihre Winterreise als erzgebirgische Musikanten angetreten haben. Aber da wird schnell geholfen, warum sollten zwei Mädchen mit einander nicht auch tanzen können? So verfliegt im fröhlichen Reigen Stunde auf Stunde. Noch einmal trägt die Hausfrau einen Punsch oder «Tschai» auf, oder lässt einen «Weiberschnaps» verkosten bis endlich die Mitternachtstunde den «Tschiroler» beendet. Mit einem «Danke Dir» oder «Dankschön» als Lohn für die Arbeit verlässt dann gemeinsam das junge Völklein das «Tschiroler»-Haus.

Der «Tschiroler» ist vorzüglich in den Ortschaften Gottesgab, Försterhäuser, Spitzberg, Goldenhöhe, Seifen, Irrgang, Hengstererben, Zwittermühl, Streitseifen, Halbmeil u. s. w. allgemeine Volksitte. Sein Gebiet ist mithin sehr gering, da er sich nur in den Ortschaften des Hocherzgebirges vorfindet.

Todtengebräuche in Istrien und Dalmatien.

Von Leon Dołkowski, Wien.

Es war im Juni des verflossenen Jahres, dass ich durch die Straßen von Venedig schlendernd zu irgend einer der vielen Kirchen gelangte, deren Namen und Lage ich längst wieder vergessen habe, und da ich womöglich jede Kirche, die mir unter die Augen kam, in Augenschein nahm, so trat ich auch in diese ein. Da erregte ein schwarzer Katafalk meine Aufmerksamkeit, der auf schwarzem Grunde in weißer Farbe folgende Zeichnungen und Inschriften trug: Auf der einen Breitseite war oben ein Dreieck zu sehen, um das sich eine Schlange wand. Darunter standen die Worte:

Constituisti
Terminos
EJUS
Qui Praeteriri
Non
Potuerunt [1])

Auf der rechten Seite war der Tod in liegender Stellung dargestellt, neben ihm ein Stab und eine Vase. Auf der linken Schmalseite war eine geflügelte Sonne zu sehen, während die breite Rückseite abermals durch eine Inschrift geziert war:

Breves Dies Hominis
Sunt
Numerus
Ejus
Aput te est. [2])

Es wäre sehr interessant zu wissen, ob dieser Brauch auch in Österreich besteht.

Diese Wahrnehmung führte mich auf den Gedanken, auch auf Kirchhöfen nach ähnlichen Dingen des Volksbrauches zu suchen. Da fiel mir auf dem Friedhofe von Pola die fast ausschließliche Anwendung von Kränzen aus Perlen und Gänsekielen, die in Ovalform auf eigenen eisernen Gestellen ruhten, auf. Ebensolche Gestelle in Form von breiten Medaillons mit Bildern unter Glas aus Haaren, den Tod darstellend, befanden sich daselbst. Auf dem Friedhofe S. Martin bei Lussinpiccolo sah ich denselben Gebrauch. Auch in Steiermark trifft man noch diese Sitte, doch hier nicht mehr so vorherrschend. Alle derartigen Gräber, die ich sah, scheinen aus früherer Zeit herzurühren. Es wäre äußerst dankbar, eine Sammlung solcher Kränze und Medaillons anzulegen, jetzt, wo dieser Brauch wenigstens bei uns im Aussterben begriffen ist; und ich würde jedem dankbar sein, der über die Ausbreitung dieser Sitte, die aus der Mitte, viel-

[1]) Du hast die Lebensgrenze dieses (Menschen) festgestellt, welche nicht überschritten werden konnte.

[2]) Kurz sind die Tage der Menschen, ihre Zahl ist bei Dir.



leicht schon aus dem Anfang des Jahrhunderts zu stammen und mit der früheren Mode, Vasen und geborstene Säulen an Gräbern anzubringen, zusammenzufallen scheint, Auskunft geben könnte.

Anschließend daran möchte ich noch der bei den Bewohnern der Insel Lussin herrschenden Sitte gedenken, die sich auf die Art und Dauer der Trauer bezieht. Nach Vater, Mutter oder Verwandten trauert man 3 Jahre lang und geht natürlich ganz in Schwarz. Die Witwen gehen, ausgenommen sie heiraten wieder, ihr ganzes Leben in Trauer. Die Frauen aus dem Volk tragen einen glatten schwarzen Rock und ein Umhängtuch aus Baumwollstoff mit Fransen, dazu ein Kopftuch.

Endlich möchte ich noch der Votivtafeln, die beim Untergang irgend eines Schiffes gewöhnlich in der Kirche Maria d'Annunziata[1]) aufgehängt zu werden pflegen, erwähnen. Diese Votivtafeln stellen gewöhnlich das verunglückte Schiff sammt Masten und Segeln vor und sind oft ganz in Seide gestickt. Dabei findet sich irgend ein Spruch, der auf das Unglück Bezug hat.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

1896.

Hausforschung in Österreich. Auf Anregung des «Verbands deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine» ist bekanntlich für die Aufnahme deutscher Bauernhäuser im Deutschen Reich, in Österreich-Ungarn und in der Schweiz ein Central-Ausschuss eingesetzt worden, in welchen seitens des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines Herr Baurath von Wielemans und Architekt Th. Bach aus Wien entsendet worden sind. Die Österreichischen Interessenten, unter welchen sich von volkskundlichen Vereinigungen auch die Anthropologische Gesellschaft in Wien und unser Verein befinden, haben sich durch ihre Vertreter den vom Deutschen Verbande für die Sammlung des Materials aufgestellten Gesichtspunkten angeschlossen. Sie haben indessen auch eine Ergänzung dieser Bestimmungen in zwei Punkten durchgesetzt, nämlich 1. die Eintragung der ortsüblichen Bezeichnungen der einzelnen Räume in die Grundriss-Zeichnungen; 2. die Aufnahme auch solcher Bauernhäuser, welche nach dem Jahre 1800 erbaut sind, vorausgesetzt, dass sie ältere, typische Formen in Bauart und Eintheilung charakteristisch wiedergeben.

Die Vereine, Corporationen und Persönlichkeiten, an welche zunächst zur Mitwirkung Einladungen ergiengen, sind die nachstehend genannten:

1. Technischer Verein . . . . Aussig.
2. Section für absolvierte Techniker des mährischen Gewerbe-Vereins . Brünn.
3. Technischer Club Bozen-Meran. . . . . Bozen.
4. Polytechnischer Club . . . . Graz.
5. Technischer Club . . . . Innsbruck.
6. Verein der Techniker in Oberösterreich . . . . Linz.
7. Deutsch-polytechnischer Verein in Böhmen . . . . Prag.
8. Technischer Club . . . . Salzburg.
9. Technischer Club . . . . Teschen.
10. Technischer Verein . . . . Troppau.
11. Wiener Bauhütte . . . . Wien.
12. Club der Architekten der Wiener Künstler-Genossenschaft . . . . . Wien.

---

13. Herr Vitus Berger, k. k. Conservator und Professor . . . . Salzburg.
14. „ Jacob Cecconi, Architekt und Stadtbaumeister . . . . Salzburg.

[1]) Maria d'Annunziata ist ein beliebter Wallfahrtsort der sehr frommen Lussignianer und liegt etwa eine halbe Stunde von Lussinpiccolo an der Strandpromenade längs der Bucht von Cigale.



15. „ Architekt Eigl . . . . Salzburg.
16. „ „ Demel . . . . Salzburg.
17. „ „ Dřobny . . . . Salzburg.
18. „ Franz Heger, Secretär der anthropologischen Gesellschaft . . . Wien.
19. „ Julius Leisching, Director des mährischen Gewerbe-Museums . Brünn.
20. „ Civil-Architekt Pichler . . . . Klagenfurt.
21. „ Architekt Schiefthaler, Director der Handwerkerschule . . . . Linz.
22. „ Architekt Stipperger . . . . Salzburg.
23. „ Professor Theyer an der k. k. Staatsgewerbeschule . . . . . . Graz.

Es ist natürlich erwünscht, dass über den Kreis der genannten mitwirkenden Corporationen hinaus zahlreiche Personen, welche die einschlägigen Verhältnisse ihres Wohnortes oder ihrer Gegend gut kennen, dem gemeinsamen Werke ihre Unterstützung leihen. Wir glauben, dass sich unter unsern Mitgliedern so mancher angeregt finden wird, in seiner Weise mitzuthun. Um die Betreffenden entsprechend zu orientieren, theilen wir im Nachfolgenden die Instruction für die Aufsammlung der Daten im Interesse einer gleichmäßigen und vollständigen Erhebung mit:

Das deutsche Bauernhaus.

Gesichtspunkte für die Sammlung des Materiales.

1. Das Gebiet, innerhalb dessen der einzelne Verein Aufnahmematerial zu sammeln hat, ist auf ausschließlich von Deutschen bewohnte Landstrecken beschränkt.
2. Die Aufnahmen sollen sich nicht ausschließlich auf die Bauanlagen des platten Landes erstrecken; es sollen vielmehr auch Häuser und Gehöfte von Ackerbürgern aufgenommen werden, wie sie sich in kleinen, ganz oder zum Theil vom Betriebe der Landwirtschaft lebenden Flecken, Märkten und Städten vorfinden.
3. Zu berücksichtigen sind im allgemeinen nur Bauten, deren Errichtung vor das Jahr 1800 fällt.
4. Je nach der Landesgegend besitzt der deutsche Bauer nur ein einziges Haus, unter dessen Dach Wohnung, Stall und Scheune vereinigt sind, oder mehrere Gebäude, die gesonderten Zwecken dienen. Im letzteren Falle sind sämmtliche Einzelgebäude des betreffenden bäuerlichen Gehöftes darzustellen.
5. Wo der Großgrundbesitz vorherrscht und sich dementsprechend auf größeren oder kleineren Gebieten eigentliche Bauernhäuser oder Bauerngehöfte nicht vorfinden, sind die Wohnungen der Dienstleute mit in den Bereich der Aufnahme zu ziehen.
6. Wo entfernt von den bäuerlichen Bauanlagen Heustadel, Köhlerhütten, Sennhütten und dergleichen vorkommen, sind auch diese aufzunehmen.
7. Es sollen zwei Arten von Aufnahmen gemacht werden, nämlich:
8. *A.* Aufnahmen I. Classe. Hier sind zu berücksichtigen Bauten, die sich durch hohes Alter, durch vollständige Erhaltung, durch schöne architektonische Ausbildung, durch interessante Constructionen oder dadurch auszeichnen, dass sie einen bestimmten Typus besonders klar vergegenwärtigen.

   Bei Aufnahmen I. Classe soll gezeichnet werden:

   a) Ein Lageplan, aus dem die Situation des Hauses oder der Einzelbauten, ganz oder theilweise die Grundstücksgrenze und eventuell der Zug der Dorfstraße zu ersehen ist. Bei Angabe größerer Grundstücksabmessungen wird hier eine nur ungefähre Genauigkeit genügen. Etwaige Brunnen oder Wasserleitungen sind einzutragen.

   b) Genaue Grundrisse. In diese sind auch Herd, Öfen, feste Tische, feste Bänke, Wandschränke, Betten, Viehkrippen, Latteibäume und dergleichen einzutragen, wenn sich diese Dinge sichtlich an ursprünglicher Stelle befinden, oder wenn sich ihre ursprüngliche Stelle mit Sicherheit ermitteln lässt.

   c) Die charakteristischen Ansichten und Schnitte.

   d) Details der wichtigsten Constructionen, namentlich der Holzconstructionen.

   Die Zeichnungen *b)* und *c)* sind nicht kleiner als im $^1/_{50}$ der natürlichen Größe aufzutragen.



9. *B.* Aufnahmen II. Classe, betreffend minder wichtige und minder charakteristische Anlagen. Was hier darzustellen ist und welche Maßstäbe für die Darstellung zu wählen sind, wird von den jedesmaligen Umständen abhängen.

10. Alle Zeichnungen sind auf weißem Papier herzustellen und mit chinesischer Tusche auszuziehen. Eine etwaige Schattierung darf nur in Strichmanier erfolgen. Durchschnittene Theile sind (sowohl in den Grundrissen als wie in den Verticalschnitten) weiß zu lassen oder zu schraffieren.

    Schrift, einzelne Zahlen und Buchstaben, sowie die Maßstäbe sollen auf den Zeichnungen nur mit Bleistift gegeben werden. Ausgenommen hievon sind jedoch etwaige Namenszüge der Verfertiger.

    Die Zeichnungen bittet man weder zu rollen noch zu brechen.

11. Den Zeichnungen beizulegen sind kurzgefasste schriftliche Erläuterungen. Hier sind u. A. Notizen zu geben über die Art des verwendeten Holzes und der Steine, über das Material der Gefache (bei Fachwerksbauten), über äußeren und inneren Putz (Tünche), über dessen etwaige Decoration, über das Vorhandensein von Schornsteinen oder den gegenwärtigen, resp. ursprünglichen Mangel an solchen und über die jetzige und eventuell die ehemalige Art der Dachdeckung. Ferner über etwaige Bemalung, über das Vorhandensein indirect geheizter Räume. Schließlich über etwaige Inschriften und Jahreszahlen.

    Angaben über eigenartige Namen für Gebäude, Gebäudetheile, einzelne Räume, unter Berücksichtigung des Dialektes der Landschaft sind gleichfalls erwünscht. Ebenso Äußerungen über das muthmaßliche Alter der Bauten, wenn sie nicht ausdrücklich datiert sind.

12. Wenn sich im Bezirke des einzelnen Vereines verschiedene Typen der Bauanlage vorfinden, so darf bei Sammlung des Materials keiner derselben übergangen werden.

    Kommt derselbe Typus in mehr oder minder vollkommener Ausgestaltung vor, so ist er in großen und kleinen, vollständigen und verkümmerten Anlagen vorzuführen.

13. So weit als möglich ist festzustellen, ob ein aufgenommenes Gebäude einer einzigen Bauzeit entstammt oder ob sich Anzeichen späterer Vergrößerungen, theilweiser Abbrüche oder Anzeichen nachmaliger Umbauten oder Adaptierungen finden. Die Angaben hierüber können zeichnerisch auf den Aufnahmeblättern selbst gegeben oder in den begleitenden schriftlichen Notizen mitgetheilt werden.

14. Im allgemeinen ist der gegenwärtige Zustand der Bauten darzustellen. Wo jedoch klar ersichtlich ist, dass in moderner Zeit an bestimmten Bautheilen Änderungen vorgenommen worden sind, wird um Untersuchung und möglichst exacte Feststellung der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Theile gebeten.

Wir hoffen, dass die hiedurch gegebene Anregung eine Reihe unserer Mitglieder veranlassen werde, sich in den Dienst dieses für die Volkskunde überaus bedeutsamen Unternehmens zu stellen. Unter verschiedenen Gesichtspunkten gewinnt doch die Erforschung des Bauernhauses ein mannigfaches Interesse weit über die fachliche Bedeutung des Gegenstandes hinaus. Es ist auf der einen Seite die alterthümlichste Form der Ansiedlungsweise, die in unserem Culturgebiete anzutreffen ist, gleichsam ein nachgelassenes Stück Urzeit, an deren Verhältnisse sie sich in manchen Zügen noch unmittelbar anschließt, wie uns die Prähistorie belehrt. Es ist auf der anderen Seite in mancher Hinsicht ein nationales Document, indem es in typischer Gleichartigkeit auf dem ganzen Verbreitungsgebiete des betreffenden Volksstammes wiederkehrt, dem geübten Blick bis in die gleichsam muthwilligen Formenspielereien und Verzerrungen des individuellen Geschmackes erkennbar, wie auch der nationale Fremdling oder Mischling unter den Hausindividuen sich auf das bestimmteste verräth.

Es ist das Bauernhaus oder der ländliche Hof ferner der mehr oder minder durchsichtige Ausdruck der Agrarverfassung eines Gebietes, die sich zumeist ungestört als zäher Rest aus den Zeiten der ersten Besiedlung eines Landes herschreibt und die indirect für die nationale Art sehr charakteristisch ist. Und endlich hängt so viel der alten Volkssitte an dem Bauernhause, so deutlich wird hier Lebensgeschmack und hunderterlei intime Gewohnheit des Volkes, dass der Volkskunde überhaupt aus der Erforschung dieses Gegenstandes ein außerordentlicher Gewinn erwachsen muss.

Dr. M. Haberlandt.



IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

9. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo. Redigiert von Dr. Moriz Hoernes. I.—IV. Band. Wien. In Commission bei Carl Gerold's Sohn.[1]) (Mit 79 Text-Abbildungen.)



Fig. 39. Ansicht der Aladža-Moschee in Foča.

[1]) Die Abbildungen Fig. 39—117 sind aus dem Band I und Band IV der oben genannten «Mittheilungen» entnommen. Wir statten der hohen Landesregierung für die Überlassung der Chlichés unseren verbindlichsten Dank ab. Die Red.

In dem wunderbaren Wandel der Dinge, der sich im Occupationsgebiet so überraschend schnell und so durchgreifend vollzogen hat, ist die bewundernswerteste Neuerung vielleicht die rege wissenschaftliche Thätigkeit, welche im Lande selbst zu Gunsten seiner genaueren Kenntnis betrieben wird. Außerhalb der durch diesen Wandel selbst aufs Höchste überraschten Fachkreise weiß man noch lange nicht genug von seinem stattlichen Landesmuseum, das eine centrale Pflegestätte der wissenschaftlichen Landeskunde genannt zu werden verdient und von der Hauptstadt des Landes aus treue Wacht und sorgfältige Umschau über den ganzen reichen Besitz der Landesdenkwürdigkeiten hält.

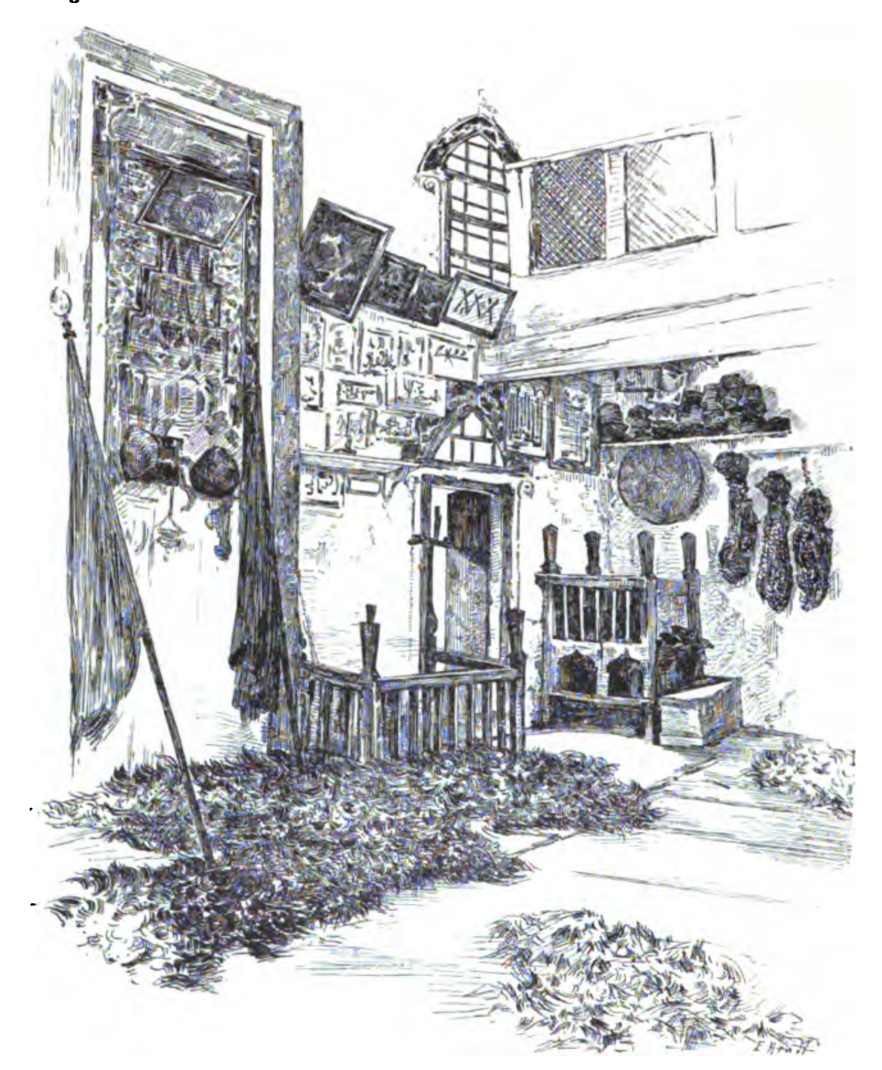


Fig. 40. Inneres der Aladža-Moschee in Foča.

Die Veranlassung zu diesen Bemerkungen finden wir in den oben angezeigten stattlichen vier Bänden, welche von dem bekannten Urgeschichtsforscher Dr. Moriz Hoernes mit unübertrefflicher Sorgfalt und weitsinnigstem Verständnis verschiedener Disciplinen aus dem Inhalt des Museumsorgans in Sarajevo, des «Glasnik» zusammengestellt und redigiert worden sind. Urgeschichte und Geschichte, Archäologie und Landeskunde, Volkskunde und Folkloristik des Occupationsgebietes finden in diesen inhaltreichen «Mittheilungen» Berücksichtigung und Pflege. Allerdings ist die vom Landesmuseum in Sarajevo organisierte wissenschaftliche Arbeit, welche darin

zur Aussprache gelangt, eine vorwiegend archäologische. Kaum im richtigen Verhältnisse zu diesem imposanten Aufwand stehen die Bemühungen um die bosnische Volkskunde, die uns hier ausschließlich interessieren. Dennoch finden wir in den vorliegenden Bänden so viel interessantes Material zur Volkskunde des Occupationsgebietes — und zwar mit jedem neuen Bande mehr und werthvolleres — aufgestapelt, dass die Aufmerksamkeit der volkskundlichen Kreise mit Nachdruck auf die entlegene Pflegestätte unserer Wissenschaft in Sarajevo und die bisherigen Ergebnisse ihrer Wirksamkeit gelenkt werden muss.

Die volkskundliche Thätigkeit, welche im Lande selbst mit Nutzen gepflegt werden kann und nur hier gepflegt werden kann, ist die beschreibende. Die ethnographischen Verhältnisse der Bevölkerung müssen von kundigen Beobachtern systematisch erhoben und verlässlich dargestellt werden. Dazu gehören vor Allem geschulte Beobachter, welche richtig zu fragen wissen und die erhaltenen Auskünfte richtig darzustellen vermögen. Auf die Deutung, Erklärung und Einreihung des erhobenen Materials an die richtige Stelle hat sich die autochthone ethnographische Wirksam-



Fig. 41. Tekia an der Bunaquelle bei Blagaj.



Fig. 42. Das Innere des Heiligengrabes bei Blagaj.

keit vorläufig, wie uns scheint, noch gar nicht einzulassen. An geschulten Arbeitern fehlt es nun auf volkskundlichem Gebiet in Bosnien — wie anderwärts auch — natürlich sehr. Die Volkskunde ist aber schon von der Art, dass der kundige Blick aus jeder einschlägigen Beobachtung und Materialsammlung, von so irrigen Gesichtspunkten sie auch unternommen sei, oder wie lückenhaft und fragmentarisch sie aussehe, einigen Nutzen zu ziehen vermag. Als Beispiele hiefür seien die interessanten, in ihrer naiven Auffassung und ihrem alterthümlichen Vortrag in der volkskundlichen Literatur vielleicht einzig dastehenden Beiträge von Johann Zovko: «Ursprungsgeschichten und andere Volksmeinungen» (I, p. 426—444) oder von Marcus R. Marković: «Volksmärchen und Volkswahrsagerei» (I, p. 482—485) angeführt. Sonst bietet der I. Band in unserer Rubrik mehr Arbeiten zur Landeskunde, als zur eigentlichen Volkskunde. Immerhin enthalten die Aufsätze von Christophor Mihajlović; «Das Popovopolje in der Herzegowina und die Merkwürdigkeiten von Zavala», von Simeon Čajkanović: «Die orientalisch-orthodoxe Kirche des heil. Erzengel in Sarajevo» u. s. w., hier und da locale Sagen und Über-

lieferungen eingestreut, aus denen man erkennt, wie die Sagenschichtung hierzulande der historischen (mit ihrer Aufeinanderfolge von römischen, völkerwanderungszeitlichen, slawischen und türkischen Perioden) in der Regel entspricht. Die Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Stephan R. Delić (p. 402—425) sind mit den volkskundlichen Notizen (über Volksalchymie, Spottlied auf die Venetianer von der Eroberung Kandia's im Jahre 1669, Volksthümliches über die Brücke von Mostar u. s. w.) für uns der wertvollste Theil des I. Bandes. Eine größere Reihe schöner Abbildungen, welche den Charakter des Landes als eines orientalisierten, von einem Hauch des Mittelalters erfüllten Gebietes charakteristisch darstellen, zieren den I. wie die folgenden Bände. Wir sind in der angenehmen Lage, einige davon unseren Lesern zur Ansicht bieten zu können. (Fig. 39—43).

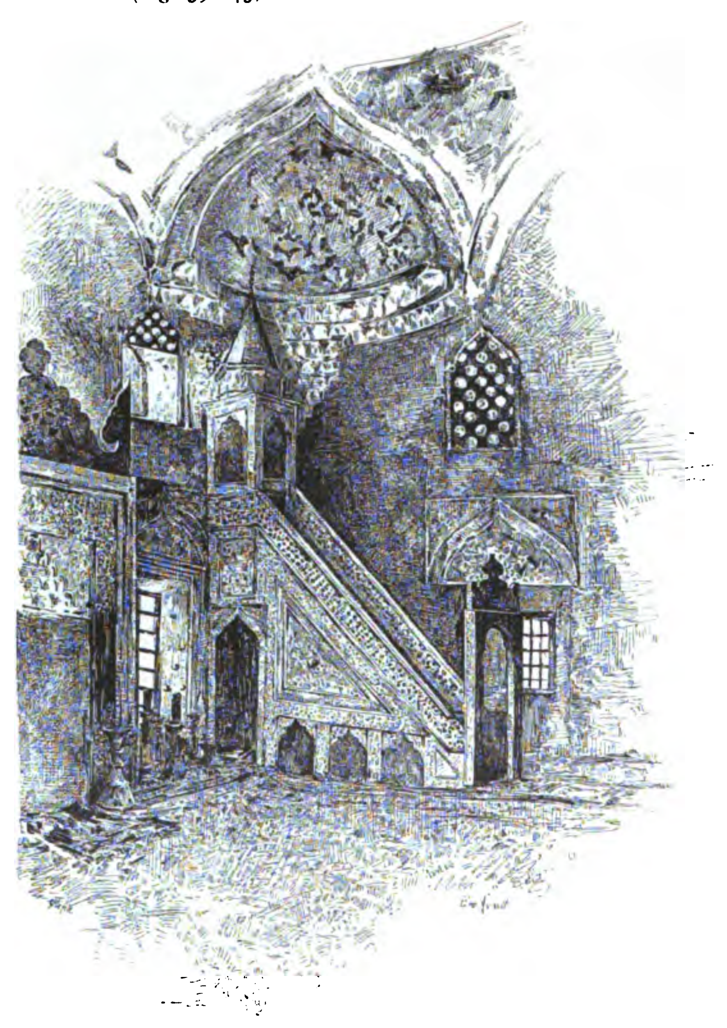


Fig. 43. Das Innere der Hasan-Moschee Sinan Teke.

Einen erfreulichen und sehr merkbaren Fortschritt bedeutet der II. Band. Wir finden darin schon einige systematische Arbeiten von geschulten Fachleuten, wenn auch freilich die Schulung derselben sich nicht direct auf die Volkskunde bezieht. Ein Capitel, das sich in diesem, wie im III. Bande mehrfacher Bearbeitung erfreut, ist die volksthümliche Heilkunde: ihr sind mehrere Arbeiten des Primararztes Dr. Glück, sowie des Custos Dr. Č. Truhelka gewidmet. Die volksthümliche Receptierkunst, welche überall von demselben Grundgedanken beherrscht ist, hat

hier durch die Berührung mit türkisch-arabischem Amuletwesen eine eigenartige Färbung erhalten. Es wäre erwünscht, wenn einmal eine vergleichende Untersuchung über diesen Gegenstand angestellt werden würde: an Material, das in verschiedensten Ländern erhoben worden ist, fehlt es längst nicht mehr. Wie weit die Verbreitung selbst gewisser, sehr specialisierter Vorstellungen, wie betreff die Entstehung und Heilung der Hundswuth reicht, ersieht man beispielsweise aus dem Aufsatz von Dr. Glück im III. Bande über «Die Volksbehandlung der Tollwuth in Bosnien und der Herzegowina». Das gibt zu denken und legt die Idee nahe, dass wir erst durch die ver-



Fig. 44. Junge Frau aus Pokrajčiři.

gleichende und ausgedehnte Behandlung des Gegenstandes zu richtigen Einsichten über denselben, sowie überhaupt über jeden Culturbesitz, in dem wir vorläufig noch einen nationalen Besitz zu erkennen glauben, gelangen werden. In Prof. Emilian Lilek, der im II. Bande über alterthümliche Rechtsgebräuche («Gottesurtheile und Eidhelfer in Bosnien und der Herzegowina») handelt, besitzen die «Wissenschaftlichen Mittheilungen» einen Mitarbeiter, von dem noch viele wertvolle Erhebungen zur Volkskunde erwartet werden dürften, und der denn auch in den soeben erschienenen

IV. Band die wertvollste und inhaltreichste Abhandlung geliefert hat, welche sich bisher darin findet, über «Volksglaube und volksthümlichen Cultus in Bosnien und der Herzegowina». Lilek ist in der angenehmen Lage, durch seine lehramtlichen Beziehungen über eine ausgebreitete Zahl verlässlicher und guter Gewährsmänner verfügen zu können. Er hat denn auch ein Material über die Fortdauer primitiver religiöser Vorstellungen und cultlichen Vorkehrungen in Bosnien zusammengetragen und nach richtigen ethnologischen Principien gerichtet und angeordnet zur Darstellung gebracht, wie wir es noch nicht von vielen Gebieten besitzen. Der Ethnologe findet hier zu seinem größten Interesse die primitive Basis aller Religionen, den Seelencult und Animismus, in einer Deutlichkeit und Ausführlichkeit, ungestört und ungebrochen durch die späteren Importe höherer Religionsformen vor, wie es kaum mehr von einem europäischen Culturgebiet erwartet werden konnte. Wenn irgend etwas, zeigt die reiche ethnologische Ernte dieser Abhandlung, wie viel Gewinn die allgemeine Volkskunde noch von der eindringenden ethnographischen Erforschnng des Occupationsgebietes zu erwarten hat. Wenn wir eine Aussetzung an dieser hoch erfreulichen Abhandlung machen möchten, so ist es die Trennung der dargestellten primitiven Todtengebräuche und Seelencultvorkehrungen nach den Confessionen. Diese Scheidung hat historisch keinerlei Sinn, denn es handelt sich doch um religiöse Vorstellungen, die vor und außerhalb der «Buchreligionen», um mich eines Ausdrucks Max Müller's zu bedienen, ihre Entstehung haben. Sie erschwert gerade diese hauptsächliche und bedeutsame Erkenntnis.





Fig. 45. Jüngling aus Sutjeska.



Fig. 46. Mädchen aus dem Bilathale.

Von dem übrigen volkskundlichen Inhalt der angezeigten «Mittheilungen» wollen wir nur noch die höchst interessanten Mittheilungen über das Vorkommen und die Art der Tätowierung in Bosnien, die von zwei Forschern daselbst studiert worden ist, hervorheben. Im II. Band hat sich Dr. Glück mit der «Tätowierung bei den Katholiken Bosniens und der Herzegowina», befasst — allerdings mit ungenügender Gründlichkeit, wodurch ihm auch die richtige Einsicht in

diese alterthümliche Erscheinung verschlossen blieb. Immerhin hatte seine Arbeit das Verdienst, auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben, wodurch sich Dr. Ćiro Truhelka veranlasst fühlte, im IV. Band den Gegenstand genauer zu behandeln. Indessen ist auch dieser Autor der Verbreitung der Tätowierung im Occupationsgebiet noch keineswegs mit der wünschenswerten Gründlichkeit nachgegangen. Er studierte sie hauptsächlich in den katholischen Gebieten Mittelbosniens. Truhelka gibt uns eine ganze Reihe von Tätowierornamenten, für welche er die einheimischen Benennungen überall erhoben hat. So das Kreuz und Combinationen desselben Motivs, der Kolo, die Ograda (Zaun), Narukvica (Armband), Zweigmotiv (Grančica und



Fig. 47. Frau aus dem Lašvathale.

Jelica), Ähre (Klas), Sonne, Mond, Morgenstern u. s. w. Wir geben seine Abbildungen nebenstehend im Texte wieder. Truhelka sieht gewiss das Richtige, wenn er einen vorchristlichen Ursprung der Gebräuche annimmt, wofür er auch zahlreiche Zeugnisse aus der alten Literatur beibringt. Die Sitte ist indessen kaum, wie er meint, religiöser Natur, sondern wohl in Verbindung mit der Stammzugehörigkeit zu bringen. Es wäre nöthig, Dorf um Dorf, ja Familie um Familie bezüglich ihrer Tätowierung zu untersuchen, auch dürften die diesbezüglichen Nachforschungen nicht auf das Occupationsgebiet allein beschränkt bleiben, sondern müssten auf Montenegro, Dalmatien, Bulgarien, Serbien und Albanien ausgedehnt werden. Wir hoffen, der wissenschaftliche Stab des Landesmuseums zu Sarajevo wendet dieser höchst interessanten und ethnologisch bedeutsamen Sache fortdauernd die gründlichste Aufmerksamkeit zu, ehe es für die Untersuchung gänzlich zu



Fig. 48. Mädchen aus dem Bilathale.

spät wird. Gerade solche Sitten wie die Tätowierung sind durch den ins Land eingeführten culturellen Fortschritt auf das Ärgste in ihrer Existenz und Verständlichkeit bedroht.

Es ist nicht möglich, noch näher auf den reichen Inhalt unserer 4 Bände, dieser monumentalen Zeugnisse des wissenschaftlichen Eifers, der in Bosnien erfreulich wirksam ist, einzugehen. Wir müssen jeden auf sie selbst verweisen, der sich näher um dieselben interessiert. Durch die Liberalität der Landesregierung ist unsere Bibliothek im Besitz eines Exemplares, welches wir hiemit der Benützung unserer Mitarbeiter empfehlen. Manches Erfreuliche ist also schon geleistet, mehr und wichtigeres bleibt zu thun übrig. Es wäre dringend zu wünschen, dass die Landesregierung von competenten und einsichtigen Beurtheilern die dringendsten ethnographischen Aufgaben, welche im Lande zunächst in Angriff zu nehmen sind, sowie auch insbesonders die Art und Weise, wie hiebei vorgegangen werden müsste, feststellen ließe. Es wäre nicht schwer, die vorhandenen Kräfte und Arbeiter, welche jedoch von anderen Fächern zur Volkskunde gekommen sind, entsprechend zu instruieren, ohne dass mehr geistige oder materielle Mittel als bisher aufgewendet werden müssten, um doch bedeutendere, umfangreichere und wissenschaftlich gesichertere Ergebnisse zu erzielen. Die Volkskunde ist zwar eine junge Wissenschaft, aber sie ist durch das Zutreten der Ethnographie gefestigt und ausgebildet, sie hat ihr System und ihre eigenen Methoden, die freilich noch vielfach verfeinert und verbessert werden können. Dieser volkskundlichen Schulung sollte kein Mitarbeiter heute mehr entbehren, am wenigsten in einem Lande, wo jede

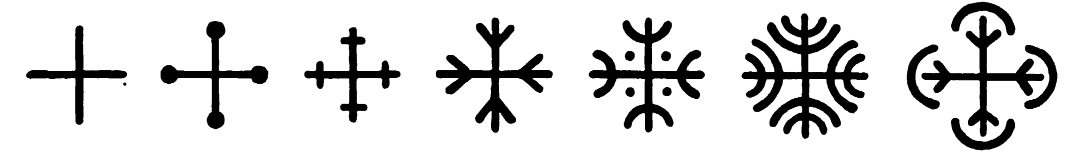


Fig. 49—55. Kreuze aus Tätowierungen (einfachere Formen).

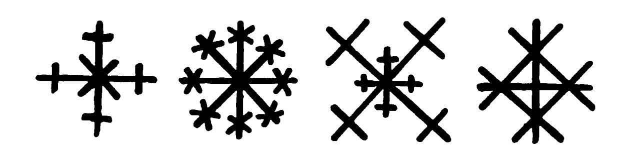


Fig. 56—59. Kreuze aus Tätowierungen (compliciertere Formen, um Sutjeska üblich).

andere wissenschaftliche Arbeit mustergiltig organisiert und geleistet wird. Die wissenschaftlichen Kreise haben sich in der That gewöhnt, die wissenschaftliche Thätigkeit in Bosnien, wie sie durch die Einsicht der Landesregierung hier inauguriert wurde, als eine Art Muster, wie ein ab-



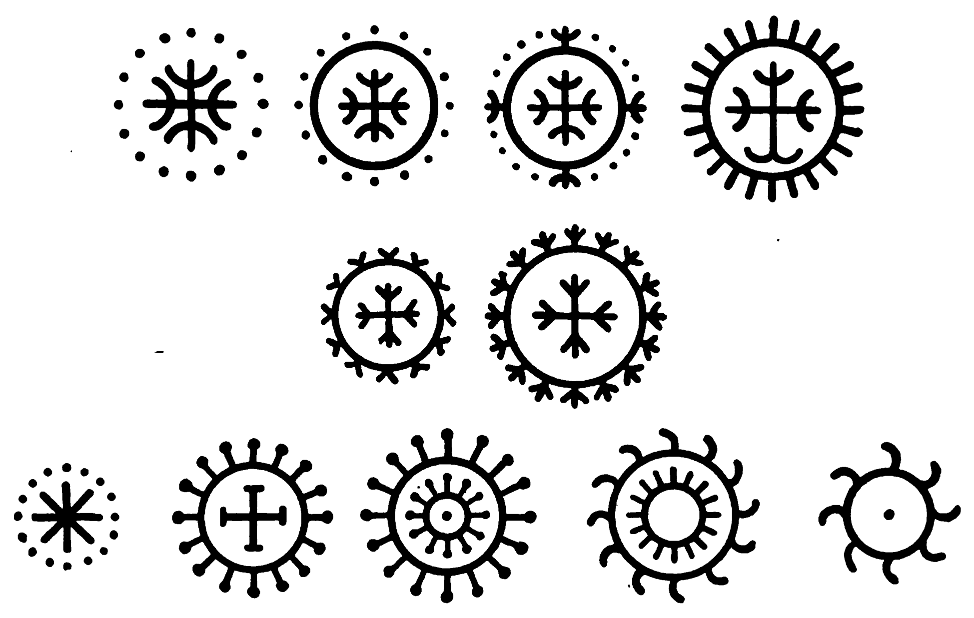


Fig. 60—70. Kreisförmige Zeichen aus Tätowierungen (der «Kolo»).

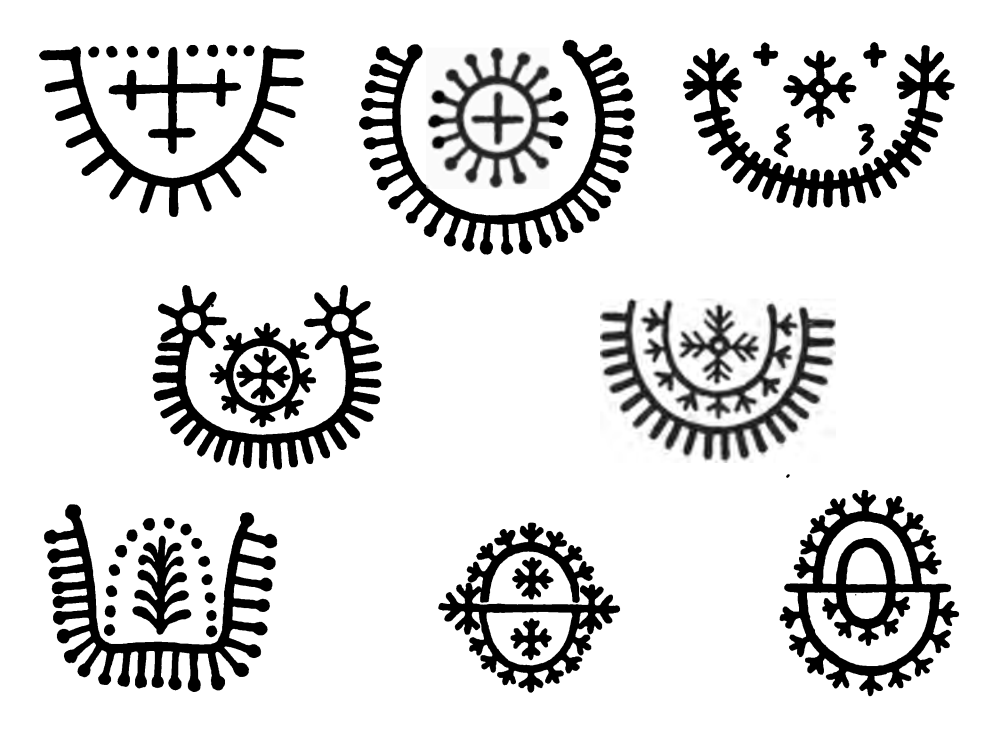


Fig. 71—78. Halbkreisförmige Zeichen aus Handrücken-Tätowierungen der Frauen (die «Ograda»).

geschlossenes Landgebiet wissenschaftlich zu erschließen und zu erforschen ist, anzusehen. Wie dies bezüglich der archäologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung von berufensten Beurtheilern vielfach anerkannt worden ist, so müsste auch nach der volkskundlichen Richtung dieser Ruhm angestrebt werden, umsomehr als wir in Bosnien und der Herzegowina

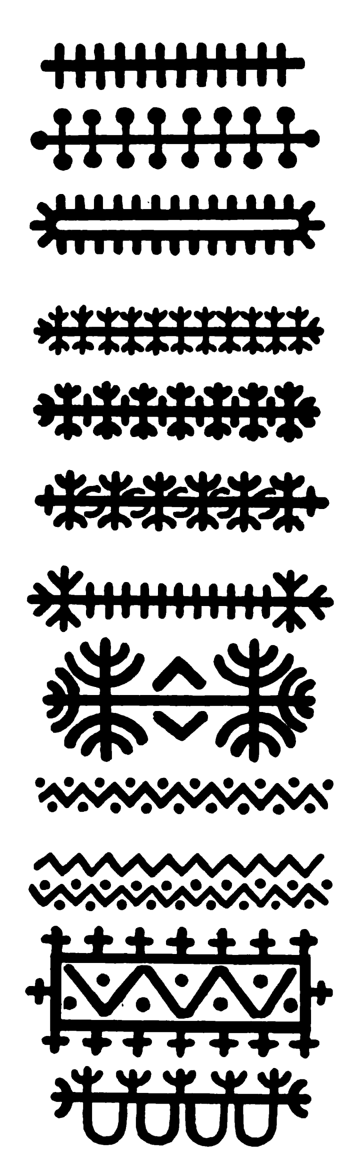


Fig. 79—91. Bandverzierungen, von Weibern am Handgelenk getragen (die «Narukvica»).

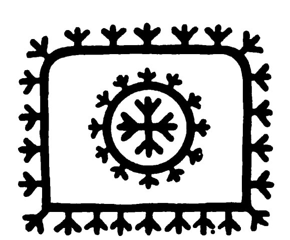


Fig. 103. Sonne.

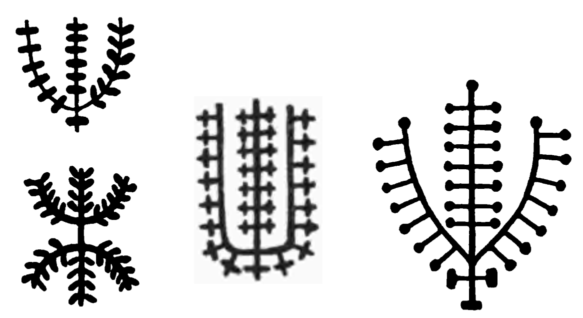


Fig. 92. «Grančica», 93—95. «Jelica» (zweigförmige Motive aus Tätowierungen).

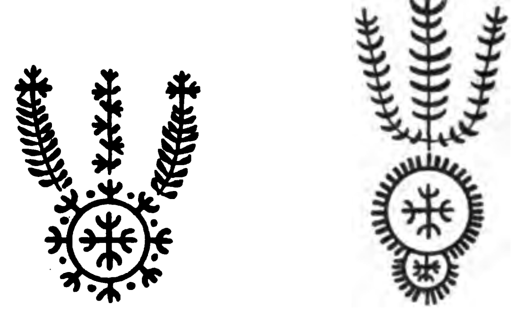


Fig. 96 und 97. «Jelica» als Aufsatz auf dem «Kolo».

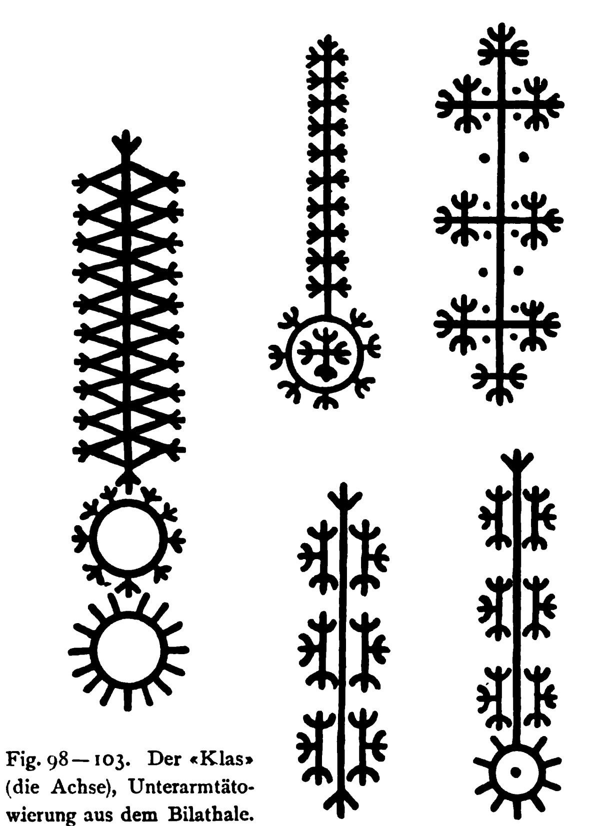


Fig. 98—103. Der «Klas» (die Achse), Unterarmtätowierung aus dem Bilathale.



bekanntermaßen in einem Gebiete sind, wo der Volkskunde mindestens so ergiebige und wertvolle Ernten winken, als der Archäologie. Indem die Landesregierung den culturellen Fortschritt mit so sicherer und freigebiger Hand auf diesen alterthümlichen, dem Ethnologen höchst lehrreichen Volksboden leitet, stört, ja zerstört sie ja hier naturnothwendig der Ethnologie das kostbarste Ma-

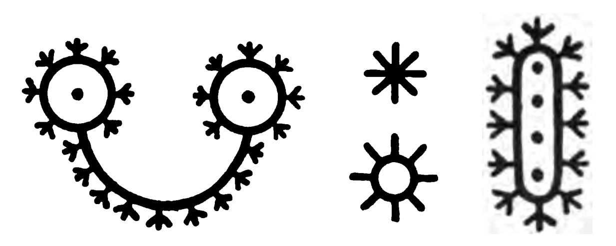


Fig. 104. Mond («Mjesec»). Fig. 105 und 106. Sternchen («Zvijezdice»). Fig. 107. Morgenstern («Zvijezda prehodnica»).

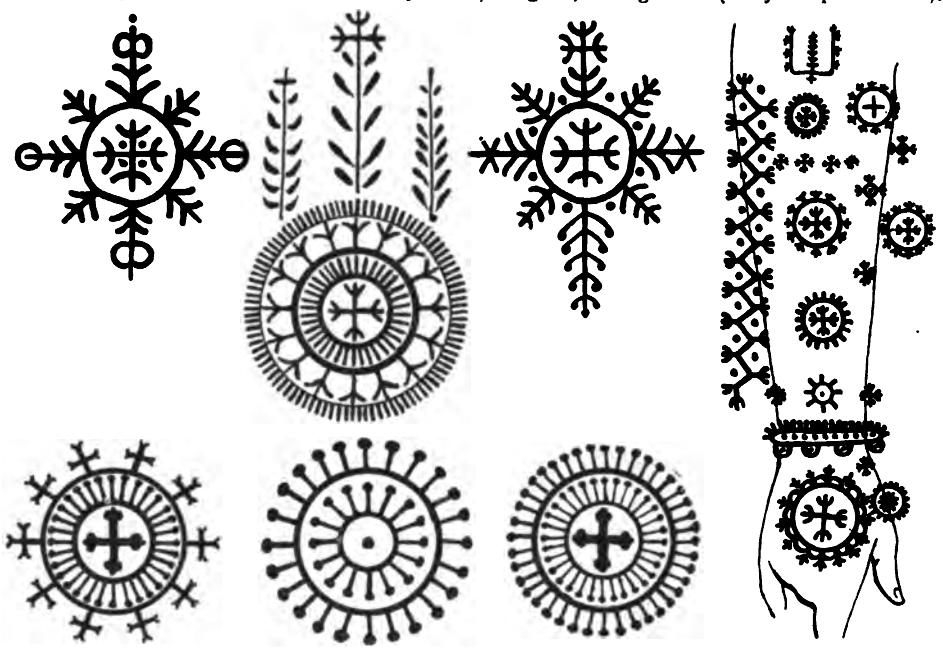


Fig. 108—113. Gebräuchliche Motive aus Tätowierungen.

Fig. 114. Weiblicher Unterarm mit reichlicher Tätowierung.

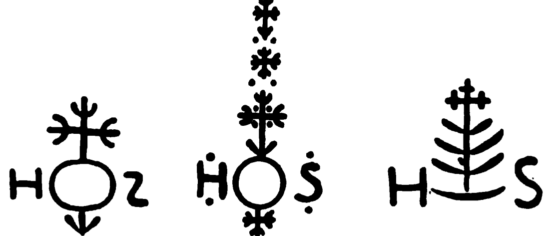


Fig. 115—117. Christliche Symbole in Tätowierungen.

terial; und dies mit der andern Hand zu erhalten und zu bergen, ist eine ihrer schönsten und mit hoher Einsicht von ihr auch anerkannten Pflichten. Dr. M. Haberlandt.

Sprechsaal.

1. Anfragen.

Wetterhörner. Die Redaction ersucht jeden Leser, der über den Gebrauch von «Wetterhörnern» und «Wetterposaunen» die bei Gewittern zur Verscheuchung der Blitz- und Hagelgefahr gegen die Wolken geblasen werden, Auskunft zu geben vermag, freundlichst

darüber zu berichten. Jede, auch die unscheinbarste und abgerissene Nachricht hat Wert. Einsendungen erbitten wir an die Adresse der Redaction.

Herr Dr. W. Hein stellt darüber folgende literarische Nachweise zur Verfügung, die zu weiterer Orientierung dienen mögen:

Frl. v. Andrian: Wetterzauberei, Mittheilungen d. A. G. in Wien XXIV. p. 34: «In der tschechischen Ausstellung in Zbraslau (1893) waren Schneckentrompeten aus Böhmen ausgestellt, welche zum Wetterbeschwören dienten (Věstnik národopisné výstavy českoslovanské v Praze, I. N. 3.

Frd. Pacek im Český lid III. 31: «In Kučeř, Bez. Milevsko, wird seit undenklicher Zeit ‚gegen die Wolken' geblasen. Der Gemeindewächter trägt das genannte Instrument stets bei sich.»

Woldřich, Mittheilungen d. A. G. X., 280, handelt über Hirtenposaune und Wetterhorn aus dem Böhmerwald. Er bezeichnet letzteres als ein Exemplar von Tritonium variegatum; es war früher zu Klattau gebräuchlich gewesen.

Die Blumen im Volksleben. Herr Fritz Minkus, Wien:

1. Welche Bedeutung wird in Ihrer Gegend den verschiedenen Blumen und Pflanzenarten beigelegt? (Blumensprache.)

2. Welche Rolle spielt der Blumenstrauß in Ihrer Gegend und bei welchen Gelegenheiten tritt er auf? In welcher Art ist er gebunden?

3. Bei welchen Gelegenheiten stecken die Burschen diese oder jene Blumen an den Hut, die Frauen an's Mieder, in's Haar?

4. Welche Blumen und dann in welcher Form werden bei Hochzeiten verwendet? (Brautkränze etc.)

5. Wie sind die Todtenkränze beschaffen? Welche Unterschiede werden nach Geschlecht, Alter etc. der Verstorbenen gemacht?

Künstliche Blumen.

Wie werden die künstlichen Blumen, die vom Volke in Gebrauch genommen werden, verfertigt, welche Materialien werden verwendet, bei welchen Gelegenheiten werden sie benützt?

(Rekrutensträuße, künstliche Brautkränze, Todtenkränze etc.)

Antworten.

Wetterhörner. Herr Oberlehrer Georg Sper in Unter-Godrisch: Der Gebrauch des Wetterhornes (auch Gewitterhorn) in Unter-Godrisch dauerte bis in die 60er Jahre. Es war soviel ich erfragen konnte, nur in Unter-Godrisch, Pirkau und Stiebenreit in Verwendung; in vielen Ortschaften war statt dessen das Wetterläuten üblich. Das letztemal wurde hier auf dem W. vor 31 Jahren geblasen, als ein schweres Gewitter aufzog. Die W. vererbten sich von einem Besitzer auf den andern, sollen auch geweiht worden sein, und genossen in alter Zeit alle Achtung. In Unter-Godrisch sind noch drei W. vorhanden, zwei davon sind im Besitze des Landwirtes Michael Wurdack Nr. 33, eins ist Eigenthum des Gemeindeschmiedes Mich. Gibtner Nr. 55.

Die W. des M. Wurdack sind über 120 Jahre alt und waren schon im Besitze des Großvaters (geb. 1773) des jetzigen Eigenthümers. Die Hörner sind die Gehäuse der Tritonsschnecke (Tritonium nodiferum), zwei davon haben die Länge von 20 *cm*, eine Breite von 16 *cm*, das kleinere ist 11½ *cm* lang, 8½ *cm* breit. Die Spitze der Hörner ist abgenommen, und an dieser Stelle wird hineingeblasen. Hält man sie ans Ohr, so hört man ein Brausen; der Ton ist weithin vernehmbar.

Bei einem herannahenden schweren Gewitter musste ein reiner Jüngling sich vor die Hausthüre stellen und in das Wetterhorn blasen, dadurch sollte sich das Gewitter zertheilen oder vorüberziehen, ohne Schaden zu machen. Die Leute erzählen, dass ein Bursche, der ein Mädchen zu Falle gebracht, keinen Ton auf dem Horne hervorbringen konnte. (Er kann's nicht erblasen — sagte das Volk.)

Dalmatiner Spottgeschichten: Dr. Oskar v. Hovorka: In Ergänzung der Spottgeschichte Nr. 5 im I. Bd., p. 344, dieser Zeitschrift, habe ich nachträglich erfahren, dass die Brazzarer, als sie das Seil anzogen, riefen: Oli Mrdulja gre, oli libanj se poteže = entweder rührt sich Mrdulja, oder reißt das Seil.

Schluss der Redaction: 20. April 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

„D' Aniweigt."

Mitgetheilt von Maria Spanitz, Ischl.[1])

Das Gut des David Geisberger, an dessen Haus sich die nachfolgende Gespenstererzählung knüpft, ist nach hiesigen Begriffen groß zu nennen; denn es nährt 11—14 Stück Vieh, wenn dasselbe den Sommer über auf die Alm getrieben wird. Die rund um den Hof liegenden Felder sind freilich nicht sehr erträglich, da der Boden ungemein steinig ist. Stößt David beim Umarbeiten der Felder auf besonders große Steine, so meint er halb lachend, halb ärgerlich: «Schau, scho wiada a Zeha vom Tressenstoa! Ja mei, dass denn dö Rabers goar koa End nehmen!» Gegen Südwest steht das stockhohe geräumige Haus, hinter welchem getrennt durch ein Gärtchen, worin freilich selbst von der leisesten Cultur keine Spur zu entdecken ist, sich die Feldhütte und der Stall breit machen. Gegen Norden liegt noch ein kleines Häuschen, worin die nette Auszugsstube, in welcher jetzt des Bauern arme Schwester wohnt.

Fast jedes Haus hat hier zwei Eingänge, die meist durch kleine Zubauten führen. Der an der Façade angebrachte heißt das «Brückl». Es ist dies ein kleiner terrassenartiger Raum, worin die Inwohner sich ihrer Holzschuhe entledigen, um die Stuben nicht «anzusauten», und während der schönen Jahreszeit die Mahlzeiten eingenommen werden. Der zweite Eingang oder richtiger der Ausgang des Hauses befindet sich meist, wie auch auf dem Bartelhofe, dem Eingange gerade gegenüber und führt in die sogenannte Laube, einen aus Holz aufgeführten Anbau zum Schutze gegen den Anprall des Windes und zur Unterbringung des Krautfasses, der Haus- und kleinen Feldgeräthschaften, sowie des trockenen Holzvorrathes.

David führte mich durch's Brückl, welches er erst bauen ließ, ins Innere des Hauses. Ein langer Gang schneidet dasselbe in zwei Theile und mündet in die Laube, die hier auch im Stockwerke oder «Mauf», wie man es nennt, noch eine Fortsetzung findet. Rechts vom Eingange aus

[1]) Wir theilen die nachfolgende, von Frl. Maria Spanitz, der verdienstvollen Leiterin der Frauen-Erwerbschule in Ischl, aus dem Munde einer Bäuerin wortgetreu aufgezeichnete Gespenstererzählung als eine wertvolle Quelle zum Studium des bäuerlichen Aberglaubens mit. «D' Aniweigt», ein umgehender, unerlöster Geist, erscheint hier als eine Art ländlicher Ahnfrau, welche die Inwohnerschaft eines einsamen Hofes von Alt-Aussee quält und mit Missgeschick und Tod heimsucht, bis sie mit dem Tode der Hausmutter, mit welcher sie eingezogen ist, wieder verschwindet. Dr. Rudolf Meringer hat in seiner Abhandlung über das Bauernhaus von Alt-Aussee (Studien zur germanischen Volkskunde I., in Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien XXI (1891) p. 120 f.) bei Beschreibung des Hauses: Puchen Nr. 9 (Besitzer: David Geisberger) dieses Gespensterglaubens erwähnt und eine etymologische Ableitung des Namens «Aniweigt» versucht. Zu dem dort zusammengestellten Material vergleiche man: Zeitschrift für österr. Volkskunde I. p. 245: «In der Christnacht treibt besonders der «Ohneweigt» gern sein Unwesen. Dieses gefürchtete, schreckliche Gespenst in den Bergen schreckt den einsamen Wanderer, setzt sich ihm auf die Brust und drückt ihn so lange, bis er vor Ermüdung niederfällt.» (Auf der Sölk, nach J. Krainz.) Ferner Ulrich Füeterer's Prosaroman Lanzelot (Tübingen 1885) S. 303: «das si der veindt nicht füer in bekorung dann er tag und stund sie mit großer anweyggung an vicht».
Der Red.

führt eine Thür in die große Wohnstube, von der man in die Stubenkammer gelangt und von dieser wieder durch die Laube ins Freie oder «auf d' Weit», nach Ausseer Sprachgebrauch. Dann zeigte der Gang die Thür zur Ofenheize, die hier zu Lande meist außen angebracht ist; und am Ende desselben führt eine umgemein steile, schmale Stiege in den «Mauf». Links, gerade der Wohnstube gegenüber, mündet eine kleine Thür in die über und über mit einer glänzendschwarzen Russchichte bedeckte Küche. Den weitaus größten Raum derselben beansprucht ein riesig großer, offener Herd, auf welchem halb verkohlte Scheiter liegen, während aus der Asche noch hie und da die Glut hervorleuchtet. Das Feuerross steht müssig im Winkel, während die massive Kesselschwinge den kupfernen Kessel mit Wasser gefüllt trägt. Gleich daneben ist der Backofen und die Heize zum G'wölbofen. Neben der Küche ist das Gewölbe, ein vormals sehr gefürchteter Ort, da Frau Aniweigt mit Vorliebe hier und in zwei Kammern des Maufes ihr Unwesen getrieben haben soll. (Vor 80 Jahren oder vor noch längerer Zeit dürfte dasselbe bewohnt worden sein, wenigstens spricht ein Ofen von gar seltsamer Form und eigenthümlich geformten Kacheln dafür. Dieser Ofen hat beinahe die Gestalt eines großen Bienenkorbes und ist aus schwarzen Thonkacheln zusammengefügt, die tiefe Quadrate bilden und sich nach innen zu verjüngen.)

Doch treten wir aus dem Gewölbe, welches jetzt die Speisekammer bildet, wieder zu David, der mit einem brennenden Span schon im Gange vor einer kleinen Thür steht und sie mittelst eines großen Schlüssels aufthut. Es ist hier der Keller. Wenige Stufen abwärts, und man steht in dem eiskalten Raume mit seinen Steinwänden. David beleuchtet einen Stein mit besonderem Stolze; denn er weist die Jahreszahl der Erbauung des Hofes. Sie lautet «1593».

Wieder oben angelangt, kletterten wir über die Stiege, welche eher einem Gerüste ähnelt, in den Mauf. Hier ist wieder wie unten der lange Gang, nur führt er vorn auf einen Balkon (Gwandgang nennt man ihn hier). Derselbe ist, wie unten das Brückl, eine Neuerung des Hofes, welche erst der heutige Besitzer anbringen ließ. Zur Zeit der Aniweigt war hier bloß ein kleines Fensterchen mit Butzenscheiben und Eisengitter, wie sie überall noch vor wenig Jahren im Gebirge gebräuchlich waren.

Ist man ohne Armbruch oder sonstiges Unheil glücklich im Mauf angelangt, so öffnet David die Thür zur großen Stube mit verklärtem Antlitz; denn hier ist des Bauern David Tusculum. Der Raum ist wie unten eingetheilt, nur ist alles viel reicher. Den Winkel zur linken Hand nimmt ein prächtiger grüner Ofen ein, der ein Alter von beinahe 300 Jahren aufzuweisen hat. Die schön geformten, grünen Kacheln bilden ein ziemlich großes Quadrat, auf welchem sich eine Art Thurm aufbaut, der mit einer zackigen Krone abschließt. Ursprünglich stand er in der unteren Wohnstube und kam erst durch den Aufbau des Maufs in die sogenannte schöne Stube. Rechts von der Thür steht das alterthümliche Schreibpult, welches das Archiv des Hauses bildet, denn es enthält die Kaufbriefe und die verschiedenen Verträge. Auf dem Pulte prangt des Hauses größter

Schatz. Mit unsagbarem Stolze hebt David den Glasschrank herab. Er enthält die Darstellung des Calvarienberges. Die Mitte desselben nimmt das Kreuz mit dem sterbenden Heiland ein. Zu beiden Seiten der Tradition gemäß die beiden Schächer und davor der römische Reiter mit erhobener Lanze. Zu Füßen Christus' die weinenden Frauen mit gar fantastischen, grellen Seidenkleidern und Spitzen geputzt und ein Batisttüchlein in der erhobenen Hand. Den Vordergrund besetzen die würfelnden Soldaten. Jetzt berührt der glückstrahlende Besitzer die Feder des unten angebrachten Mechanismus und blickt unverwandt auf den Schauenden, ob sich auch der gehörige Grad von Verwunderung auf seinem Antlitze ausprägt. Nun kommt Bewegung in die kleinen Holzfigürchen. Christus hebt und senkt das entstellte Haupt und öffnet die grobgeschnitzten Lippen, die Schächer zucken in grauenerregender Weise, der Reiter stößt die Lanze gegen die rechte Seite des Erlösers, während das Ross höchst sonderbare Bewegungen macht, die armen Frauen führen ihre Spitzentücher vor die rothen Augen, und die streitenden Schergen heben Arme und Köpfe und schnappen wie Fische, die man ihrem nassen Elemente entreißt. Bewundert man dies Kunstwerk, so ist David's Antlitz verklärt. Mit vielsagendem Blick stellt er es an seinen Platz zurück. Den Winkel vom Ofen gegenüber füllt ein prächtiger Tisch aus Zirbenholz, welchen ein grob leinenes Tischtuch mit rothgestickten Borden bedeckt. Auch dies erregt des Bauern Stolz; denn eine seiner schönen Schwestern hat es gestickt. Darauf liegt eine uralte Bibel, die nebst anderen heiligen Büchern von einem geistlichen Herrn stammt, der sich aus der Pflingsburg flüchten musste und im Bartelhofe sicheres Versteck und gastliche Aufnahme fand. In der Stubenkammer nebenan las er täglich die Messe. Oben im Winkel ist der kleine Altar mit gesticktem Tüchlein, Heiligenbild und Licht, wie man ihn im Gebirge immer findet, so klein oder groß der Reichthum des Besitzers auch sein mag. Um die Wände läuft eine lange Bank mit vielen Laden. Neben dem Ofen führt dann, wie unten, eine Thür in die Stubenkammer, welche die praktischen Schätze enthält. Zur rechten Hand ist das Fenster. Daneben zwei große, buntgemalte Kästen. Der eine ist David's, der andere Mirl's Eigenthum. Die Schränke sind in der Mitte durch eine Wand getrennt. Die eine Hälfte dient zum Aufhängen der schönen Feiertagskleider, während die zweite mit Fächern versehen ist, worin nebst Wäsche auch alle Andenken aufbewahrt werden. Da glänzt und flimmert es bunt durcheinander. Künstliche Blumen, Heiligenbildchen, buntbemalte Schalen, rothe Kriesenbüchsen[1]) u. dgl. mehr, sind in schönster Ordnung aufgestellt und theilweise auch an der Innenseite der Schrankthür angebracht. Links von der Thür paradiert das «guate Bett» und eine alte Truhe mit Flachs und Leinwand gefüllt. Auch diese Kammer gehörte zu «Aniweigt's» Lieblingsplätzen, wie mich eine Bartelhoftochter versicherte und David, der sehr ungern davon spricht, mit einem «ja, ja, i glaubats selm nöt, wann i's nöt so lange

[1]) In die Kriesenbüchse, welche der Täufling von seiner Pathin bekommt, wird alles dem Kind geschenkte Geld eingelegt.

Jahr hindurch mitg'macht hätt,» bestätigte. An der anderen Seite des Ganges sieht man zwei Thüren; die erste führt in «d' Menschakammer,» worin die Töchter schliefen, und die zweite in die Brotkammer. Rückwärts mündet der Gang wieder in die Laube des Maufs. Hier stehen große Truhen mit Korn und Weizen gefüllt. Vom Gange aus führt ein Ding, das sich Stiege nennt, unter's Dach, wo ein ungeheurer Boden sich ausdehnt. Derselbe ist mit allen möglichen Dingen angefüllt. Wiegen, Spinnräder, Vogelbauer, Bienenkörbe, Thierfelle, alte Lehnstühle, Hutfutterale, eine Hobelbank, alles findet hier seinen Ruhestand, der nur durch zierliche, flinke Bewohner mit grauem Pelze, funkelnden Äuglein und perlengleichen Zähnchen gestört wird. Auch eine Art Verschlag, einem Käfig nicht unähnlich, ist errichtet, dessen Zweck mir der Bauer selbst nicht zu erklären wusste. Man nannte ihn die Kinderkammer. Dies die Räume des vor 20 Jahren noch so gemiedenen Hofes.

«Am Bartlhof san vor insern Stamm Burger vom Markt g'wesen. Zu daselm Zeit war dös Gut viel größer, denn dös unter Haus mitn Wald, dö Wiesen und dö Felda, dös rundum sehan, hat a nu dazua g'hört. Es is amal inter zwoa Söhn theilt wordn. Der oan hat 's heroba Haus und dö herobern Felder kriagt und d' zweit den untern Theil.

Da erst von insern Haus is so viel a frummer, gottsfürchtiger Bua g'wesen. Ma hat 'n nia in an Wirtshaus g'seha, bo an Tanz scho dena goar nia, mit 'n Weiberleutn hat er nia nix g'habt und in da Kira is er an iadsmal scho lang vorm Zoacha läutn g'wesa, hat Predig schia andächti zuaglost und hat a sunst neamd was labs über eam sagn mögn. So hat er halt recht friedla und glückla furtg'lebt. Wia aber bo an jiaden a mal a letz Eichtl kimmt, so is a bo eam nöt ausblieb'm.

In an Sunda geht er wiada recht zeitla in d' Kira, dass er ja nöt z'lang kimmt (zu spät kommt). Wia er so übern Bühel (Hügel) umigeht, siacht er a fremds Weiberts vor eam. Z'erst hat ers goar nöt in Acht g'habt, obwohl's ganz oagns anglegt war, so wia's ehnter amal war, so wia sei Ahnl oft vazählt hat, als er nu a winzig kloaner Bua g'wesen is, dass von ihra Urahnl nu so a Rock dag'wesn is. A da Gang is andasda g'wesen, wia von dö g'wöhnlan Leut. Ma hot nöt g'sehn, dass d'Füaß g'hebt hätt, und furt kemma is do allweil in oan Ding, und nachkemma oder goar vor hätt er ihr halt nia mögn, wenn er a nu so g'sprungn war. Aber wia g'sagt, z'erst hat ers nia b'acht. Erst nach einer langen Weil hats'n g'harnbt, dass dös Weiberts eam allweil in Weg sei muaß. Er hat in d'Kira geh mögn, wann da will, an an Sunntag oder Weritag, frua oda spat, durchn Wald oder üba d'Wiasna, 's Weiberts is g'wiss nia ausbliebm, allmal is vor eam g'wesn, netta 's G'sicht hat er nia von ihr z'sehn kriagt, weils alleweil dös gleich Stuck vor eam war, und sich nia umg'schaut hat. Netta Seufza hats oft großmächti than, dass eam oft schiar lab g'wesn is. So is's lang furt ganga, bis zu aner goldenen Samstag-Nacht. Da wird er wach und hört, wia's auf da altn Daviduhr, dö nu in da intern Stubn vom Bartlhof hängt, halb neun schlagt, und hört a scho üban See uma 's Zoacha zu da Kira leutn. «Ja! aus is! na! was war

denn dös?» schreit er und springt aussa aus'n Bett. «Mein oad na, ha i mi heunt vaschlafn! Ja, dös is dena hell aus! Wia dös zuganga is?!» Eil di, eil di, schliaft er in d'Hosn, zwagt sich (wäscht sich), fahrt si netta g'schwind mit alle zehn Finger duri d'Haar, denn zum revirlichn kampln nimmt er sich nimma daweil, schoibt g'schwind nu 'n Rosenkranz und 's Betbüchl ein, spritzt si an Weihbrunn aufi und satzt, was er mag, aussi zum Haus, übern Bühel ahi. Da is scho wida 's Weibert a g'wesen und geht ganz stad vor eam 'n Weg zu da Kira. Wia gnädig er a furtspringt, er kimmt den Leutl do nöt nach, dös hat'n heunt schon ganz schiar g'macht. Wia er zum See ahi kimmt, hört er von da Thurmuhr troi schloga. Na, mein oachl, jiatzt geht Kirauhr a z'lang (zu spät), denkt er si und springt furt, was er mag. Er kimmt mittla Weil zu da Kira, will schleunigst ahi, da is d' Thür bumfest zua. Er plagt si, ja 's geht nöt auf, 's thuat's nöt. Er schaut bo an Gloßl ahi. Ja d' Kira is ganz lar. Neamd dinn! S' Ewi Lichtl brennt schö hoamla furt, sunst sicht er nix. «Ja! was war das?!» denkt er eam. 's is klingellicht und wundabarla ruwig. Wia er zum Himmel aufschaut, sicht er statt da Frau Sunn 'n Herrn Man oben stehn mit sein schiefn, broatn Maul, und so g'spötti hat er awa g'schaut auf eam, als ob er'n auslacha mächt. «Ja! was wird denn geh leutn dös Ding jiatzt sein?» denkt er si und kratzt eam 'n Kopf. «Aus is, ob ma öppa tramt?! «Er zwickt si, ja! er g'spürts! Na, er schlaft wohl dena nöt! Da hört er ganz in seiner Nachad so tiaf aufseufzn, dass 's eam duri und duri ganga is. Er draht si um, da steht dös Weib wiada und seufzt und woant so sinnla, ja scho so sinnla und schmerzla, dass er ganz woach worn is und sei Zurn über sie vaganga is. «Ja, was hats? Wo fahlts? Kann i dir öpps helfa, aft sags!» So hat er's ang'redt. Da draht sich's Weiberts mit ihrn finstern altmodisch'n G'wand um, und er schaut ihr zum ersten Mal in's G'sicht. Dös war wiada ganz oagen. Jung net und alt net, rundschaiblat und unendbloach, mit aner so grausam großen Traurigkeit hots'n halt ang'schaut, dass eam schier 's Wasser aus dö Augn ahag'waligt is, so feinla hats eam dabarmt. Wia 's redn anhebt, is eam nu wundabarla z' Muath wordn. Sie hat so hoamla und hohl ang'hebt, dass 'n schiar baßt hat. «Du alloan kannst mir helfen. I han vor viel, viel Jahrn obn am Däumling mei Geld vergrabn, dass 's nach mei Tod neamd findn und habm soll. Bald danach bin i gach von der Erd abgrufn worn und zur Straf für dö sündige That muss i solang ruhlos umananander wandern, bis i dalöst wir. Aber nöt a jeder vermags. Du kunntst a 's. Wannst du 's nöt thuast, muss i nu warten, bis dei' siebter Stamm am Hof kimmt. Erlöst du mi aber, aft g'hört der ganze Schatz dein.» «Ja, wia muass i denn thoa', um di zu dalösn?» Da hats eams aft g'sagt. «Geh heunt nach 'n Betläutn am Däumling, den richtigen Platz magst leicht findn. Du wirst an Hund recht jammerla kaln hörn. Fürcht di aber nöt und geh nur dem Kaln nach, aft kimmst zu den Hund. Er wird auf aner Truchen sitzen und an Schlüssl im Maul habm. Wann er a nu so grausam feindla winselt und nu so schiarch thuat, fürcht di nöt, der Hund bin i. Nimm eam 'n Schlüssl. Wann's d' den hast, will

i dir scho sagn, was d' z'thuan hast, und werd dir helfn, aber ja beileib nöt a Wörtl redn, sunst is alles verlorn.» Ja, moant er aft, thuan wollt er's schon, aber ob's eam's valaubt, dass er si an G'span mitnimmt. Ja, desselm derf er wohl, aber nix redn, ja nix redn soll er. Damit hat ers neama g'seha. Er hat nöt gwisst, wo's hinkemma is. Wie er aft hoam is, geht grad d'Sunn auf überm Berg uma. Angstla is eam wohl schiar g'wesen, aber er hat si denna vorgnumma, sei Wort z'haltn und dös Bloachg'sicht zu dalösn. Er is aft zun Nachbarsbuam und hat eam dö ganz G'schicht g'offrirt und hat 'n halt recht schö bitt, dass er mitgeht. Der hat g'moant, es gibt geh a rechte Hetz, denn glaubt hat derselm auf nix und 's Fürchtn hat er a nöt kennt, dös hat da Bartlhofer recht wohl g'wusst. Richti, wia's finstala worn is, so nachn Betläutn, san's halt furt zum Däumling hin. Wie's a Weil gengen, wird's klinglhell. Da Herr Man is so schö am klorn Himml g'standen und hat den zwoan Kuraschirtn g'leucht. Jiatzt kemans goar an aner wunderschön Straßn, ja und am Däumling hats mei Lebtag koa Straßn gebm. Dös kunt ja dena goar nöt sein. Ja, aber s' is so g'wesn. Wia's an Eichtl gehn, hörns von da Weit richta an Hund winsln. Erst ganz hoamla, aft lauta und allweil lauta, z'letzt hat dös Rabers scho so grausam schiar ag'heult und ag'lamentirt, dass eana do alln zwoan da Schiach anganga is. So san aber do nu allweil kuraschirt weiter. Wias um a paar Kronawettstaudn nu umibogn san, hams aft g'sehn den Hund auf da Truchn. Ja, aus is, da hats dö zwoa aber schia feindla zum baßn anghebt, g'moant hams dena, 's is eana letzts End. Kohlschwarz war der Hund, und d'Augn san g'rollt wia zwoa Foiakugln, und ausn Maul is eam a s'Foier ausbruna und mitten drein war richti da Schlüssl. «Mein oad, i trau mi nöt!» schreit da Bartlhofer. Da wars a scho vorbei, d' Hund und Truchn war weg und netta nu dös arm, bloach Weib hat er nu g'sehn und hats an Augenblick fürchterli woana g'hört. Aft is finster worn, als wenn nia a Man g'schiena hätt, d'Straß war weg und a Wind hat anghebt z' sausn und z' brausn, so unendschiach, wia dö zwoa so was nöt früher g'hört habm und später neama. Da Weg war weg und mitten drinn im G'strüpp sans g'standn, dass dö ganz Nacht neama hoam kinna habm. Und von der Zeit an habms nix mehr wahr gnumma. — Aber vazählt hams' 's oft und aniader Ähnl hats sein Ähnlkindern wiadavazählt, und so hat ma halt dö G'schicht a nu gwisst, wenn ma a scho neama so oft g'redt hat davon, wia insa Stamm worn is und d'Aniweigt mit eam wiada im Bartlhof einzogn is und ins g'nua peinigt und kunirt hat. Mit meiner Muada hats anghebt.

Mei Ehnl von da Muada ihra Seit, hat halt a rund viel Kinder g'habt, wia's halt bon arme Leut schon so gern allmal der Fall is. Da hat mei arme Muada scho als blutjungs Dirndl in Dienst müssn. Mit 17 Jahren is aufn Bartlhof als Dirn kemma, wo ma s' bald rund gern hat g'habt, weils alleweil fleißig, frumm und lustig war. Bon ins steht ma ums Noijahr ein. Wia d' Muada a paar a droi Wocha ob'm g'wesn is am Hof, hats halt a Nacht gar nöt schlafa mögn. Um an See übara hats so laut d' Uhr schlaga hörn, dass aniade Viertelstund g'wisst hat,

die wiada uma is. Sie hat scho längst alle ihre Gebeta herg'sagt, dös kinna hat, aber einschlafn hats halt nöt mögn. Wia sie si so gar nöt hat einschlapfern kinna, hat sie si denkt: «mei, wia war 's, wann i gen do numal 's Beten für d' armen Seeln anhebat?» Ja, bet hats eh andächti, aber in Schlaf is halt denna nöt kemma. Wias de a fertig hat g'habt, will sie si amal wiada auf d'anda Seit umdrahn, wanns halt gen lauta da schlafen mecht. Ja, es thuts denna gar nöt. Wias so daliegt, g'langt gach a groß, schwarz Händ auffa, greift die ihre und wills ahi ziagn und druckts so feindla fest, als mechts si's gar neama auslassn. Na, wia mei arm Muader da s'kirschn und schrein hat anghebt, mögts eng denka. Kirscht hats dena so viel, dass dö ganzen Bartlhofer aufgmuntert hat, dö alle in d' Menschakammer grennt sein. D' Muada is bo da Bartlhoftochter in Bett g'legn, dö hats in ihra Angst gnuma und in Stubm tragn, weil sie si neama z'helfn g'wisst hat. Wia s sie aber a gfragt hat, d' Muada hat vor lauta baßn erst gar nöt mehr redn kinna und späta hats nichts mehr ausg'sagt, so feindla hat sie si g'fürcht. Wenn sie's gfragt habm, «ja ha, mei Katl, was hats denn? was hat di denn so vaschreckt?» so hats netta sagn mögn: «fragts mi nöt, fragts mi nöt, i mag engs nöt sagn.» Da Bauersohn, der nu recht jung war, hat gmoant, es hat si öppa wer eingschlicha und hat 's Gewehr in da Hand 's ganz Haus ausg'sucht. Aber na, d' Hausthür war von drinn zuag'spert, hint war a da Riegl für, und d' Fenster warn eh netta so kloane Guckalan, dass ma mitn Kopf nött hätt duri mögn, und eiserne Gitter warn a nu für. — Z'Lichtmess is d' Muada nach da Kira zu ihrn Vada ins Dorf ganga und hat eam g'sagt, dass um koan Preis da Welt 'n Bartlhof bleibt. «Ja,» moant da Vada, «lasst da' meh da Bua koan Fried?» «A na, Vada, 's 's öpps ganz anders, i kann das nöt sagn.» «A mei, mir, dein Vadern magst's do sagn. Zu mir muasst ja denna so viel Vertraun habm».

«Ja Vada, wanns ös' neamd verraths, so will i engs scho bestehn. Da Toifel is zu mir in Bartlhof kemma, hat mi mit seine großn Händ packt und awi zieha wolln. Drum, Vada, geh i neama aussi. Na g'wiss neama, i bleib dahoam bis i an andern Platz find.»

«Aus is denna, Dirndl, mit dir! Was fallt da denn ei? Über di hat da Toifel koa Macht, dös is öppa a arme Seel g'wesn, dös d' leicht dalösn magst. Ja, war ja denna a Schand, wanns d' davon rennast. Na, na, sei g'scheidt. Bet fleißig und bleib in Gottesnam do dös Jahr draußen.» Na, vor lauta Zuaredn is halt d' Muada do wiada aussi. Ihr Vada hat ihr a g'sagt, dass er auf Hinterberg aussiwandern will und sei Haus in Dorf für a größers daußt vatauschn möcht. Dös war aber meiner Muada gar nöt anständig. Denn in Hinterberg hats ihr gar nöt g'falln. Mit da Bartlhoftochter is recht guat an g'wesen, und der hats halt amal gsagt, was ihr Vater Muath hat, und dass eam dann d' Wirtschaft führn müasst. D' Bartlhoferin hats glei ihrn Bruada, 'n Hansl, verrathen, der d' Kathl schon schiar gern g'habt hat. Wias halt amal am Feld alloan warn, dö zwoa, d' Kathl und s' Hansl, hat ers halt g'fragt, obs nöt sei Weib werden mecht. D' Muader hat si ausgredt, dass nu viel z'jung sei dazua, dass nu gar nöt

Muath hätt z'heirathn, und was ma halt nu so sagt, wann ma nöt will, aber grad nöt so kreha na sagn mag. Bei si selm hat sie si aber denkt: «ja, das war mir nu das liaba. I möcht nöt amal als Dirn da sein in den Aniweigthof und soll gar d' Bäuerin wern. Und so is eam halt ausgwicha, wo s' a kloans Eigal mögn hat.

In Lanzing (Frühling) is halt da Vada von da Muada do auf Hinterberg und hat halt richti a Haus kaufn wolln, weil ers nöt eintauschn hat mögn. D' Muada is mit ihrn Bruada ganga, der 's Geld in Sack tragn hat, denn zu daselm Zeit hats nu Silbergeld gebm. Und da Bartlhof, der halt d' Muada scho unend gern g'habt hat, is a mit. Auf dö Berg habm d' Lahn 's Gehn anghebt und rundum is da Schnee a weng gach z'ganga und da is halt an iads kloans Bachl glei a großmächtiga Bach worn, und d' Salza is scho gar schiarch dahing'rauscht. Da Muada ihr Vada is mit ihrn Bruada voraus und d' Muada mitn Hansl an Örtl weita zruck gwesn. 's Dorf is drenta da Salza g'wesn, und so habms üba an kloan Steg umi müassn. Es warn netta a paar Bam drüber g'spannt, und weil's Wasser oft so aufg'spritzt hat, wanns was mit g'führt, und d' Leut mit dö schneebazign Schuha umi san, so is halt wolltla heil gwesn auf die agrindltn Bam. Da Alt und da Bua warn scho ent und d'Muada mitn Hansl san halt grad mittn am Steg, wie d' Muada ausrutscht und in dös schiach Wasser ahifallt. «Aus is», schreit da Hansl, «aus is! Kathl du musst ja datrinka!» und is aber a scho im Wasser gwesen und hat halt sei Kathl neama auslassn. 's Wasser hats weitmächti ahitragn, da kemmans do gegns Uafer, und da Hansl dawischt mit da oan Händ a Felberbuschstauden. Dö is aber scho dürsch g'wesen und is abbrocha und is mit dö zwoa weita g'schwuma. Da hats aber a Schnella packt und treibts nu mal gegns Land. Da Hansl packt dös nachst, was eam in d' Händ kimmt und lasst's neama aus, aft sans a richti aussi kema aus der Todsg'fahr. 's war wiada a Felberbuschstauden, aber a greane. Aus is! hätt netta daselm Stauden nöt g'halten! Wars netta a abrocha! Was war da nöt für a menge Unglück wenger auf da Welt g'wesen! Aber 's muass 'n Menschn do rein aufgsetzt sein, was er leiden und wann er aufhörn soll. Ja 's mecht scho gar nöt andascht sei, wanns eam a oft ziemt, dös war dö helle Ungrechtigkeit.

Also dö zwoa san richti nöt datrunka. Wias so dagstandn sein, alle zwoa saunass, und schiar basst hat sie's vor lauta Kältn, hat da Hansl gwoant vor Freud und d' Muada halt so instandla bitt, sie möcht do jiatzt sei Weib wern, weils alle zwoa so glückla auskema san, wars ja a Zoacha, dass z'samm g'hörn. D' Muada hat aba vor lauta bassn nöt redn mögen. Sö san a guats Stuck unterhalb vom Dorf gwesn, wo da Ehnl hätt 's Haus kaufn solln, denn's Wassa hats a wolltlas Stuck ahi tragn. Da kimmt a Handwerksbursch. «Ja», schreit er scho vo Weitem, «ja, seids ös öppa dö zwoa, dö ins Wasser g'falln sein? Da gehts nur schleunigst, dass aufi kemmts, engane Leutl, zwoa Mannerts, woana so viel, dass eam selm frei 's woan kimmt. 's ganze Dorf ist rebellisch, sehts, da drunt kemmans scho mit Stangn und Strick.» Richti da kemman d' Leut scho ins suacha.

Ja se hams schiar nöt glaubm wolln, dass dö zwoa wirkla ausn Wassa kemma san. Und dö Freud von da Muada ihrn Vada und Bruda. Sö san alle mitannand ins Wirtshaus, wo eana d' Wirtsleut a trocknas G'wand und öpps Warms z'essn gebn habm. Desselm Mal is vom Haus kaufn koa Red mehr g'wesn. Am Hoamweg hat aft d' Muada ihrn Bruada g' offrirt, dass da Hansl zum Weib will. Sie mag aber nöt, wos aber goar nöt, was geh sagn soll. «Ja, mei Kathl», sagt aft ihr Bruada, «schau, du muasst do heirathn, schau, er hat für di sei oagns Lebm g'wagt. Wannstn unglückla machst, kunnst leicht selm koa Glück mehr habm. Ja, und schau, da Bartlhof is do a a schöne Wirtschaft, magst dena a dei Freud dran habm.» «Ja! wanns nöt aniweigat, wollt i nu nix sagn,» moant d' Muada, «aber so, aus is, na!» «A mei, wern öppa Mäus' oda a Katz g'wesn sei oda es hat da denna bloß tramt?!» «Na, na», schreit aft d' Muada, «Mäus und Katzn warns nöt, dös woaß i scho ganz .g'wiss und tramt hats ma a nöt. I war wohl ganz munta, dös is sicha».

So is halt a Weil guat g'wesn. D'Muada hat, seits vom Hinterberg z'ruck warn, nix von da Aniweigt g'hört und g'sehn, und da Hansl hat ihr a nix weiter g'sagt. An etla Monat später hat da Muada ihr Vada halt denna 's Haus z' Hinterberg kauft und d' Muada hätt mit eam aussi solln. Dös is ihr aba gar nöt recht g'wesn. «Aus is, na! netta nöt auf Hinterberg aussi, was labas als da daußen sei, wüsst i ja denna scho goar neama. Was is lauta anz'stelln, dass i net mit'n Vadan muass?!» D' Andl, d' Bartlhoftochter, hats halt g'seha, dass goar so launi is seit a kurzn Zeit und hats halt amal nach da Ursach g'fragt. Wias' inn worn is, dass netta wegn Hinterberg gehn so zwida is, und weil sö's halt a rund gern g'habt hat, so is halt zum Hansl und hat eams g'sagt, dass jiatzt für eam am bestn war, wann er's wiader fragat, obs s' ihn nöt do jiatzt heiratat. «Mei», denkt si d' Muada, «sag i halt amal ja. Umthoan mag i nu amal. 's findt sich ja leicht was, dass am End do nix draus wird, wenigstens brauch i nöt in dös öd Hinterberg aussi», und sagt halt richti «ja»!

Da Ehnl is richti alloan aussi, aba d' Muada hat neama umthoan mögn, so weng als a Muath g'habt hat, Bartlhofbäuerin z'werdn. Sie hat nu dasselm Jahr 'n Hansl heiraten müssn, und da is ihr Elend und Müahseligkeit anganga. Da Vada is Bergarbeita g'worn. Sei g'wiss hätt er wohl g'habt, aber aus is, dös war halt viel z'weng. Wia er 'n Hof übanumma hat, hat er rund viel an seine G'schwista aussizahln müassn, und da hat er halt a Menge Schuldn am Hof g'habt. Und ma woas scho, wia letz 's Abzahln is, wann weng eingeht und alle dammlang a Wuzlkind ins Heidl kimmt. Siebzehn Kinda hat mei arma Muada tragn müassn, und nix wia Elend und Noth hats in insara Kindheit und a nu späta gebn. Ja, und do wars nu schiar rar g'wesn, mir wern do nu zfriedn g'wesn, wann netta dös Rabers Aniweigt ins nöt gar so feindsalig kunirt hätt. G'fürcht ham a ins dena scho alle so grausam schiarch, dass i 's gar nöt sagn mag. Na, kunnt eanas gar nöt b'schreibn, wia feindsalig als g'wesn

is. Wia oft san ma nöt alle mitanander mittn in da Nacht ausg'floha und san am Nachbarn seina Thürschwelln halb dafrorn, weil ma ins nöt anz'klocka traut habm. Ma woass scho selm, wia guat 's Schlafn is, wann ma si rund müad g'arbat hat den ganzn Tag. (Fortsetzung folgt).

Die Tamsweger Prang mit dem „Samson" im 18. Jahrhundert.[1])

Mitgetheilt von Dr. H. Widmann, Salzburg.

Die füguren, die sie bei der Prang gefiert haben. seind 6 in der Zal. und dise gros und hoch, das sie bei den Heiseren Vir die Fiesch (Firste) an den Dacheren auf gehen. und die gröse schier mer als ein Klaffter Breit. und balth andertha(l)be Klaffter lang. und dise stehen auf gröden (Bretterboden) mit Blach Röder. hinden gehen sie auf starken Schlaäpfen. Dar auf war ein zimlich schener Boden. hinden auf den Boden war ein groses gebei auf in die Höche von hilzen Seilen gemacht und mit wagden (Wagen) Leinwath Ver kleidet das sihet aus hinden als wie ein Maueren. Vor auf aber waren Staffel und Panth das Leut sitzen und stehen kunden. Dise Leuth waren um die mitten angebunden mit riemen das sie nicht heerab fallen kunden. Herrunden war noh ein schener Boden das noh etliche Leuth stehen künen. und darauf die Kameti (Komödie) aus Spielen künen. oben darauf in der Höhe ist an der ersten das hochwirdig gut. auf der andern das gottlich Aug an der driten ein ser groser Kölch aber Ver gultet. Die vierte ist inwendig hol und hat eine Tihr das die Leuth aus und ein gehen kinen. oben dar auf in der Höche stehet ein Knab der hat hinden auf halben Leib eine säl da war er mit Riemen angebunden das er nicht herab falen kan diser hat in den Henden einen schenen fahn diesen Tuht er zuweilen Neben den fahren iber den Kopf um muntum drähen die Lözte Figur ist ger ein ser schwere. auf dieser ist in der Höhe in beider seit seiden ein groser gestem (mit mächtigem Geweih) Hirsch. Dise stehen nur hinden auf zwen Eisnen fiessen. als wolden sie dache springen. dar auf Sas auf ein ieden ein Knab mit Riemen angebunden. und dar Van hin auf in die Höche. ist widerum in ieden seiden ein groser Atler mit aus geströkten fligen. Dar auf Sas ein Knab mit Riemen angebunden. in der mitten waren etliche stafel dar auf Sasen vile Leuth. —

In diese Figuren werden in eine iede 4 grose Ochsen eingespannt die grösten die sie erfragen da halden die Cäpuciner an dar um das sie es herleihen und stölen gute Leuth der zu . . . . . .

Die Leuth die auf den Figuren seint die werden alle mit schenen Kleidern angelöget. und dar nach sie einen stanth auf der Figur zu verrichten haben. Die Kleider und Figuren hat alle der graf von Kienburg

[1]) Aus der sogenannten «Kapuzinerchronik von Tamsweg» — geschrieben von Andrä Kocher, Reiterbauer am Lasaberg († 19. April 1786).

[Kocher ist einer der Gewährsmänner J. v. Kürsinger's bei dessen Schilderung des Tamsweger Samson-Umzuges, Lungau, p. 256—259. Vergl. diese Zeitsch. I p. 10 f. Der Red.]

(Kuenburg) geschaffen dise Kleider waren schen und von aller hant farben. Das teil haben auf der Brust und auf der hauben an den Kopf Voller Spiegel glöser dise wan die Sun scheinet Blengizen gar schen wan sie sich Refen dieren (präsentieren?)

Dise Figur Leuth werden alle von einen Căpuciner Regierd der Procesion Meister genenet wird. Der gehet mith und hat die Brief in Henden. wo alle Reim geschriben seint. und wan einer anstehet so hilft er ihm. Die Leuth die auf den Figuren seint die miesen die Reime ale auswendig künen und Lerhen (lernen) und meistens auf der Figur aus Reimmen und schreien. gleich einen Prödinger änhlich. es hat ein ieder schon seine Eigene Reime und es werden alth Testamentische geschichten und Figuren aus gespileth.

nach dem die Prang und das vir (vorbei) ist, da haben alle Figur Leuth und furleut bei einen wirth etwas zu Esen und zu Trinken. und das wird glaublich von den Kirchen gelt bezalt.

Die Orthnung bei der Prang an dem Pruderschafft Montag.[1])

Zum ersten faren die Reiter mit schen aufgezamten Rossen dise waren nicht alle Jahr gleich vil. sonderen beilich 10. 20. 30. 40. 50. darnah ein Reicher Stanthär (Standartenträger, Anführer) ist diser mus als ein gutter zu lözth bei einen wirth vir alle Reiter eine Malzeith mit Esen und Trinken bezalen.

Bei den Reittern faret zuerst der far reitter. Diser hat auf einer Stang eine schilth gleich einer scheiben dar auf war das Hochwirdig guth gemalen. Nach disen faren etliche bar (Paare) reuder, nach disen kummth der Stanthär haltet auf einer langen stang einen Roden fan der hat nur ein Zipf der Stanthär ist bürgerlich gekleitet die anderen aber seint das teil Moren das teil Tirgen. Das teil haben Eisenen Harnisch an die meisten aber seint bürgerlich gekleitet. es seint auch 2 Trumelschlager auh 2 Trameter die alzeit wexel weis auf spilen. in der Zal seint sie nit ale Jahr gleich es seint beilich 10. 20. 30. 40. 50 dar noch das im der Stanthär gefalth. Reiten kan ein ieder wer gerne wili. Die Reiter faren alzeit vor aus. die weil sie aber störker faren so stölen sie sich auf ein anstendigen orth in schene ordnung und warden. sie faren auch auf St. Lienharth unter den gottes dienst heften sie die Ros an ob den Mössner Haus.

2 es werden mit 4 ochsen ein Figur gefierth. Dar auf waren ville Leith die Neben den fahren alzeit einer einen Reim Lauth aus Reimet und schreit · alzeit wexxel weis wie es ihm anbefoh(l)en ist

3 gehen die Schmit gesölen mit ihren fahn nach den fahn gehe die Muse, ein geigen und ein hakh Bredel die auf machen

4 nach den Schmith gesölen gehet eine Schar Jungfrauen dise dragen ihrer 4 auf einer schenen Trag ein bilth das Christ Kindel. oder den guth Hirden genenth

5 gehen die Schmith Meister ein ieder mit seinen Lieht

[1]) Der zweite Montag nach dem Fronleichnamstage.

6 wird mit 4 ochsen ein figur gefiert. dar auf waren Leuth und Reimen wie die Vorigen 2

7 gehen die Schuaster Knaben mit ihren fahn auh mit geign und Hakh Bredel.

8 gehet eine Schar Jungfrauen und Tragen das Bilth die Noburg (hg. Nothburga)

9 gehen die Schuaster Meister

10 wird mit 4 ochsen ein figur gefiert. dar aut waren Leuth und Reimen wie die forigen 3

11 gehen die Schneider gesölen mit ihren fahn auch geigen und Hakh Bredel. ale Handwercher haben Körzen Liehter

12 gehen eine Schar Jungfrauen und Tragen das bilt die katrina (hg. Katharina)

13 gehen die Schneider Meister

14 wird widerum (von) 4 ochsen ein figur gefiehrt darauf waren vile Leuth und oben dar auf war ein fenderich. die auh wexel weis Reimen neben den faren 4

15 gehen die weber Knaben mit ihren fahn. auh mit geigen und Hak bredel

16 gehen eine Schar Jungfrauen und Tragen das bilth die warbara (hg. Barbara)

17 gehen die weber Meister

18 wird widerum eine figur mit 4 ohsen gefiert 5

19 gehen die Milner Knaben mit ihren fahnen auh mit geigen und Hakh bredel die auf machen wie die vorigen

20 gehen eine Schar Jungfrauen und Tragen das schene Bilth Maria die unbefleckte

21 gehen die Milner Meister mit ihren Körzen Liehtlein als wie die vorigen

22 wird widerum ein figur gefiehrt mit 4 grosen ohsen auf disen seint an mehristen Leuth und ist die schwerste. Dise Laset der graf Selbsten vieren mit seinen ochsen 6

23 gehen die Schizen. 1 der Hauptmann mit einen Helmborten 2 gehen 3 fruaschizen (Fourierschützen) 4 gehen 2 Trumel schlager und Pfeifer 5 gehet der Herr Kabral (Korporal) der sie Kumadireth. 6 gehen 4 glider Schizen. in ieden glith 4 Man und auch 2 Kabral mit ihren Helmborten

7 gehet der Sämsam (Samson). Disen mus ein starker Man Tragen. Der hat 1 fl lan. Diser Trager mus auh einen firer haben der ihm weisen mus. weil er nur bei 2 löhern heraus sehen mus — diser Samson ist gros und bei 12 schuah Hach er ist gekleittet als wie ein Mensch in der einen Hand Hat er einen spies auf der agsel. in der anderen Hand hat er kaiwagen (Kinnbacken) bein. auh einen Säbel auf der Seiden. Den Kopf hat der Trager auf einen Stangel das er in hin und her Trehäen kan. das der Kopf hin und her schauet. Der Trager hat iber den Rugen eine Eisen stang und um die mitten mit Riem zusamen gedornet. auf St. Lienharth gehet er nicht hin auf.

8 gehet der fenderich mit seinen schenen grosen fahn 9 gehen 2 Trumel schlager und Pfeifer 10 gehet ein gemainer Kabral 11 gehen 4 glider schitzen in ieden glid 4 Man. zu lözt ein gemainer Kabral

24 gehen eine Schar Jungfrauen. und Tragen das schene bilth die Sgäpulier Mutter.

Die Jungfrauen die Tragen tuhn die haben ale Rathe Kidel an von kostbaren Tuah.

Die Schizen haben auh alle Rohte Rökh an und Kränähtirer (Grenadier-) hauben auf, auh auf der einen Agsel den Sähbell und auf der anderen die Patran Toschen gehanket ins Creuz

25 gehet eine grose Schar Blabe Bruder Schafft Mener der heilligen Sgäpulier. mit einer grosen Blauben fahn und Neben 2 kleine fähllein (Fähnlein).

26 gehen die Rothen Bruder schaft Mener von St Lienhart eben mit 3 Rathen fahn

27 gehen die Pätter Cäpuciner ein ieder mit einen Lieht . . . . die Cäpuciner haben keine andere Kleidung. an als nur ihren Häbäth und ihr Manderl. wie ihr ardinäri Kleidung ist

28 gehen die Musekanten. ist auh eine ganze Schar. disen Tragen sien 2 Höpaugen (Heerpauken) und eine kleine orgel. und halth mit der ganzen Muse und Musizieren under wernder Prang auf das aller Schenste wie auh bei den Efangelium

29 gehen eine ganze Schar geistliche alle in gelben Mees Kleidern. es war schier aus allen Pfharen ein Priester da

30 wird das Hochwirdige guht getragen. 6 rothe Bruder schafft Mann Tragen den Himmel. Die Rats Burger in ihren Mantel gehen Neben mit Helmbarth. als Schilth wacht und auh etliche Knaben gehen auh Neben mit Liehter.

31 gehet die Herrschaft und die Frauen

32 gehet das ganze Vollkh

(Lesung der Evangelien; die «Figuren» bleiben auf dem Markt zurück; der andere Theil des Zuges zieht nach St. Leonhard hinauf, wo mehrere Ämter sind; dann kehrt der Zug zurück.)

Die figuren werden auf den Markt Plaz in schene ortnung gestölet. und es werden Pröder aufgelöget das sie von einer figur auf die andern gehen kinen. wie sie es zum Kameti aus Spilen von nöten haben. es werden alt Testamenttische figuren aus gespilet es ist alles aus der Bibel die schensten geschichten und begeben heiten, sie werden auf das schenste den Leuthen zu bedrachten vor gestöleth. doch alle Jahr etwas anderes und etwas Neues. auh wol den Heil Lienhart. die Brigitä die Magälenah den guth Hirtten und das Hoch wirdige gut. alles auf das schenste und noh vil anderes wird aufs Herrlicheste. und schenste vor gestölet das ale Leuth der van zu Sagen wissen. und ein ieder lobete es . . . . es ist ein gar sehr groser Zua lauf. aus den Kährent und Steier. auh von Schläming und im ganzen Lungau. und aus allen orden seind Leuthe da als Kirchfarder.

Wie bei der Prang wider um alles ab kumen ist.

Die Figuren hat schon der Kumisähri (fürstbischöflicher Commissär, der Pfarrer von Tamsweg) Johann Seninger abkumen lassen. es hat ihme alles vil zu lang gedaueret. und die ochsen Prang wollte ihme auh niht gefalen. Da haben sie das figuren fieren seinn lassen und niht mher gefiret

Darnah haben sie gehente Figuren ein gestöllet. und an gekleitet — die alt Testamentische geschichten und figuren vorstöllen alls Nemlich. den Moise und Aran Aberham und Isakh den goliath und die Jutith. und noh vil andere mher und das war woll auh recht gar schen und das daueret bis auf das Jahr 1786. Da seint abgeschaffen die Procesianen und Prang Täg. da seint nicht mher erlaubet als an den franleichnams Tag. und auf den Suntag dar auf zu Prangen. und da ist auh niht mher Verlaubet zu Prangen und in der Prang zu haben. als Jungfrauen Bruderschafft Menner und die Handwerchs Zunpften. an den Bruder schafft Montag wird die Prang gehalten. aber auh kein schiz kein Schus kein figur es seint Tragente oder gehente. alle Tragente Pilter und ales ist abgeschafen.

Höhlensagen aus Krain.

Von Franz Kraus, Wien.

Das Capitel des Volksglaubens ist ein ungemein reiches, besonders bezüglich der Höhlen, in denen allerlei böse Geister hausen sollen, weshalb es an vielen Orten schwer hält, Begleiter für Höhlenexpeditionen zu finden. An anderen Orten hat sich das Volk diese Scheu abgewöhnt, trotzdem es noch schaurige Sagen von Höhlen nacherzählt, an die es besonders dann noch glaubt, wenn es sich um verborgene Schätze handelt. Die meisten Sagen über Höhlen haben eine gewisse natürliche Grundlage, wofern es sich nicht um vertragene (eingeschleppte Sagen) handelt.[1] Es bedarf jedoch einer bedeutenden Localkenntnis, um diese Grundlage herauszufinden und die sagenhaften Zuthaten abzustreifen, die oft aus späterer Zeit stammen und die ursprüngliche Sage ganz entstellt haben. Je länger man zögert, die Sagen zu sammeln, desto weiter schreitet die Verunstaltung fort, und das Erkennen der Grundlage wird immer schwieriger. Man hat in richtiger Erkenntnis der Nothwendigkeit, von diesem kostbaren Materiale zu retten, was noch zu retten ist, eine große Anzahl von Sagensammlungen veröffentlicht, in denen auch die Höhlensage gut vertreten ist. Viele Sagen sind aber noch nicht aufgeschrieben, und es besteht die Gefahr, dass sie verloren gehen oder an ihrer Ursprünglichkeit Schaden leiden. Brauchbar für die Forschung sind nur die in den wissenschaftlichen Sammlungen enthaltenen Sagen, ohne jeden belletristischen Aufputz, aus denen die für Unterhaltungslectüre hergerichteten Sagenerzählungen ohnedies fast ausschließlich geschöpft sind. Es gibt aber

[1]) Im Capitel «Sagenhöhlen» meiner «Höhlenkunde» (Wien 1894, Verlag von Carl Gerold's Sohn, pag. 220 ff.) habe ich den Versuch gemacht, bei einigen Sagen diese naturwissenschaftliche oder historische Basis nachzuweisen.



noch eine große Anzahl von Höhlensagen, die entweder niemals aufgeschrieben oder in solchen Sprachen publiciert sind, die nicht Jedermann geläufig sind, wie die slawischen Sprachen und Dialekte. Um auch diese allgemein zugänglich zu machen, bedarf es der Mitwirkung von Personen, welche die betreffende Sprache verstehen und mit dem Volke in Berührung stehen. Krain, Görz, Istrien sind reich an Höhlen und diesbezüglichen Sagen, die publiciert zu werden verdienen, aber in diesen vielsprachigen Ländern ist ein ergiebiges Sammeln von Sagen nur einem Eingeborenen möglich, der die Sprachen und Dialekte versteht.

Um einen Anfang zu machen, mögen in Nachfolgenden einige Sagen aus Krain angeführt werden, die entweder leicht zugänglichen Quellen entnommen sind oder vom Schreiber dieses selbst gesammelt wurden. Die nöthigen Erläuterungen sind in Fußnoten beigegeben.

Gottschee.[1])

Nahe bei der Stadt liegt eine alte Burg, die noch von einem Jäger bewohnt wird. Einst schlief der Jäger unter einem Baume vor der Burg, da sah er sein fünfjähriges Söhnchen einem Abgrunde zuschreiten, als ob es geführt werde. Da raffte er sich auf und entriss dem unsichtbaren Führer die Hand des Kindes. Das Kind erzählte ihm, ein schwarz gekleideter Mann mit rothen Augen und langem Barte habe ihm schöne Sachen versprochen, wenn es ihm folgen wolle. Am Abend desselben Tages erschien der Mann dem Jäger und dieser folgte ihm unerschrocken. Der Felsen am Abgrunde that sich auf, und sie stiegen eine Treppe hinab durch Gänge und größere Räume. Zuerst kam ihnen eine Schlange entgegen, dann sah der Jäger sieben Greise, später einen kleinen Sarg, dann in einem größeren Gewölbe 28 große Särge mit Leichen, deren Gesichter ihm bekannt vorkamen. In einem hellerleuchteten Saale feierten 38 Personen, die alle todtenblass waren, eben ein Fest; in einem anderen befanden sich altfränkisch gekleidete Leute, von denen der Jäger mehrere zu kennen schien. Auf seine Frage hieß es, es seien alles Bewohner des Schlosses. Darauf wurde der Jäger sanft hinausgeschoben. Er stieg eine Treppe in dem nassfeuchten Raume hinan, und sah durch ein Loch den Tag hereinscheinen. An dem hier hängenden Seile erkannte er, dass er sich am Grunde der Cisterne befinde. Erst nach 4 Tagen kam seine Frau Wasser zu holen, und war nicht wenig erstaunt, den todtgeglaubten Gatten herauf zu ziehen. Als der Jäger später den Ahnensaal betrat, erkannte er die Gesichtszüge der Leute, die er in der Höhle gesehen hatte.[2])

Das Loch bei Katzenstein.

«Auf einem hohen Berge oberhalb Katzenstein, gleich hinter der St. Peterskirchen (in Oberkrain) siehet man ein tiefes steiniges Loch, welches nicht weiter, als dass ein kleiner Hund hineinkriechen könnte. Dieses Loch hat eine sonderbare Tugend oder Heil-Krafft in sich, denn wer Ohren-Weh hat, oder halb- oder gantz Gehörlos ist, aber den Kopff

[1]) Sehr modern klingende Sage.

[2]) J. Gebhart, Österreichisches Sagenbuch, Pest 1862, Seite 148.



über diß Loch leget, und auf demselben also eine Weile darüber hält, der erlanget wieder sein früheres Gehöre. Maßen mir (Valvasor) solches eben bei dieser Kirchen nicht allein der Meßner, sondern auch viel andere Leute, denen es geholffen, bezeuget haben.»[1])

Veternek.[2])

«Gallenbergische Alpen (oder mit gemeinen Lippen Gallenberska planina) nennet man den überaus hohen Berg, welcher oben auf seiner Höhe Steyer und Crain scheidet. Er schauet mächtig weit um sich her, und hat oben ein Loch, das in Form und Gestalt eines Rauchloch hinunter geht, welches der Anwohner Veternek nennet. Wirfft man einen Stein dahinein, so fährt ein starker Wind herauf. Solches habe ich selber versucht. Die Leute daherum sagen, es breche bisweilen der Wind so ungestümlich und gewaltig heraus, dass man unmöglich nahe kann hinzukommen.»[3])

Der Glaube, dass durch Hineinwerfen von Steinen in die sogenannten Wetterlöcher (Schachthöhlen) Stürme und Ungewitter entfesselt werden, findet sich nicht nur in Krain, sondern auch in den meisten Gebirgsgegenden von Steiermark, Oberösterreich, Tirol und Kärnten.

Höhle bei Hopfenbach.[4])

«Eine mächtig tiefe und weite Höhle hat ein Berg unweit von Hopfenbach, an deren Ende eine steinerne Tafel steht. Die Landleute daherum erzählen, man habe dieses Loch einmal vermauert, worauf aber Nachts eine solche Unruhe entstanden und so lange angehalten, bis man's wieder geöffnet. Anjetzo kann man aber hineingehen, wenn man will, und wird niemals etwas hören.»

Eine moderne Sage ähnlichen Inhaltes ist die folgende:

Verstopfung des Šica-Sprudels.

Die Šica (Schitza) kommt aus dem hochgelegenen Raschitzathale auf unterirdischem Wege in das Račna-Thal (Ratschnathal). Die Quelle tritt bei Niederwasser aus der unteren Öffnung allein hervor, bei Hochwasser aber kommt auch ein höher gelegenes enges Loch in Action, welches das Wasser infolge des bedeutenden hydrostatischen Druckes klafterhoch emporwirft. Dann entsteht eine Überschwemmung im Ratschnathale.

Einst beriethen die Bauern darüber, was wohl zu thun sei, um die Überschwemmungen zu verhindern, und sie kamen überein, die Schitzaquelle zu verstopfen, was auch geschah. Bald darauf kam ein Wolken-

---

[1]) Johann Weichhard Freiherr von Valvasor: Die Ehre deß Hertzogthums Crain, Laibach 1689, II. Buch, Seite 117.

[2]) Vjetr = Wind, also Windloch oder Windhöhle = Vjeternica.

[3]) Joh. Weich. Freiherr von Valvasor: Die Ehre deß Hertzogthums Crain. Originalausgabe: Laibach 1689, II. Buch, Seite 142.

[4]) Wörtlich nach Valvasor: Die Ehre deß Hertzogthums Crain, Laibach 1689, II. Buch. Seite 207. — Hopfenbach ist ein Schloss bei Pristava im Gerichts-Bezirk Rudolfswert.

bruch, und das Wasser fand keinen Ausweg. Es rumorte im Berginneren, dass die Felsen erzitterten, und in der höher gelegenen Thalstufe von Police füllten sich alle Vertiefungen mit Wasser, welches schon überzufließen drohte, als das künstliche Bauwerk nachgab, und sich das Wasser über das Ratschnathal ergoss, wodurch aller Sorge ein Ende gemacht wurde.[1])

Marjanšica.

Im Gebirge, welches im Südwesten das Kesselthal von Ratschna begrenzt, liegt ein tiefer Schlund, der Marjanšica heißt. Valvasor führt ihn unter jenen Wetterlöchern an, die alljährlich geweiht wurden, um sie unschädlich zu machen. Noch heute glaubt das Volk der Umgegend, dass in dem Schlunde der Divi mož wohne, und man erzählt sich, dass einst Hirtenbuben Steine in den Schlund geworfen hatten, worauf der Divi mož (wilder Mann) herausgekommen sei und mit fürchterlicher Stimme die Buben gefragt habe: wer hat meinem Sohne seine Lampe zerschlagen? Die geängstigten Buben wiesen auf einen Ziegenbock und sagten: der hat es gethan. Darauf ergriff der wilde Mann den Bock und nahm ihn mit sich in den Schlund. Diese alte Sage hatte gelegentlich der Untersuchungen zur Entwässerung des Ratschnathales ein heiteres Nachspiel, denn als man versuchen wollte, den Schlund zu untersuchen, rottete sich die Bevölkerung zusammen und wollte dies verhindern, in der festen Überzeugung, dass der wilde Mann den waghalsigen Explorateuren zum mindesten den Hals umdrehen werde. Da wurde zum Zwecke der Erforschung der Luft im Schlunde an einer langen Schnur vorerst eine Stallaterne hinabgelassen, in der sich ein Öllämpchen befand. Die Laterne schlug wiederholt gegen die Wände des engen Schlundes, wobei das Thürchen aufgieng und das Lämpchen herausfiel. Durch wiederholtes Anschlagen beim Heraufziehen schloss sich das Thürchen wieder und die Laterne kam ohne Lämpchen herauf, woraus die Leute schlossen, dass nun der Sohn des Divi mož wieder ein Lämpchen habe, und der Untersuchung nichts weiter in den Weg legten. Diese konnte aber trotzdem nur bis in eine Tiefe von 40 *m* erfolgen, weil durch Seitenklüfte große Wassermassen in die Höhle stürzten, so dass an ein Vordringen nicht gedacht werden konnte. Seither fand sich keine Gelegenheit mehr die Wohnung des Divi mož zu untersuchen, und die Sage findet noch fortwährend Gläubige.[2])

Drei Löcher bei Botschitsche.

In Krain befinden sich nicht weit vom Zirknitzersee und dem Schlosse Stegberg[3]) bei dem Dorfe Botschitsche[4]) drei Löcher, welche

[1]) Mündliche Mittheilungen von J. V. Hrasky in Laibach.

[2]) Mitgetheilt von den an der Untersuchung betheiligten Landesingenieuren Hrasky und Klinar.

[3]) Stegberg liegt am Ostende des Zirknitzerthales in einer Seitenschlucht, in der ein Bach entspringt, den man mit jenem für identisch hält, der in der Kreuzberghöhle fließt. Vielleicht ist diese Höhle, die aber nur einen Eingang hat, gemeint.

[4]) Das Ortsrepertorium von Krain enthält kein Dorf dieses Namens.

tief in die Erde gehen und einer gähen Felsenstiege ähnlich sind. Durch dieselben kommt man hinab zu einem rinnenden Gewässer, dessen sich die nächst umher liegenden Dörfer aus Mangel eines anderen zur täglichen Nothdurft bedienen, weil sie sonst gar weit Trinkwasser suchen müssten. Unten am selbigen Wasser soll der böse Geist manchen Leuten erscheinen, und mit betrüglichen Verheißungen dieselben zur Zauberei verführen, inmaßen nicht wenige derselben deswegen auf den Scheiterhaufen schon gekommen sind.[1])

Schachthöhle im Kumberge.

«Auf einem hohen Berge in Khumberg eröffnet sich ein gewaltig tiefes und großes Loch, darin vor etlichen Jahren einem Bauern ein Paar an's Joch gespannte Ochsen gefallen, und nachmals das Joch allein bei dem See Mitalu (oder Mitalo)[2]) wieder herausgekommen. Wo aber die Ochsen geblieben, hat Niemand erfahren können.»[3])

Der unterirdische See bei Tarischendorf.[4])

NB. Ein Ort dieses Namens kommt im Ortsrepertorium von Krain nicht vor.

«Ein anderer See wird der Urainer See genannt; liegt nahe bei Tarischendorf an dem Flusse Neyring, der sonst auch Mirna heißt. Um dessen Ursprung hat es diese Beschaffenheit: Aus einer Grotte oder Höhle kommt ein kleines Bächlein, Namens Ureinepotok, geronnen. Selbiges Bächlein fließt heraus aus einem See, der inwendig im Berge, nämlich unter demselben sein Hauptläger hat. Und formieret endlich solcher Bach den Ureiner See.

Merk- und denkwürdig fällt hierbei, dass vor vielen Jahren ein dort an der Neyring wohnhafter Fischer, der annoch jetzo (1689) im Leben, oft mit einem kleinen Schiff in den Berg zu diesem See hineingegangen und darauf gefahren. Daselbst hat er viel schöne Forellen gefangen. Gähling aber ist der See ungestüm, und sein Schiff zum Loch der Einfahrt hinter sich getrieben worden. Und solches ist ihm seiner Aussage nach hernach öfters, ja allzeit wiederfahren, wenn er zu lange gefischt. Wenn er aber nur wenig Fische gefangen und sich damit begnügt hat, ist er ohne ungestüme Erregung des Seewassers und bei friedlicher Stille desselben wieder zurück gelangt an das Loch, da er hineingefahren. Und dieses hat er viele Jahre nacheinander gepractiziert, bis ihm zuletzt solche Praxis durch folgende Begebenheit verlegt und verboten worden: Vor etlichen Jahren hat sich ein Fels gleich vor dem

---

[1]) J. Gebhart, Österreichisches Sagenbuch, Pest 1862, Seite 142.

[2]) Der See Mitalu soll nach Valvasor bei Ratschach liegen. Sein Ausfluss treibt eine Mühle und fällt dann in die Save. Valvasor sagt weiter, dass der See in Unterkrain liege. Es kann daher nur dasjenige Ratschach gemeint sein, welches in der Bezirkshauptmannschaft Gurkfeld liegt, — was aber mit den anderen Angaben nicht stimmt.

[3]) Valvasor: Die Ehre deß Hertzogthums Crain, Laibach 1689, II, Buch, Seite 207.

[4]) Valvasor Joh. Weichhard Freiherr von: Die Ehre deß Herzogthums Crain, Laibach 1689, II. Buch, Seite 195.

See und zwischen dem Loch herabgerissen und hinuntergestürzt, wodurch bemeldetes Loch der Einfahrt verfallen und dermaßen verstopft worden, dass er von dem an mit seinem Schifflein nicht mehr hineinfahren können.»

«Man kann aber gleichwohl über die Felsen hinaufklettern und beim Licht der Fackeln in den See hinunterblicken, wie ich (Valvasor) selber auch gethan habe.»

Weiters erzählt Valvasor, dass einige Säulen die Decke stützen und verliert sich dann in Muthmaßungen über die Ursache der Entstehung der Höhlenwinde bei all zu langem Fischen, was mehrere Seiten ausfüllt. Er ist jedoch nicht sicher, ob der Wind von guten oder von bösen Geistern herrühre, und führt für beide Ansichten Beispiele aus anderen Büchern an.

Schlangenzungen in der Höhle bei Upetzah.[1])

NB. Der Ort kommt im Ortsrepertorium von Krain unter diesem Namen nicht vor.

«Bei dem Dorf Upetzah in Moreutscher Boden eröffnet sich ein Loch in einem Steinfelsen und erstreckt sich durch den ganzen Berg, welchen man den Lilienberg heißt bis in den Glogowitzer Boden . . . . . In selbigem Loch habe ich steinerne Schlangenzungen gefunden, welche denen, so man aus Malta bringt, ohne einigen Unterschied gleichen. Sie wachsen aus dem Felsen heraus . . . . . Die Einwohner sprechen, der Teufel schürfe ihm daselbst die Nägel, und solcher Wahn hat sie dermaßen bethöret, dass sie sich für diesem Loch scheuen, und keiner hineinzugehen begehret . . . . . Wie ich ihnen die mit herausgebrachten Schlangenzungen zeigte, antworteten mir die Einfältigen, sie kennten es wohl, es wären des Teufels seine Nägel, so er ihm hätte abgekratzt . . . . .»

NB. Schlangenzungen nannten die damaligen Gelehrten die Haifischzähne.

Räuberhöhle bei Adelsberg.

Unweit von der «Černa jama», zu deutsch «schwarze Grotte» oder «Magdalenagrotte» führt ein ziemlich ebener Weg in wenig Minuten zur Höhle an der Lehmpfütze (pri ilavi luži jark) oder Räuberhöhle. Sie liegt westlich vom Wege im Gebüsch verborgen und ist sehr schwer zu finden. Durch einen engen gewundenen Gang, in den von beiden Seiten Tageslicht dringt, gelangt man in eine offene Doline mit Steilwänden ringsum und steigt über einen Trümmerberg von großen, mit Erde bedeckten Felsblöcken bis auf den Grund, der vielfach durchwühlt ist. Da unten liegt ein großer Schatz vergraben, den Räuber versteckt haben. Den richtigen Ort erkennt man daran, dass die Sonne zur Mittagsstunde den Platz bescheint. Hier befindet sich ein verschütteter Höhlengang, der wahrscheinlich in die Černa jama einst mündete. Auch am tiefsten Punkte

[1]) Johann Weichhard Freiherr von Valvasor: Die Ehre deß Hertzogthums Crain, Laibach 1689, II. Buch, Seite 171.



setzt sich die Wölbung fort. Der Schatz soll noch unbehoben sein, trotzdem schon vielfach darnach gesucht worden ist.[1])

Adelsberg lag, als Ungarn und Kroatien noch im Besitze der Türken war, im Invasionsgebiete der räuberischen Horden, gegen die sich die Bevölkerung durch weithin sichtbare «Kreutfeuer» auf Bergspitzen zu schützen suchte. In den Wäldern, die noch heute die Berge nördlich von Adelsberg bedecken, mögen Raubgesellen in den Höhlen Schlupfwinkel gefunden haben,[2]) wie dies auch vom Schelmenloche bei Baden in Niederösterreich erzählt wird, in dem der Sage nach die «ungarischen Brüder» gehaust haben sollen. Auch liegt unweit von Adelsberg die Burg «pred jama» oder «Lueg», in welcher der fürchterliche Lueger mit seiner Bande hauste. An Leuten, die zur Sage Anlass gegeben haben können, hat es daher in der Gegend von Adelsberg nie gefehlt. Es bliebe aber zu ermitteln, welche dieser Stegreifritter gemeint sind, um auf das Alter der Sage schließen zu können.

Es sind in Vorstehendem nur einige Proben von Höhlensagen aus Krain herausgegriffen, die sich aus dem vorhandenen Materiale vermehren ließen. Nur zwei davon sind noch nicht publiciert und dies lässt vermuthen, dass man bei eifrigem Forschen noch mehr Sagen finden kann, die von Interesse sind. Die Höhlensagen können sogar in den wasserarmen Karstgegenden Anhaltspunkte zur Auffindung von Wasseransammlungen geben. So erzählt man z. B. in Unter-Lesece zwischen St. Peter und Divacca, dass mitten im Orte in der Doline, in welcher derzeit ein großer Misthaufen seinen Platz hat, der Eingang einer Höhle liege, die große Wasserlachen enthalte (jedenfalls nur Tropfwasser). In Folge eines Unglücksfalles sei der Eingang vermauert worden, trotzdem der Ort keinen Überfluss an Trinkwasser hat und diese Reserve in Zeiten der Dürre gut brauchen könnte. Sehr zu empfehlen wäre es daher, die Lage der betreffenden Höhle genauer anzugeben, als dies beispielsweise Valvasor that. Genaue topographische Angaben sind besonders bei solchen Höhlen wichtig, aus deren Sagen sich praktische Folgerungen ziehen lassen.

Eigenthümliche Sagenfiguren kommen bei den Krainer - Höhlen nicht vor, höchstens den Divi mož könnte man als solche gelten lassen. Der Lueger gehört der Geschichte an und ist nicht unter die Sagenfiguren zu rechnen, obgleich ihn die Sage mit allerhand Zieraten umwoben hat. Er ist einfach in die Kategorie der Raubritter zu zählen, deren es zu seiner Zeit an anderen Orten gar viele gegeben hat. Der Lueger gab es im Mittelalter noch mehrere. Auch in Steiermark befindet sich die Ruine eines Luegerschlosses nahe an dem durch die Grazer Höhlentouristen bekannt gewordenen Luegloche, dessen Name jedoch in neuerer Zeit in Lurloch umgewandelt worden ist. Ob der neue Name richtig ist,

[1]) Mitgetheilt von meinen Arbeitern im Jahre 1885.

[2]) Dafür spricht auch die «Räubercommando» genannte Localität an der Straße von Adelsberg nach Planina.

verdient wohl untersucht zu werden, denn es gibt in Steiermark mehrere Höhlen, die den Namen «Lueg» und nicht «Lur» führen, wie das «rothe Lueg» und das «Rinnerlueg» im Kainachthale (nächst Lankowitz). Vielleicht gibt sich jemand einmal die Mühe den Ursprung der Bezeichnung «Lueg» zu ergründen, der bereits eine Reihe der verschiedenartigsten Deutungen erfahren hat. Der krainerische Lueger wurde nach seiner Höhlenburg benannt. Die steirischen Lueger werden schon 1202 in einer Urkunde erwähnt (s. Schmutz, Steiermärkisches Lexikon, Graz 1822); der Krainer Lueger erschlug 1483 den Marschall Pappenheim,[1]) und flüchtete sich dann in sein unzugängliches Höhlenschloss, dessen Lage bis dahin der undurchdringlichen Wälder wegen ganz unbekannt gewesen war, wie Valvasor erwähnt, dessen Werk überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube für wirkliche Sagen und für sagenhafte Erzählungen ist. Die Lectüre desselben kann nicht eindringlich genug den Freunden der Volkskunde empfohlen werden.

Zaubersprüche und Sympathie-Mittel aus Tirol.

Von Adolf Ferd. Dörler, Innsbruck.

Der Volksglaube Tirols ist eine überreiche Fundgrube von mündlichen und theilweise selbst schriftlichen Überlieferungen, die sich noch immer von Generation zu Generation fortpflanzen und nicht selten einen alterthümlichen, heidnischen Kern enthalten. Wenn auch schon manches hierüber, besonders was die Sagen und Mythen betrifft, veröffentlicht wurde, und Ritter von Alpenburg auch den tirolischen Aberglauben ausführlich behandelte, so glaube ich doch, mit der vorliegenden Auswahl von Zaubersprüchen und Sympathie-Mitteln durchaus Neues zu bieten, da ich hiezu keine anderen Quellen, als meine eigenen Sammlungen benützte.

Es muthet uns an, wie ein Gruß aus fernem Mittelalter, wenn man einen alten, silberhaarigen Bauern, mit einem Berge versetzenden Glauben von diesen Formeln, Segenssprüchen und Mittelchen sprechen hört. Manches klingt dabei freilich etwas unverständlich, aber es ist dafür desto kräftiger und heilsamer und weil's dem Vater und Großvater geholfen hat, spricht es ihnen der Sohn und Enkel nach, ohne dabei auch nur das geringste zu ändern.

1. Ein auch in Vorarlberg bekannter Spruch, wie verhexten Menschen und Thieren zu helfen ist, möge den Reigen eröffnen:

«Drei falsche Zungen haben dich geschossen,
Drei heilige Zungen haben für dich gesprochen,
Die erste ist Gott der Vater, die andere ist Gott der Sohn, die dritte ist Gott der heil. Geist,
Die geben dir dein Blut und Fleisch,

[1]) Nicht zu verwechseln mit seinem berühmten Namensvetter, der im 17. Jahrhunderte unter Tilly und Wallenstein focht und bei Lützen fiel.



Fried und Muth,
Fleisch und Blut
So an dich geboren,
Sei an dir verloren;
Hat dich überritten ein Mann,
So segne dich Gott und der heil. Cyprian;
Hat dich überschritten ein Weib,
So segne dich Gott und Maria Leib;
Hat dich bemühet ein Knecht,
So segne dich Gott und das Himmelreich;
Hat dich gebärt eine Magd oder Dirn,
So segne dich Gott und das Himmelsgestirn;
Der Himmel ist ober dir
Das Erdreich ist unter dir,
Du bist in der Mitte,
Ich segne dich vor's Verirrte.»

2. Wenn irgend eine Hexe einer Kuh die Milch genommen hat und für sich verwendet, was leider in Tirol nur allzu häufig vorkommt, so schreibe man folgende Worte auf drei Zettel:

«I. Kreuz Jesu Christi Milch goss,
I. Kreuz Jesu Christi Wasser goss,
I. Kreuz Jesu Christi haben goss.»

Hierauf schüttet man die wenige Milch, welche die kranke Kuh noch gibt, in einen Hafen, legt die drei Zettel hinein, schabt etwas von der Hirnschale eines armen Sünders ab und gibt es gleichfalls in den Hafen. Dann lässt man das ganze eine hübsche Weile sieden. Das brennt und sengt die Hexe wie das höllische Feuer, und sie muss binnen kurzem crepieren.

Man kann auch die drei Zettel in den Mund nehmen, vor die Dachtraufe hinausgehen und die obigen Worte fünfmal sprechen. Dann geht man in den Stall und gibt die Zettel dem Vieh ein. So wird man nicht allein alle Hexen sehen, sondern es wird auch dem Vieh geholfen sein.

3. Unliebsame nächtliche Gäste sind auch die «Truden». Sie drücken Menschen und Vieh oft so elendiglich, dass man glaubt, eine Centnerlast auf der Brust zu haben. Jedoch sind sie nicht, wie die Hexen, Verbündete des Teufels, sondern nur unter einem «gabach'n Zoach'n» (bösen Zeichen) geboren und verspüren den Trieb in sich, Menschen, Pferde, Kühe und Hennen, ja oft sogar Waldbäume des Nachts zu drücken. Um sich vor ihren Besuchen zu verwahren, ist es am besten, man schreibt Folgendes an die Bettstatt und in den Stall:

«Trude! ich verbiete dir mein Haus und Hof, ich verbiete dir meinen Pferde- und Kuhstall, verbiete dir meine Bettstatt, dass du nicht über mich tretest. Gehe in ein anderes Haus und steig über alle Berg und Zaunstecken und über alle Wasser, so kommt der liebe Tag wieder in mein Haus!»

4. Zu Ried im Oberinnthal bekam einst ein Kind, das erst dreiviertel Jahre alt war, eine so große Brust, wie eine schwangere Frau. Eine Trude kam nämlich alle Nächte zu ihm und sog demselben an den Brüsten. Die Mutter des Kindes wusste sich nicht zu helfen, bis ihr eine Nachbarin den Rath gab, sie solle an die Wiege, sowie an die Stubenthüre den Trudenfuß zeichnen. Dieses Mittel half, denn das Kind war bald wieder ganz gesund.

5. Das sicherste Mittel, das Vieh vor allen Unfällen, denen es auf den Almen ausgesetzt ist, zu bewahren, ist folgender Segen, der vor der Almfahrt gesprochen werden muss:

«Das Vieh geht diesen Tag und so manchen Tag und das ganze Jahr über manchen Graben. Ich hoff und trau! Da begegneten ihm drei Knaben, der erste ist Gott der Vater, der andere ist Gott der Sohn, der dritte ist Gott der heil. Geist, die behüten mir mein Vieh, sein Blut und Fleisch! und macht einen Ring um sein Vieh und den Ring hat gemacht Mariam ihr liebes Kind, und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlösser, das behüt mir Gott mein Vieh, sein Blut, Milch und Fleisch, dass mich kein Mensch anschaue, keine böse Hand angreife, kein böser Wind anwehe, kein Thier beiß, wie auch kein wildes Thier zerreiß, kein Baum fällt, keine Wurzel stecke und kein Dieb nimmt und wegführt das Vieh. Im Anfang des erstenmals sei geschlossen, und das ganze Jahr also fest beschlossen.»

6. Um sich vor Feuersnoth zu schützen, gilt folgendes Mittel als unübertroffen:

Man nehme ein schwarzes Huhn des Morgens oder des Abends aus dem Nest, schneide ihm den Kopf ab, werfe es auf die Erde und schneide ihm hierauf den Magen aus dem Leibe. Zu diesem und einem Stücklein aus einem Hemde eines Mädchens, das noch eine unschuldige Jungfrau ist und ihre Zeit in demselben hatte, gibt man dann noch ein am grünen Donnerstage gelegtes Ei hinzu, wickelt alles gut mit Wachs zusammen und vergräbt es in einem kleinen Hafen unter der Schwelle der Hausthüre.

Wenn aber unversehens im Hause Feuer auskommt, so schaut man vor allem andern, dass man ein Hemd von einer Magd erwischt, die ihre Zeit darinnen hatte, oder ein «Leilach» (Leintuch), worin eine Frau ein Kind geboren, und wirft es dann schweigend ins Feuer.

7. Einen Hauptpunkt im Tiroler Aberglauben bildet unstreitig das «G'frören», Stellen und Bannen, sowie das «Bringenmachen». Um sich selber zu «g'frören», das heißt, sich in einen Zustand zu versetzen, in dem man kein Glied mehr rühren kann, braucht man nur am Morgen nüchtern einen Schweinekoth zu verspeisen.

Sehr unangenehm muss das Gestelltwerden für Diebe sein, welche dann mit dem gestohlenen Gute augenblicklich stillstehen oder es gar dem Eigenthümer zurückbringen müssen.

Um einen Dieb in regelrechter Weise zu stellen, bedient man sich folgenden Spruches, der aber nur am Donnerstage morgens früh vor Sonnenaufgang unter freiem Himmel gebraucht werden soll:

«Ihr Diebe! ich beschwöre euch, dass ihr sollt gehorsam sein, wie Christus seinem himmlischen Vater gehorsam war bis ans Kreuz, und müsset mir stehen und nicht aus meinen Augen gehen im Namen der heil. Dreifaltigkeit. Ich bitte euch bei der Kraft Gottes, dass ihr mir aus meinen Augen nicht gehet, wie Christus der Herr ist gestanden am Jordan, als ihn St. Johannes getauft hat. Diesem nach schwöre ich euch, Ross und Mann, dass ihr mir stehet und nicht aus meinen Augen gehet, wie Christus der Herr ist gestanden, als man ihn auf dem Berg Calvari gekreuzigt. Ihr Diebe! ich binde euch mit den Banden, womit Christus der Herr die Hölle gebunden hat, so seid ihr Diebe gebunden.»

Hat man dem Dieb die gestohlenen Sachen abgenommen, so spricht man, um denselben wieder loszumachen, Folgendes:

«Ihr, Ross und Mann, so ich euch hab beschworen zu dieser Frist,
Reitet hin im Namen Jesu Christ.
Durch Gottes Wort und Christi Hort,
So gehet ihr nun alle fort.»

Oder:

«Gott der Vater unter dir dort, Gott der Sohn macht dir alles los, Gott der heil. Geist mache, dass du deine Glieder wieder bewegen und gehen kannst.»

Wie der Dieb das Gestohlene wieder bringen muss:

Man geht vor Sonnenaufgang zu einem Birnbaum, nimmt drei Nägel aus einer Todtenbahre oder drei ungebrauchte Hufnägel mit, hält dieselben gegen Sonnenaufgang und spricht: «O Dieb! ich binde dich bei dem ersten Nagel, den ich dir in deine Stirn und Hirn thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen; es soll dir so weh werden, nach dem Menschen und nach dem Ort, wo du es gestohlen hast, als dem Jünger Judas war, da er Jesum verrathen hatte. Den andern Nagel, den ich dir in deine Lung und Leber thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen; es soll dir so weh nach dem Menschen und nach dem Ort sein, da du es gestohlen hast, als dem Pilato in der Höllenpein. Den dritten Nagel, den ich dir, Dieb, in deinen Fuß thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast. O Dieb, ich binde dich und bringe dich durch die heiligen drei Nägel, die Christum durch seine heiligen Hände und Füße sind geschlagen worden, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast.» (Die Nägel müssen aber mit Armensünderschmalz geschmiert werden.)

Wenn man einen «bringen machen» will, so kann man auch ein Stück von der Hirnschale eines armen Sünders annageln und mit einem Zwirn, den ein Mädchen gesponnen hat, das noch nie beichten gewesen ist, umwickeln. Hierauf spricht man bei jenem Fenster, durch welches der Dieb entflohen ist, langsam folgende Worte:

«Dear's thuet nemmen,
Dear muess kemmen,
Den soll's brennen,
Dear muess rennen.
Wegen der Thot,
Wars um die Seal no schod!»

Dies ist so oft zu wiederholen, bis der Dieb kommt. Die letzten Verse sind deshalb, damit wenigstens die Seele des Diebes gerettet ist, falls derselbe infolge des Herbeirennens sterben würde, weil er bei jedem Worte, das gesprochen wird, sammt der oft beträchtlichen Last des gestohlenen Gutes, einen Schritt machen muss. Wenn man aber noch bei diesen Worten mit einer Haselruthe in die Luft schlägt, so ist der Dieb sicher getödtet.

Das Stellen und Bannen hatte auch der «Wies-Joggl», ein berüchtigter Wilderer und Schwarzkünstler, der eine halbe Stunde oberhalb Kauns, am Kaunser Berg im Oberinnthal zu Hause war, wie kein zweiter los. Auf seinen Streifzügen kam er oft bis ins Engadin und schaffte die geschossenen Gemsen bei hellem Tage zu Thal, weil er sich mit einem sogenannten Blendstein [1]) unsichtbar zu machen wusste. Einmal aber, als ihm die Schweizer schon hart auf den Fersen waren, konnte er sich nicht anders aus der Klemme helfen, als dass er sich in eine «Baumruna» verwandelte. Die nichts ahnenden Schweizer setzten sich anf diesen Baumstamm und begannen Tabak aufzuschneiden. Dies aber hat dem Wies-Joggl, wie er später selber oft versicherte, schon damisch weh gethan, weil sie beim Schneiden mit dem Messer in die Rinde gekommen waren.

An einem «Pfingst-Eirtag» (Pfingst-Dienstag) stellte er einst auf dem Wege von Kauns nach Kaltenbrunn den Bittgang, der alljährlich von den Riedern, Serfausern und Kaunsern nach Kaltenbrunn unternommen wird. Aber bald hätte er ihn nicht mehr flott machen können, und dann wären alle Theilnehmer des Todes gewesen.

Ein anderesmal war er an einem Sonntagnachmittag in der Kirche zu Kauns. Mitten unter dem Gottesdienste verließ er aber die Kirche und einer Ahnung folgend, es müsse zu Hause etwas nicht in Ordnung sein, machte er sich schleunigst auf den Heimweg. Und siehe da! die Stubenthüre brachte er kaum auf, denn die ganze Stube war gedrängt voll «Tuifla». Es hatten nämlich die Kinder während seiner Abwesenheit ein Zauberbuch erwischt und darin gelesen. Nun hatte sich die ganze Stube mit Teufeln angefüllt, aber ohne dass die Kinder davon das Geringste sahen oder hörten. Als der Vater hereingetreten war, drängte er sich bis zu den Kindern durch, ließ sich von ihnen zeigen, welche Stelle sie gelesen hatten und las darauf dieselbe zurück. Auf diese Weise verschwand wieder ein Teufel nach dem andern.

Einiges über Bannen, Stellen, G'frören und Bringenmachen findet sich auch bei Alpenburg, «Mythen und Sagen Tirols», Zingerle, «Sagen aus Tirol» und meinem Werkchen, «Sagen aus Innsbrucks Umgebung».

[1]) Einen solchen haben die Zeisige in ihrem Nest und machen es dadurch unsichtbar. Deshalb gelingt es auch nur sehr selten, den Blendstein aufzufinden.



8. Will man jemanden prügeln, sei er auch noch so weit entfernt, so gehe man bei Neumond, an einem Dienstag vor Sonnenaufgang, auf die Wiese hinaus, trete zu einem Haselbusch, suche sich einen tüchtigen Stecken aus und spreche: «Steck, ich greife dich im Namen der heil. Dreifaltigkeit!» Dann nimmt man das Messer in die Hand und spricht wiederum: «Steck, ich schneide dich im Namen der heil. Dreifaltigkeit, dass du mir sollst gehorsam sein, wen ich prügeln will!» Hierauf legt man einen Kittel auf einen Scherhaufen, schlägt mit dem Stecken auf den Kittel los und nennt jenes Menschen Namen, welchen man prügeln will. Man wird denselben ebenso hart treffen und doch oft viele Meilen von ihm entfernt sein. Statt des Scherhaufens thut's auch die Hausthürschwelle. Man kann übrigens auch die Haselstaude mit einem Zwirn umwickeln, den ein unschuldiges Mädchen gesponnen hat, mitten aus derselben eine Ruthe herausschneiden und dann tüchtig auf die Staude hineinschlagen.

9. Mittel einen zu bezwingen, der sonst vielen gewachsen wäre:

«Ich N. N., thue dich anhauchen, drei Blutstropfen thue ich dir entziehen; den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft, damit nehme ich dir deine Stärke und Mannschaft.»

10. Eine Schusstellung. «Es sind drei heil. Blutstropfen Gott dem Herrn über sein heil. Angesicht geflossen. Die drei heil. Blutstropfen sind vor das Zündloch geschoben, so rein als unsere liebe Frau vor allen Männern war. Ebenso wenig sollen weder Feuer noch Rauch aus dem Rohre gehen; Rohr, gib du weder Feuer noch Flamm noch Hitze! Amen.»

11. Gewehr- oder Waffenstellung. «In Gottes Namen schreit' ich aus. Gott der Vater sei ober mir, Gott der Sohn sei vor mir, Gott der heil. Geist neben mir.

Wer stärker ist, als diese drei Mann,
Der soll mir sprechen mein Leib und Leben an,
Wer aber nicht stärker ist, als diese drei Mann,
Der soll mich bleiben lan!»

Ein Weib aus Afling im Oberinnthal, das mit Tuch schacherte, verstand sich auf die Waffenstellung so ausgezeichnet, dass ihr kein Mensch auf ihren weiten Reisen etwas anhaben konnte. Einst wollte sie gerade an dem Tage, als Innsbruck von den Bauern gestürmt wurde (12. April 1809), in die Stadt hinein. Da sie nun jeden, dessen Kugel sie hätte treffen können, bannte, kam sie auch glücklich durch. Natürlich musste sie dann den Spruch wieder von rückwärts hersagen, damit die Gestellten sich wieder rühren konnten. Das Stellen durfte aber nicht bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang geschehen, sondern wenn die Sonne schon auf- oder untergegangen war, sonst hätte der Gestellte augenblicklich sterben müssen.

12. Gar heilkräftige Sprüche, wenn man sich geschnitten oder gehauen hat, sind folgende:

a) «Unser lieber Herr Jesus Christ, hat viel Beulen und Wunden
Gehabt und doch keine verbunden.
Sie gähren nicht, es gibt auch keinen Eiter nicht.
Jonas war blind,
Sprach ich, das himmlische Kind.
So wahr die heil. fünf Wunden sind geschlagen,
Sie gerinnen nicht, sie geschwären nicht.
Daraus nehme ich Wasser und Blut,
Das ist für alle Wunden und Schäden gut.
Heilig ist der Mann,
Der alle Wunden und Schäden heilen kann!»

---

b) «Dieses Blut und Wunden soll stille stehen
Und nicht mehr gehen! Im Namen der heil. Dreifaltigkeit.»

---

c) «Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde,
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus Christus geboren war.»

---

13. Wenn ein Schaf oder anderes Vieh ein Bein gebrochen, so sprich Folgendes:

«Beinbruch, ich segne dich auf den heutigen Tag,
Bis du wieder werdest gesund bis auf den neunten Tag,
Wie nun der liebe Gott es haben mag!
Heilsam ist diese gebrochene Wund,
Heilsam ist diese Stund,
Heilsam ist dieser Tag,
Da Jesus Christus geboren war.
Jetzo nehme ich diese brochene Wund,
Dass diese brochene Wund
Nicht geschwell und nicht geschwär,
Bis die Muttergottes einen andern Sohn gebär!»

Auf das gebrochene Bein muss folgendes Pflaster gemacht werden: Ein guter Schuss Pulver wird klein gestoßen und mit etwas Hefe und dem Klaren von zwei Eiern gut vermischt.

14. Hat man eine Geschwulst, so gehe man bei zunehmendem Mond auf die Wiese hinaus, schaue, indem man die Geschwulst befühlt, zum Monde auf und spreche: «Das, was ich sehe, nehme zu, das, was ich greife, nehme ab, im Namen der hl. Dreifaltigkeit!»

Kann man aber das Zimmer nicht mehr verlassen, so bediene man sich folgenden Spruchs:

«Es giengen drei reine Jungfrauen,
Sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen.
Die eine sprach: es ist heiß.
Die andere sprach: Es ist nicht.

Die dritte sprach: Ist es denn nicht,
So kommt unser lieber Herr Jesus Christ.»

15. Mittel gegen Fieber. Bete dein Morgengebet, dann kehr' das Hemd um, den linken Ärmel zuerst und sprich: «Kehr' dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich! und nenne den Namen dessen, der das Fieber hat, das sage ich dir zur Buße im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.» Sprich diese Worte drei Tage nacheinander, so vergeht es. Oder streiche dreimal mit der einen Hand über die andere und sprich dabei:

«Petrus und Johannes giengen über einen Steg,
Und das Fieber war weg!»

16. Die in Tirol bekannten Sympathie-Mittel gegen das Zahnweh sind folgende:

«Stiert» (bohrt) man mit einem rostigen Nagel im schmerzenden Zahn herum und legt darauf den Nagel an einen Ort, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, so wird das Zahnweh aufhören.

Recht wirksam soll auch folgender Segen sein:

«St. Petrus stand unter einem Eichenbusch. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christ zu Petro: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Warum sollte ich nicht traurig sein, die Zähne wollen mir im Mund verfaulen. Da sprach unser lieber Herr Jesus Christ zu Petro:

Petro, geh hin in Grund,
Nimm Wasser in den Mund
Und spei es wieder aus im Grund!»

Reißt man sich den schmerzenden Zahn aus, bohrt auf der Schattenseite eines Lärchenbaumes ein Loch, steckt den Zahn hinein und schlägt noch einen Zapfen darauf, so wird man nicht leicht wieder Zahnweh bekommen.

17. Hat man Kopfweh, so braucht man bloß an einem Schwendtag[1]) auf ein Eisen zu beißen, und die Schmerzen werden bald nachlassen.

18. Gegen Hühneraugen ist gut, wenn man «arschlings» zu einer Fichte hinzugeht, einen Zweig abknickt, aber so, dass er gerade noch hängen bleibt und dann ohne sich umzuschauen, wieder weggeht.

19. Mittel gegen Überbeiner. Von einem Wagen soll ein Rad ausgelöst werden, woran sich der Patient reiben muss, indem er spricht:

«Ax,
Vertreib mer mei G'wax!»

20. Gegen «Dreisen» (Drüsenanschwellung) ist gut, wenn man bei abnehmendem Mond auf die Wiese hinausgeht, zu ihm hinaufschaut und spricht

[1]) Hauptschwendtage gibt es drei im Jahre. Wer sich an einem solchen verletzt, dem wird die Wunde nicht mehr heilen, er kann anwenden, was er will. Der Einfluss der Schwendtage erstreckt sich sogar auf das Pflanzenreich. Da hat nämlich ein Bauer aus Rum bei Innsbruck an einem Schwendtag einen Lärchenbaum umgehackt, und was geschah? binnen einer Viertelstunde fielen die Nadeln verdorrt von den «Graten» (Zweigen) herunter. Wenn man an einem solchen Tage den Acker pflügt, wird derselbe von Unkraut vollkommen gereinigt, weil die abgeschnittenen Wurzeln nicht mehr wachsen.

«Mu,
Schaug mer mein Binggl u!»

(Mond, schau mir meine Geschwulst an!)

21. Hat jemand Würmer, so bete er vertrauungsvoll nachstehenden Spruch: «Petrus und Johannes fuhren aus gen Acker, ackerten drei Furchen, ackerten auf drei Würmer, der eine war weiß, der andere schwarz, der dritte roth, da waren alle Würmer todt.» Sprich diese Worte dreimal!

22. Das bequemste Mittel, die Wanzen aus seinem Hause zu vertreiben, ist folgendes:

Man wickelt drei derselben in ein Papier ein und wirft es in irgend ein neugebautes Haus. Hierauf wandern alle Wanzen in jenen Neubau ein.

23. Um im Spiele zu gewinnen, bindet man sich mit einem rothen Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm, womit man auswirft.

24. Wenn man eine geschossene Elster im Stalle aufhängt, kommen keine Fliegen zum Vieh.

25. Nagelt man eine lebende Dreißgenkröte an den hintern Füßen im Estrich an und lässt sie so hängen bis sie crepiert und austrocknet, so saugt sie alle «bösen Winde» an sich und wird infolgedessen von denselben oft ganz aufgebläht.

Das Auflegen solcher Dreißgenkröten war auch gut gegen die Pest, und jene Orte, in welchen man dieses Mittel anwandte, blieben von der Pest verschont.

In manchen Dörfern, wo alles bis auf wenige Familien ausgestorben war, erschien ein Geist auf weißem Rosse und rief mit lauter Stimme:

«Esst's Kranebittbeeren und Bibernell,
Sterbt's nit so g'schnell!»

In Mutters, einem Dorfe auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck, war es einem Bauern gelungen, die Pest in einem Bündel Lumpen hinter den Ofen zu bannen, und es starb seitdem an der Pest kein Mensch mehr in diesem Orte. Einmal aber spielten die Kinder des Bauern ohne Aufsicht in der Stube und zogen die Hadern wieder hinter dem Ofen hervor. Nun begann auch die Pest wieder ihr früheres Wüthen und konnte nun nicht mehr gebannt werden.

Nach dem Erlöschen der Pest hat der wilde Mann selber den wenigen noch übrig gebliebenen Bewohnern des Oberinnthales ein Mittel verrathen:

«Hattet's gess'n Bibernell und Baldriu,
Wartet's kemmen all dervu!»

(Hättet ihr Bibernell und Baldrian gegessen, wäret ihr alle davon gekommen!)

Manche trugen als Schutz gegen die Pest folgende Buchstaben auf einem Zettel bei sich oder schrieben dieselben über die Hausthür:

† Z. † D. I. A. † B. I. Z.
† S. A. B. † Z. H. G. F.
† B. F. R. S.



26. Bevor ich zu einem andern Capitel des tirolischen Aberglaubens übergehe, sei noch des Haselwurms und seiner wunderbaren Kraft Erwähnung gethan. Im ganzen Innthale stellt man sich den Haselwurm wie ein schön gewickeltes Kind vor, in blühweißen Windeln und mit rothen Bändern geschmückt. Dass sich dieser Wurm unter der schon mehrmals erwähnten Haselstaude aufhält, deutet auf uralte Mythen hin.

Ein kleiner Bub aus Birgitz gieng einst mit seinem «Basl» gegen die Birgitzer Alpe hinauf, wo der Vater des Knaben gerade mähte. Da gewahrten sie unter einem Haselbusch ein wunderschönes Kindlein liegen, das wie zur Taufe mit rothen Bändern geschmückt war und auf dem Köpfchen ein zierliches Häubchen trug. Schnell holten sie den Vater herbei; wie er aber zur Haselstaude kam, war das Kind verschwunden. Es war eben ein Haselwurm, und wenn die beiden einen geweihten Rosenkranz oder Gnadenpfennig auf ihn geworfen hätten, so wäre er in ihrem Besitz gewesen und sie hätten denselben wegen seines scharfen Giftes um ein Heidengeld einem Apotheker verkaufen können.

Ein anderesmal sah ihn ein Bauernbursche bei der Kapelle zwischen Mairhofen und Brandberg im Zillerthale auf dem Wege liegen. Es war ein dicker, fast zwei Schuh langer Wurm mit einem Kindskopf statt des Schlangenkopfes. Am Rumpfe war er röthlich gescheckt. Wie aber der Bursche näher kam, schlüpfte das Vieh schleunigst den Berg hinauf und verschwand unter einer Haselstaude.

Wem es gelingt, den Wurm zu fangen und ein Stück von ihm isst, der versteht die Sprache der Vögel und Kräuter und sieht auch die verborgensten Schätze in den tiefen Gründen der Bergschluchten und Alpenseen.

27. Schließlich seien mir noch einige Worte über die Mittel, einen Schatz zu heben, gestattet.

Hat man mittels einer «Zeigruthe» die Stelle ermittelt, wo der Schatz vergraben liegt, so macht man mit Johannissegen einen Kreis um das Plätzchen, denn sonst könnte im letzten Augenblick noch der Teufel kommen und den Schatz das größte «Drumm» (Stück) weit verziehen. Hierauf tritt man in den Kreis hinein und beginnt gewisse Psalmen zu beten. Weiß man dieselben nicht auswendig und ist des Lesens kundig, so kann man ein geweihtes Büchlein benützen, in welchem diese Psalmen aufgeschrieben sind. Solche Büchlein findet man auch in den abgelegensten Thälern nur mehr äußerst selten bei irgend einem Bauern vor, infolge des eifrigen Bemühens geistlicher und weltlicher Behörden, dem Volke diese abergläubischen Schriften zu entziehen.[1])

Den ersten Psalm eines solchen Büchleins will ich hier mittheilen.

1. «Wo bist Du denn, mein Geliebter! hörest nicht das Rufen meines Mundes, warum verbirgst Du Dich?

[1]) Welchen Wert der Tiroler einem solchen Büchlein beilegt, beweist der Umstand, dass ein Thaurer Bauer, der irgendwo einen Schatz wusste, seinem Nachbarn, der ein solches besaß, vergebens einen neuen Leiterwagen sammt zwei Ochsen zum Geschenk anbot, wenn er ihm das Büchlein nur eine einzige Nacht leihe.

2. Siehe, wie einsam ich bin, willst Du mich verlassen? da Du mir versprochen hast zu helfen?
3. Willst Du mich stürzen in die Grube der Verdammnis? bedenke Dich und Deine Barmherzigkeit!
4. Habe ich denn nicht zwen Händ, mit denen will ich mich fest an Dir halten.
5. O Vater, dein Kind ruft zu Dir, so komme schnell mit Deiner Hilf, ehe ich verzage.
6. Schweige, meine Seel, denn Dein Geliebter erkennet das Wort Deines Mundes.
7. Meine Zunge erstummet, getraut sich nicht zu begehren den Nutzen des Nächsten.
8. Aber mein Herz redet zu Dir und ich weiß, Du erkennest, was ich von Dir begehre.
9. Siehe, die Geister der Finsternis bemächtigen sich der Güter aut Erden, ohne eines billigen Rechts.
10. Diese ihre Kraft benimm ihnen, und die Erde zertheile sich nach dem Wort Deines Mundes.
11. Jenes Sigill, so da ist einfach in der Gottheit, dreifach in den Personen, zertheile die Erde.
12. Also spricht das Wort des Herrn, thue dich auf, o Erde, fliehet eilends von hier, ihr Geister, welche ihr zugegen seid!»

Man darf sich aber dabei von keiner «Blenderei» des Teufels erschrecken lassen, denn gar oft wurde der Schatzheber schon durch einen über seinem Haupte an einem dünnen Faden hängenden Mühlstein oder durch ein anscheinend hereinbrechendes Ungewitter und anderes mehr vertrieben. Manchmal kommt die hl. Gertraud und gibt einem das Geld. Wenn aber die arme Seele erscheint, die den Schatz hüten muss, so «bespricht» man dieselbe und bittet sie: «Gib mers nu kod!» (Gib mirs doch!)

Heutzutage sind aber die verborgenen Schätze schon sehr selten, weil nach der Meinung des Volkes die Jesuiten alles zusammengeklaubt haben. Wenn aber im Keller irgend eines Hauses ein Schatz lag, konnten ihn die Jesuiten nur heben, falls ihnen der Eigenthümer des Hauses wenigstens eine Handvoll Erde von dem Plätzchen gab, wo der Schatz lag. Dann aber hatten sie ihn gleich und gaben dem Besitzer keinen rothen Heller davon.

Trotz des christlichen Gewandes, welches mehr oder weniger alle diese Formeln, Sprüche und Mittel bei der Tiroler Landbevölkerung erhalten haben, blitzen doch gar oft halb verklungene, germanische Mythen auf, wie Leuchtkäferchen, die sich ungeachtet des hereingebrochenen Spätherbstes noch ihres Daseins freuen.

Mögen sich recht viele Hände regen, die letzten Überreste eines längst entschwundenen Zeitalters zu sammeln! Tirol ist reich an denselben, und die Mühe wird gewiss keine vergebliche sein.

Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren (Landbezirk Znaim).

Von Anton Vrbka, Klosterbruck.

Höchste Zeit ist es, die Erscheinungen des Volkslebens früherer Zeit aufzuzeichnen, ehe sie von der ernüchternden Einwirkung der in die verborgensten Winkel hineinleuchtenden Civilisation und der daraus folgenden Emancipation aus früheren Verhältnissen weit zurückgedrängt werden und bevor sie dem Gedächtnisse des jetzt lebenden Geschlechtes entschwinden.

Über die Herkunft der Kinder herrschen bei uns die verschiedensten Meinungen. So hört man, man fange sie auf der Reuter, man beutle sie vom Baume, es bringe sie das große Wasser, der Storch oder die Godl (Pathin), sie schwimmen auf der Thaja u. s. w.

Ungefähr 14 Tage vor der Geburt des Kindes bekümmert man sich um die Gevattersleute (Taufpathen). Kommt das Kind auf die Welt, so ladet die Hebamme die Pathen zum Taufgang ein. Sie kommen ins Haus, in welchem sich der Neugeborene befindet, und geben den Eltern desselben die Hand mit den Worten: «Gevatter (Gevatterin), wenn ich Euch beleidigt habe, so verzeiht mir». Der Täufling wird durch sie in Empfang genommen und nach der kirchlichen Function der Wöchnerin mit den Worten: «Da bringen wir Euch aus einem Heiden einen Christen» übergeben. Die Pathen haben kurz vorher dem Täufling ein Geschenk, zumeist Geld in Silber oder Gold «eingebunden». ('s Gevatterstehn is a Ehr, oba ön Beutl machts leer.) Sie werden jetzt zu einem Taufschmaus geladen, der oft den ganzen Tag dauert. Öfters wird das «Kindlmahl» auf 8—14 Tage hinaus verschoben, wenn augenblicklich das nöthige Geld nicht zur Verfügung steht oder die «Sau» bis dahin Galgenfrist erhalten hat. Schon nach 14 Tagen findet die «Vorgang» statt. Die Wöchnerin besucht nämlich die Kirche, wo der Priester über sie Gebete spricht, und sie dann, eine brennende Kerze in der Hand, mit ihren Begleiterinnen an einem Opfergange theilnimmt. An diesem Gange nehmen alle Weiber theil, die der Wöchnerin mit einer Gabe, die in Esswaren besteht, gedacht haben. Die Pathen schicken der Wöchnerin durch 5 Tage die sogenannte «Suppe».[1]) In der That sind es aber soviel Esswaren, dass sich täglich zwei Familien daran sättigen könnten. Es kommen Eierkrapfen, Zuckerwerk, gekochte und gebratene Hühner, Schinken, Liqueur, und das Ganze endigt mit einem großen Topf Kaffee, zu dem um 1 fl. Semmeln beigelegt werden. In manchen Ortschaften wird am ersten Jahrestage der Geburt des kleinen Weltbürgers abermals ein Schmaus veranstaltet.

Die ersten 3 Tage nach der Geburt muss die Wöchnerin sorgfältig gehütet werden und darf um keinen Preis allein gelassen werden, sonst

[1]) Grimm erzählt, dass die Wöchnerinnen die schuldigen Zins- und Rauchhühner essen durften, wenn sie nur dem Amtmanne die Köpfe von denselben schickten. Bei uns wird für die Wöchnerin ausschließlich Hühnersuppe gekocht.

kommen die «Druden»[1]) und vertauschen das Kind mit einem «Wechselbalg». Nähert man sich in dieser Zeit der Wöchnerin, so muss man sie und das Kind mit Weihwasser bespritzen. Die Zeit nach dem Abendläuten ist für die Wöchnerin am gefährlichsten. Eine Bäuerin sagte mir, dass sie einmal nach dem Abendläuten von ihrem Manne, der sie schlafend wähnte, allein gelassen wurde. Da kamen die Hexen und Druden und wollten ihr das Kind mit Gewalt entreißen. In namenloser Angst presste sie das Kind an sich und schrie um Hilfe. Man fand sie ohnmächtig und in Schweiß gebadet.[2])

Ist das Kind einige Jahre alt geworden, dann besucht es öfters seine Pathen, die es regelmäßig am Geburtstage mit einem Geschenke überraschen. Im Verkehre reichen die Pathen ihren Täuflingen stets die Hand.

Ist der Täufling zur ersten Communion berufen worden, dann bekommt er von seinem Taufpathen eine große Wachskerze mit einem weißen Seidenbande geziert, in dem ein Myrthenstrauß steckt. Über den rechten Arm erhält er eine ähnliche Bandschleife. Das Mädchen erhält von ihrer Pathin ein weißes Kleid, einen Myrthenkranz und eine Kerze. Die Haare des Mädchens werden künstlich geflochten. So erscheinen diese Kinder zur Communion. Sie werden nach der oft eindringlichen und erschütternden Ermahnung des Priesters, am Glauben fest und treu zu halten, von ihren Taufpathen zur reich besetzten Tafel geführt. Dies geschieht am weißen Sonntag.

Nach dieser Zeit tritt der Taufpathe mehr in den Hintergrund. Der Täufling denkt langsam daran, sich einen recht reichen Firmgöd (Firmgodl) auszusuchen. Ausgenommen die Firmgeschenke, die bei Knaben in einer Taschenuhr, bei Mädchen zumeist in einem Gebetbuch bestehen, ist anlässlich der Firmung nichts besonderes zu erwähnen. Die Nähe Wiens bringt es mit sich, dass die meisten Kinder bei St. Stephan gefirmt werden, oder sie warten zu, bis nach längeren Intervallen der Bischof von Brünn in irgend einer größeren Gemeinde des Bezirkes erscheint.

---

[1]) Diese Druden waren einst germanische Priesterinnen, die durch eine hl. Handlung in den ersten Tagen Kind und Mutter reinigten. Als diese Priesterinnen auch noch unter dem immer mächtiger erstarkenden Christenthume ihre Pflichten gegen die alten Götter erfüllten, wurden sie von den katholischen Priestern zu Begleiterinnen der Teufel (der alten Götter) gestaltet und begleiteten diese höllischen Majestäten sammt den Hexen (Hagissenwächterinnen der h. Haine) auf allen ihren gefährlichen Excursionen. [Die Verantwortung für diese Deutung trägt der Herr Verfasser allein. — Der Wöchnerin nahen aller Orten böse Geister. Der Red.]

[2]) Zum Einschläfern des Säuglings gebraucht man folgende Liedchen:

1. Schlof, Kinderl, schlof,
Dei Voda is a Grof,
Dei Muada is a Bauerndirn,
Thuat dos kloane Kind einwiagn.

2. Heidl, popeidl
Ins Hobernstroh,
Es sticht di koa Federn,
Es beißt di koa Floh!

3. Madl, Madl, schlof,
Im Gortn san dö Schof,
Dö schwarzn und dö weißen,
Dö könnt'n 's Madl beiß'n.

4. Hutschi, putschi heidle,
Draußt san greani Städule,
Hängen rothi Ber'n dron,
Unsa Büaberl schloft ja schon!

Der Schule entwachsen, schließt sich das Mädchen mehr der Mutter an und lebt mehr abgeschlossen. Der Knabe nähert sich seinen älteren Geschlechtsgenossen und erscheint am Fasching und am Kirchtag zuerst auf der Bildfläche.

Zuerst macht er sich als «Druntertanzer», d. i. einer, der gegen Geld die Erlaubnis erhielt, unter den erwachsenen Burschen mitzutanzen, bemerkbar, er begleitet die Ortsburschen über deren ausdrückliche Erlaubnis auf ihren nächtlichen Spaziergängen und Sängerfahrten, bis er sich endlich nach dem vollendeten 15. Lebensjahre «einkauft». Mit einem Viertel- bis Halbeimer Wein kauft sich der Jüngling vor dem 1. Mai in die «Irkn» der Burschen ein. Weil gewöhnlich ein ganzer Jahrgang in diese Gemeinschaft aufgenommen wird, so wird aus den Einstandsgeldern eine Maimusik bestellt. Im Dorf Konitz haben die Ortsburschen einen Thonkrug aus dem Jahre 1790, der von dem sich Einkaufenden gefüllt werden muss, aus dem er auch trinkt. An diesem Tage sinkt gewöhnlich der Neuling in der «Irkn» (Irrgehn) mit jämmerlichem Gesichte unter den Tisch.

Sein Vater entschuldigt ihn aber sofort: «Der Bui muss arbeiten wie a Ross, konn er Wein trinken a». Jetzt ist der Jüngling im Vollbesitze aller den Ortsburschen zukommenden Rechte, er ist ein «Eingekaufter». Er verkehrt jetzt in ihrer Gesellschaft, macht alle Unterhaltungen mit, nimmt an den vielen tollen Streichen theil, singt die Nächte hindurch wacker mit, passt den fremden Dorfburschen, die ins Dorf «fensterln» [1]) kommen, auf, theilt aus und empfängt tüchtige Schläge, und was die Hauptsache ist, er darf sich jetzt sein «Mensch» (Mädchen) aussuchen. Bei dieser Wahl stehen die Eltern ihm mit gutem Rathe zur Seite.

Während der Zeit der Liebe geht der Bursche abends zum Fenster der Geliebten (fensterln). Ist er außerhalb des Ortes oder beim Militär und schreibt er ihr einen Brief, so steht gewiss auf dem Couvert die Clausel: «Eigenhändig zu übergeben». Vor den Dorfbewohnern ist es längst kein Geheimnis, welche Dorfschöne die Auserkorene dieses oder jenes jungen Mannes ist. Wenn die Mädchen auf dem Tanzboden in einem noch so großen Kreise herumstehen, ein Wink mit dem Zeigefinger von Seite des Burschen bringt das Mädchen sofort in eine auf den Zeichengeber gerichtete Bewegung. Niemals findet hiebei eine Verwechslung oder ein Irrthum statt. Kam einmal um Mitternacht die Damenwahl und trat ein Ortsbursche mit dem Rufe zwischen die Wirtshausthür: «Menscher, kummts eini, es kummt die Damenwahl», dann drängte sich gewiss auch alles in den engen Raum und reckte sich beinahe den Hals aus, um zu sehen, welchen «Buim» die oder jene Schöne nimmt. Gar beim Federschleißen erst, da Bursch und Mädchen ihre Vierzeiler recitieren oder ihr Liedl singen, wird es ganz gewiss offenbar, wer wen «mag».

Einige ältere Vierzeiler und Lieder aus Grusbach und Umgebung, die früher der Ausdruck der Jugend und der jungen Liebe waren, seien hier eingeschaltet:

[1]) Auch «Freigeh'n» genannt.

1. Wonn i aufsteh, wonn i einsponn, wonn i aussponna thua,
So bin i holt ollweil a lustiga Bua!

2. A gscheckerts Paar Ochsen
Und a blumati Kui
Gibt mr mei Voda,
Wenn i heiroten thui.
Heirotn thu i nit,
Weils mi nit gfreut,
Zu dir geh i nimma,
Da Wee is mr z'weit.

3. A Stodtmadl is gegen a Londmadl gor nix,
Wonns a von Kuastall stinkt, dös macht ihr nix.
A Fleisch homs, fest wie Bärn,
Frisch sans, wia Nusskern,
Essen, wia da Hirsch im Wald,
Dems Grosn g'folld.

4. Schworzauget muaßt sei,
Wonnst mei Diandl wullst sei,
A guats Herz in da Brust,
Sunst hob i koa Lust.
Kloan bin i, des woaß i,
Groß kon i no wern,
Und an Schotz muaß i hom,
Wia a Hoslnusskern.

5. Zöm omat am Beri
Steht a Hirsch und a Reh.
Ich thats holt gern schiaßn,
Obas Herz thuat ma weh.
Mei Herz thuat ma weh,
Won i geh, won i steh,
Won i sitz, won i lahn,
Is mei Herz wia Stoan.

6. Auf der Hoad draußt
Is a Mensch draußt,
Wons a Schöni war,
So war ich längst draußt.
— Wals a Wuldi is,
So bleibs ma oh g'wiss.

7. An Sprung über d' Gossen,
An Juchatza drauf,
An Klopfa aufs Fensterl,
Schöns Schotzerl, mach auf.
Und wonnst ma nit aufmochst,
So losst as halt bleiben,
Moring is Kirito,
Konnst a dahoam bleibn.

8. Wonn i wispel und schrei
Und du meldst di nit glei,
So konn is e scho vastehn,
Dass i weita soll gehn.

9. Ei du schwarzaugati,
Gelt für di taugat i,
Gelt für di war i recht —
Wonn i di möcht.

10. Scheint da Mond so schön
I meines Votas Gorten,
Bui, wo bleibst so long
Und losst mi worten?
Hob i dir nit gsogt:
«Kimm um holba ocht?»
Daweil bist käma erst
Um holba neuni;
Wort, verflixter Bua,
Jetzt därfst nit eini.

11. Schworz wia die Kersch'n
— Ös därfts mas glaubn —
San meinem Dirndl ihre Augn,
D' Zähnt san so weiß wia a Elfenboa(n),
S' Fleisch is so hart wiar a Stoa(n).

12. A Ringerl am Fingerl,
A Kranzerl im Hoor,
Und so gema zum Pforra,
Schau, so wern ma a Poor.

13. Mei Schotz is a Reita,
A Reiter muiß sein,
S' Ross ghört dem Kaisa,
Da Reiter g'hört mei.
Mei Schotz is a Moler,
Er molt ma mei Gsicht.
Der molt mas so sauber,
Doss koan Menschen gleich sicht.
Mei Schotz is a Schmied
Oba brennt is a nit.
Jiatzt los a man brenna,
Sunst kennat i 'n nit.
Mei Schotz is a Schreiber
A Schreiber muiß sei,
Er schreibt ma an Liabsbriaf,
An Gruß a glei drei.
Mein Schotz is a Jaga,
A Lump, a vadratha,
Er geht aus mit da Büchs,
Oba hoam bringt er nix.

14. Wonn i a Schneider wa,
War i a Goas,
Müaßt i a Müli gebn,
Dös war a Gspoas.

Einiges vom Thajaboden (die Ortschaften im Klosterbrucker Thalkessel):

1. Rother Apfel, gelbe Birn —
Wär i heut bei meiner Dirn
Nur a klane Viertelstund,
Dass i reden mit ihr kunnt.

2. Geh i füri für a Gaderfenster,
Sieh i lauter schöne Menscher,
Geh i über'n grünen Klee,
Seh' i meine Liebste stehn:
«Wort, nur wort, du saubere Dirn.
Dein Herr wird dir 'n Bugel schmiern,
Wird di peitschen mit dem Zehnd (Ochsenziemer),
Dass du wirst a Johr ausstehn,
Konnst nit woschen, konnst nit kochen,
Konnst 'n Herrn ka Hemed mochen,
Konnst ka Kraut nit brennen ein,
Was wirst du für Wirthin sein?»

Antwort:

«Der Herr, der därf sich um mi nit sorgen,
Wos i heut nit konn, dös konn i morgen,
Und wonn i a nit Olles konn,
Muiß' mrs lernen mei lieber Monn».

3. Höre mich du liebe Kleine,
Dich als Göttin bet' ich an;
Du kannst geben mir das Leben
Und löschen meine Herzensflamm!»

Antwort:

«Traudl hoaß i, goar nit woaß i,
Wos is Göttin für a Thier.
Wenn dei Herz is brennet wurden,
Da konn i nix dafür — hästs nit anzunden!»

4. «O Tyrannin, o Tyrannin, du bist Schuld an meinem Tod —
Es wird dich reu'n, wirst Blumen streu'n dort an jenem kühlen Ort».
«Schauts den Kecken,
Der will verrecken,
Blumen will er a dazu.
Blumen, die verwelken,
Geb i lieber meiner Kuh.»

5. Weiße, weiße Hollerblüh
Mitten a Bladerl,
Es gibt ka schöners Maderl
Als die Jungfer Kaderl.
Wer die Jungfer Kaderl will hobn
Muiß Buschen und Bänder trogn,
Buschen und Bänder trog i nit,
Die Jungfer Kaderl mog i nit!

Hat sich der Bursche mit seinem «Mensch» wegen des Heiratens ins Einvernehmen gesetzt, so geht er um die Hand seiner Liebsten zu deren Eltern anhalten. Bisher hat er sein Mädchen nur auf dem Tanzboden, beim Fensterln oder beim gewöhnlichen Stelldichein an der Hausthür gesprochen. Der Eintritt ins Haus war ihm verwehrt. Er hat sich wohl gehütet, seinem Mädchen das Eheversprechnis unter der Dachtraufe zu geben, denn dies würde zerrinnen. Er oder eine Basel oder ein von ihm auserwählter Vertrauensmann: «Heiratsmann» genannt, erhalten von den Eltern der Braut die Gewissheit, dass der beabsichtigten Heirat nichts im Wege stehe. Jetzt erst darf der junge Mann seine Auserwählte in deren Hause besuchen. Die Väter bez. die Vormünder des Brautpaares und die ausgewählten Trauungszeugen (Beistände) erscheinen an einem Sonntag abends im Hause der Braut zum «G'wissmachen». Sie stellen hiebei alle die Modalitäten fest, unter denen dann später der Heiratscontract beim Notar abgeschlossen wird. In manchen Gemeinden geht dem «G'wissmachn» das «Versprechnis» vor. Beide Besprechungen haben zum Zwecke, die Mitgift[1]) des Brautpaares entgiltig festzustellen und bilden für das Brautpaar eine Art Verlobung.

Braut und Bräutigam begeben sich nun mit ihren Beiständen zum Pfarrer, der nach genauer Prüfung der Matrik feststellt, dass kein Ehehindernis vorliegt. Dann verkündet er das Brautpaar von der Kanzel herab, dasselbe wird von der Kanzel «oig'schmiss'n». Nach der 2. Verkündigung geht das Brautpaar zum Pfarrer «beten» (ins Examen).

[1]) Die Rinder, die die Braut mitbringt, erinnern an die altgermanische Brautgabe.

Nach der 3. Verkündigung gehen der Bräutigam und die Braut, die Brautführer, Kranzeljungfern und die anderen Hochzeitsgäste einzuladen. Die Kranzeljungfern kommen zusammen und binden für die Hochzeitsburschen «Hutkranzeln», die sie am Hute derselben befestigen, überdies schmücken sie denselben noch mit mächtigen, grellfarbigen Bändern. Diese Beschäftigung der Kranzljungfern nennt man Kranzleinbinden Das Entfernen dieses Hutzierraths findet acht Tage nach der Hochzeit gelegentlich einer Kellerpartie statt und heißt Kranzlausbinden.

Diesen Hut auf dem Kopfe, im Festtagsgewande, eine weiße Schürze vorgebunden, gehn jetzt die «Hozatbuima» unter Pistolenknall und fröhlichem Gesange abermals einladen: «Braut und Bräutigam lassn Enk schön griaßn und lodn Enk auf Hozat ei». Müssen sie über Feld, so führen sie hübsche Rosse mit «Bandeln und Glinseln».

Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste des Bräutigams in seinem Hause, die der Braut bei ihr.

Die Hochzeitsburschen holen den Bräutigam ab, um ihn in das Haus der Braut zu geleiten. Bevor er sein Haus verlässt, leistet er dem Vater Abbitte, der ihm Glück wünscht und ihn ermahnt, mit der Braut ehrlich zu leben. Der Vater reicht seinem Sohne die Hand und bespritzt ihn mit Weihwasser.

Die Musikbande spielt unterdessen vor dem Hause lustige Stücke, die Hozatbuima credenzen Wein und vertheilen unter die Anwesenden Backwerk, während im Hause selbst zumeist Glühwein getrunken wird.

Der Bräutigam erreicht unter Musik, Pistolenknall und «Juchhe»-rufen das Haus der Braut. Sie ist zumeist in einem Zimmer ganz allein, oder nur umgeben von Personen, welche ihr beim Ankleiden behilflich waren.

Nachdem ein Frühstück eingenommen worden ist, hebt ihr Beistand an: «Schauen wir, dass wir die Braut finden!» und geht in das Zimmer, wo sich die Braut befindet, kehrt aber mit einer anderen Person zurück und fragt den Bräutigam: «Ist es diese?» Der Bräutigam verneint die Frage. «No, sie hot obr g'sogt, sie is es». — «I kenns nit». Nachdem diese absichtliche Verwechselung sich öfter wiederholt hat, meint der Beistand: «So woaß i nit, was du für oani willst, do muaß i no amol schaun». Endlich erscheint die Braut, welcher der Bräutigam freudig zuruft: «Die is es!» Darauf der Beistand: «No endli hon ichs g'funden!» Sodann stellt man sich in die Nähe des Weihkessels, und der Zeuge von Seite der Braut gibt noch folgende Lehre: «Das wisst Ihr, in welchen Stand ihr Euch begebt. Meidet jeden Zwist und jede Streitigkeit. Wenn ihr wollt, könnt ihr Euch jetzt noch scheiden, seid Ihr einander aber lieb und wert, so gehn wir zur Trauung».

In Erdberg und Umgebung spricht der Beistand des Bräutigams: «Theuerste Freunde! Es wird Euch wohl wissentlich sein, dass wir vor einigen Tagen einen Vertrag abgeschlossen haben. Wenn es nun Euer Wille ist, so bitte ich, uns die Braut vorzuführen».

Darauf der Beistand der Braut: «Hier stelle ich die Jungfer Braut dem jungen Herrn Bräutigam vor und übergebe sie aus meiner Hand in Eure Hand, damit Ihr sie führet zum Altar, wo sie empfangen wird das hl. Sakrament der Ehe. Wenn es nun so Euer ernstlicher Wille ist, so reichet einander die Hand».

Sodann die älteste Brautjungfer: «Hochgeehrtes Brautpaar! Bevor wir dieses Haus verlassen, will ich einige Worte an Euch richten: Werdet christliche Eheleute, denn ein christlicher Hausvater und eine christliche Hausmutter sind die Zierde eines Hauses. Denket oft an Gott, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Lieber Herr Bräutigam! Vor Kurzem habe ich Euch kennen gelernt. Ich habe ein starkes Vertrauen zu Euch gefasst. Ihr werdet wohl eifrigst bestrebt sein, Euer gegebenes Wort zu halten. Und Ihr, liebe Jungfrau Braut, tretet jetzt als Kind aus diesem väterlichen Haus, Ihr verlasset Vater, Mutter, Geschwister und Freunde, verlasset den Ort, wo Euere Wiege stand, um Euerm Mann zu folgen, den Ihr Euch selbst erwählet habt. Eueretwegen, Braut und Bräutigam, ist die ganze Freundschaft hier versammelt, um Zeuge zu sein von Euerem neuen Bunde.

Bittet daher Euere Eltern um den hl. Segen. Danket ihnen für Alles und auch Gott, der sie Euch so lange am Leben erhalten hat.

Und jetzt begleiten wir Euch in das Gotteshaus . . .»

Die Braut kniet an der Thürschwelle nieder, neben ihr der Bräutigam. Nach empfangenem Segen verlässt die Braut laut schluchzend das Haus, ein weißes Tuch vor das Gesicht haltend.

Der Hochzeitszug zur Kirche zeigt zumeist gleich nach der Musik an der Spitze den Bräutigam. Jedoch hat auch die Braut in manchen Ortschaften den Vortritt.

Im 1. Falle geht der Bräutigam mit seinen Beiständen, dann folgen die übrigen Männer, hierauf folgt die Braut mit den Junggesellen und Kranzeljungfern, am Schlusse des Zuges die geladenen Frauen.

Im 2. Falle gehen voran mit der Braut die Brautführer, Kranzeljungfern und Junggesellen, dann folgt der Bräutigam mit den Männern und den geladenen Gästen.

Aber auch folgende Anordnung kommt (gegen Niederösterreich zu z. B. in Kallendorf) vor: Voran die Braut mit ihrem Führer, die Kranzeljungfer mit dem Bräutigam, die Kranzelburschen mit den Kranzelmädchen, die Hochzeitsgäste und endlich die Musik.

Nach diesen Zusammenstellungen des Zuges richtet sich auch die Vertheilung der Plätze auf den Wagen, wenn der Hochzeitszug über Feld führt.

In Freistein wird der Bräutigam immer auf einem Wagen, dem zwei Ochsen vorgespannt sind, zur Kirche geführt.

Die Mütter des Brautpaares begleiten den Hochzeitszug nicht zur Kirche, sie bleiben zu Hause.

Nach erfolgter Trauung findet ein Opfergang statt. Hiebei verlangt die Braut vom Bräutigam Geld, um opfern zu können, wobei sie

angibt, sie habe ihr Geldtäschchen zu Hause vergessen. Je nachdem sie nun einen Kreuzer oder die ganze Geldbörse erhält, werden nun die Schlüsse zulässig, wem weiterhin das Recht zukommen wird, über Geldmittel zu verfügen.

Ähnlich reißt die junge Frau das Hauscommando an sich, wenn es ihr oder einer Kranzeljungfer gelingt, den Kranz, welcher dem Bräutigam während der Trauung auf den Kopf gelegt wird, zu erbeuten. (Thajaboden.)

Nach der Opferung knieen die Neuvermählten an den Stufen des Altars nieder und werden von den anderen Hochzeitstheilnehmern beglückwünscht.

Heiratet ein Bursch ein Mädchen aus einem fremden Orte, so wird ihm bei der Hinfahrt zur Kirche und am Rückweg «fürgezogen».[1]) Die Burschen halten eine mit bunten Bändern behängte Schnur quer über den Weg, sagen einen Spruch und lassen die Hochzeitsgäste aus einer buntgezierten Flasche trinken.

Der Spruch beim ersten «Fürzug»:

Im Namen der sämmtlichen Burschen willkomme ich Euch, hochbeglücktes Paar. Alle wünschen Euch Glück am heutigen Tag, dass kein Unglück Euch zustoßen mag.

Sehr groß sollen sein alle Freuden, die wir sämmtliche Burschen wünschen den Hochzeitsleuten . . . .

Hoch sollen die Fahnen der sämmtlichen Burschen wallen,
Und das Glück in Strömen in Eure Behausung einfallen,
Und der Jubel durch die Hörner der Musikanten erschallen. (Tusch, Geldabsammeln.)

Ähnlichen Inhalts und noch überschwenglicher ist der zweite Spruch.

Auf dem Rückwege von der Kirche geht oder sitzt das Brautpaar eng aneinander geschlossen. Die Braut hat das Thränentuch längst eingesteckt und macht ein fröhliches Gesicht. Unter fortwährendem Pistolengeknall langt man wieder beim Hochzeitshause an. Dort findet man die Thür verschlossen. Der Braut wird ein Besen gereicht mit dem Bedeuten, sie möge kehren, wenn sie es sauber haben will. Kehrt sie nicht gleich, so wird aufgemacht und es gibt jemand einen Laib Brot und ein Messer heraus und verschließt wieder die Thür. Das Brot wird angeschnitten, das Beginnstück der Länge nach getheilt und je eine Hälfte dem Brautpaare zugewiesen. Braut und Bräutigam verwahren ihren Theil an irgend einem Orte im Hause und achten darauf, welches Stück früher vom Schimmel befallen wird. Es herrscht nämlich der Glaube, wessen Stück eher schimmle, der sterbe zuerst. Um zu wissen, ob die Braut auch Durst habe, wird ihr eine Flasche Wein gereicht. Trinkt sie, so heißt es: «No, sie konns jetzt schon recht rar». (Überhaupt soll die Braut an ihrem Hochzeitstage sehr mäßig sein.) Dann erst wird die Thür geöffnet. In Moskowitz klopft die Braut an die Thür. Nach einer Weile öffnet sich

[1]) Eine nicht nur bei Deutschen, sondern auch unter Slawen verbreitete Sitte.



die Thür, und ein Besen wird ihr in die Hand gegeben als Zeichen, das Haus stets rein zu halten. Sodann erhält die Braut einen Laib Brot und ein rostiges Messer zum Anschneiden in die Hand. Ist beim Anschneiden die Rinde abgelöst, so steht ihr das Grab bald offen. Hierauf erhält sie ein Glas Wasser, sodann Wein, den sie mit dem Bräutigam austrinkt. Dann wirft sie nach rückwärts eine Schüssel mit gedörrtem Obst hin. In Zuckerhandl wirft die Braut den Besen weg und vertheilt Brot und Katarrhzelteln unter die Anwesenden. Dieses Bewerfen mit Obst oder das Vertheilen von Backwerk deutet auf den Segen der Fruchtbarkeit hin. Sobald die Thür geöffnet worden, begibt man sich weiter ins Zimmer, spricht dort ein Weilchen dem Weine zu und geht dann auseinander. Für die Musikanten, welche inzwischen ihres Amtes walteten, sowie für die Brautführer wird jetzt das Essen aufgethan. Hierauf werden die Hochzeitsgäste vom Brautführer zum Mahle geladen mit den Worten: »Braut und Bräutigam lassen Euch schön grüßen, und Ihr sollt sie auch heimsuchen zu an Glas Wein und a Stückl Fleisch».

Zu diesem Mahle hat aber schon jeder Hochzeitsgast seinen Theil beigetragen, die Suppe[1]) ist stark mit Safran versetzt. Zum Rindfleisch erscheint an diesem Tage unbedingt der berühmte «Semmelkren». Ungeheuere Bratenstücke, Geflügel, Wildpret, verschiedene Bäckereien, darunter der bekannte «Baumkuchen», verschwinden um so rascher von der Tischplatte, da jeder Hochzeitsgast noch einen Reserveteller hat, auf den er von allen Gerichten Stücke zulegt, die er als sogenanntes «Bschoadessen»[2]) für die Daheimgebliebenen später mitnimmt. Beim Mahle wird zumeist Wein getrunken, später Kaffee und als Magenschluss wird «Gollrot» (Sulz) aufgesetzt. In früheren Zeiten durfte bei solchen Gastmahlen die Hirse niemals fehlen.

Vor dem Auftragen der Gans erscheint der Brautführer mit verdecktem Teller bei der Braut und übergibt ihr ein Geschenk von der Köchin. Neugierig hebt die Braut den Deckel und wie sie das Brustbein der Gans erblickt, schiebt sie das Geschenk mit den Worten: «Ui, a Hutsche» unter dem Halloh der Gäste bei Seite.

Der Brauttisch steht zu oberst, an demselben nimmt sie mit den Kranzljungfern Platz, wobei die Braut gewöhnlich in die Ecke zu sitzen

[1]) Beim Auftragen der Suppe sagt der Brautführer:

Hier bring ich die Suppen,
Voll Fliegen und Mucken,
Voll Essig und Gall,
Solch Supp ist nicht überall!

Beim Auftragen der Spansau sagt er:

Hier bring ich eine Speis,
Man nennt sie Spanferkelfleisch,
Theilen Sie es fein sauber und rund,
Dass auf den Junggesellen auch etwas kummt!

[2]) In früherer Zeit wurden die Hochzeiten durchaus in Wirtshäusern abgehalten. Da musste jeder Gast die Kosten des Mahles für seine Person selbst tragen. Er bekam also auch einen Theil für sich an Speisen und Getränken. Das Erübrigte nahm er als «Bschaid» mit sich oder er schenkte es den Armen.

kommt. Häufig bedient nebst den Junggesellen auch der Bräutigam die Gäste.

Gewöhnlich thun dies an beiden Tagen die Junggesellen, weshalb soviel Tische aufgestellt werden als es Kranzelburschen gibt. In manchen Gemeinden bedienen am 2. Hochzeitstag die Kranzeljungfern.

Für Braut, Bräutigam, Brautführer, Brautjungfern und Junggesellen werden die Teller fürs «Bschoadessen» ans Fensterbrett gestellt und auch entsprechend gefüllt.

Bevor noch das Mahl zu Ende ist, das gewöhnlich von 2—9 Uhr nachmittags dauert, bevor es noch dunkel wird, wird die Braut vom ältesten Brautführer «abgehoben». Dieser legt vor dem Sitze der Braut seinen mit einem Rosmarinsträußchen gezierten Hut auf den Tisch und sagt:

Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen!
Ist die Jungfrau Braut hier, so tritt sie herfür.
Ist sie krank, so tritt sie auf die Bank.
Ist sie frisch und wohlgemuth, so tritt sie über meinen Stammenhut,
Und wenn sie über meinen Stammenhut wird steigen,
Will ich ihr ein Tänzchen erweisen.

Nun schiebt die Braut einen Geldbetrag unter den Hut, was sie aber noch wiederholen muss, bis 8—20 fl. darunter sind. Dann erst erklärt sich der Brautführer bereit, sie vom Tische, auf welchen sie steigen muss, herabzuheben, wobei er den Musikanten zuruft: «Musikanten spielts auf!»

Wo es die Raumverhältnisse nicht gestatten, wird das «Abheben» erst dann vorgenommen, bis das Hochzeitszimmer in ein halbwegs mögliches Tanzzimmer nach der Mahlzeit durch Ausräumen der meisten Tische verwandelt worden ist.

In Freistein muss die Braut nach dem Mahle auf den Tisch steigen und mitten zwischen Schüsseln, Tellern, Flaschen und Trinkgläsern hindurch auf den Brautführer zugehen, ohne jedoch dabei ein Gefäß umzustoßen. Denn dies würde einen Schatten auf ihre Jungfrauschaft werfen. Ist die Braut nicht Jungfrau, so geht sie längs der Bank von ihrem Platze.

Nach 3 Tanzstücken kommt ein Brautführer mit einer brennenden Kerze, die er mit der rechten Hand hinter dem Rücken hält, bis zum Brauttische, gibt das Licht hervor und spricht:

«Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen!
Der hellichte Tag hat sich geneigt.
Stockfinstere Nat hat sich gezeigt.
Aber jetzt hat mir Gott einen Stern gesandt,
Den soll ich tragen mit der rechten Hand,
Den soll ich setzen auf den Tisch,
Damit man alle Richten und Speisen sieht,
Alle Richten und Speisen nicht allein,
Sondern auch das Glas mit dem Wein.
Da sollen alle Herren, Frauen und Juugfrauen
Fröhlich und lustig sein. — Musikanten spielt's auf!»

Der nun folgende Act führt den Namen «Handwasser». Nach einigen Tänzen erscheint nämlich der Brautführer mit zwei aufeinander geschobenen Tellern, von denen der obere mit Wasser gefüllt ist. An einem eisernen Spieße oder an einem Stocke hält er noch ein angebundenes Handtuch, das um den Spieß, bezw. Stock gewickelt ist. Beim Eintritte sagt er:

«Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen!
Wenn sich jemand besudelt oder beschmutzt hat,
Bitte, sich in meinem reinen Brunnenwasser abzuwaschen
Und an meinem schneeweißen Handtuch abzutrocknen.
Ihr könnt auch etwas schießen,
Es sei Sechser, Zehner oder Dukotn,
Es wird meinem Beutel auch nicht schodn,
Ists etwos mehr, so gib ichs morgen auf guts Frühstück her,
Odr Ihr sechts Euer Lebto kan Kreuzer mehr!

Nun geht der Brautführer zu jedem Einzelnen und bietet ihm das Wasser zum Waschen an, das Handtuch jedoch erst nach entsprechender Entlohnung. Werden ihm bloß einige Kreuzer gegeben, so sagt er: «Mit koane Fuchsn fohr i nit, i möcht Schimml». Ist wieder etwas Geld in den unteren Teller geworfen worden, so will man sich abwischen. Er aber hebt das Handtuch immer höher und wickelt es erst ab, wenn er mit der Geldspende zufrieden ist. Gelingt es einem Gaste, dem Burschen das Handtuch zu entreißen, so ist der «Handwasserträger» blamiert und zieht sich beschämt zurück.

In manchen Ortschaften kommt das Handwasser gleich nach den Fleischspeisen.

Dem «Handwasser» schließt sich der «Breilöffel» an. Es kommt nämlich noch ein «beredter», beliebiger Hochzeitsgast, meistens aber einer der Beistände, mit einer absichtlich durch Feuer beschädigten Schürze oder einem solchen Tüchel an einem Stocke. Der mitgebrachte Teller (oft auch ein großer Schöpflöffel) lässt eine neue Bettelei vermuthen. Der Breilöffelträger spricht: «Do schauts, was sich die Köchin gmacht hat. Sie hot sich d' Schürzen verbrennt, jetzt hots koane. Do möchtn wir holt doch zusammengeben, dass sie sich wieder oane o'schoffn konn.»

Um mit gutem Beispiele voranzugehen, legt er zuerst einen Betrag (meist 1 fl.) in den Teller (Schöpflöffel) und sammelt dann von den Übrigen.

Mit entsprechenden Bettelsprüchen, die aber belanglos sind, leiten in manchen Gemeinden auch die Musikanten, ja sogar die Kranzeljungfern eine Sammlung ein. Auch beim Zuckerriechen zum schwarzen Kaffee wird gesammelt. Den Burschen seiner «Irkn» hat der Bräutigam überdies einen tüchtigen Braten mit entsprechendem Gemüse (Schweinefleisch mit Kraut) und eine ausreichende Quantität Wein (gewöhnlich ½ Eimer) ins Wirtshaus schicken müssen. Unter der Abwicklung der letztgenannten Gebräuche hat das Mahl sein Ende erreicht. Man gelangt zu einem von allen sehr erwünschten Programmpunkte: zum Tanze. Wird die Hochzeit

nicht im Wirtshaus, wie es öfter geschieht, gefeiert, wo in einem Nebenzimmer getanzt werden kann, sondern im Brauthause, dann werden Möbel und alle entbehrlichen Einrichtungsstücke hinausgeschafft und der Tanz beginnt. Er wird mit einem Ehrentanze der Braut mit dem ältesten Junggesellen eröffnet. Dann tanzt der Vater der Braut mit derselben, später kommen die Beistände zu einer Tour mit der Braut, dann die Pathen und endlich der Bräutigam. Jetzt gesellen sich die Junggesellen mit den Kranzljungfern dazu, und der allgemeine Tanz hat begonnen.

Gegen 10 Uhr nachts erschallt von der Straße lärmender Gesang: Die Ortsburschen kommen nach dem im Wirtshause eingenommenen «Bschoadessen» mit den Dorfschönen, um im Brauthause die ihnen gebürenden 3 Tänze zu absolvieren. Nachdem die «Irknburschen» wieder ins Wirtshaus zurückgezogen sind, wird der Tanz bis Mitternacht fortgesetzt.

Um Mitternacht werden die Tafeln abermals gedeckt, und nur saure Speisen aufgetragen. Zumeist kommt nach der Suppe sauer bereiteter Hase. Diese Mahlzeit heißt «Trugsoß». Die Braut legt um 12 Uhr nachts den Brautkranz ab. Nach kurzer Unterbrechung wird dem Tanze bis früh gehuldigt. Wer weggeht, lässt sich einen Tusch blasen und zahlt dafür den Musikanten gewöhnlich 1 fl. Vormittags wird geschlafen. Von 2 Uhr nachmittags geht das Essen und Tanzen von neuem, wenn auch ohne das für den ersten Tag bestimmte Ceremoniell, los. Den 3. Tag richtet man sich den Magen in einem Weinkeller ein. Die Hochzeit, respective Trauung findet immer am Dienstag[1]) statt. In manchen Ortschaften bleibt die Braut, respective die junge Frau noch einige Zeit nach gefeierter Hochzeit im Hause ihrer Eltern. Sonst holt man ihre Geräthe schon den 3. Hochzeitstag ohne besondere Feierlichkeit in die Wohnung ihres jungen Gemahls ab.

Interessant sind die Hochzeitsgebräuche der alten Judengemeinde Schaffa. In vielen Stücken klingen sie an die schon bei den anderen Gemeinden erwähnten Veranstaltungen an, sind also dem deutschen Elemente des Bezirkes entlehnt. Früher wurde bei den Trauungen der Juden in Schaffa der Sterbeanzug getragen. Derselbe besteht aus mantelartigem Rock von feiner Leinwand und einer Mütze aus weißem Atlas. Der sogenannte Sterbeanzug wird vom Cantor, Rabbiner und den Aroniden (Kohanim) schon am israel. Neujahrstage zur Zeit des Gottesdienstes getragen, während andere Israeliten sich nur am Versöhnungsfeste damit bekleiden.

Bei Trauungen wird ein Glas, beim «Gwissmachen» eine hübsche Porcellanschale zerbrochen, dies nach Ansicht der jetzigen Juden darum, um dem Übermaß der Freude und dem daraus vielleicht erwachsenden Übermuth Einhalt zu thun.

[1]) Der freie Germane heiratete nur am Dienstage, der dem Kriegsgotte geweiht war. Hochzeiten, welche an einem anderen Tage der Woche als Dienstag gehalten werden, heißen immer noch «lausig».



Ähnliches geschieht heute noch in Grusbach, Grafendorf und Umgebung mit der ganz klar gedachten Absicht, dadurch (durch Zerbrechen von Gefäßen, Glas etc.) dem jungen Ehepaare das Glück zu erzwingen

In Grafendorf und Umgebung wird beim «Fürzug» das Glas, aus dem die Hochzeitsgäste trinken, absichtlich zerbrochen. Charakteristisch ist auch der Spruch beim «Fürzug»:

«Der heutige Tag Ihrer Lebensstufe
Veranlasst uns Burschen zu dem Rufe:
«Ihre Lieb' im Leben bleib stets beisammen
Wie Sturm und Licht in Flammen.
Licht vom Himmel ist Ihre Liebe.
Denn auch das schönste Leben bliebe
Ohne Lieb in Ihrem Leben ein Nichts!
Daher verehren wir Ihnen dies Glas mit Wein,
Damit Sie in Ihrem Lebenslauf stets glücklich sein!» (Fortsetzung folgt).

Die „phrygische Mütze" in Bosnien.

Von Dr. Ćiro Truhelka, Custos am bosn.-herceg. Landesmuseum, Sarajevo.

(Mit 10 Abbildungen.)[1])

Vor mehreren Jahren hatte ich Gelegenheit, in einigen Ortschaften des Bezirkes Srebrnica bei Weibern eine eigenthümliche Kopftracht kennen zu lernen, die ihrer Form nach im Occupationsgebiete ganz vereinzelt dasteht und anscheinend an eine uralte Tradition anknüpft, die früher allgemeiner war, sich aber später auf das Osatgebiet beschränkte.

Gegenwärtig weicht sie auch hier einer modernen Geschmacksrichtung, und ich konnte im ganzen Gebiete nur noch vier Weiber ausfindig machen, welche, dem Spotte der jüngeren Generation trotzend, diesen etwas unförmlichen Kopfputz beibehalten hatten. Mit vieler Mühe und Zureden ist es mir auch gelungen, ein Exemplar derselben für das Landesmuseum zu acquirieren.

Dieser Kopfputz ist in seiner Anordnung ziemlich compliciert, doch nimmt man schon beim ersten Anblick als dessen wichtigsten und für uns interessantesten Bestandtheil eine der bekannten «phrygischen» ähnliche Mütze (Fig. 118) wahr. Diese Mütze ist aus getrockneten Leinsprösslingen geflochten, während die gekrümmte Spitze aus einem Wulste getrockneter Basilicum- (Bosiljak-) Halme gedreht ist. Ob die letztere Pflanze des Wohlgeruches halber oder aus einem anderen Grunde dazu verwendet wird, konnte ich nicht erfahren, obwohl die Herstellungsart allgemein die gleiche war.

Nach diesem Theile des Kopfputzes hat derselbe offenbar den heute üblichen Namen «Roga» (die Hornkappe) erhalten.

Der flotte Eindruck, den ein bloß mit einer solchen Mütze bedeckter Frauenkopf hervorrufen würde, wird durch einen armdicken, aus Tüchern gedrehten und mit einem dunklen Stoff überzogenen Wulst (Fig. 119)

[1]) Ausnahmsweise bringen wir nachfolgend einen Aufsatz aus den «Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina», Bd. 4, zum Wiederabdruck. Für die Überlassung der Clichés danken wir der hohen bosn. Landesregierung auf das Verbindlichste. Der Red.

beeinträchtigt, welcher bogenförmig die Stirne umrahmt. Um diesen Wulst wurde ein Theil der nach vorne gekämmten Kopfhaare gewickelt, wodurch eine Art Chignon entstand.

Ein weiterer Bestandtheil dieser Kopfbedeckung ist ein etwa 10 *cm* breites, 40 *cm* langes, rothes Band, an dessen beiden Enden je ein geschmackvoll mit Glasperlenstickerei verzierter Latz angebracht war, von welchem dichte, lange Fransen aus rother Seide oder Baumwolle herabfielen (Fig. 120).

In der Mitte ist das Band geschlitzt, so dass es über die gekrümmte Spitze der Mütze gezogen werden konnte und die verzierten und befransten Enden desselben über den Wulst und die Schultern herabhiengen, wodurch das Ganze ein prunkvolles Ansehen erhielt.

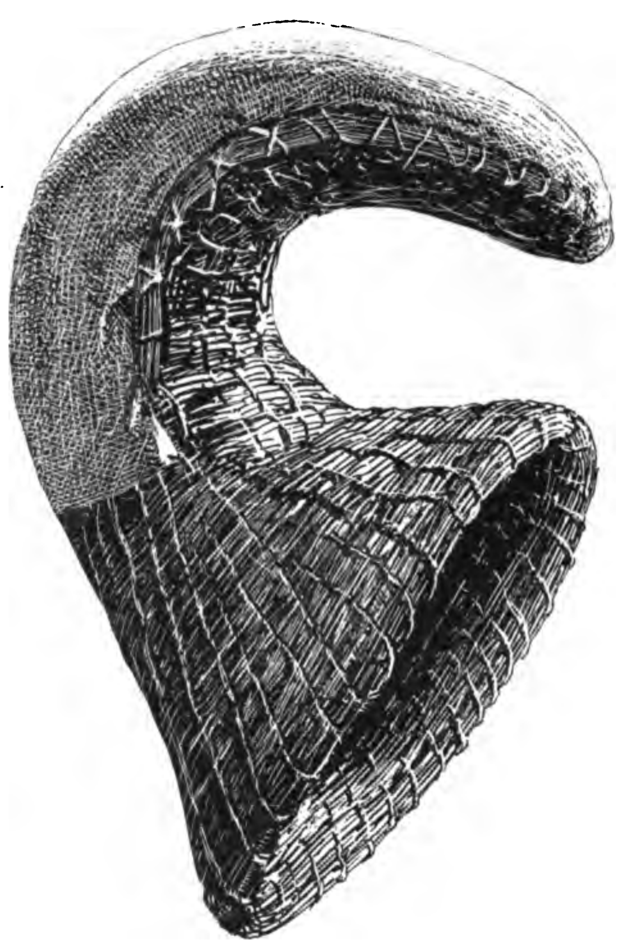


Fig. 118. Hornförmiger Bestandtheil einer alterthümlichen Kopfbedeckung.

Über diesen Kopfputz wurde ein einfaches, nur mit wenig Stickerei, mitunter auch mit Münzen verziertes Tuch geworfen und mit Nadeln so befestigt, dass die Form der Mütze unter der Hülle sichtbar war.

Dieser merkwürdige Kopfputz (Fig. 121) gewinnt noch dadurch an Interesse, dass wir seinen Ursprung in eine vorslawische Zeit verlegen und an antiken Bildwerken alle Elemente, aus denen er besteht, nachweisen können.

Das Verbreitungsgebiet der phrygischen Mütze kennen wir nicht; die Griechen gaben diese Kopfbedeckung sowohl Trojanern, wie Ganymed, Paris, Anchises, als auch dem thrakischen Sänger Orpheus und dem Sonnengotte Mithras, dessen Heimat Persien war, sowie den Persern überhaupt. Auch war sie keineswegs ausschließlich den Männern eigen,

denn wir finden in der Antike auch Frauengestalten mit der phrygischen Mütze, so namentlich die Amazonen, Medea und Helena, welche auf einem etruskischen Spiegel[1]) mit der phrygischen Mütze dargestellt ist, wodurch die geborene Griechin als naturalisierte Trojanerin gekennzeichnet wird.

Somit erscheint im Alterthume zunächst in Kleinasien und dessen Umgebung der allbekannte Typus eines Costümstückes, dessen Analogon uns gegenwärtig im Norden der Balkanhalbinsel entgegentritt. Dabei drängt sich die Frage auf, ob wir an eine Überlieferung aus vorrömischer Zeit oder bloß an einen Zufall denken dürfen, der eine im fernsten Alterthume gebräuchliche Trachtform in Bosnien spontan entstehen ließ?



Fig. 119. Stirnwulst einer alterthümlichen Kopfbedeckung.

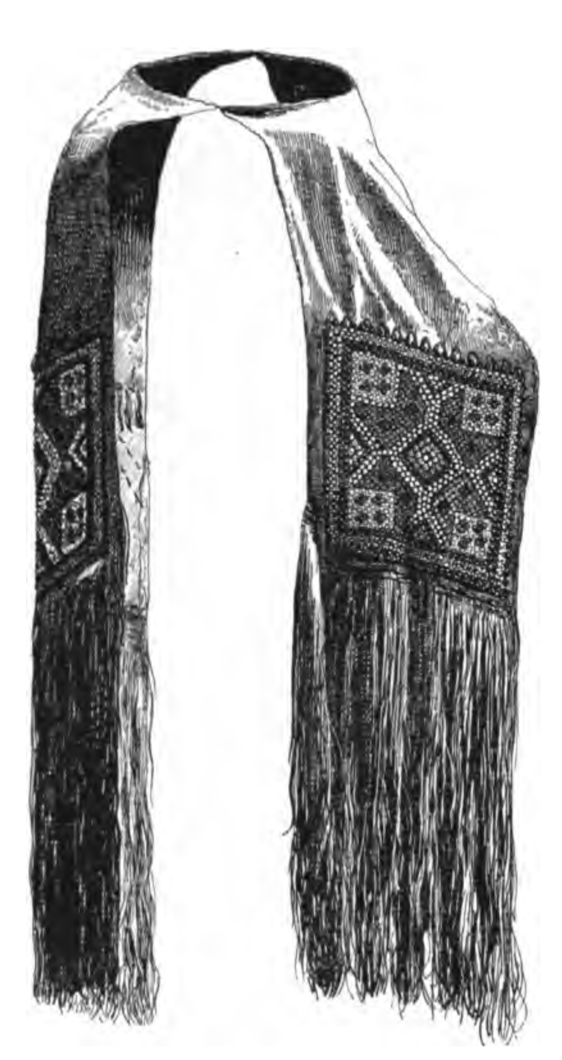
Vor Allem dürfen wir die Frage aufwerfen, ob die vorrömischen Bewohner der Balkanhalbinsel in solchen Beziehungen zu den Kleinasiaten standen, dass sie von diesen ein charakteristisches Trachtstück entlehnen konnten? Wir können hier an Strabo erinnern, der (VII. 3, XII. 4) mehrere Beispiele gleichlautender Ortsbenennungen in der Troas und in Thrakien anführt und die Phryger ausdrücklich einen thrakischen Stamm nennt. Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Thrakern und kleinasiatischen Phrygern werden übrigens auch von anderen classischen Schriftstellern behauptet, und bei Herodot (VII. 73) finden wir die aus Makedonien stammende Sage verzeichnet, dass die Phryger einst als Nachbarn der Makedonier die Balkanhalbinsel bewohnt hätten und von hier aus nach Kleinasien gewandert wären.

Nach dem Lyder Xanthus (bei Strabo XIV.), der als geborener Kleinasiate wahrscheinlich heimischen Traditionen gefolgt ist, wäre diese Auswanderung nach dem trojanischen Kriege, nach Konon (bei Photius ed. Beck, p. 130) 90 Jahre vor diesem geschehen.

[1]) Gerhard, II, 181.

Nach Herodot war Emathia der Mittelpunkt des europäisch-phrygischen Reiches (vgl. auch Strabo XIV. 4).

Phryger finden wir selbst noch in historischer Zeit in Europa; es sind dies die thrakischen Bryger, welchen Mardonios auf seinem Zuge begegnet (Herod. VI. 45, Steph. Byz., Plin. IV. 8). Dem Klange nach ist Bryges und Phryges dasselbe Wort. Wir werden uns demnach nicht wundern, wenn wir in Mösien Myser, in Pannonien Päonier finden, Stämme, die wir auch neben den kleinasiatischen Phrygern nennen hören.



120. Schläfenband einer alterthümlichen Kopfbedeckung.

Wir können es sonach als feststehend ansehen, dass zwischen den Bewohnern der Balkanhalbinsel und den kleinasiatischen Phrygern in ethnischer Hinsicht Beziehungen herrschten, wobei es für unsere Frage indifferent ist, ob wir den Ausgangspunkt dieser Beziehungen diesseits oder jenseits der Dardanellen suchen. Uns mag es genügen, den culturhistorischen Zusammenhang zwischen dem Vorkommen der phrygischen Mütze in Kleinasien und im Norden der Balkanhalbinsel im allgemeinen wahrscheinlich gemacht zu haben.

Dass eine ähnliche Kopfbedeckung im letzteren Gebiete während der Römerzeit gebräuchlich war, lehren uns die Figuren der Daker, welche auf der Trajanssäule meist mit dieser Mütze abgebildet sind. (Fig. 122.)

Auf griechischen Vasengemälden finden wir die phrygische Mütze durch decoratives Beiwerk mannigfaltig ausgestattet. Wenn sie Faltenbildungen aufweist, dürfen wir annehmen, dass um ein aus Filz geformtes Futter ein Tuch geschlungen war.

In vielen Fällen erscheint bei dem Kopfputze der Nackentheil verlängert, und über die Arme und Schultern herabwallend. Auch hier dürfen wir eher an einen Stoffüberwurf denken als daran, dass Mütze und Nackenschutz aus einem Stücke Filz gearbeitet waren.



Fig. 121. Alterthümliche Kopfbedeckung «Roga» der Weiber um Osatica (Bezirk Srebrenica).

Eine besonders prunkvoll ausgestattete Mütze war die Kidaris, bei welcher die herabwallenden Seitenbänder an den Kopfputz von Osatica erinnern. In der beigefügten Skizze (Fig. 123) ist Orpheus nach einem

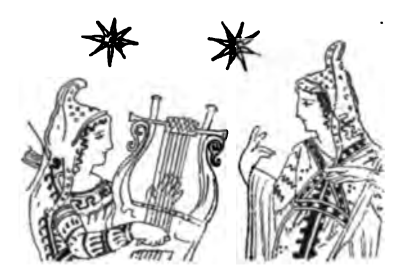


Fig. 123. Orpheus in einem griechischen Vasenbilde.



Fig. 122. Kämpfende Daker aus den Reliefs der Trajanssäule.





Fig. 124. und 125. Bleierne Maske mit hornförmiger Mütze; Stolac (römisch).



Fig. 126. Regenkapuze «Kukuljica» herzegowinischer Hirtinnen.



Fig. 127. Kopfputz jungvermählter Frauen in Osatica.

Vasengemälde[1]) mit der Kidaris dargestellt. Ein Denkmal, das zum Vergleiche herangezogen werden kann, ist die sogenannte Dariusvase

[1]) Aus Baumeister, Denkmäler des classischen Alterthums, S. 1122, Fig. 1318.

in Neapel, wo die phrygische Mütze und die Kidaris in mannigfaltiger Ausstattung dargestellt sind.

Als interessantes Vergleichsobject aus Bosnien selbst können wir ein Bleiköpfchen heranziehen, welches 1892 auf dem römischen Ruinenfelde bei Stolac gefunden wurde (Fig. 124 und 125).

Als Bekleidung hat dieses Köpfchen vorerst eine Mütze mit nach phrygischer Art vorgebogener Spitze und weiters über der Stirne einen halbkreisförmigen Haarwulst, wie wir ihn aus Osatica kennen.

Das Vorkommen dieser den Römern durchaus fremden Trachtform in einem antiken Bildwerke können wir uns vielleicht dadurch erklären, dass wir sie als die landesübliche Volkstracht der epichorischen Bevölkerung betrachten, und so erschiene uns dieses Costümstück in seiner gegenwärtigen Form als der letzte Rest eines tiefwurzelnden vorrömischen Landesbrauches.

Als Beispiel solcher langlebigen Costümtradition möchte ich noch ein Kleidungsstück erwähnen, dessen sich die Hirtinnen in der Herzegowina bei schlechter Witterung bedienen. Es ist eine aus gefilzter Wolle gefertigte Kapuze, welche Kopf und Schultern verhüllt (Fig. 126). Ähnliche Kapuzen benützten auch die Römer und nannten sie Cuculus. Dieser Name lebt heute noch in der Herzegowina, wo eine solche Kapuze Kukuljica heißt.

Zum Schlusse möchte ich noch der Umgestaltung Erwähnung thun, welcher der alte Kopfputz von Osatica in neuester Zeit unterworfen wurde.

Vor Allem ist die aus Leingeflecht angefertigte phrygische Mütze einer rothen Filzkappe gewichen, an deren Vorderseite oben ein schmaler, mit Münzen benähter Wulst angebracht ist.

Das Fransenband wurde ebenfalls abgelegt, dafür aber wird von neuvermählten Weibern im ersten Jahre nach der Hochzeit ein unförmlicher Federbusch aus Pfauen- und gefärbten Hahnenfedern als besondere Auszeichnung getragen. Um diesen Aufputz noch gefälliger zu machen, wird an dem Federbusch ein Spiegel angebracht (Fig. 127). Als Überwurf dient ein einfaches, wenig besticktes Tuch.

Nach Ablauf eines Jahres wird der Busch abgelegt und der übrige Aufputz allein beibehalten.

II. Kleine Mittheilungen.

Der Berggeist der erzgebirgischen Bergleute.

Von Wenzel Peiter, Wellemin.

Unter den vielen erzgebirgischen Sagen spielen diejenigen, welche die Phantasie des Bergmannes, des ersten Pionniers dieser rauhen Höhen, geschaffen hat, und die wir deshalb kurz als «Bergmannssagen» bezeichnen wollen, eine Hauptrolle. So viele der letzteren auch sind, so haben doch alle nur einen und denselben Untergrund. Nach den eigentlichen erzgebirgischen Berg-



mannssagen sind die Tiefen der Berge dortselbst nur von einem sagenhaften Wesen, dem «Barchgeist», «Barchmönch» oder dem «Barchmannl» bewohnt. Dieser ist der Herr und Gebieter der unterirdischen Regionen des Erzgebirges, in die der Bergknappe eindringt. Wie die Riesengebirgler nur ihren Rübezahl, so kennen die erzgebirgischen Bergleute nur ihren Barchgeist. In den Bergmannssagen dominirt nur dieser; das Heer der Zwerge, Kobolde u. s. w. tritt bescheiden zurück. Nicht jedes Auge ist befähigt, den Barchgeist in körperlicher Gestalt zu sehen, und nicht jedes Ohr begnadigt, das Klopfen seines Hammers oder den Schlag seines Schlägels zu vernehmen. Gewöhnlich erscheint er nur gottesfürchtigen, für ihren Beruf eingenommenen und ihn hochschätzenden Bergleuten als Verkündiger eines für die Bergleute oder für die Grube selbst wichtigen Ereignisses. Erscheint er am Tage oder außerhalb der Grube in einem der Gewerk- oder Zechenhäuser, so bedeutet seine Erscheinung gewöhnlich ein kommendes Unglück in oder außer der Grube. Sein Auftreten während der Nachtschichten und in den Stollen, und sein lautes Klopfen und Hämmern im Innern der Felsen wird von den Bergleuten als ein gutes Zeichen gedeutet.

Die Gestalt, der Anzug und das Auftreten des Berggeistes oder Bergmönches ist bei seinen Erscheinungen nicht immer gleich; so sah man ihn in weiten dunklen Mönchskleidern, das Haupt mit einem großen runden Hute bedeckt, oft oben an der Fahrt, die Beine in die Grube hängend und damit wild schlenkernd, sitzen. Der Kopf, der wie eine Kugel auf dem missgestalteten, zwergähnlichen Rumpfe sitzt, wird dabei pendelartig so lange geschwungen, bis der Geist kopfüber in den Schacht stürzt. In der Grube erscheint er immer in Bergmannskleidern, im schmierigen Grubenkittel mit übermäßig großem Eisen und Schlägel im Gürtel und einer Blende, in der statt des Grubenlämpchens ein herrlicher Smaragd den Stollen mit Tageshelle beleuchtet. Jeder erfahrene Bergmann behandelt den Berggeist in der Grube bei einer, wie es oft scheint, zufälligen Begegnung als einen Collegen nach Bergmannssitte, denn nichts kann ihn mehr erzürnen als eine Nichtbeachtung oder gar eine Behandlung als Fremdling und Eindringling von Seite der Bergleute. Mit einem «Glück auf» lässt er jeden Bergmann an sich vorüberschreiten; unterlässt derselbe jedoch diesen Bergmannsgruß, so dehnt der ungern gesehene Geselle sich so weit aus, dass sein Körper den ganzen Stollen verschließt und kein Durchschlüpfen oder Entrinnen mehr möglich ist. Wehe diesem Bergmanne, da hilft ihm kein Kreuzschlagen und kein Gebet mehr aus der Klemme. Einen schwierigen Standpunkt hat oft auch der Hundestößer, wenn er mit ihm auf den Schienen zusammentrifft. Da heißt es mit einem leeren Hunde ausweichen oder mit vollem ihm keck das «Ausweichen» zurufen, was er auch dann jedesmal thut.

Junge, unerfahrene Bergleute sind gewöhnlich durch sein plötzliches Erscheinen, durch seine verwachsene und abschreckende Gestalt und durch seinen finsteren, unheimlichen Blick so verblüfft, dass sie vor Schrecken und vor Angst jede bergmännische Sitte verabsäumen. Ihr mehr oder weniger glückliches Wegkommen hängt von den Launen des Geistes ab. Launenhaft müssen wir ihn nennen, wenn wir seinen Charakter in den zahlreichen Bergmannssagen näher betrachten. Bald zeigt er sich streng, aber gerecht, bald schreckend und ängstigend, bald wieder freigebig und den Bergleuten gut gesinnt, bald wieder geizig und undankbar, ja selbst oft bösartig und in der Gestalt eines Versuchers.

Ein Fortschritt im Reiche des Berggeistes bei seiner bergmännischen Arbeit ist jedoch nicht zu verzeichnen; denn noch immer sind Schlägel und Eisen die einzigen bei ihm gesehenen und bei seiner Arbeit in unerschlossenen Tiefen gehörten Werkzeuge. Pulver- und Dynamitpatronen müssen wegen ihrer Gefährlichkeit nicht besonders bei ihm beliebt sein, denn unter den vielen Sagen habe ich nur eine einzige gefunden, die von einer Sprengung durch einen der obgenannten Sprengstoffe im Reiche des Berggeistes erzählt.

Sowie es unter den Bergleuten viele gibt, die von mancher Begegnung, von manchem Zusammentreffen und Wirken des Berggeistes erzählen können, so gibt es auch wieder viele, die während ihrer ganzen lebenslänglichen, mühevollen Arbeit nicht ein einzigesmal den «Geist des Erzgebirges» gesehen oder bei seiner Arbeit gehört haben. An seine Existenz glauben aber alle und es wäre vergebliche Mühe, einem alten Bergmanne diesen Glauben auszureden. Selbst in den Schaukästen, die alte oder verunglückte Bergknappen von Dorf zu Dorf, von Schule zu Schule schleppen, fehlt der Berggeist nicht.[1]) Keine Beschäftigung bietet eben so überwältigende

[1]) Den in Böhmen und in den angrenzenden Ländern nicht selten zu findenden erzgebirgischen Hausierer mit dem «Silberbargwerk von Joachimsthal» auf dem Rücken wollen wir ein andres Mal näher betrachten.

staunenerregende und auf den Menschengeist so mächtig einwirkende Momente wie die ihre. Wie mag vor Freude das Herz des Bergmannes nicht schlagen, wenn er nach wochen- und monatelanger nutzloser Arbeit eine reiche Silberader im tauben Gesteine entdeckt! Mit welchem Staunen und mit welch' stiller Bewunderung mag er nicht vor der geöffneten Krystallhöhle stehen, aus der von den Amethyst- oder Bergkrystalldrusen tausendfach gebrochen in ungeahnter Farbenpracht der Lichtschein seines Grubenlämpchens widerstrahlt! Mag da der Bergmann nicht durch diesen feenhaften Anblick auf den Gedanken verfallen, dass dieser Krystallpalast ein Wohnsitz eines höher stehenden Wesens gewesen sei? Mag er da nicht glauben, wenn noch dazu die Schläge seines Hammers dumpf, geheimnisvoll und verstärkt durch eine andere nahe Höhle im Felsen widerhallen, dass er den Bewohner, der vielleicht auch der Herr dieses Felsens ist, vertrieben, und dass derselbe nun tiefer im Innern an seinem neuen Wohnsitze arbeite? Gewiss wird seine Einbildungskraft ein solches übersinnliches Wesen schaffen, von dessen Existenz er durch viele andere unbegreifliche Ereignisse und Erscheinungen so vollkommen überzeugt zu sein glaubt, dass er mit Leib und Seele dafür einstünde. Abhängig von stärkeren Naturgewalten, für welche er in den meisten Fällen nicht das geringste Verständnis besitzt, und die sich auch nicht so leicht erklären lassen, muss er sich immer höher stehenden Mächten unterthänig fühlen, denen er sich zu entziehen wünscht. Hier gilt das Wort des Dichters:

«Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Über die Geister.»

Todtendichtung.

Von Josef Schwarzbach, St. Georgen bei Oberdorf, Salzburg.

I.

Im 5. und 6. Hefte des Jahrg. I der «Zeitschrift für österreichische Volkskunde», 1895, waren Friedhofverse veröffentlicht, und es wurde dabei der Hoffnung Ausdruck gegeben, es möchte eine umfassende Sammlung salzburgischer Friedhofverse zustande kommen. Gewiss wäre das schön, und wenn sich in jedem Orte eine Persönlichkeit finden ließe, die die geringe Mühe auf sich nähme, so ließe sich die Aufgabe auch bald lösen.

Ich erlaube mir heute auf einen andern Zweig der Todtendichtung hinzuweisen, auf die sogenannten «Sterbeandenken», kurzweg «Sterbbildl» genannt. Es sind schwarzgeränderte Bilder, die auf der Rückseite Namen und Todesdatum des Verstorbenen sammt einem frommen Spruche tragen. Die modernisierende Zeit führt auch über diese Sprüche zumeist schon Richtmaß und Skansion, doch lässt sich noch da und dort ein urwüchsiger Strahl Volkspoesie auffangen.

Als ich meine Absicht, solche Sprüche zu sammeln, hatte laut werden lassen, wurde mir von befreundeter Seite eine Sammlung von 200 Sterbeandenken zur Verfügung gestellt.

Die Bilder enthalten verschiedene Darstellungen, auch solche in Farbendruck, wie den Todesengel, der das Kind zur ewigen Heimat trägt, oder jenen, der mit weißen Rosen den schlafenden Knaben am Sockel des mondbeglänzten Marmordenkmals schmückt. Zumeist jedoch sind es einfachere Holzschnitte mit Christus- oder Heiligenbildern, einer Mutter Gottes oder dem blumengeschmückten Kreuze.

Von den 200 Sprüchen theile ich im folgenden einige mit. Sie stammen aus St. Georgen bei Oberndorf im Salzburgischen und seiner Umgebung. Die Sprüche wiederholen sich auf verschiedenen Blättern öfters.

1. Meine Kinder muss ich verlassen,
Weil ich sie nicht mehr sehen kann.
Ich werde reisen die Himmelsstraßen,
Denn dort bekomm' ich meinen Lohn.
Ja, es muss ein jeder sterben,
Wie die Blume auf dem Feld,
Er mag sein arm oder reich,
Dort bei Gott sind alle gleich.
Ich bitte jeden um ein Gebet
Der an meinem Grabe steht.

2. Siebenundachtzig Jahr' lebt' ich auf dieser Welt,
Sie sind vergangen, ach, wie schnell.
Es kam der ernste Scheidepunkt,
Die bitt're, bitt're Todesstund'.
Ich musste hin vor das Gericht,
Das strenge, unerbittlich ist.
Drum, o Mensch, nimm's ernst!
Das Leben ist kein Spiel,
Bedenke oft dein letztes Ziel!
Denk an den den Tod und das Gericht,
Das auch dich erwartet ganz gewiss.

Das mehrfach verwendete: «Meine Jahre sind zu Ende», von dem Arthur Petak 4 Zeilen mittheilte, bin ich in der Lage, nach dem Sterbeandenken des alten Krägnerbauers vollständig zu bringen:

3. Meine Jahre sind zu Ende,
Ich muss in das kühle Grab,
Richten werden Gottes Hände,
Was ich mir verdienet hab'.
Vor dem Gerichte Gottes
Da muss ich jetzo steh'n,
Denn ich werd' gerichtet
Für's ewige Leben.
Meine Kinder, denkt daran,
Was ich für Euch gethan,
Und jetzt kommt die Frag',
Wie ich Euch erzogen hab'.
Erziehet Eure Kinder
Für's ewige Leben,
Den Lohn wird Euch Gott,
Der Allmächtige, geben.
Denket an die Arbeit,
Die ich für Euch gethan,
Und schauet nur öfters
Meine Grabstätte an.
Und Alle, die ihr mich
Zum Grabe begleit',
Denkt Euch öfters,
Ihr werdet einst mir gleich.
Hab' ich Euch allen
Etwas Leids gethan,
So bitt' ich Euch Alle,
Verzeihet mir's dann.
Ihr wisset es nicht,
Wie es mir geht,
Schicket mir öfters
Ein frommes Gebet.
Und werd ich erlangen
Das himmlische Reich,
So werd ich vergelten;
Ich bitte für Euch.
Lebet nur fromm,
Und betet recht gern,
So könnt ihr bestehen
Vor Gott, unserm Herrn.

R. I. P.

4. Der Sohn, ach, er ist nicht mehr,
Die Freude unsers Lebens,
Wir sehen traurig hin und her
Und suchen ihn vergebens.
Er ist nicht mehr, er sank hinab
Ins dunkle schaudervolle Grab.
Wo finden wir Trost und Frieden?
O nur bei Gott, der ewig währt.
Auch stillet unser traurig' Fleh'n
Der Trost, dass wir Dich wiederseh'n.

Ich bitte um einen Vater unser.

5. Was zagt ihr doch? noch seh ich Thränen fließen,
Erheitert euern trüben Blick!
Die Mutter, die der Tod euch hat entrissen,
Lasst ja den Vater euch zurück.

6. O Gatte, Kinder! O wein't doch nicht!
Gott selber nun erfüllt die Pflicht,
Die ich euch noch erweisen soll.
D'rum, treuer Gatte, lebe wohl!

7. Steh't still, ihr Freunde und Bekannte,
Dahier vor meinem kühlen Grab!
Der Tod hat mich hinweggenommen,
So dass ich's kaum vermuthet hab'.
Ich bitte euch um ein Gebet,
Die ihr hier an meinem Grabe steht.

8. Ach, Alles, was die Welt verleiht,
Enteilt, als hätt' es Flügel;
Ein enger Sarg, ein Leichenkleid
Und ein bemooster Hügel
Ist hier des Menschen letztes Loos;
Drum ist der Mensch fürwahr zu groß
Für Weltgewinn zu leben.
Hinauf, hinauf zur Ewigkeit,
Dort, in dem Himmel, Brüder!
Im Reiche der Vollkommenheit
Begegnen wir uns wieder.

Nicht in diesen Rahmen gehörig, jedoch mittheilenswert sind noch zwei Sprüche; der eine von dem Sterbebilde eines Bauernsohnes, der mit den barmherzigen Brüdern in Schiller's «Wilhelm Tell» ausruft:

9. Rasch greift der Tod den Menschen an,
Er stürzt ihn mitten auf der Bahn,
Es wird ihm keine Frist gegeben,
Er reißt ihn fort mit vollem Leben —

und der andere, aus dem Buche der Bücher, auf dem Grabe einer Bauerntochter:

10. Weinet nicht! das Mädchen ist nicht gestorben, sondern schläft nur.

Ein altes Kirchweihlied (A'n *a*lt's Kirwalied). [1])

(Egerländer Mundart des nordgauischen Dialekts.)

Mitgetheilt von Dr. Michael Urban, Plan.

1.

*A*ll' enk N*a*chbasleutn
Ho i[2]) *a*nzudeutn,
Dass am Sunnta Kirwa ba uns is;[3])
Möits enk schäi(n)[4]) benema,
Wenn ma(n) z's*a*mmakäma[5])
Dass's niat eppa sua[6]) wôi sonstn is.
Ös künnts wul[7]) danebn
Aa schäi(n)[8]) lusti lebn,
Dass a Fraid ma(n) hobn k*a*a(n);[9])
Drum touts z's*a*mma richtn
Enka Kirwa G'schichtn
U m*a*chts g'schwind döi Kirwakouchn *a*a(n).[10])

2.

U Gott wölln ma(n) bittn,
Dass ea(r) unsrö Hüttn
Aa b'höit voa(r) Faiasg'f*a*a(r),
Dass ea(r) uns dean Summa[11])
Voa(r) sua m*a*nchan Kumma
U voa(r) H g'lweeda aa bew*a*a(r),
Dass ea(r) Gros lasst w*a*chsn
U a'n goutn Fl*a*as aa,[12])
U döi Fisch erh*a*lt' in unnan Taich,
U va *a*nnan *a*lln,
Dass k*a*a(n) Vöich mächt f*a*lln,
N*a*ucha san ma(n) w*a*rli all' stoa(n) raich.

3.

Owa sats fai(n) lusti,
Denn sünnst wä(r) i[13]) gifti,
Putzts enk *a*lle nett u reat schäi(n) af.
Touts fai(n) neks vagessn
U schauts aa 'r af's Essn,
Stekts am Turn a Kirwafanl af.
Roufts döi *A*nn*a*-Müa(r)l[14])
U döi Äiva-Katl[15])
U dean Annaresl[16]) za uns 'rauf.
U dea kl*a*ina Hartl[17])
Mit'n Schnaunzabartl,
Dea(r) schöll[18]) a fai(n) lusti tretn af.

4.

U döi [19]) Musik*a*ntn
Möissn[20]) sein vah*a*ndn,
Dats[21]) niat[22]) vagessn tout af d'Lait'.
W*a*u k*a*a(n) Geign tout raunln,[23])
Fangt ma(n) *a*a(n) zan launln,
U d*a*u häit ma(n) aa k*a*a(n) Fraid.
Nemts döi kl*a*ine Geign
U döi gr*a*ußa Geign
Mit dean gr*a*ußn brumm'lndn Sassa[24])
U dös H*a*ckabredl
U dös Schwiglpfeifl
U an Dudlsook,[25]) dean bringts ma(n)' ra.

5.

U döi Waiwa scholln[26])
Sich fai(n) lüfti trolln,
Dass ma(n) niat z'l*a*ng w*a*rtn dörf[27]) af si.
Denn bis s' d' Schough[28]) a(n) kaffn,
Dörfn[29]) s' du scho(n) laffn,
Denn si kumma sünnst du niat z'fröih.[30])
Nehmt mit *A*ia[31]) a a Kerbl
U mit Schmolz a Scherbl[32])
U a a Buttamülch u an Kas.
Touts as z's*a*mmam*a*chn,
Denn va solchn S*a*chn
Gitt's[33]) j*a* g'wönli a herrlichs G'frass.

---

[1]) Das *Cursiv a* wird wie ein zwischen a und o gelegener dumpfer Vocal, die in der Klammer stehenden Buchstaben aber werden verschwindend (als Nasenton) gesprochen. [2]) Hab' ich. [3]) Am Sonntag Kirchweih bei uns ist. [4]) Müsst euch schön. [5]) Zusammenkommen. — «Käma» deutet auf die Variation der Mundart der Tepler Hochebene hin. [6]) Dass es nicht vielleicht so. [7]) Ihr könnts wohl. [8]) Auch schön. [9]) Haben kann. [10]) Kirchweihkuchen an. [11]) Diesen Sommer. [12]) Und einen guten Flachs auch. [13]) Sonst werde ich. [14]) Anna-Maria. [15]) Eva-Katharina. [16]) Diminutiv von Andreas. [17]) Familienname. [18]) Soll. [19]) Die. [20]) Müssen. [21]) Dass ihr. [22]) Nicht. [23]) Heißt eigentlich Jemandem etwas geheim zuflüstern. Hier bedeutet es das Gegentheil. [24]) Bassgeige. [25]) Hackbrett, Klarinette (Schwegelpfeife) und Dudelsack waren einst die volksthümlichen Musikinstrumente des Egerlandes. [26]) Und die Weiber sollen. [27]) Darf. [28]) Schuhe. [29]) Dürfen. [30]) Denn sie kommen sonst doch nicht zu früh. [31]) Eier. [32]) Für ein Töpfchen gebraucht. [33]) Gibt es.

6.

Nemts a a Zuckaka ndl[1])
U a hals[2]) Pfund Mandl
U a söißa Mülch af ran Brai.
Touts as z'sammagebn
U dazou Ziwebn,[3])
Machts a lusti gschwind döi Bacharai.

Sats no kane Narrn,
Lauts uns dau niat sparrn,
Söchtö Feiatogh san in Gaua nor a mal.[4])
Spüllait' sats reat munta,
Raißt a Tanzl runta:
Vivat allas heint[5]) ban Fraidnschall!

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

1896.

Die Photographie im Dienste der Volkskunde.[6])

Von Dr. M. Haberlandt.

(Mit 6 Abbildungen.)

Heutzutage zieht jede Wissenschaft die schöne Kunst der Photographie in ihren Dienst. Nicht nur die Naturwissenschaften, auch die Geist- und Kunstwissenschaften fordern Abbildungen ihrer Gegenstände von der Photographie, da sie in solcher Schärfe und Genauigkeit, in solcher Raschheit und Zuverlässigkeit von nichts anderem geliefert werden können. Auch die junge Wissenschaft der Volkskunde wendet sich vertrauensvoll an die Pfleger und Freunde dieser schönen Kunst. Ihr verschwindet der Stoff zusehends vor den Augen und unter den Händen. Die moderne Zeit räumt mit den primitiven Schöpfungen des Volksthums, der Volkskunst unerbittlich und unaufhaltsam auf. Das ländliche Leben verstädtelt und mit ihm gehen die wertvollsten Zeugnisse unserer Entwicklung, der nationalen Vergangenheit unwiederbringlich verloren. Da gilt es in elfter und zwölfter Stunde einzugreifen; es gilt die Dinge selbst, und wo dies nicht angeht, wenigstens ihr Bild festzuhalten und für die Wissenschaft aufzunehmen. In hundert und aber hundert Winkel zerstreut und zersplittert ist der ungeheure Stoff der Volkskunde; es gilt, ihn überhaupt erst einmal auf einen einzigen Punkt zu prüfender Vergleichung zusammenzutragen.



Fig. 128. Gehöfte mit trocknenden Kuhfladen auf der Mauer, Kissileu (Bukowina).

Die kunsthistorische Abtheilung, welche sich im Camera-Club zur Unterstützung der auf die Erhaltung und Erforschung alter Bau- und Kunstdenkmäler gerichteten Thätigkeit der k. k. Centralcommission gebildet hat, in erster Linie, sodann aber jedes Clubmitglied, sei es in Wien, sei es im Freien draußen, könnte sich ein großes und bleibendes Verdienst um die heimische Volkskunde erwerben, wenn es neben den historischen und kunstmäßigen Schöpfungen auch den volksthümlichen Themen und Objecten seine Aufmerksamkeit und eine recht fleißige Thätigkeit seiner Camera widmen würde.

[1]) Kandiszucker. [2]) Halbes. [3]) Rosinen (getrocknete weiße Weinbeeren). [4]) Solche Feiertage sind im Jahre nur einmal. [5]) Heute.

[6]) Über freundliche Aufforderung der Leitung des «Camera»-Clubs der Amateurphotographen hielt der Gefertigte im Monat April in diesem Verein einen Vortrag, welcher die Clubgenossen zu photographischen Aufnahmen volkskundlicher Objecte anregen sollte. Im folgenden ist dieser Vortrag auszugsweise aus dem Cluborgan (Wiener Photogr. Blätter, Maiheft) zum Wiederabdruck gebracht. Für die Überlassung der Clichés gebührt der Clubleitung unser verbindlichster Dank. Der Red.

In Österreich, wo wir zum Glück noch soviel echtes Volksthum haben, ist es vielleicht dankbarer und lohnender als irgendwo, diesen nationalen Themen durch entsprechende, wisssenschaftlich brauchbare Aufnahmen gerecht zu werden. Ich erlaube mir, nachstehend eine Reihe von volkskundlichen Stoffen für Amateur-Aufnahmen zu bezeichnen, von welchen es äußerst wünschenswert wäre, dass ihnen von zahlreichen Seiten Aufmerksamkeit geschenkt würde.



Fig. 129. Rumänische Bauernmädchen.

1. Anthropologische Aufnahmen von Typenbildern der ländlichen Bewohner. Wir haben eine größere Zahl von guten, wissenschaftlichen Abbildungen der schwarzen oder rothen Haut, aber gute Typenbilder beispielsweise der niederösterreichischen Bevölkerung haben wir nicht. Erwünscht sind zwei Aufnahmen von jeder Person: *a)* strenge Enfacestellung, *b)* strenge Profilstellung. Womöglich Kopf und ganze Figur. Heller Hintergrund, vollständige Symmetrie der Körperhaltung. Mitphotographieren eines Bandmaßes oder Maßstabes ist dabei unerlässlich. Dazu notiere man natürlich Name, Familie, Stamm, Wohnort, Alter, Stand etc. des photographierten Individuums.

2. Aufnahmen zur Hauskunde. Es ist höchste Zeit, dass an die genaue Aufnahme des volksthümlichen Baues gegangen wird. Verschiedene gelehrte, anthropologische und technische Gesellschaften in Österreich, Deutschland und der Schweiz veranlassen jetzt ein umfassendes Werk über das deutsche Bauernhaus.[1]) Mithilfe der Amateur-Photographen ist dringend erwünscht, und schon mehrmals, leider ohne sonderlichen Erfolg, erbeten worden. Es kommt gar nicht auf malerische, sondern auf klare technische Ansichten alter, oder vielmehr altartiger Bauten an: Wohnhäuser und ihre Zubauten, Nebengebäude, Scheuern, Getreidekasten, Ställe, Back- und Brechelhäuser; hiezu sind Grundrisse der Einzelgebäude, der Gehöftform und womöglich auch der charakteristischen Dorfanlage erwünscht.

Fällt dem Beschauer irgend ein Haustheil, z. B. merkwürdige Formen von Giebeln, Thürbogen, Fenstern, Dachstühlen, Dachdeckungen, Lauben (Balkone), Herd, Öfen, Rauchfängen, Stubeneinrichtungen, Zäunen u. dgl. m., besonders auf, so wären solche Dinge auch besonders darzustellen.



Fig. 130. Kloster Suczawitza bei Radautz.

Die mundartlichen Benennungen sind hiebei wichtig. Schließlich wäre es jedesmal von Interesse, die Größe des zu einem Hause gehörigen Grundes, des Viehstandes, die Wirtschaftsweise, die Grundtheilung — abgerundeter Besitz oder Gemenglage — mit zuerfahren.[2])

3. Trachtenbilder. Die malerischen und ehrwürdigen Volkstrachten, an denen wir in Österreich noch ziemlich reich sind, obwohl auch hier bereits massenhafte Verluste zu beklagen sind, deren Erinnerung selbst uns keine Photographie mehr zu erhalten

[1]) Siehe Näheres hierüber in der «Zeitschrift für österreichische Volkskunde». II, S. 114 f.
[2]) Aufruf des Salzburger Landeskunde-Vereins 1892.

vermag, sind ein höchst erfreuliches und dankbares Thema für Amateur-Photographen. Man beachte hiebei die charakteristischen Unterschiede zwischen Werktagstracht und Sonntags- oder Festtracht; ebenso achte man auf besondere Trachten bei verschiedenen Anlässen, wie Hochzeit, Taufgang, Firmung, Begräbnis u. s. w. Von jedem Costüm sind zwei Ansichten erforderlich: Vorder- und Rückenbild; womöglich nehme man einzelne Stücke, die in der Gesammttracht verdeckt oder halb verdeckt sind, gesondert auf. Den Details, Stickereien und sonstigem Zierat widme man ebenfalls besondere Aufnahmen.



Fig. 131. Wohnhaus im Bau, Kissileu (Bukowina).

4. Cultliche Gegenstände auf Feld und Flur bilden eine sehr anziehende Classe volkskundlicher Objecte und geben zugleich sehr hübsche Bilder. Ich rechne dazu die Marterln, Votivbilder, Todtenbretter, Heiligenfiguren, Pestsäulen, Kapellen, Stationen auf Wallfahrtswegen u. s. w., welche überall verbreitet sind. Erwünscht sind je zwei Aufnahmen: *a)* Detailansicht, *b)* Ansicht des Cultobjectes sammt Umgebung. Sprüche, Inschriften, Jahreszahl u. dgl. sind genau zu notieren, ebenso ist die Localität dieser Objecte genau festzustellen, ebenso ein eventueller Name oder eine Sage, Erzählung u. s. w., die sich daran knüpfen.

5. Die volksthümlichen Spiele und Lustbarkeiten, dramatische Darstellungen, wie die Weihnachts-, Passions- und Dreikönigsspiele; Umzüge, wie das Pfingstschießen, Königsreiten, Todaustragen; Tänze und gymnastische Spiele, wie der Schwertertanz u. s. w., stellen eine weitere hochinteressante Reihe von Aufgaben für Amateurs dar. Je spärlicher diese volksthümlichen Scenen werden, umso eifriger müsste man bemüht sein, sie im Bilde festzuhalten.



Fig. 132.
Straßenwirtshaus in Kadobeste (Galizien).



Fig. 133.
Alte Holzkirche von Zastavna.

6. Endlich sind die verschiedenen Scenen und Situationen bei der ländlichen Arbeit, beim Pflügen, Säen, Mähen, Ernten, beim Fischen und bei der Viehzucht, das betreffende Arbeitsgeräth u. s. w. der Mühe wert, bildlich fixiert zu werden.

Der Verein für österreichische Volkskunde» arbeitet bekanntlich an der Schaffung eines österreichischen Völkermuseums in Wien. Es ist in Aussicht, dass dieses Museum im Herbst des laufenden Jahres der Bevölkerung zugänglich gemacht wird. Es wäre auf das lebhafteste zu wünschen, dass so vieles im österreichischen Volksleben, das sich vorläufig oder überhaupt nicht in dieser Sammlung befindet und befinden kann, wenigstens in guten Bildern (Photographien) vertreten sei. Wir hoffen, die zahlreichen Amateur-Photographen, welche stets bestrebt sind, für ihre Camera und ihre schöne Kunst würdige Stoffe zu finden, werden sich des volkskundlichen Gebiets mit warmem vaterländischen Eifer bemächtigen, und bitten sie angelegentlich, dass sie dem Vereinsmuseum (Wien, I., Wipplingerstraße 34) je einen Abzug ihrer einschlägigen Arbeiten widmen wollen. Dieselben werden stets mit dem Namen des Autors zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt werden. Die sechs Textbilder dieses Aufsatzes sind Proben derartiger Aufnahmen und nach photographischen Aufnahmen des Herrn Custos J. Szombathy angefertigt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

10. J. Rieber: Alte Bauernrecepte aus der Karlsbader Gegend. (III. Jahresbericht des wissenschaftlichen Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag.) Prag, Selbstverlag des Vereines, 1895, 4°, 23 S.

Der im Titel genannte Verein veröffentlicht alljährlich mit seinem Jahresberichte eine wissenschaftliche Abhandlung. Die beiden ersten Aufsätze fallen nicht in das Gebiet der österreichischen Volkskunde und können daher an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben. In dem vorliegenden Jahresberichte veröffentlicht R. nach einer aus den zwanziger Jahren stammenden Handschrift eines Landmannes 88 Mittel zur Heilung oder Verhütung körperlicher Schäden an Menschen und Hausthieren (darunter Rathschläge zur Stärkung des Gedächtnisses und zur Verschönerung des Gesichts) und 14 Recepte zur Herstellung von nothwendigen Mitteln für den häuslichen Gebrauch des Landbewohners.

Welche wichtige Rolle diese zumeist abergläubischen Heilmittel im täglichen Leben der Bauern einst spielten, zu Zeiten, als man auf dem Lande noch jeglicher ärztlichen Hilfe ermangelte, ergibt sich aus der großen Zahl der heute noch erhaltenen handschriftlichen oder gedruckten Receptbücher. In abgelegeneren Gegenden werden sie noch benutzt und befolgt und in einzelnen Familien wie Heiligthümer gehütet. Mehrere (dem von R. veröffentlichten sehr ähnliche) Receptbücher sind mir binnen Kurzem aus verschiedenen Theilen Deutsch-Böhmens zugekommen: Handschriftlich aus Großhaid und Bergreichenstein im Böhmerwalde, aus Tachau und Eger, ferner ein ohne Orts- und Jahresangabe, doch sicherlich aus dem Anfang des Jahrhunderts stammendes, gedrucktes Büchlein des Titels: «Neu erfundenes Kunst-Büchlein. In welchem 125 Stücke, vor Menschen und Vieh, sonderlich vor reisende Leute, wie auch vor diejenigen, so Vieh haben, sehr nützlich zu gebrauchen, mit schönen, oft probirten Recepten beschrieben. Alles mit sonderbarem Fleiß angesetzet und nach Gutbefinden herausgegeben von D. Pelin Horatii, Königl. Leibmedico in Egypten, einem gebohrnen Zigeuner. Gedruckt in diesem Jahr.»

Die deutsch-böhmischen Receptbücher sollen einmal im Zusammenhange behandelt und veröffentlicht werden. Dr. A. Hauffen.

11. Die volksthümlichen Pflanzennamen in Tirol und Vorarlberg nebst folkloristischen Bemerkungen zur Flora des Landes. Gesammelt von Prof. Dr. K. W. v. Dalla Torre. Innsbruck 1895. A. Edlinger's Verlag. 8°. 76 S.

Im vorliegenden Werke, dem ein ähnliches über die volksthümlichen Thiernamen vom nämlichen Verfasser vorausgegangen ist, sind die tirolisch-vorarlbergischen Pflanzennamen mit Ausnahme der italienischen, ladinischen und kimbrischen Benennungen außerordentlich gewissenhaft zusammengestellt. Zum Theile fußt der Verfasser auf einer eingehenden Literaturkenntnis, zum



Theile auf eigenen Erkundigungen. Die Anordnung ist eine alphabetische und zwar nach den lateinischen Namen, wodurch die Übersichtlichkeit für den Nicht-Botaniker sehr erschwert wird; mindestens hätte sich ein alphabetisches Verzeichnis der deutschen Dialektnamen zum Schlusse sehr empfohlen, da dadurch manche Fragen sich von selbst aufdrängen und eine Beantwortung fordern. Ich verweise diesbezüglich auf den Namen «Speik»: Mit «Speik» schlechtweg bezeichnet man die Primula glutinosa L. und die Primula minima L.; der weiße Speik dagegen ist in Nordtirol die Achillea Clavenae L. Der Zillerthaler bezeichnet die Androsace als blauen Speik, hat aber für die Primula minima L. denselben Namen; auch die Primula glutinosa L. heißt «blauer» Speik. Im Drauthal versteht man unter «gelben» Speik die Primula Auricula L. und den Senecio carniolicus Willd., während in Lienz die Valeriana celtica L. diesen Namen führt. «Wilder» Speik ist im Defereggenthal die Primula Auricula L. Ferner gibt es die Bezeichnung «Ross-Speik» für die Primula glutinosa L. und minima L., letztere im Defereggenthale; in Osttirol heißt diese aber «Sauspeik». Ebenso wechselt die Bezeichnung Raute: Wir finden drei Edelrauten (Artemisia Mutellina Vill., Artemisia nitida Bert. und Senecio carniolicus Willd.); die Achillea moschata L. heißt «Frauenraute» und die Artemisia vulgaris L. «Abraut». Man stellt sich selbst die Frage, was versteht das Volk unter «Speik», was unter «Raute». Diese beiden Namen müssen sich auf bestimmte Erscheinungen beziehen, gleichgiltig, an welcher Pflanze sie auftreten. In dieser Richtung wäre eine Durcharbeitung der volksthümlichen Pflanzennamen sehr wünschenswert und allein von Wert. Sehr dankbar müssen wir dem Verfasser für die leider nicht allzureichen Mittheilungen über die Verwendung der Pflanzen in der Volksmedicin und sonst bei Volksgebräuchen sein. Dr. Wilhelm Hein.

12. Narodne pripovedke v Soških planinah. (Volksmärchen aus den Isonzoalpen.) III., Görz 1896.

Die zwei ersten Hefte dieser Sammlung haben wir im I. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 186 f. angezeigt. Nun ist das III. Heft als Nr. 47 der von Andr. Gabršček in Görz herausgegebenen «Slovanska knjižnica» erschienen. Es enthält 18 Märchen und eine Ballade.

Nr. 1. «Popeluhar.» Die Hand der königlichen Prinzessin bekommt derjenige, welcher einen 100 Klafter breiten und 100 Klafter tiefen Graben überspringt. Es gelingt das dem jüngsten dreier Brüder mit Hilfe von drei Wunder-Pferden, einem silbernen, einem goldenen und einem diamantenen, die seine Saat vernichteten und von ihm gefangen wurden. Vgl. Kres V (1885), S. 507. Strohal, Hrvat. nar. pripov., S. 102 f. Archiv f. slaw. Philol. V, S. 21, 22. Sbornik za nar. umotvor. XI, Abth. 3, S. 147. Hahn, Griech. u. alb. Märch. I, 260, 309. Archiv f. Literaturgesch. XII, 98. Ciszewski Krakowiacy I, Nr. 132, S. 180. — In der Version aus Görz ist dieser Stoff verquickt mit dem Märchen, das bereits im I. Hefte dieser Sammlung unter Nr. 1 mitgetheilt wurde «Le pape Innocent». Vgl. Zt. f. öst. Volks. I, 186. Fleury, Litter. orale de ea Basse Normandie, 1883, S. 123 f. Stan. Polaczek, Wieś Rudawa S. 20 f. Nr. 6.

Nr. 2. «Die Erzählung von den Feigen.» Eine Mutter schickt der Reihe nach ihre Söhne mit Feigen auf den Markt. Dem ersten begegnet die Mutter Gottes und fragt, was er trage; auf seine Antwort «Koth», wurden die Feigen zu Koth. Ebenso werden dem zweiten auf eine gleiche unartige Antwort die Feigen in Eidechsen verwandelt. Der dritte endlich wird für seine Artigkeit von ihr belohnt und für drei Feigen der Reihe nach beschenkt mit einer Pfeife, nach der alles tanzt, mit einem Tischlein-deck-dich und einem Gläschen mit einem wunderbaren Trank. Der Knabe wird nun zu einer Frau mit den Feigen nicht zugelassen, erst musste er den Dienern versprechen, den Verdienst mit ihnen zu theilen: er bat sich 100 Stockstreiche aus. Es ist also die alte Anekdote hier eingeschaltet, von der ich einige Versionen im Český Lid IV, S. 513 f. zusammengestellt habe, und die man außerdem noch findet bei Bartsch, Sagen und Märchen aus Mecklenburg, I, S. 330, Nr. 445. Marc Monnier, contes popul. en Italie, S. 236. P. Šejn, Materialy dlja izučenija byta i jazyka russkago naselenija sěvero-zapadnago kraja. II, Nr. 93, 94. — Zu Haus hält es der Knabe nicht lange aus, zieht mit seinen Wunderdingen in die Welt, wird in einen Kerker geworfen, erfreut in demselben seine Genossen mit reichlichen Speisen und Getränken; zur Frau aus dem Kerker geführt, lässt er diese, auf seinem Pfeifchen blasend, zu Tode tanzen. — Auf seinem weitern Weg kniet der Knabe bei einem Muttergottesbild nieder und findet daselbst ein Schwert mit der Aufschrift: «Was immer mit dem Schwerte berührt wird, muss

fallen,» tritt als Schäfer in die Dienste eines Königs, schlägt einem Drachen zwei Köpfe ab, befreit einen in diesen Drachen verwünschten Jüngling und wird dafür mit einem silbernen, einem goldenen und einem diamantenen Pferde und ebensolchen Prachtgewändern beschenkt. Die königliche Prinzessin nimmt sich ihn nun zum Ehegemahl, nachdem sie auf sein Schwert einen Kranz geworfen hat.

Nr. 3. «Hundert Hasen.» Derjenige bekommt die königliche Prinzessin zur Frau, der 100 Hasen behütet. Vgl. Valjavec, Nar. pripov. S. 137. Kres, IV, 612. Sbornik za nar. umotvor., VI, Abth. 3, S. 176. Sedláček, Národ. poh. a pověsti, S. 76 f. Zbiór Wiadom. do antrop. kraj. V, Abth. 3, S. 255; XIII, Abth. 3, S. 202. Ciszewski Krakowiacy, I, Nr. 133, 134. Wolf D. H. M. 138. A. Kuhn, Sagen, Gebr. u. Märch. a. Westfalen, II, 228. Strackerjan II, 328. Peter, Volksthüml. a. Öst.-Schles., II, 186. Sebillot, Contes des marins 61 u. a.

Nr. 4. «Der Deserteur.» Mit Hilfe der Thiere, unter welche der Soldat die Beute zur allgemeinen Zufriedenheit getheilt, befreit er eine vom Drachen geraubte Königstochter. Vgl. Wolf D. H. M., S. 82 f. Zingerle K. H. M., II, S. 2 f. Kulda, Morav. nár. poh. a pov., IV, S. 34 f., 87 f. Dowojna-Sylwestrowicz, Podania žmujdzkie, II, S. 355 f. Der Drache wird wie in diesen Versionen getödtet mit einem Ei: auf dem gläsernen Berg wächst ein Lärchenbaum, auf dem ist ein Rabennest, und in diesem ein Schlüssel, mit dem eine nahe Kapelle geöffnet wird. In der Kapelle ist ein Bär, aus dem getödteten Bär entspringt ein Hase, aus diesem entfliegt eine Taube, und in derselben ist das gesuchte Ei; dies muss dem Drachen auf den Kopf gelegt (!) werden, dann ist er erst todt.

Nr. 5. «Tischlein deck dich!» Stimmt ziemlich genau mit Grimm K. H. M. Nr. 54 überein.

Nr. 6. «Der Igel» als Bräutigam. Vgl. Strohal Nr. 25. Kres 1888, S. 407 f. Fr. Krauss, Sagen und Märchen der Südslawen, I, Nr. 66. Der verwünschte Igel wird befreit nicht etwa mit einem Schwerte, wie z. B. bei Pröhle, Märchen für die Jugend, S. 52, sondern durch heftige Schläge, die ihm seine Braut auf seine Aufforderung hin mit einem — Kochlöffel versetzt.

Nr. 7. «Der todte Geigenspieler» kommt seinem Bruder auf seine Bitten bei einer Hochzeit aufspielen helfen, nimmt dann seinen Bruder mit in die andere Welt. Von dort nach Haus zurückgekehrt findet er alles verändert. Vgl. Kres IV, 350. Bartsch, Sagen nnd Märchen aus Mecklenburg, I, S. 282, 326, 367. Dobšinský, Slovenské povesti, III, 38 f. Kolberg, Lud. VIII, S. 101 f. Nr. 37, 38.

Nr. 8. «Der eiserne Mann», befreit von einem Soldaten in einem verwünschten Schloss dadurch, dass er ihm die Kerze aus der Hand nahm. Die Kerze nimmt der Soldat mit, und so oft er sie anzündet, kommt ihm der eiserne Mann zu Hilfe. Vgl. diese Sammlung H. II, S. 22 f. Kulda, Morav. nár. poh. IV, Nr. 15. Kolberg, Lud. III, S. 133 f. Zbiór Wiad. do antrop. kraj. V, Abth. 3, Nr. 51; Dowojna Sylwestrowicz, Podania žmujdzkie I, S. 177 f. Dobrovolskij, Smolenskij Sbornik I, S. 517 f, 557 f. Schambach - Müller, Niedersäch. Märchen, S. 286. u. a.

Nr. 9. «Der wunderbare Baum.» Ein König hatte einen Baum, dessen Gipfel nicht zu sehen war. Wer bis auf den Gipfel hinaufklettert und Obst herunterbringt, bekommt die Königstochter zur Gemahlin. Auf dem Baum kommt der Freier in eine silberne Stadt in 7 Tagen, dann in eine goldene Stadt in 14 Tagen, in drei Wochen in eine Stadt aus lauter Edelsteinen und Perlen, endlich in 4 Wochen bis auf den Gipfel. In den drei Städten sind vom Teufel gefangene Jungfrauen. Die befreit er, wenn er ihren wie die Vögel fliegenden Wagen nur berührt. Der Held sucht sie dann in der Welt, fragt nach bei Mond und Sonne, findet und befreit sie endlich aus der Macht des Teufels mit Hilfe des Windes. Vgl. Archiv f. slaw. Philol. V, S. 32 f, Nr. 43. Kres IV, S. 610 f, Nr. 31.

Nr. 10. «Die verzauberten Mädchen,» sieben an der Zahl von sieben Brüdern, eigentlich nur von dem ältesten befreit. Der Befreier wird von seinen treulosen Brüdern schwer verwundet zurückgelassen; befreit dann noch aus der Macht des Teufels eine in eine Stute verwünschte Seele.



Nr. 11. «Der Corporal.» Zehn Brüder kommen zu einem Grafen, schlafen mit dessen zehn Töchtern. Auf den Rath des Jüngsten legen sich die Brüder zur Mauer, die Töchter an den Rand, letztere werden irrthümlicherweise statt der Brüder von ihren Eltern ermordet. Vgl. Archiv f. slaw. Philol. V, S. 75, Nr. 58. Krauss, Sagen und Märchen der Südslav. I, Nr. 80. Kolberg Lud VIII, S. 33 f. Wisła 1894, S. 526 f. Lud. II, S. 47 f. Romanov, Bělorus. sbornik III, S. 238 f, 240 f, 245 f. Šejn op. c. II, 278. Dobrovolskij op. c. I, S. 632 f. Chudjakov, Velikoruskija skazki, I, S. 101 f. Dowojna Sylwestrowicz op. c. I, S. 437 f. — Die Brüder treten dann in königliche Dienste; eifersüchtig auf den jüngsten Bruder, überreden sie den König, er könne werthvolles von jenem Grafen bringen. Der jüngste Bruder entwendet nun ebenso wie in dem Märchen vom Meisterdieb dem Grafen 1. den Hengst, der ein Königreich wert ist, 2. einen wertvollen Vorhang vom Bett, 3. den Vogel, der singen und sprechen kann, und 4. stiehlt er den Grafen selbst und bringt ihn seinem König.

Nr. 12. «Was ist das beste, das stärkste und das dickste auf der Erde?» Das weise Mädchen nimmt der Richter zur Frau. Vgl. Archiv f. slaw. Philol. V, S. 47 f. Sbornik za nar. umotvor. II, S. 172. Sumcov, Rozbor etnograf. trudov Romanova, S. 62 f. Šapkarev, Blg. nar. prikazki Nr. 6, 59, 72. Ciszewski Krakowiacy I, Nr. 192, 193; Kolberg, Lud VIII, S. 207; XIV, S. 305 f., 308 f. Wisła V, S. 139 f., 152 f. Zbiór wiadom. do antrop. kraj. V, 3. Abth., Nr. 13; Václavek, Valašské poh. a pov. 1894. S. 16 f. Beneš Třebízský, Poh. a pov. národní S. 71 sl. Dobšinský Heft 6, S. 52 f. Weryho Podania białoruskie S. 67 f. Šejn op. c. II, Nr. 92. Romanov op. c. III, Nr. 93, 94. Dowojna Sylwestrowicz I, S. 287 f., II, S. 40 f.

Nr. 13. «Der Ochsenhirt und der Teufel.» Die Braut niest und der versteckte Ochsenhirt sagt ihr: «Helf Gott», trotzdem ihm der Teufel es abgerathen. Die Braut wurde so gerettet vor dem Teufel. Vgl. Zbiór do wiad. antrop. V, Abth. 3, Nr. 38.

Nr. 14. «Der junge König.» Eine Ballade. Ähnlich: J. Scheinigg, Narodne pesni Koroških Slovencev (1889), Nr. 63, S. 76 ff. Child I, S. 6—20. The Elfin Knight. Wisła III, S. 259 f.

Nr. 15. «Bedín und Bedín.» Gehört zu den allbekannten Consequenzliedern.

Nr. 16. «Der Fuchs, der Hase, der Wolf und der Bär»: in der Grube; Bär, Hase und Wolf aufgefressen, der Fuchs aus der Grube befreit von der Drossel dadurch, dass sie Stroh in die Grube warf, bis der Fuchs herauskriechen konnte. Zum Schluss wird der Fuchs von der Drossel den Hunden verrathen. Vgl. Sbornik za narod. umotvor. X, Abth. 3, S. 157, Nr. 1. Athanasjev, Russkija nar. skazki, III, Nr. 22, S, 73 f. Šejn op. c. II, Nr. 4. Weryho Podania łotewskie S. 222 f.

Nr. 17. «Vater, kaufen's mir ein Gespenst.» Die alte Geschichte von dem Jungen, der zum erstenmale Weiber sah und nur solch ein «Gänschen» sich wünschte. Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 230. Ramułt, Słownik języka pomorskiego S. 296 f., Nr. 3. Žytje i Słovo, 1894, Heft 5, S. 186 f. Zt. f. öst. Volksk. II, S. 91.

Nr. 18. «Wohin der Teufel nicht kann, schickt er ein altes Weib.» Vgl. Strohal, Hrvat. nar. pripov. Nr. 52. Kolberg III, S. 186 f.; VIII, S. 144 f. Gliński, Bajarz pol. III, S. 216 f. Bartsch, Sagen und Märch. I, S. 515. Das Hexenspiel: in dieser Zeitschrift I, 43 f. Šejn op. c. II, Nr. 61. 62; Chudjakov, Velikorus. skazki II, Nr. 78 (statt des Weibes ein Jude). Dowojna Sylwestrowicz, Podania žmujdzkie II, S. 205 f. Aug. Schleicher, Lit. Märch. Nr. 22. Prof. A. Brückner wies es in einem lateinisch-polnischen Codex aus der I. Hälfte des XV. Jahrh. nach in Rozprawy wydziału filolog. Ak. Um. II. ser., t. I, p. 323.

Nr. 19. Am St. Stefanstag geweihtes Salz und heil. Dreikönigs-Wasser schützen vor Ungewitter. Prof. Dr. G. Polívka.

13. Beiträge zur Volkskunde. Festschrift, Karl Weinhold zum 50jährigen Doctorjubiläum am 14. Januar 1896 dargebracht im Namen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. XII. Heft der Germanischen Abhandlungen. Breslau. Verlag von Wilh. Koebner, 1896.

In erfreulicher Vielseitigkeit des Stoffes steht ein Dutzend lehrreicher Beiträge zur Volkskunde in dieser Festschrift zu Ehren des Nestors der Volkskunde, Geheimrath Karl Weinhold,

beisammen, nicht ohne engeren Bezug auf das begrenztere Gebiet unserer Aufgaben in dieser Zeitschrift. Die erste Arbeit: «Zur Geschichte der Weihnachtsspiele und des Weihnachtsfestes» von Wilhelm Creizenach in Krakau gehört, wie sie sich mit 2 handschriftlich erhaltenen polnischen Weihnachtsspielen befasst, ganz in unser Arbeitsfeld. Die nächstfolgende, welche sich mit Handwerkssprache und Brauch der schlesischen Weber beschäftigt, gilt gewiss zum großen Theile auch von Österreichisch-Schlesien. Es wäre zu wünschen, dass sich jemand fände, der diesbezüglich die österreichisch-schlesischen Zustände und Überlebsel schilderte. Als Forschungen auf unmittelbarem Nachbargebiet sind uns auch die Untersuchungen Paul Regell's über «etymologische Sagen aus dem Riesengebirge» von besonderem Interesse. Aus dem sonstigen Inhalt der Festschrift heben wir noch namentlich Eugen Mogks's: «Segen- und Bannsprüche aus einem alten Arzneibuche» und Friedrich Vogt's Abhandlung: «Dornröschen-Thalia» hervor. Wie uns scheint, hätte die Festschrift jedoch noch immerhin eine bedeutende Erweiterung durch Beiträge anderer Volksforscher vertragen. Der Name Karl Weinhold's hätte mindestens zwei Dutzend guter Arbeiten unter seiner Fahne vereinigen müssen.

Dr. M. Haberlandt.

14. Illustrierter Führer durch Dalmatien längs der Küste von Albanien bis Korfu. Mit 67 Abbildungen, 6 Karten. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Wien 1896. A. Hartlebens Verlag. Geb. 1 fl. 50 kr.

Zum Gebrauche der Reisenden, welche das landschaftlich so brillante Dalmatien mit seinem großartigen Contrast von ödester Felsnatur und schmeichelnder Seescenerie zum Ziel gewählt haben, empfiehlt sich in oben genanntem Führer ein sehr brauchbarer und verlässlicher Begleiter. Wenngleich naturgemäß Geschichte und Topographie des Landes den Löwenantheil des Büchleins beanspruchen, so ist auch dem volkskundlichen Moment ein dankenswerthes Plätzchen eingeräumt, was uns veranlasst, das auf eigenen Kreuz- und Querfahrten jüngst erprobte Büchlein unsern Lesern bestens zu empfehlen.

Dr. M. Haberlandt.

15. Professor Dr. Friedrich Umlauft: Die Österreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-Statistisches Handbuch für Leser aller Stände. Dritte umgearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag von A. Hartleben.

Dem Bedürfnisse der österreichischen Volksforscher, in compendiöser Form die nothwendigen geographisch-statistischen Daten, sowie eine Topographie der österr.-ungar. Monarchie zur Hand zu haben, kommt das oben angezeigte Werk Umlauft's in seiner neuen Gestalt aufs Befriedigendste entgegen. Das Karten- und Bildermaterial, welches die Verlagsbuchhandlung an das vortreffliche Werk gewendet hat, ist dem gutgeschriebenen Text des bekannten Verfassers ebenbürtig.

Dr. M. Haberlandt.

16. Katalog der Freih. v. Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft. Dritte Abtheilung. Büchersammlung. Erster Band. 1. Lieferung. Berlin. Verlag von Franz Lipperheide.

Die freiherrlich von Lipperheide'sche Sammlung für Costümwissenschaft, die 1870 angefangen wurde, erstreckt sich auf Darstellung der volksthümlichen Trachten in Wort und Bild, und zwar kommen Bilder, Einzelblätter, Bücher, Almanache, Zeitschriften für dieselbe in Betracht. Es handelt sich also hier um die Beschaffung der literarischen Quellen zur Trachtenkunde. Im vorliegenden Werk, dessen 1. Lieferung erschienen ist, wird nun diese Bibliographie in äußerst genauer und lehrreicher Weise veröffentlicht. Wir erhalten damit nicht nur das nothwendige Material für die Geschichte der Trachten, sondern zugleich eine Geschichte der Costümkunde selbst. Nach Abschluss des Werkes hoffen wir ausführlich auf dasselbe zurückzukommen.

Dr. M. Haberlandt.



V. Sprechsaal.

Tanzlied aus dem Ennsthale. 1. Herr Hofrath Friedrich Lauseker in Wien: «Mit Bezug auf den Aufsatz Reiterer's «Alte Volkstänze aus dem steirischen Ennsthale» (diese Zeitschrift II, S. 78 ff.) erlaube ich mir nachstehende Mittheilung zu machen:

Vor vielen Jahren, als ich noch Kreisgerichtsadjunkt in Pisek war, pflegte ich jährlich eine kleine Fußpartie in den nicht weit entfernten Böhmerwald zu machen.* Bei dieser Gelegenheit hörte ich in Kuchwarda ein Gstanzl, das mit dem Ennsthaler (S. 80) viel Ähnlichkeit hat:

Möcht gern wissen, wie's denn (wa(r),
Wenn ma an Olte a Busserl ga(b);
Müsst halt sein, as wenn ma Hulzapfel, Hulzapfel aß
Und mi'n O.... in a Dornstauden saß.
Möcht gern wissen, wie's denn wa(r),
Wenn ma a Junge a Busserl ga(b);
Müsst halt sein, as wenn ma Zuckerstangel, Zuckerstangel aß
Und mi'n O.... in a Butterdössen saß.

Dass diese Verse je bei einem Tanze überhaupt oder beim Polstertanz in Anwendung kämen, ist mir nicht bekannt.

Wenn die Ennsthaler Verse nicht etwa behufs Veröffentlichung etwas civilisierter gemacht worden sind, so haben die Böhmerwälder jedenfalls den Vorzug des Urwüchsigen und der schärferen Ausprägung des Gegensatzes.»

2. Im 2. und 3. Hefte der Zeitschrift für österr. Volkskunde 1896 pag. 80 theilt Karl Reiterer aus Donnersbachwald ein Polstertanzlied mit, das im Lieserthale Kärntens eine Variante gefunden hat. Im Alpenstädtchen Gmünd hörte ich dasselbe zu Beginn der Siebziger Jahre gar häufig singen, es lautet:

I möcht holt gern wissen, wie's den war, jo wie's den war,
Won i aner Jungen a Bussel gab!?

Es müaßt holt so sein, als won man Zuckerstangl'n aß,
Und mit'n A .... in an Schmalzkübel saß.

I möcht holt gern wissen, wie's den war, ja wie's den war,
Won i aner Alten a Bussl gab!?

Es müaßt holt so sein, ols won man Holzäpfel fraß
Und mit'n A .... in aner Beßlstaudn saß.

R. W.

Der ausgebrütete Teufel. (Diese Zeitschr. II, p. 111): Franz Knothe, Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen, S. 512: «spiritus, der (Landskron, Wildenschwert): Ein angeblich aus einem kleinen Hühnerei, das nicht größer ist als ein Taubenei (unrigel), durch die Leibeswärme eines Menschen, der das Ei neun Tage unter der Achsel tragen und gewisse Formalitäten dabei beobachten muss, ausgebrütetes, kleines, schwarzes Teufelchen mit Hörnern, das in eine Flasche gesteckt werden kann. Ein solcher spiritus bringt dem Besitzer Geld in Fülle. Nach längerem Besitze artet er aber aus und muss an eine zweite Person ohne deren Wissen (z. B. in einem Kleidungsstücke versteckt) verkauft werden. Der letzte Besitzer ist dem Teufel verfallen. Der spiritus heißt čechisch rarašek.» Vgl Simrock, Deutsche Mythologie 459 ff.; Vernaleken 258.

Wetterhörner. — Herr Dr. Hans Schukowitz, Graz: In meinem Geburtsorte, Mannersdorf im Marchfelde, blies noch, wie ich mich erinnere, vor etwa 20 Jahren unser Nachtwächter, dem auch die Viehhut oblag, auf einem an der Spitze abgesägten Ochsenhorne, sobald ein Gewitter herannahte. Wir nannten es das «Wedabülln» und waren fest überzeugt, dass hiedurch die schwarzen, blitzgeladenen Wolken zertheilt und verjagt werden. «'S Wetterhörndl» hielt auch Vetter Huber — so hieß man ihn allgemein — besonders in Ehren; es war im Kasten verwahrt und durfte sonst keinem profanen Zwecke, wie etwa dem «Stundenbülln» bei Nacht, dienen.

Die Blumen im Volksleben. — Herr Dr. Hans Schukowitz, Graz: Die Marchfeld-Slowaken verwendeten mit Vorliebe zur Anfertigung von Todtenkränzen Gartenblumen, wie die Aster, Goldlack, Georgine, die Schwertlilie, Nelken, Reseden u. s. w. und benützen zur Randausstattung Minzen-, Flieder-, Nussblätter und Waldlaub. Die Ärmeren erbitten sich hiezu Blumen aus den Dorfgärten, und diesen Liebesdienst verweigert ihnen nicht leicht eins. Aus den «Fensterstöckln» aber nimmt man hiefür keine Blumen, «es würde sonst», sagt man, «aus diesem Hause keine Braut herausgehen».

Bei Hochzeiten trägt das slowakische Mädchen einen Kopfkranz aus Naturblumen, der mit Stroh in die Haare geflochten wird. Ist indes noch von dem Ehrentage der Mutter das Kränzchen aus künstlichen Blumen vorhanden, so verwendet man mit Vorliebe dieses, und eine solche Braut wird im Ehestande besonders glücklich werden.

Die Lieblingsblume des slowakischen Burschen ist der Rosmarin. Mit ihr schmückt er seinen Feiertagshut.

Interessant ist ferner der Brauch, dass Mädchen, die bereits vergeben sind, den Nelkenstrauß in die Schürzenbänder stecken, während ihn solche, die noch frei sind, oben an das Mieder heften. Das ist nicht Mode, sondern echt volksthümlicher Brauch.

Originell ist auch die Sitte unter den Slowaken, dass die Beistände zu Hochzeiten, die vor Jakobi gefeiert werden, dem Brautpaare einen Strauß aus Kartoffelblüten präsentieren.

Bei Erntefesten ziert man Kopfhaar und Hüte auch gern mit Ährenkränzen. Als Spottgeschenk gilt ferner ein Strauß aus Kukuruzblüten, den man bei Gelegenheit des «Kukuruzauslösens» gern solchen offeriert, die einen Liebesantrag beim Kirchtagtanze verschmäht haben. Ein Büschel Gerstengrannen schieben böswillige Bursche bei Gelegenheit des sogenannten «Dreschhahn» (Schlussfeier der Drescharbeiten) den Mägden unter das Busentuch. Gelbe Blüten gelten als Symbol des Neides. Spielereien: Abzählen und Abblasen der Blumenblätter u. dgl. m.

Gevatterbitten. (Diese Zeitschrift II., S. 31): Herr Rudolf Waizer, Klagenfurt:

Das «G'vatterbitten» vollzieht sich in Kärnten ohne besonderes Ceremoniell. Man ersucht in der Regel Verwandte um die «Gvatterschaft». Die Pathenleute haben ihre Pathenkinder, wenn selbe «Waisen» sind, in Zucht und Ehren zu erziehen. Ihnen obliegt, den Kindern zu Ostern einen Reindling, rothe Eier und einige Kleidungsstücke zu geben. Mit dem vierzehnten Jahre hört diese Obliegenheit auf. Unter den Slowenen Kärntens bekommen die «Pathalen» ein Hemd mit rothen Spitzen. In Ferlach ist ein Geschenk auf ein Firmhemd üblich, welches der Firmpathe am ersten Oster-Sonntag nach der Firmung nebst dem Firmthaler dem Pathenkinde schenkt.

Das Pathenverhältnis wird hierzulande hoch in Ehren gehalten. Es gilt in Kärnten als eine grobe Sünde, mit dem Pathen zu zanken. Thut es dennoch Jemand, setzt er sich bei den Nachbarn in großes Mißtrauen. Mit den Pathen geschlechtlich zu sündigen, gehört nach der Meinung der Slowenen zu den drei schwersten Sünden, wie es in einem aus Görtschach im Gailthale stammenden Liede heißt, dass Maria die armen Seelen aus dem Fegefeuer holte, bloß drei mußten darin bleiben; eine hat an Gott verzweifelt, die zweite hat einen Mord begangen und die dritte hat mit ihrem Pathen gesündigt.

Schluss der Redaction: 20. Juni 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Das festliche Jahr im Semmeringgebiete.

Von Lehrer Heinrich Moses, Pottschach.

Wir beginnen mit dem «Auswärts», dem Frühling.

Im Frühling schneidet hier die Jugend von dem Weidengebüsch Zweigstückchen ab und klopft diese mittelst der Messerscheide so lange ab, bis die äußere Rinde in Form eines Röhrchens sich abziehen lässt. Bei dem Abklopfen spricht man im Recitativ mehrere gereimte Beschwörungsformeln, wie ich sie in dieser Zeitschrift II, Seite 77 veröffentlicht habe.

Mit besonderer Geschicklichkeit verfertigen sich die Knaben aus Weidenzweigstücken und aus abgeschälter Weiden- und Erlenrinde mannigfache Blasinstrumente, so das «Pfeiferl», das «Pforzerl», den «Dudlsack».

Am Palmsonntag werden «Polmbuschn» zur Weihe in die Kirche getragen. Der «Polmbuschn» oder «Polmbesn» besteht in der Regel aus dem «Polm», das sind Zweige der Sahlweide (salix caprea) und aus Zweigen vom «Segnbam», Sebenbaum (juniperus sabina). In den Gegenden des Schneeberges kommt noch das «Schradllab», das sind Zweige der Stechpalme (ilex aquifolium), dazu. Dem geweihten «Polmbuschn» und den einzelnen Bestandtheilen desselben wird Wunderkraft zugeschrieben. So wird ein geweihter «Polmbuschn» in die Dachsparren gesteckt, dass er Feuers- und Blitzgefahr abwende. Man bringt einen solchen in der Bienenhütte, im Rinderstalle an, damit über die Thiere kein Verderben komme. Drei «Katzerln» werden aus dem geweihten «Buschn» genommen und verbrannt, wenn ein heftiges Gewitter, ein «grobes Wetter», niedergeht. Drei «Polmkatzerln» werden zwischen zwei Stück Brot dem Vieh zum Verzehren gegeben, wenn der Weidegang beginnt, damit die Hexen ihm nichts anhaben können. Der Sebenbaum hilft gegen das Verschreien der Thiere, und das «Schradllab» gibt man den Kühen und Ochsen zu fressen, wenn sie «in's Schradl gehn», d. h. einander hinaufspringen («aufreitn»).

Am Gründonnerstage sind die Glocken nach Rom geflogen, und deren Dienst übernehmen die «Ratschnbuam», die mit ihren klappernden «Ratschn» zur Gebetläutenszeit und vor Beginn des Gottesdienstes die Dorfgassen durchziehen. Dabei rufen sie:

«Mir ratschn, mir ratschn» (da nennen sie die Stunde z. B. «zwölfi»).

Zur Abendgebetszeit singen sie folgenden Spruch:

«Mir ratschn, mir ratschn an englischen Gruß,
Den a jeder Christ betn muaß,
Follts nieder, follts nieder auf eiri Knie,
Bets 5 Vaterunser und an Avemarie».

Am Charfreitag gehen die «Ratschnbuam» von Haus zu Haus und bitten um Eier als Lohn für das «Ratschn». Dabei sagen sie:

«Bitt gor sche um an Oa,
Um ans, zwoa oder drei,
Wie's Ihr guter Wille sei.»

Im Pfarrgebiete von Payerbach gehen am Vormittage des Charsamstags drei «Ratschnbuam», einer mit einer «Ratschn», einer mit einer Geldbüchse, der dritte mit einem mit Heu, Stroh oder Häckerling gefüllten Korb für die Eier von Haus zu Haus und sprechen im singenden Tone:

«Die Ratschnbuam thatn a bittn, wos die Heana legn und der Kaiser schlogn losst.» Hierauf wird dreimal «geratscht». Die gesammelten Eier und das erhaltene Geld werden getheilt.

In der Nacht des «Tafnsomsta» (Charsamstag) leuchten auf den Höhen die flammenden Osterfeuer, in welche die alten, abgenommenen «Polmbuschn» geworfen werden. Beim Abbrennen der Osterfeuer wird aus Terzerol-Pistolen geschossen.

Ein schöner Brauch wird am Ostersonntage im Kirchsprengel von Kranichberg geübt. Am Morgen oder Nachmittag dieses Tages geht der Bauer begleitet von seinen Söhnen auf das Feld «in die Groan», besprengt die Raine und Grenzsteine mittelst eines Ährenbüschels mit «Weihbrunn» (Weihwasser) und spricht dabei:

«Dos er's Troad losst wochsn
Und an longn Flochsn,
Das d' Wölf nit keman unter d' Herd,
Dos er brav losst regna
Und a 's Viach thuat segna,
Und 'n Friedn uns bescheert.» [1])

Hierauf steckt er geweihte «Polm» und «Segnbam» in's «Bau» (bebautes Feld). Dabei werden Pöller- und Pistolenschüsse abgefeuert.

Zu Ostern erhalten die kleinen «Godeln» von ihren «Taufgodeln» rothe Eier und ein «Ostergipfl». Dieses muss von riesiger Dimension sein, denn sonst heißt es: «Es zohlt si aus!»

Der Mai ist gekommen. Vor dem Dorfwirtshause steht ein hochstämmiger «Maibaum», dessen Wipfel mit verschiedenfarbigen Papierbändern und einer Fahne geschmückt ist. In den Zweigen des Wipfels hängt auch eine Flasche mit Wein und ein rothes Tuch, das der «Maibaumkraxler» herabholen muss, soll er das Recht haben, bei den Zuschauern Geld abzusammeln.

Am letzten Sonntag im Mai wird der Maibaum umgeschnitten. Das «Maibaumumschneiden» gestaltet sich immer zu einem kleinen Volksfeste. Um die bestimmte Nachmittagsstunde zieht eine Schar verkleideter Burschen unter Musikklängen durch das Dorf zum Maibaume hin. Dort spielt sich eine kleine dramatische Scene ab. Der gestrenge Herr «Oberförschtna» will von dem «Bauer» den Baum erwerben.

[1]) Vergleiche «Österr.-Ungarische Monarchie in Wort und Bild», Bd. Niederösterreich, Seite 200.

Der Handel zieht sich sehr in die Länge, weil die «Beirin» mit dem Verkaufe des Baumes nicht einverstanden ist. Auch der «Bua» legt ein Veto ein. Endlich ist der Handel abgeschlossen worden. Es kracht, der «Jaga» schießt die Flasche, das «Geiernest», herunter. Zwei «Holzknechte» gehen nun daran, den Maibaum umzuschneiden, doch ihre «Simonisog» versagt den Dienst. Da machen sich zwei andere «Holzknecht», denen der «Sogfeiler» die Säge schon hergerichtet hat, an die Arbeit und bringen den Baum zum Falle. Zuvor hatte die Bäuerin den beim Handel ausbedungenen «Sterz» aufgetragen; und sie hätte diese beliebte Volksspeise nicht bereiten können, hätte nicht vorher der «Rastlbinder» die gesprungene «Rein» mit Draht zusammengebunden. Von dem niedergestreckten Baume wird der Wipfel abgehackt und in den Tanzsaal des Wirtshauses gebracht. Um den Wipfel, welchen der Bauer halten muss, machen die Holzknechte einen Tanz.

Die Maiabende benützen die Halterbuben zum Üben im «Schnalzen», im Peitschenknallen. Denn Pfingsten naht, und da möchte man beim «Pfingstschnolzn» am Samstag vor Pfingsten nicht der letzte sein. Das viele Peitschenknallen am Vorabende des Pfingstfestes soll die Hexen vertreiben, deren «Tag» der Pfingstsonntag sein soll. In manchen Orten werden am Vorabende des Festes Höhenfeuer, «Pfingstfeuer», angezündet. Wer am Pfingstsonntag zuletzt das Vieh austreibt, wird «Pfingstnigl» genannt, und der Glockenkuh, welche mit ihrer Schar am spätesten auf der Weide erscheint, wird ein Besen an den Schweif gebunden.

Ein längerer Zeitraum ist vergangen. Aus der Tenne hört man die im Takte aufschlagenden Dreschflegel. Im lustigen Dreischlage schlagen «Tennmoaster», «Strohbock» und «Ohmkini», wie die drei Drescher genannt werden, mit ihren «Drischeln» auf die ausgebreiteten Garben. Die Druschzeit ist für die Bäuerin eine harte, «gnädige» Zeit. Da heißt es fest aufkochen. — Da heißt es aber auch auf der Hut sein, dass die Drescher das «Kropfnholz» nicht in die Küche bringen. Wenn nämlich die letzte Garbe ausgedroschen ist, schleicht sich ein Drescher, gewöhnlich der «Ohmkini», mit einem Bündel Holz, dem «Kropfnholz» in die Küche, legt es auf den Herd und stellt eine Pfanne darüber. Gelingt ihm dies, so wird die Bäuerin ausgelacht und ist verpflichtet, beim Dreschermale Krapfen aufzutragen. Nicht immer kommt der Ohmkönig unbemerkt in die Küche. Meistens wartet die Bäuerin auf ihn hinter der Küchenthüre mit einem «Sechter» voll Wasser und begießt den hereinhuschenden Drescher von oben bis unten. Der Krapfenholzbringer sucht sich vor dem Begießen dadurch zu schützen, dass er das schönste Feiertagskleid der Bäuerin anlegt. Stolzen Schrittes geht er nun in die Küche mit dem Krapfenholz im Arm. Die Bäuerin hütet sich jetzt wohl den Drescher anzuschütten.

Oft versteckt die Bäuerin eine Garbe. Und wenn die letzten drei Schläge auf den bloßen Tennboden gemacht werden, zum Zeichen, dass das Dreschen fertig ist, holt die Bäuerin vom «Grist» herunter die versteckte Garbe und zeigt sie den beschämten Dreschern. Das ist das

«Kropfnholzdreschn», welches, seitdem die Dreschmaschine immer mehr und mehr Eingang findet, nach und nach in Vergessenheit geräth.

Am Morgen des Allerheiligenfestes ziehen in vielen Dörfern des Semmering-Gebietes Kinderscharen von Haus zu Haus und rufen:

«Bitt gor sche um a Heilignstritzl»!

Werden die Kinder beschenkt, so sagen sie: «Vergölt's Gott Ollerheilign». Im Falle sie leer abziehen müssen, hört man sie oft sagen:

«Vergölt's Gott Ollerheilign,
Olti Schmolzkochbeirin.»

Wenn die Stürme im November Schnee und Regen über die Felder jagen, der «Schofdiab» (Nebel) den Hochwald mit seiner grauen Masse einhüllt, beginnen für den Bauer der Niederung die Tage der Winterruhe. Des Flachsbau treibenden Gebirgsbewohners harrt aber noch eine Arbeit, das Flachsbrecheln, die mühseligste Arbeit der Flachsbereitung. Soll der ganze «Hoar» in einem Tage fertig gebrechelt werden, so müssen die Brechler und Brechlerinnen, die «Überhocka» und «Schenmocharina», schon «vortags» mit der Arbeit beginnen. An den Brecheltagen ist es nicht rathsam bei der «Hoarstubn» vorüber zu gehen. Man wird von den Brechlerinnen gepackt, auf die «Brechel» gebracht und dort «gerutscht», wobei sie mit einem nicht sanft umgehen. Auch knöpfen sie einem die Hose ab und stopfen sie voll mit «Ogn», dem stechenden Abfall des Flachses. Letzterer Brauch ist nicht ohne mythischen Hintergrund. So erzählt eine nordische Mythe, dass Perchta, die Göttin des Flachsbaues, demjenigen, der an ihrem Tage nicht die althergebrachte Speise, Brei und Fische genießt, den Bauch aufschneidet und ihn mit Häckerling anfüllt. (Vergl. diese Zeitschrift I, Seite 249.) Nach beendigtem Brecheln wird ein spinnfertiges Flachsbündel, ein «Hoarreistn», in der Mitte der Zimmerdecke aufgehängt, eine Opfergabe für Perchta, die Schirmerin des Flachsbaues. Nun beginnt der «Brechltonz», eine Unterhaltung, wobei ein hochzeitliches Mahl mit eigenartigen Speisen aufgetragen wird. Tänze und eine Menge drolliger Spiele werden dabei aufgeführt.

Das Bauernjahr beginnt am 2. Februar, mit Maria-Lichtmess. Am Vorabende dieses Festes ziehen in vielen Ortschaften unseres Gebietes Scharen von Knaben, Burschen und Männern von Haus zu Haus und singen vor Thüren und Fenstern einen Neujahrssang, das Lichtmesslied. Der Vorsinger muss über die Hausbewohner, welche angesungen werden, was Zahl, Namen und Stand betrifft, gut unterrichtet sein, denn es wäre hoch gefehlt, wenn er unrichtiges vorbringen würde, und die Sänger müssten mit Schimpf und Spott abziehen, falls der Vorsinger einen vergessen würde im Liede einzuschließen. In zweizeiligen Strophen singt er den Bauer, die Bäuerin, den Junggesellen, die Jungfrau und das Hausgesinde an. Er hat für jeden die besten Glückwünsche, wünscht, was das Herz begehrt. Dem Bauer wünscht er ein schönes Paar Ochsen, eine lederne Hosen, wo 1000 Ducaten drinn losen, einen Keller voll Wein, der Bäuerin einen schönen Rock, eine Hauben, die steht wie eine Turtel-

tauben; der Jungfrau einen Bräutigam mit lichtbraunen Haaren, dem Gesinde Fleisch und Wein. Nach jeder Strophe fällt der Chor ein.[1]) Die Lichtmessänger werden mit Geld, Selchfleisch und Würsten reich betheilt. Noch in derselben Nacht oder längstens am nächsten Tage halten die Lichtmessänger ein Gelage, das «Lichtmessmahlerl».

Eines Faschingbrauches sei noch erwähnt, nämlich des «Burschna's». Es wird an den letzten Faschingstagen in Pottschach von kostümierten Knaben, welche von Haus zu Haus ziehen, in theilweiser, selten in vollständiger Besetzung aufgeführt. Das gesammelte Geld wurde vor kurzer Zeit noch für eine Unterhaltung, das «Burschnmahlerl» verwendet.

In dem «Burschna»[2]) vermuthe ich das Fragment eines größeren Fastnachtsspieles.

„D' Aniweigt."

Mitgetheilt von Maria Spanitz, Ischl.

(Fortsetzung.)

Wia mir Kinder d' Aniweigt z'erst g'seha habm, war i so a Dirndl von a 12 a 14 Jahr. Ganz g'nau kunnt i 's selber neama sagn. An ein Sunda is g'wesn! — Da Vada war recht betat. Ja, da wars hell ausg'wesn, wann ma bom ersten Zoacha nöt scho in unsern Kirchastuhl g'sessen warn. Es war uman Advent uma, da san d' Mirl, d' Seff und i in Mauf ums Sundagwand ganga. Wia ma so auf dö letzn Stiegnstafln sein, segn ma — aber alle droi z'gleich — a Weiberts ganz finsta anzogn vorm Bett knian, dös in Gang herausn vor den kloan Fenstal g'standn is, und 'n Kopf hats auf d' Händ gstützt, so dass sie si halb zu da Mauer zuwi gloant hat, und da hats so sinnla g'woant, ja aba schon so sinnla, dass i 's heunt nu hör.

Mir dös hörn und seha und über d' Stiagn ahi fliagn, dass ma alle droi übern Haufn int g'legn sein, is oans g'wesn. G'schrian und kiarscht habm mir denna so grausam schiar, dass da Vada und da Bauern Wastl, dös is da Muada ihr Bruada, in oan Saus aus da Stubm kemma san. D' Muada is in Markt in da Fruamess g'wesn.

«Aus is», schreit da Vada scho in da Stubm, «aus is, was is denn 'n Dirndln g'scheha? Was hats? So stehts do auf! Was hat's denn, ös dalkatn Menscha?» Ja, z'erst hat er scho gar nix aus ins aussa bracht. Mir habm koans a Wörtl redn mögn. Da Vada und da Bauern Wastl habm ins aft ahi tragn in d' Stubm. Mir is Bluat von da Nasn und vom Knia ahi gruna, denn i han mi kloa g'schlagn, und dö andern san a auf

[1]) Der Text eines Lichtmessliedes ist im «Anzeiger» des Vereins für österr. Volkskunde Nr. 5, S. 19 zum Abdruck gebracht.

[2]) «'s Burschna», welches auf der Wanderversammlung des «Vereins für österreichische Volkskunde» zu Gloggnitz am 10. Mai von 11 Pottschacher Knaben dargestellt wurde, ist im «Anzeiger» Nr. 5, S. 22 abgedruckt.



mi g'falln. D' Mirl, dö dö ältere g'wesn is, hat z'erst wiada redn mögn. «Ja, Vada, ob'm am Mauf is bom Bett a Weiberts g'loant mit an ganz finstan G'wand, dö hat so g'rährt, ja so sinnla hats g'hänt, dass ma so viel dakemma san, dö hat ins so feindla daschreckt.»

«Ah, ös dalkatn Dirndln, da hat eng höchstns was tramt», moant da Vada. Is aber do mitn Bauern Wastl und sein G'wehr aussi ins schaun. D' Laubn war fest variegelt, d' Hausthür war in Winterszeit fruadla vernagelt und mitn trocknan Holz vazaunt, da hätt von Ort neamd aha mögn. Dö zwoa habm aft 's ganze Haus durisuacht, aber sö habm nindascht a Spuar g'fundn. Da Vada ist schiar harb g'wesn desselm Mal und hat ins tüchtig g'schmahelt. Wia d' Muada aft kemma is, hats halt großmächti Augn g'macht, wia's g'seha hat, dass ma Alle dahoam san statt in da Kira. Mir habm ihr aft vazählt, was Nois gibt. Sie hat goar nix nöt g'sagt, aber an woltlan Seufza hats thoan. Von da an hats ins koa Ruah mehr geit. G'seha habma a Weil nix, aber umadümmelt hats! B'sunders obn in Mauf. Herg'schaut hats ja denna oft, hiatzt und hiatzt fallt geh d' Mehlkammer aha, und sei mags nöt, dass geh nu obm a oanzig Stuck ganz is. Wia ma aft aufi san, war alles auf sein Platz, wia eh, und g'seha habma goar nix, aber g'hört wohl Alle, bis am Vadan. Der hat nix g'hört und a nix glaubt. Der is allmal so viel harb gwordn, wann ma was g'sagt habm davon. «Ah!» hat er aft g'sagt, «das sein nix als d' Mäus und Katz.» Na und damit is 's richti a Weil ruwiger gwesn. — So gegn da Fastn zua, um Liachtmess uma, is halt dö guat Aniweigt wiada sichtbar worn. — Da Vada und d' Muada san in Markt zun Amt, und mir Dirndl habm dahoam bleibm müssn. D' Franz hat scho wehdige Augn g'habt, und a wunzig kloans Wuzlkind is in Heidl g'legn. Wia d' Muada furt is, hats ins nu streng aufbotn, dass mir ins d' g'weiht Kerzn anzündn und andächtig betn, aft's G'sedwasser aufstelln, dass geh glei stalln mag, wanns kimmt. Ja, mir thoans a. Mir zündn d' Kerzn an, betn 'n Rosenkranz, dö fünf Wundn und halt nu dö andern Gebeta alle, dö da gebräuchlich. Wia ma fertig san, lösch ma s' Liacht aus und gehn aft in d' Kuchl zun ankentn. D' Mirl, d' Seff und i, d' Franz, dö Halbblind, is bom Wuzlkind bliebm und hats g'heidlt, dass nöt raunzt und einschlaft. Wia ma d' Kuchlthür aufthoan, sehn ma bom Herd a mittelgroß Weibats steh, a Buchtl (Späne zum Anzünden) in da Händ, als obs grad ankentn wollt. In da Erst ham ma denkt, 's is d' Muada, dass scho z'ruck is. Aber na, 's kunnt ja nöt sein, mir habm ja alles zua g'rieglt g'habt. Wia ma so dastehn, draht sie si langsam um. Mir dös traurig, bloach G'sicht z'seha, aus da Kuchl ausz'fahrn und in d' Stubm ahi, wo ma glei d' Thür zuag'rieglt ham, dös is z'glei g'wesn. Alle sand san ma aufn Tisch aufi und ham d' Füass aufizogn. I han d' Händ um d' Knia g'haltn und ang'hebt: «I schenk da an schön Pfennig, sag nöt ja und nöt na! Franz kimm her und spiel mit.» I han ma denkt, dass netta lauta war und mir nix hörn thatn. D' Seff hats aber so grausam feindla basst, dass sie si unmögla nöt hat stad habm mögn, «Na betn ma liaba an Rosenkranz für dö armen Seeln in Fegfeuer,» hats g'moant. «Na, na», han i aft g'sagt,

i bin von Ort alleweil dö allerg'schnappigst g'wesn, «na, na, häng auf mit dera Beterei, mir habm ins heunt eh scho gnua bet». Weils aber mit ihrn Raunzn gar nöt aufg'hängt hat, nimmt halt d' Mirl d' g'weiht Kerzn, und mir knian ins halt zun Altar zuwi. D' Franz hat aweil g'fragt mit ihra woislatn Stimm: «Ja, warum soll ma denn numal betn? was hats denn? Ja, so sagst ma denna!» «Ah mei! — nix — was wirds denn meh habm? Kniats nieda und bets hübsch laut und flink nachannander.» Richti, mir betn! san aber nu nöt bom zweitn Vader inser, klockts an da Stubmthür vom Gang aus. Dreimal nach anander, so laut und ganz oagn. Herrgott! san mir durch d' Laubn aussi g'floha, als obs ins scho hätt bo da Flieg. Koans hat mehr aufs Wuzlkind denkt, und dö arm Franz hat kiarscht und g'schrian, weils nöt so flink hat sei mögn, wia mir, «Sigst», sag i aft röhrat zu da Seff, «dös hast vo dein betn, hättn ma netta nöt zum betn ang'höbt, aft wars vielleicht nöt klockat worn.» Kiarscht ham ma denna so viel, dass Nachbarsleut sogar vom Hundskogl z'sammkemma sein. D' Muada, wias z'ruck kema is vom Markt, hat dös G'schroa scho von Weitn g'hört, und is drüba so dakemma, dass schiar neama weiter mögn hat. Wia mas dablickt ham, san ma halt alle auf sie zua und ham ihr halt g'sagt, dass ma um koan Preis mehr ins Haus eini gehn. Das war nöt zun Aushaltn. Dös Fürchten und dö Angstn, liaba gar neama nix z'essn, ham ma g'sagt. D' Muada hat recht schmerzla g'seufzt und hat ins durch ihr Zuaredn und Greina mit da Weil do wiada so weit bracht, dass mir mit ihr eini san in dös Aniweigthaus. Wia da Vada aft a kemma is, habm mir eam halt dö ganz Sach vazählt. Er hat halt nix wissn wolln davon und hat ins halt woltla tadelt. «Ös dumman Menscha, ös», hat er aft g'sagt, «lassts eng do nöt vo dö Mäus ausjagn! habts denn goar koan Schamdi? Aus is, was werns meh in Dorf und bom Berg sagn, wanns hörn, was i für dumme Menscha han!»

«Ah so», han i, dö G'schnappi, aft g'sagt, «habm d' Katzn und Mäus a Weibatsgwand, und können sö si so groß macha und a Foi ankentn?» «Ah mei», moant er aft, «mit demselbn Dirndl is a nix mehr z'redn. I han mi allweil g'freut, dass do dö so kuraschirt is, und hiatzt hebt dö a dö dummen Sachn an!» Was aber eigentlich war, dös sein mir nöt inn worn. Aus-g'redt is von da Muada und von Vadan nix worn. I aber bin allweil in jeder Angrad g'wesn; «warts», han i zu mein G'schwistern g'sagt, «warts, i verleg mi geh aufs losn. Mir müssn inn werdn, was geh da dahinta steckt». Ja! es hat ma nix zählt. Netta amal, wia's wiada recht umdümmelt hat oben im Mauf, hat d' Muada zun Vadan g'sagt: «Sixt 's, i han das ja eh g'sagt, es kimmt scho nu in Tag.» «Ah», moant aft da Vada, «dös harbt mi schon schiar feindla, dass Alle dir nachgradn müssn, dass lauta so dumm sei mögn.» Mehr han i nöt dalosn mögn. Aber in Haus habm mir neama alloan bleibm wolln. Lang hat da Vada oda d' Muada oder da Bauernwastl bon ins bleibm müssn. 's umhausn und 's umdümmeln habm mir mit da Weil so g'wöhnt, dass ins was aganga war, wann mir 's geh gach neama g'hört hättn. So is halt wiada a Zeit umaganga, mir san trotz insara nothign Kost mittla Weil do größer worn, und d' Wuzlkinder san

halt alle Jahr ag'ruckt kuma. 's Heidl ham ma gar nöt am Bodn aufi-z'stelln braucht. Na und da san ma halt wiada alle Kinda bonand in da Stubm gwesn. An iads hat öpps anders z'thoan g'habt. Dö oan hat g'spunna, dö anda a Almtuach ausg'näht, d' Seff g'flickt und dö kloanere hat 's Wuzlkind g'heidlt, dass an Fried geit. D' Muada is in Stall g'wesn, und mir hättn 'n Kessl mitn Knodnwasser aufstelln solln, weils scho z' Mittag glei worn is. Aus is! na! san dös Knodn g'wesn dahoam! Vom Viehmehl hats d' Muada g'macht. Dös hats netta g'salzn, mitn siedenden Wasser abrennt und aft in Kessl dö Toagpatzn ahi g'schmissn, und wenns g'sottn san gwesen, aft ham mir's sammt da Brüah gessn. Da Toag is denna oft so an dö Zähn picka bliebm, dass man z'moanst neama awabracht ham. «Ah mei», hat aft d' Muada oft g'sagt, «da Hunger treibt d' Krapfn scho ahi!» Wia ma dessel Mal in d' Kuchl san, d' Seff und i, — alloa war' koans von ins mehr an Tritt aus da Stubm aussa — steht a Weibats bom Foia und langt 'n Kessel von da Schwinga. «Ja, Muada, mei! bist du heunt scho fürschti vom Stall?» moant d' Seff. Da drahts halt schö stad 's G'sicht zun ins und schaut ins halt wiada so sinnla und trauri an — dass eam so schaudabar dabarmt hätt, wenn mas netta nöt gar so feindla g'fürcht hätt; uh! — san mir aber dena ausgfloha, wia ma d' Aniweigt dablickt habm! Ahi in Stubn und 's kiarschn und schrein ang'hebt, aufn Tisch aufig'sprunga und dö kloan Kinder a zun ins aufn Tisch und Bänk und z'sammknotzt und g'schrian ham mir, so viel ma kinna habm. D' Muada is, wia's dös Lärma g'hört hat, volla Angsten in Stubm g'sprunga. «Aus is! Jesus Maria! aus is! Dös Unglück a nu! ös aweisen Menscha ös, habts geh g'wiss Wuzlkind mitn Knodenwasser verbrennt! han i engs nöt verbotn, dass ma 's Kind in d' Kuchl mitnehmt's!?» So hats vo lauta Angstn scho draußn in Haus 's Schrein ang'hebt. «Na, Muada, na, öpps ganz anders is! D' Aniweigt is in da Kuchl! Dös is heilig d' Ahnl, Muada! ja, ja, mir ham d' Ahnl g'seha!» Mir Kinda ham wirkla gmoant, dass d' Ahnl is. «Na Kinda, na, dös is d' Ahnl nöt.» «Ja ha mei, wer soll's denn aft sei?» «Dös woas i nöt. Seids netta stad, 's thuat eng nix». «Ah mei», sag i aft, «wenn ma netta scho aus dem Haus draußn warn. Geh Muada, schau, dass ma lauta da aussi kemman.» «Ja, meine Kinder, dös geht amal nöt. Bets recht fleißig und instandla, wann mir's öppa do dalösn kunntn, dö arme Seel! und sagt beileib 'n Vadan nix, sinst lacht er eng wiada aus und schmahelt ins nu a.» «Ja mei, wanns lauta 'n Vadan a amal packat, dass er wüssat, wia letz als is, wenn ma so Ängstn aussteht», sag aft i, dö G'schnappi. 's hat aber neama lang dauert, hat er's a z'g'spürn kriagt.

Mir sitzn amal af d' Nacht Alle in da großn Stuben bonand; netta da Vada nöt, der is in Berg g'wesn. Daußn hats g'schniebm, was von Himml hat aha mögn, und so stad und hoamla is dabei daußn gwesn, dass eam grad ziemt hat, ma müasst d' Schneesterndln falln hörn. In da Stubm wars wacherlwarm, d' Scheiter ham in Ofn schiar lustig g'schnalzt, da Span hat an da Wand so hell und husig brennt und ins g'leucht, d' Spinnradl san g'floha und ham brumld und g'surrt, mir Kinda habm alle

alte Hirtnliada g'sunga, ja, es is halt soviel guat g'wesn in insara Stubm, wann a 's Brod recht hart und schwarz gwesn is. D' Muada, dö si nia hat stad habm mögn, hat fürn Vada Hemada g'flickt, und d' Mirl, dös flicka a schon hübsch kunna hat, hat ihr helfn müassn. «Aus is», moant d' Muada «iazt han i koane Fleck neama! Ja, wanns netta amal Fleck schneibat! Geh Mirl, zünd an an Span und leucht ma, mir müassn 'n Mauf in d' Stubmkamma, wann halt dort in da Truha nu oa warn.» D' Mirl zündt a Buchtl (zusammengebundene Späne) an und leucht da Muada in Mauf aufi. Sö san aba koane 5 Minutn daußt g'wesn, ham ma 's scho schrein und flena g'hört. Ganz vaschreckt und heulat sans aft in d' Stubm kumma. «Aus is, aus is,» schreit d' Muada, «hiatzt is wohl ganz aus! Na, mir san scho denna wohl dö allaärmsten in ganzen Dorf! G'wiss und heilig bringns ins heunt 'n Vadan vaunglückt hoam. Dem is g'wiss 'n Berg was g'schehn. Ja, ja, sunst müasst er a scho längst dahoam sein.» «Ja, Muada, z'wegn was denn? Was hats?» «Aus is! drobm in da Kamma liegt a großmächtigs Leutl aufn Bett, wia a Todts da liegt, und hat drei große, tiafe Seufza thoan, dös is d' Aniweigt, da muass was Labs g'scheha sei oder 's g'schiacht.» Und weils goar so sinnla g'woant hat, so ham mir Kinda a alle mitg'woant, und wia mir a Weil so woanen, klockts gach so hefti an da Hausthür, dass mir Alle z'sammg'fahrn san und ins koan Maugaza mehr z'thoan traut ham. Da klockts nu stärka, mir thoan koan Rühra, so feindla ham mir ins g'fürcht, hiatzt dümmelt's awa scho mentisch. «Na», sagt d' Muada, «mir müassn do schaun, wer klockt.» Sie steht auf, kent a Buchtl an und geht halt aussi. Mir Kinda natürla Alle mit. «Ja, was lassts eam denn meh gar so lang wartn? Müasst was gnädig's z'thuan g'habt ham!» schreit da Vada ganz wild daußn. «Aus is, da Vada! da Vada! dös is da Vada! Weilst's ma halt netta heil hoamkimmst!», sagt d' Muada ganz freudig. «Na, was habts denn meh? Seids öppa narrisch worn?» fragt er ganz vawundat, wia ma ins so g'freut und an ihm ang'hängt ham. In da warm Stubm hat eams halt d' Muada vazählt, was wiada Nois gebm hat. D' Mirl hat eam inzwischn a warme Schottsuppn ang'gossn. Während dem ers ausg'löffelt hat, hat er 'n Kopf schiar hab a paar Mal beutlt. «Na», sagt er endla langsam, «hiatzt müasst i engs geh bald a glaubm. Heunt hats mi meh ah g'fuchst. Wiar i da auffa kimm bom Wald, hebts nebm meina so zun lamentirn und seufzn an, dass i moan, 's steckt geh wer in Schnee und mag neama aussa. I geh hin, wo is seufzn g'hört han und frag: «Wo bist denn? Was hats denn?» Da seufzts a Stückl weita hidan; i geh weita, frag wiada: «Was is da denn? wo steckst denn?» Wiada koa Antwort, und 's lamentirt wiader a Stückl weita drinn. I scho schiar harb frags denna nu: «Wann i dir was helfa mag, so sags.» Ja, es geht nu tiafa ahi und seufzt so sinnla, dass i halt dena a numal nachiwatt in Schnee, und frags wiada; ja, 's is daselm G'schicht. Da bin i awa schiar harb worn. «Himmel, Herrgott, sakra! So wir hin, du Höllteufl, du verdammter, du. Moanst, i lass mi von dir tratzen?» Morgn in da Fruah müssts denna schaun, obs koa Spoar segts. Es wird schon in Tag kema, wer's is; wanns a

Hiesiga is, so geht er scho ab, is er von Auswärts, so wird ma'n in Lanzing (Frühjahr), wanns apa (schneefrei) wird, scho findn.» Da Muada hats aba koan Fried gebn, sie hat denna mit da brennandn Buchtl g'suacht, hat hat aba netta 'n Vadan sei Spoar g'fundn. Habm a nix g'hört, dass 'n Dorf wer abganga war und habm a in Lanzing nix g'fundn. Da Vada aber hats von der Zeit an a g'hört und g'spürt. Ehenta is er oft mit d' Fleiß in Berg bliebm üba Nacht, weil er g'moant hat, er mag ins Fürchtn abg'wöhna; aber hiatzt hat ers endla do a glaubm müassn. Ja, i kanns goar nöt sagn, wia oft als ma Alle ausgfloha san, wann da Vada nöt dahoam war. Aschen, Salz, a Mehl ham mir aufg'streut, dass ma a G'spoar sehat, und aft wissat, ob sich denn do am End wer an G'spoaß mit ins macht, um ins recht z'schrecka. Aba na, nia hama a nur dö kloanaste Spoar g'fundn. Es is halt, wann sie si hat seha lassn, dasselm Weibats mit dem schaudabar bloachn, rundscheiblatn G'sicht und dem finstan G'wand g'wesn, dös so hoamla umg'schlicha is; netta als wanns Patschn ang'habt hätt, so hats g'schleift. B'sunders dö arm Seff hats kunnirt. Ja, was netta mit der alls trieben hat, dös is goar nöt zun sagn.

Wia d' Seff so alt g'wesn is, dass ma ihr 's Vieh hat überlassn mögn, is in d' Alm g'fahrn. D' Mirl, dö kuraschirta, is dahoam bliebm. Alloa hätt d' Seff aba a in da Alm nöt g'schlafn, so hat sie si g'fürcht, obwohls nöt gmoant hat, dass ihr geh in d' Alm ah nachkimmt. Da hat sich aba dö guat Seff guat Ding g'irrt. Scho in da erstn Nacht hats ihr koan Fried lassn. In da zweitn und dritten Nacht is awa scho so schiarch worn, dass d' Almdirndl neama ham bon ihr liegn wolln. Sie hat eanas besteh müassn, was mit ihr hat. Aft hat halt d' Mirl kemma müassn und und is mit ihr auf d' Hochalm. Ja, es war als umsinst, es hats amal nöt thoan. Oben hats ihr scho amal goar koan Fried lassn. Hiatz is halt wiada aha, dö guat Seff. D' Almerinnen habm oanstimmi g'sagt, sö wölln ins recht gern auf insa Vieh schaun und alle Arbeit thoan, aber d' Seff muass furt, so wars koa damacha. Aft hats da Vada in d' Blahalm mitgnuma zun Heun und hat ihr auftragn, wann's was siacht, soll 's eam's glei sagn. Ja, d' Aniweigt is halt überall mit da Seff g'wesn. Sie hat anstelln mögn, was wolln hat, d' Aniweigt is nöt los worn. Koa Mensch hats in Dienst nehma wolln, weil sö si g'fürcht habm, und am Bartlhof hat a koa Mensch si mehr traut, nöt amal d' Bettler. Und 's is allweil nu schiacha worn. «Na», sagt da Vada amal, «dös Ding muass a End nehma. Du, Seff, du legst di heunt mit mir 'n Mauf in d' Stubm, kreha vor da Stubmkammerthür, wo's allmal aussakimmt. Wiast's g'spürst, sagst mir's glei. Is hiatzt, wia und da will, so darfs neama bleibm. Dös war koa Lebm mehr. I muass der Aniweigarei a End macha.» Namla: Da Vada legt si mit da Seff vor d' Kammerthür. Er stellt a Licht und 'n Zündstoa mitn Feuerschwamm nebm seina, auch a große Hacka und sei g'ladns Gewehr legt er hin. Sö betn nu an Eichtl und richtn sö zun Schlafn. Ja, es steht gar nöt lang an, machts Thür auf und steigt üba d' Seff uma. Dö thuat an großmächtign Kira, dass 'n Vadan, der grad in Schlaf kemma is, an Riss gibt und er aufspringt. «Was hats? is scho

da, dös Rabas?» Gschwind will er a Licht macha. Es thuat nöt, a Licht kriagt er nöt. «Thuat nix», schreit er, «'s scheint da Herr Man a weng ahi. Heunt muass i di dawischn. Dös war koa Lebm mehr.» Da Vada hats wirkla umaschleichn g'seha in da Stubm und is ihr a nach. Wann er aber gmoant hat, hiatzt fasst ers, is eam scho wiada ausg'wischt, und er hat in d' Luft griffn. Er ihr aber allmal wiada nach. G'fürcht hat er si von Ort nöt. «'s is aber grad gwesn, als wanns blinde Kuh spielatn,» hat d' Seff g'sagt, dös schiar baßt hat, vo lauta Fürchtn. Und wia 's eam halt wiada auskemma is, is gach zum Ofn zuawi g'huscht. «Hiatzt han i di aber; du Rabers du, hiatzt magst mir neama aus,» und wia er moant, er greifts und hats geh scho, thuats an großmächtign Tuscha und furt wars. «O du Höllteufl, du vadammter du, du vafluachts Rabenvieh, jiatzt schlagt ma dös Galengvieh 'n schön Ofn a nu z'samm! So a feindsaligs Rabers! Aus is, bringts netta g'schwind a Liacht, dass i siach, ob er geh ganz hin is.» D' Muada bringt 's Licht — aus is, da steht da Ofn, wia eh', 's eam nix g'scheha. Da Vada schaut 'n ganz vadadat an, — schoibt sei Zipflhaubm aufs recht Ehrl und kratzt si aft mit alle zwoa Händ z'glei 'n Kopf. Dös war eam denna a z'viel! dös hat er nöt vasteh mögn, wia' s hat netta sei kunna! «Ja, sie muass rein duri 'n Ofn sei!» Jiatzt gehts aber intern Dach obm los. Bums di — bums di — keits alle Wäschstangen aha, und dümmelt ummanand, dass ma wirkla g'moant habm, 's fallt alls aha, 's mag nöt anders sei. «Ah, bist hiatzt da obm, du Höllteufl du?! Na wart, öppa kriag i di da obm besser, auskema lass i di heunt amal nöt», und hast du 's g'sehn, hast nöt g'sehn, war er scho am Bodn oben. Mir san Alle in da Stubm bonand bliebm. Schö baßt hats ins aber Alle vor lauta Angsten. «Ja, was wird geh lauta dös Ding jiatzt wern! Aus is, wann netta 'n Vadan nix g'schieht!» so hat d' Muada lamentirt. Da ham mir 'n aber scho umhaun und scheltn g'hört. — Gach schreit er: «G'schwind 's Liacht! Liacht! 's hat scho g'rathn, i bin scho an. Hiatzt lass i di neama aus, weil i di netta amal han, du Höllteufl, hast ins lang gnua kunnirt.» D' Muada und d' Mirl kumman mit da brennenden Buchtl und satzn über Stiagn aufi, was Platz hat. Wias aufi kemman, steht da Vada in an alt Rosskummat, dös er mit alle zwoa Händ festhalt, dass 's eam ja nöt auskimmt! Aus is, wia netta da d' Muada und d' Mirl ham lacha mögn! Da Vada is aber schiarch worn und hat sö agmaledeit vor lauta Zorn üba dö Narrethei. Alles hat er ausg'sucht, obs nöt do wo hat aussi mögn. Aber na! Beim Dachguckerl hats unmögla nöt aussimögn. 's war ja bumfest zua, und Spinnwebm san a nu alle für g'wesn. Ahi und int aussi hats a nöt kunna, da war da Bauerwastl mitn G'wehr g'standen. Es war a auf dar Aschn, dö ma um und um ausg'streut habm, nöt dö allerg'ringste Spoar. «Na», moant da Vada, «hiatzt woaß i ma neama z'helfn. Was geh lauta dös Ding sei muass?» So is halt d' Aniweigterei furtganga.

(Schluss folgt.)

Die Thiere in Sprache, Brauch und Glauben des Egerlandes.[1])

Von Prof. J. Neubauer, Elbogen.

Im allgemeinen.

Thier. — Thöiă. — Das Wort kommt in der eigentlichen Bedeutung für Thier fast niemals vor; man hört höchstens für Kameel neben Kumöl auch Kumölthöiă, dann Tràmplthöiă (s. unten unter: Kameel); sehr gebräuchlich aber ist das Wort zur Bezeichnung für eine weibliche Person, im physischen und moralischen Sinne, im ersteren sowohl in guter als auch in abträglicher Bedeutung, im zweiten nur in ironisch verächtlicher. Ă schăins Thöiă! — ein schönes Mädchen oder ironisch das Gegentheil, im moralischen Sinne tadelnd.

Vieh. — Vöich. — Zumeist ist unter Vöich im besonderen das Rindvieh gemeint. — Vöich — Schimpfwort, in Zusammensetzungen auch verstärkend und das Große bezeichnend. Ă Vöichskeă^rl, a Vöichsmensch, ă Vöichsrausch, ă Vöichstrum, man kann sogar hören: ă Vöichsoks; ebenso das adverbiale vöichisch, vöichă-

---

1) Abkürzungen der citierten Werke:

Adelg. — Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochd. Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten von J. Chr. Adelung, Wien, 1808, 4 Bde.

Andr. — Andresen, Deutsche Volksetymologie, Heilbronn, 1889.

Gr. Wb. — Jakob Grimms deutsches Wörterbuch.

Hntr. — Beiträge zur tirolischen Dialectforschung von V. Hintner. Der Deferegger Dialekt, Wien, 1878.

Hof. — Über Thier- und Pflanzennamen von A. Hofer. Progr. d. n.-ö. Landes-Seminars in Wiener-Neustadt, 1880.

Hüg. — Der Wiener Dialect. Lexikon der Wiener Volkssprache v. Dr. F. S. Hügel, 1873.

Kn. — Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen v. F. Knothe, Hohenelbe, 1888.

Lex. — Mittelhochd. Wörterbuch v. Dr. Matth. Lexer, Leipzig, 1872—1878, 3 Bde.

Lex. KW. — Kärntisches Wörterbuch v. Dr. Matth. Lexer, Leipzig, 1862.

Nb. — Altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart v. J. Neubauer, Wien, 1887.

Pett. — Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens v. Ign. Petters, Prag, 1864.

Sand. — Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. D. Sanders, Leipzig, 1876, 3 Bde.

Schm. — Bairisches Wörterbuch v. J. A. Schmeller, Stuttgart und Tübingen, 1827—1837.

Schmid. — Schwäbisches Wörterbuch v. J. Chr. v. Schmid, Stuttgart, 1831.

Simr. — Handbuch der deutschen Mythologie v. K. Simrock, Bonn, 1874.

Stald. — Versuch eines Schweizerischen Idiotikons v. F. J. Stalder, Basel und Aarau, 1806, 2 Bde.

Zur Orthographie der Dialektwörter sei bemerkt, dass à für das dumpfe, zwischen a und o zu sprechende a gebraucht ist und dass die über der Schreibzeile stehenden Buchstaben nicht deutlich, sondern fast verschwindend zu sprechen sind.

Die Anmerkungen unter dem Striche, die ziemlich reichlich ausgefallen sind, haben zumeist den Zweck, auf den Gebrauch desselben oder eines ähnlichen Ausdrucks, derselben oder verwandter Sprüche, Redensarten, Anschauungen und Gebräuche in anderen Dialekten und Gegenden oder im allgemeinen deutschen Sprachgebiete hinzuweisen. Da Grimm's Wörterbuch nicht für alle Fälle nachzuschlagen war, so dienten als ergänzende Hilfsmittel das immer noch schätzenswerte Wörterbuch von Adelung und Sanders' deutsches Wörterbuch. Es ist demnach bei dem Hinweise in den Anmerkungen leicht ersichtlich, ob eine Bezeichnung, ein Sprichwort, eine Redensart oder

risch. Ich ho n ăⁿ vöichărisch g'haut. Eăʳ hàut vöichărisch g'soffm.[1]) — Hundsvöich, verächtlich für einen Hund.[2]) Redensarten: Măⁿ schöll (soll) Leut u Vöich neăⁿt z'sàmmrechna — sagt man, sich entschuldigend, wenn man für Menschen Vergleiche aus dem Thierreiche sucht. — Dàu könnt d' Kàtz ă Vöich weăʳn — Ausdruck größter Verwunderung. — Àrwăn (arbeiten) wöi ă Vöich.[3])

1. Säugethiere.

Affe. — Àff, Nàff.[4]) — Malàff, ein dummer Mensch. Malàffm fàl hoᵇm, dumm gaffend dastehen.[5]) — 'n Àffm hoᵇm, einen Rausch haben.[6]) — Schmàràffm-G'sicht, Schmàràffl-G'sicht heißt eine Gesichtsmaske, eine Larve, die sich die Kinder zumeist selbst aus Papier bereiten und die sie mit stark aufgetragenen grellen Farben und Ruß recht fürchterlich zu machen suchen.[7])

Fledermaus. — Fledămaus. — Den kleinen Kindern sagt man, dass ihnen abends, wenn sie ohne Kopfbedeckung herumgehen, Fledermäuse in die Haare fliegen und sich in diesen so verwirren, dass sie nicht leicht herauszubringen sind. — Wenn Fledermäuse abends herumfliegen, so deutet dieses auf schönes Wetter. — Spottreim auf den Namen Hans:

Hàns, Gàns, Fledămaus!
Putz dă Kàtzn 's Àăʳschluăch as!

Katze. – Kàtz, Miⁿz, Miⁿzrl.[8]) Der Kater heißt Hàinz.[9]) — Kàtzăsprung, eine kurze Entfernung.[10]) — Kàtzăschwanzl, die

---

ein Gebrauch entweder an und für sich oder wenigstens in einer abweichenden Form Egerländer Eigengut ist oder nicht, ein Umstand, auf den wohl einiger Wert gelegt werden kann.

In vielen Volksliedern der Egerländer, in Sprüchlein und Reimlein spielen die Thiere eine große Rolle. In der vorliegenden Behandlung des Gegenstandes wurde davon abgesehen, diese Verwendung mit heranzuziehen, da der Schatz der Egerländer Volkspoesie schon längst vielfach gesammelt und an anderen Orten niedergelegt ist. Nur hie und da wurde Einzelnes, das in den bisher vorhandenen Sammlungen nicht verzeichnet erscheint, aufgenommen.

[1]) Vgl. Sand. III, 1420, 1421.

[2]) S. Sand. III, 1421.

[3]) S. Hof. 84.

[4]) Phonetische Vorsetzung des n — wie auch bei anderen Wörtern, z. B. Nost = Ast, Nigl = Igel.

[5]) Die Bildung des Wortes «Maulaffe» hat mit «Affe» nichts zu thun; es ist diese Bezeichnung wohl entstanden aus: Maul offen; vgl. Gr. Wb. I, 182, VI, 1796, 1797, Adelg. III, 181 f., Andr. 8, 9; anderswo sagt man dafür Gähnaffe, Ginaffe; Gynaffel, Gynöffel feil haben bei Stald. I, 446, von gynen — von einander klaffen. Schon mhd. mûlaffe, dummer Gaffer, Glotzer, Lex. I, 2222.

[6]) Vgl. Sand. I, 15, Hüg. 17.

[7]) Vielleicht ist in diesem Worte das alte smâ, smaehe, Lex. III, 997, in Verbindung mit Affe getreten.

[8]) Lautmalendes Wort. Siehe Muinze, Maune, Muine, Muinde, Muindl bei Hntr. 165; Schmid, 381: Meinze, Mieze, Müzel; Lex. KW. 156: Muine, Muinze; Gr. Wb. V, 282; vgl. Mieskatze, Mies bei Sand. 1, 879. Ital. micio, span. miz.

[9]) Hinz heißt der Kater in der Thierfabel. Hinz = Heinrich. S. Gr. Wb. IV_2, 890, Schm. II, 220.

[10]) Vgl. Gr. Wb. V, 301, Sand. III, 1159, Hüg. 88.



Schafgarbe (Achillea Millefolium), vom Aussehen der Blätter.[1] — Kàtză-pfăitschl (Katzenpfötchen), Ruhrkraut, Gnaphalium silvaticum, Gn. divoicum.[2] — Kàtză^r äugl (Katzenäugchen), das Vergissmeinnicht (Myosotis palustris, M. intermedia, M. hispida, M. stricta), ferner der Ehrenpreis (Veronica officinalis, V. Beccabunga, V. serpyllifolia, V. Chamaedrys, V. hederaefolia, V. triphyllos).[3] — Katzl, Plur. Katzlă, die Blütenkolben von Bäumen und Sträuchern als: der Erle, Birke, Haselnuss, vor allen der Weide (Polnkatzl, Palmenkätzchen).[4] — Kàtzăbugl, ein gekrümmter Rücken.[5] Kàtzămusigh, Geheul der Katzen, dann jede das Ohr beleidigende Musik.[6] — Kàtzătischl, ein kleines Tischchen, auf welchem gewöhnlich die kleinen Kinder essen müssen, oft zur Strafe.[7] — Kàtzăgold, der Glimmer.[8] — Kàtzăbràat, sehr breit, auseinandergebreitet. Dàu leit ă kàtzăbràat, da liegt er breit, mit ausgebreiteten Extremitäten. — ă Katzn Flàchs, Flàas, ein Wickel von Flachs.[9] — Göldkatzn, Geldkatze.[10] — Füă^r d'Kàtz, eine Sache ist für nichts.[11] — Dă Kàtz sa^n, verloren sein.[12] — Kàă^n Kàtz, niemand.[13] — Wöi Hund u Kàtz, bezeichnet große Feindschaft.[14] — d'Kàtz in 'n Sook kaffm, eine Sache kaufen, die man nach ihrem Werte nicht beurtheilen kann oder nicht beurtheilt hat.[15] — Dàu könnt d'Kàtz ă Vöich weă^rn, bezeichnet starke Verwunderung. — Deă^r schaut ei^n wöi d'Kàtz in 'n Kolena (Kalender) — sagt man zu jemandem, der in ein Buch sieht, obwohl er nicht lesen kann, oder wenn er dieses kann, doch den Inhalt nicht versteht.[16] — Dös gäiht wöi 's Kàtzn màchn, Phrase für große Schnelligkeit. — Wöi d'Kàtz af d'Föiß fàlln, sagt man von jemandem, der sich aus jeder misslichen

[1] Bei Adelg. II, 1518, Stald. II, 92, in Gr. Wb. V, 1518 ist Katzenschwanz Equisetum arvense, in Lex. KW. 156 eine dem Zinngras ähnliche Pflanze, in Sand. III, 1035, Caturus, Equisetum, Paeonia; dagegen in Lex. I. 1532, katzenzagel: Millefolium; bei Schm. II, 346, Kaczenzagel: Millefolium, Equisetum.

[2] Katzenpfötchen bei Adelg. II, 1518 außer Gnaphalium noch: Mimosa, Anagallis, Evonymus und Myosotis; in Gr. Wb. I, 299: Gnaphalium, Evonymus, Hieracium, Filago; ebenso bei Sand. II, 541.

[3] Katzenauge auch in Gr. Wb. V, 292 das Vergissmeinnicht, die himmelblaue Cynoglosse und Veronica, bei Stald. II, 92 die beiden letzten, bei Adelg. II, 1516 Lamium.

[4] S. Gr. Wb. V, 280, 304, Adelg. II, 515, Sand. I, 878.

[5] S. Gr. Wb. V, 292, Sand. I, 237, Hüg. 88.

[6] S. Gr. Wb. V, 298, Sand. II, 352; vgl. Simr. 551 f.

[7] S. Gr. Wb. V, 302, Sand. III, 1327, Lex. KW. 156, Hüg. 88, Schm. II, 346.

[8] S. Gr. Wb. V, 295, Adelg. II, 1513, Sand. I, 608.

[9] S. Gr. Wb. V, 291, Adelg. II, 1515, Sand. I, 879.

[10] S. Gr. Wb. V, 290, Adelg. II, 1515, Sand. I, 878.

[11] S. Gr. Wb. V, 285, Sand. I, 878. Bei Schm II, 345 das gehört der Katz — verdient verworfen zu werden.

[12] In Gr. Wb. V, 285 ist «der Katz sein» auch = «für die Katz sein», ferner bei Menschen: dem Tode nahe sein. Vgl. Hüg. 88, Kn. 327.

[13] S. Gr. Wb. V, 284, Sand. I, 878.

[14] S. Gr. Wb. V, 282, Sand. I, 878, Hüg. 84.

[15] S. Adelg. II, 1516, Sand. I, 878, Hüg. 88, Simr. 460, Gr. Wb. V, 285 die Katze im Sack (für einen Hasen) kaufen.

[16] In Gr. Wb. V, 2548: die Kuh in den Kalender.

Lage wieder herausarbeitet, immer wieder fest steht.[1]) — Fålsch wöi ă Kåtz.[2]) — Wöi d'Kåtz üm ă^{n} hàißn Brei ümmi gäih^{n}, wenn man vorsichtig bei etwas zu Werke geht und aus lauter Ängstlichkeit die Sache nicht in Angriff nimmt.[3]) — Wenn d'Kåtz as 'n Haus is, ho^{b}m d'Mäus Kirwă (Kirchweih), wird oft auf Kinder und Dienstboten angewendet, wenn Eltern oder Herrschaft nicht zu Hause sind.[4]) — d'Kåtz last 's Mausn neă^{n}t, um die Macht des natürlich Angebornen zu bezeichnen.[5]) — Schaut jà d'Kåtz ă^{n} Kaisă^{r} àă^{n} — vertheidigt eine als keck angesehene Handlungsweise.[6]) — Ă zach's (zähes) Lebm ho^{b}m wöi ă Kåtz.[7]) — Dă Kåtz 's Schmeă^{r} o-kaffm, eine Sache kaufen, wo sie am theuersten ist.[8]) — d'Kåtz håltn, abhalten, herhalten müssen.[9]) — Wer beim Tische den Löffel, nachdem er ihn schon weggelegt hat, wieder nimmt, um nochmals zu essen, der «mou(ß) dă Kåtz ă^{n} Kreuză ge^{b}m», sagt man, weil die Katze durch ihn verkürzt wird.[10]) — Wenn sich die Katze mit dem Pfötchen putzt, so bedeutet dies Gäste. — Eine dreifärbige Katze bringt Glück ins Haus, bewahrt namentlich vor Feuersbrunst. — «Thoust's Kåtzăfleisch weg!» sagt man bei einem Kinderspiele. Unter Kåtzăfleisch versteht man da die Hand und den Arm, so weit dieser bloß ist. Diese bloßen Theile müssen versteckt werden, wenn sie nicht geschlagen werden sollen. — Dă Kåtz 's Schmeă^{r} o-stüă^{r}n[11]) — ist ein Geschicklichkeitsspiel mit einem Strick und einer kleinen Stange, bei welchem der Ungeschickte zu Boden fällt. — Spottreim auf Hans sieh unter: Fledermaus.

Spottreim auf Matthias:

Màz, nimm d' Kåtz,
Nimm si untăn Àă^{r}m,
Să wiă^{r}st schäi^{n} wårm.

Spottreim auf Georg:

Giă^{r}gh, trei d' Kåtzn in d' Füă^{r}ch (Furchen im Felde),
Trei si af ^{r}ă^{n} Haffm (Haufen),
Dass si neă^{n}t ăntlaffm!

Àăchkatzl, Àichkatzl, Eichhörnchen.[12]) — Kåtzaschüss^{r}l,

---

[1]) S. Gr. Wb. V, 284, Sand. I, 878.

[2]) S. Gr. Wb. V, 282, Sand. I, 878, Hof. 84.

[3]) S. Gr. Wb. V, 284, Sand. I, 878.

[4]) Ebenso bei Hüg. 106. Gr. Wb. V, 286: Wenn die Katze aus dem Hause ist, springen die Mäuse über Stuhl und Bänke; 16. Jahrh.: wa die Katzen uszerm haus, so raiten (tanzen) die meus.

[5]) S. Gr. Wb. V, 283, Sand. I, 878, Hüg. 107.

[6]) S. Gr. Wb. V, 284, Sand. I, 878.

[7]) S. Gr. Wb. V, 284, Sand. I, 878.

[8]) S. Schm. III, 473, Sand. I, 878.

[9]) Rührt her von alten Rechtsgebräuchen; vgl. Gr. Wb. I, 288.

[10]) S. Gr. Wb. V, 302, Lex. KW. 156.

[11]) o-stüa^{r}n — wegstochern, mhd. stürn, stüren, stören, stöbern, stochern, Lex. II, 1281; s. stüa^{r}n bei Nb. 101.

[12]) S. Schm. II, 345, Gr. Wb. III, 81, Sand I, 879.

das Schüsselchen für's Katzenfutter.[1]) — Kåtznvodă, eine männliche Person,[2]) Kåtznmoudă, eine weibliche Person, welche die Katzen gern hat.

Kinderreim: A, B, C,
Gäiht d' Kåtz üw^r^n Stegh,
Föllt si ei^n^, is si weg!

Luchs. — Luks. — Deă^r^ håut Augn wöi ă Luks, bezeichnet scharfsehende Augen, durchdringende Blicke.[3]) — o-luksn, ablauschen, bă-luksn, belauschen, dă-luksn, erspähen, erlauschen.[4])

Löwe. — Läi. — Löw ist ein häufiger Familienname im Egerlande. — Läi ein sehr oft vorkommender Hofname; ferner ein beliebter Ochsenname.

Tiger. — Tighă. — Oft als Ochsenname gebraucht.

Hund. — Hund. Hundl. Such. Such^r^l. Suchhundl.[5]) Bråck,[6]) der männliche, Lusch,[7]) der weibliche Hund, auch zur Bezeichnung eines moralisch verkommenen Frauenzimmers, Pudlhund, Pudl. Gebräuchliche Hundsnamen: Blassl, Spitz, Ami, Amor, Amorl, Daxl, Nettl, Azor, Kåro, Biwăs; für große Hunde: Türk, Sultån, Feldmånn, Nero, Lion, Båreit, Donau.[8]) — Schimpfwörter: Hund, Hundling, Sauhund, Hundsnigl, Hundsvotz, Hundszipfl, Hundsknochn. — Hundsvotz, Hundsvotzn, Hundspfiătschn (Hundspfote) sind derbe Abfertigungsausdrücke. — Hundsfud bezeichnet etwas Kleines, Nichtswertes, Verächtliches: Dösis kăă^n^ Hundsfud weă^r^t! — Pudl, ein Fehlschub beim Kegelspiel, wenn die Kugel an das Seitenbrett anprallt,[9]) åă^n^pudln, mit der Kugel ans Brett schieben, o-pudln, jemanden hart behandeln.[10]) — Pudlmutzn, eine Pelzmütze.[11]) — Mit dă Pudlmutzn g'schlogn, eine Phrase für einen Dummen und Tölpischen. — Pudlhund nennen die Kinder die großen rothen Blütenköpfe der Eselsdistel (Onopordon Acanthium), weil sie haarig, wie ein Pudel, und weil die in der Nähe befindlichen Stachel stechen, sowie der Pudel beißt. Der alte Name Zauck[12]) für Hündin wird in diesem Sinne nie gebraucht, sondern ist nur als Schimpfwort für ein liederliches oder böses Frauenzimmer im Gebrauch. — Hundstagh (plur.), die heißen Tage zu

---

[1]) S. Gr. Wb V, 301.

[2]) S. Gr. Wb. V, 3(0.

[3]) S. Gr. Wb. VI, 1222, Sand. II, 174, Hüg. 103, Andr. 331.

[4]) S. Gr. Wb. I, 75, 1455, Sand. II, 174, Adelg. I, 71, 846, Andr. 331, Schm. II, 428.

[5]) Mhd. suochhunt, Lex. II, 1321, Nb. 44.

[6]) bracke m., Spürhund, Lex. I, 339; vgl. Gr. Wb. II, 289, Adelg. I, 1143, Sand. I, 194, Schmid 90, Hof. 10, Schm. I, 251.

[7]) In denselben Bedeutungen bei Schmid 362, ebenso Lausch bei Kn. 376; vgl. Leische und Leutsch bei Stald. I, 166, 170, Leusch und Lusch, Schm. II, 506, Gr. Wb. VI, 1314.

[8]) Vgl. Andr. 249.

[9]) S. Gr. Wb. VII, 2203, Adelg. III, 857, Sand. 598, Schm. I, 277.

[10]) Vgl. Schm. I, 278, Sand. II, 599.

[11]) S. Gr. Wb. VII, 2204, Adelg. III, 858, Sand. II, 367.

[12]) Mhd. zohe f., ahd. zoha Lex. III, 1146; vgl. Adelg. IV, 1658, Schmid 544, Stald. II, 466, Sand. IV, 1707, Schm. IV, 222, 248, 277.

Ende Juli und anfangs August, in denen der Hundestern regiert.[1] — Hundslebm, ein schlechtes elendes Dasein.[2] — Hundsnosn, eine gut witternde Nase: Deä^r^ hàut ä rettä (rechte) Hundsnosn! — Hundsbeä^r^, der Faulbaum (Frangula Alnus).[3] — Hundsmöid, hundsmüde,[4] hundsmiserawl, sehr elend.[5] — Am Hund kummä, ganz herabgekommen sein.[6] — Laffm wöi a ràutä Hund, sehr rasch laufen. — Vögln (coire) wöi ä ràutä Hund. — Dös is untän Hund, eine Sache ist sehr schlecht.[7] — 'n Hund mi^d^n Föißn asläutn — sagt man, wenn die Kinder sitzend die herabhängenden Füße hin- und herschwenken.[8] — Glänzn wöi Hundsbeutl — bezeichnet einen hohen Grad von Glanz. — Fröisn wöi ä^n^ gungä Hund, fröisn wöi ä^n^ Hund.[9] — Àrwän (arbeiten) wöi ä Hund,[10] pläugn (sich plagen) wöi ä Hund. — Deä^r^ is mit àlln Hundn g'hetzt — sagt man von einem durchtriebenen Menschen.[11] — Dàu leit dä Hund bägro^b^m, — da ist (liegt) die Hauptsache, das punctum saliens bei einer Sache, hinc illae lacrimae! oder da liegt die Schwierigkeit.[12] — Wöi Hund u Kàtz lebm.[13] — Bä deän Wedä schöllt mä kàin^n^ Hund assi-gechn — sagt man bei bösem Unwetter.[14] — Hundshàuä (Hundshaare) aflegn — sagt man, wenn einer wieder trinkt, um einen Katzenjammer zu beseitigen.[15] — Deä^r^ kàä^n^ kàin^n^ Hund as'n Uäfäluäch füräloekn, der ist nicht im Stande, das Geringste zu leisten.[16] — Um große Verächtlichkeit zu bezeichnen, sagt man: Dass kàä^n^ Hund va^r^ ih^n^ mäi^n^ä än Bissn Bràut nimmt.[17] — Dä Hund scheißt dä (dir) wos! — wenn man jemandem sagen will, dass er sich vergebliche Hoffnung auf irgend etwas macht. — Zur Abfertigung für neugierige Frager bezüglich dessen, was man gegessen hat oder essen wird, sagt man: Gung (Junge) Hund u Doä^r^schn![18] — Wenn die Hunde Gras fressen, so wird dies auf regnerisches Wetter gedeutet. — Wöi ä^n^ Hund ä^n^ Schwàä^n^z stücklweis o-häckn — Phrase für stückweise vorgenommene Thätigkeit.

---

[1] S. Gr. Wb. IV, 1941, Adelg. II, 1325, Sand. III, 1279.
[2] S. Gr. Wb. IV, 1916, 1922, Sand II, 68.
[3] In Gr. Wb. IV, 192: Rhamnus, Viburnum, Ribes rubrum, Cornus, Lonicera, ebenso bei Adelg. II, 1322 und Ligustrum, bei Sand. I, 104 Cornus, Lonicera, Viburnum.
[4] S. Gr. Wb. IV, 1913, 1939, Sand. II, 338, Schm. II, 210.
[5] S. Gr. Wb. IV, 1922, Schm. II, 210.
[6] Sieh Erklärung dazu in Gr. Wb. IV, 1915, Sand. I, 803, Andr. 338.
[7] S. Hüg. 84, vgl. Gr. Wb. IV, 1915.
[8] S. Hüg. 84.
[9] S. Sand. I, 803.
[10] S. Gr. Wb. IV, 1913, Sand. I, 803.
[11] S. Gr. Wb. IV, 1913, Sand. I, 803.
[12] S. Gr. Wb. IV, 1917, Sand. I, 802, Hüg. 84: «Die Aufklärung fehlt», Schm. II, 209.
[13] S. Gr. Wb. V, 282, Sand. I, 803, 878, Hüg. 84.
[14] S. Gr. Wb. IV, 1912, Hüg. 84. — Zu gechn, jagen, treiben, mhd. jöuchen vgl. Nb. 62.
[15] S. Erklärung in Gr. Wb. IV, 1936, Schm. II, 210.
[16] S. Gr. Wb. IV, 1912, Sand. I, 802; bei Hüg. 84: «er ist arm».
[17] S. Gr. Wb. IV, 1915, Sand. I, 802, Hüg. 84.
[18] Doa^r^schn, weiße Steckrübe (Brassica napobrassica).

Wolf. — Wolf, Wulf. — Wolf heißt eine durch Reibung verursachte offene, entzündete Stelle an den oder zwischen den Oberschenkeln.[1]) — Wulf, ein mit Furchen versehenes Holz, das der Seiler beim Strickemachen verwendet (die Lehre).[2]) — Hungă hàăⁿ wöi ă Wolf, Wulf, großer Hunger.[3])

Fuchs. — Fuks. — Bezeichnung eines sehr schlauen Menschen: ă rettă, ă àltă Fuks.[4]) — Bezeichnung für ein fuchsrothes Pferd. — Fuksschwàăⁿz, der Garten-Amarant (Amarantus caudatus).[5]) — Pfennighfuksă, ein Knicker, Geizhals.[6]) — Fukshandschkă, Handschuhe von Fuchspelz.[7]) — Fuksteuflswild, sehr aufgebracht, sehr wild.[8]) — Fuksfeuăràut. — Fuksich, fuchsroth.[9]) — Fuksn, plagen, quälen, hart zusetzen, sich ärgern[10]): Eăʳ hàut mi g'fukst, ich ho mi g'fukst. — Füksln, hintergehen, betrügen, wie ein Fuchs heimlich und listig zu Werke gehen.[11]) — Hul's dă Fuks! resignierende Phrase oder auch Ausruf eines, der etwas wagt.[12]) — Dös hàut dă Fuks mid seinⁿ Schwàăⁿz g'messn — oder: Dös hàut dă Fuks g'messn u seinⁿ Schwàăⁿz dăzougeᵇm — wenn man für eine Entfernung eine zu kurze Zeit angibt.[13]) — Eine recht wüste Gegend wird mit der Redensart bezeichnet: wàu d'Füks' ănànă (einander) goută Nàcht sogn.[14])

Wiesel. — Wisʳl. — Zur Bezeichnung der Schnelligkeit und Munterkeit. Laffm wöi ă Wisrl.[15]) — Das Wiesel ist ein Gegenstand abergläubischer Scheu; man glaubt, dass es einen mit einem giftigen Hauch anbläst, wenn man in seine Nähe kommt.[16])

Iltis. — Iltăs.

Haus- oder Steinmarder. — Modără. Stàăⁿmodără.[17]) — Wöi ă Stàăⁿmodără, Vergleich für Kraft, Stärke und Gesundheit. — Deăʳ

---

[1]) S. Adelg. IV, 1603, Sand. III, 1655.

[2]) S. Adelg. IV, 1602, Sand. III, 1655.

[3]) S. Sand. III, 1655, Hof. 84.

[4]) S. Gr. Wb. IV, 335, Sand. I, 506, Hüg, 64.

[5]) Bei Adelg. II, 336: Alopecurus, Panicum und Amarantus, in Gr. Wb. IV, I[1]: Alopecurus, Phleum, Lagurus, Lythrum, Syringa, Amarantus, ebenso in Sand. II, 1035.

[6]) S. Gr. Wb. VII, 1688, Adelg. III, 722, Sand. I, 506, Schm. I, 508.

[7]) Füchsling bei Schm. I, 508.

[8]) S. Gr. Wb. IV, I[1], 357, Sand. III, 1603.

[9]) S. Gr. Wb. IV, I[1], 347, Sand. I, 507, Adelg. II, 335.

[10]) Vom Prellen des Fuchses hergenommen; vgl. Gr. Wb. IV_1, 343, 344, Lex. KW. 104, Schmid 207, Stald. I, 401.

[11]) S. Gr. Wb. IV, I[1], 342, Schm. I, 508.

[12]) Hier ist Fuchs stellvertretend für Teufel. S. Gr. Wb. IV, I[1], 339.

[13]) S. Gr. Wb. IV[1], 335, Sand. I, 506.

[14]) S. Sand. I, 506: wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen.

[15]) Vgl. Hof. 84.

[16]) Ähnlich bei Kn. 254: man darf dasselbe nicht verletzen, da es sich noch nach 7 Jahren rächt. Auch die Seele kann in der Gestalt eines Wiesels erscheinen; s. Simr. 465, s. auch Schm. IV, 183, Gr. Myth. 655. [Vergl. diese Zeitschr. I, S. 158 f. (Tazzelwurm).]

[17]) Mhd. marder, Nbf. mader, Lex. I, 2044; vgl. Môder bei Hntr. 156, Moderer bei Kn. 405, Mader, Maderer bei Schm. I, 550; nied.-öst. Moder, Hof. 52.

gäiht åå[n] wöi ă Stååⁿmodără, wenn man energisch und mit Kraft an eine Sache geht.

Fischotter. — Fischåuttă f.

Dachs. — Dåks. — Ochsenname. — Daksl, Hundsname.

Vielfraß. — Vülfroos. — Der Name ist dem Egerländer als Thiername nicht bekannt, aber das Wort ist für die Bezeichnung eines Gefräßigen sehr im Gebrauche.[1])

Bär. — Bäă[r]. — Saubäă[r], kurzweg Bäă[r], der Eber.[2]) — Saubäă[r], Dreekbäă[r], Schimpfworte für schmutzige Leute, Saubäă[r] auch in moralischer Hinsicht. — Zuă[d]lbäă[r], Zottelbär.[3]) Siăhst as wöi ă Zuă[d]lbäă[r], sagt man zu Leuten mit ungeordnetem, herabhängendem Haare. — Brummbäă[r], brummiger Mensch.[4]) — Wöi ă Bäă[r] bezeichnet die Derbheit, die derbe Gesundheit eines Menschen, aber auch den Schmutz. Bäă[r]ndreek, Süßholzwurzelextrakt.[5]) — 'n Bäă[r]n af-bindn, jemandem etwas weismachen, vorlügen.[6])

Maulwurf. Malwurf.

Spitzmaus. — Spitzmaus. — Wöi ă Spitzmaus bezeichnet das listige, schlaue Spähen.

Igel. — Igl. Nigl.[7]) Säuigl. — Igl, Nigl, Lausigl sind Schmähwörter, sehr oft für kecke kleine Buben.[8]) — Saunigl, Schweinnigl — Schimpfwörter für schmutzige Menschen, auch im moralischen Sinne. — schweinigln, unsaubere Reden führen.[9])

Eichhörnchen. — Ààchkatzl. Àichkatzl.[10]) — Wöi ă Ààchkatzl, Àichkatzl — bezeichnet die Schnelligkeit, Behendigkeit, Frische.

Maus. — Maus. — Maus, in der Bedeutung des regelmäßigen Wechsels der Bekleidung der Vögel, und Mäusl, kleine Muskel im Oberarme, stehen in keiner Beziehung zum Thiere. — Maus heißt bei einem Kartenspiele («Brandln») ein Satz an Geld, dessen Summe aber die Mitspielenden vorerst nicht kennen.[11]) — Duckmäusă, ein stiller, aber verschlagener Mensch.[12]) — Mauszääⁿlă (plur.) schöne kleine Zähne. —

---

[1]) Vgl. Adelg. IV, 1202, Sand. I, 486. — Der Name des Thieres ist aber nicht von «viel fressen» herzuleiten, sondern stammt von dem nordischen fiallfres, von fial = Berg, fres = Bär, Katze, also Bergbär, Felsenkatze. S. Hof. 58, Andr. 247.

[2]) Mhd. bêr, Eber, Zuchteber, Lex. I, 183; vgl. Adelg. I, 726, III, 1292, Hüg. 35, Kn. 78, Schm. I, 190.

[3]) S. Sand. I, 82. Bei Schm. IV, 296 in demselben Sinne: Zott-Eule, Zottelbock, Zottelwolf.

[4]) S. Gr. Wb. I, 1123, Sand. I, 82, Hof. 55.

[5]) S. Gr. Wb. I, 1127, Sand. I, 313, Stald. I, 135, Schmid. 43.

[6]) S. Gr. Wb. I, 1123, Schm. I, 190, Adelg. 1, 726, Sand. I, 82.

[7]) S. Affe = Nåff. — Vgl. aber Schweinigel und Saunickel bei Andr. 242, 243, der eine Anlehnung an den Namen Nikolaus annehmen will.

[8]) S. Hüg. 114.

[9]) S. Adelg. III, 1734, Sand. I, 814.

[10]) S. Gr. Wb. III, 81, Sand. I, 879, Lex. KW. 156.

[11]) Ein Mäuslein machen bei Schm. II, 628.

[12]) Mhd. duckelmûser Lex. I, 474; vgl. Gr. Wb. II, 1495, Adelg. I, 1567, Sand. II, 265, Schm. II, 629.

mäustàud,[1]) verstärkt mäusdreckltàud.[2]) — mäus^r^lstůl.[3]) — mausn, stehlen.[4]) — mauseinä, nach Mäusen riechen.[5]) — assimausn, glücklich aus einer schlimmen Lage herauskommen, genesen von einer Krankheit,[6]) abgeleitet von der Maus der Vögel. — Mäus in Kuäpf, Grillen.[7]) — Àä^r^m wöi ä Kirchämaus.[8]) — Noß wöi ä 'bàd'tä (gebadete) Maus, bei tropfender Nässe.[9]) — Dàu hàut si kàä^n^ Mäusl g'röiät — für große Stille.[10]) — Dàu beißt d'Maus kàin^n^ Fo^d^n (Faden) o — da ist nichts mehr zu haben, da ist nichts mehr zu machen; oft wird diese Phrase beim Verkaufen gebraucht, um anzuzeigen, dass der Preis der niedrigste ist, von dem nichts mehr abgefeilscht werden darf.[11]) — Wöi d'Kàtz mit dä Maus spüln (spielen).[12]) — d'Kàtz last 's Mausn neä^n^t![13]) — Bei schlechter Musik sagt man: 's laffm d'Mäus z'sàmm. — In r ä Mausluäch vä-kröichn, sich in ein Mausloch verkriechen vor Scham.[14]) — Wenn d'Kàtz neä^n^t dähàim is, ho^b^m d'Mäus Kirwä (Kirchweih).[15])

Ratte. — Ràtt (der).[16]) — Ràtz[17]) in der Formel: schlàufm (schlafen) wöi ä Ràtz.[18])

Hase. — Hos. — Hosn-Ài^r^l (Hasenei), der Bovist (Lycoperdon).[19]) — Hosn-Schàrtn, Hasenscharte, eine von der Natur oder durch eine Verletzung erlangte zertheilte oder gespaltene Lippe.[20]) — Hosnfett, das Fett vom Hasen; es wird in verschiedenen Fällen als Pflaster auf kranke Körpertheile gelegt.[21]) — Hosnfouß, Feigling.[22]) — dä-hosn, erschrecken.[23]) — Laffm (laufen) wöi ä ràutha Hos. — Ich bin kàä^n^

[1]) S. Gr. Wb. VI, 1832, Adelg. III, 126, Sand. II, 263, Hüg. 107, Schm. II, 629.

[2]) Vgl. Andr. 25, Schm. II, 629.

[3]) S. Gr. Wb. VI, 1821, 1832, Adelg. III, 126, Sand. II, 263, Hüg. 106: mauserlstad, Hof. 84: still wöi a Mäusrl.

[4]) Mhd. mûsen stehlend suchen, schleichen, betrügen, Lex. I, 2258; vgl. Gr. Wb. VI, 1826, 1827, Adelg. III, 125, Sand. II, 265, Hüg. 107.

[5]) Schm. II, 629.

[6]) Bei Adelg. III, 125, sich in Kleidern schön herausputzen.

[7]) S. Gr. Wb. VI, 1818, Sand. I, 263.

[8]) S. Gr. Wb. V, 806, Sand. II, 264, Hof. 84.

[9]) S. Gr. Wb. VI, 1816. Bei Hüg. 106: a taufti Maus.

[10]) S. Sand. II, 263.

[11]) Bei Sand. II, 263, von der größten Armut; bei Schm. II, 628: da fehlt nicht das Mindeste.

[12]) S. Gr. Wb. VI, 1816, Sand. II, 263.

[13]) S. Gr. Wb. VI, 1826, Hüg. 107.

[14]) S. Gr. Wb. VI, 1825, Adelg. III, 125.

[15]) Siehe Katze, oben S. 207.

[16]) Ahd. rato m., mhd. rate, rat.

[17]) Mhd. ratz, ratze, Lex. II, 353.

[18]) Hof. 22: Die Phrase hergenommen von der großen Haselmaus, die auch Raz heißt und den ganzen Winter hindurch schläft. S. Hüg. 127. Schlafratz bei Schm. III, 173.

[19]) S. Gr. Wb. IV, 541.

[20]) S. Gr. Wb. IV, 541, Adelg. II, 995, Sand. III, 893

[21]) S. Gr. Wb. IV, 536.

[22]) S. Gr. Wb. IV, 536, Adel. II, 993, Sand. I, 524.

[23]) Mhd. erhasen v. furchtsam sein, niederducken wie ein Hase, part. erhaset: furchtsam zaghaft, Lex. I, 635. S. Nb. 48.

heurighă Hos, ich bin kein junger, unerfahrener Mensch.[1]) — Dàu leit dă Hos in 'n Pfeffă s. v. als: Dàu leit dă Hund bă-gro[b]m (s. d.) — Jeădăs Hasl find't sa[n] Grasl.[2]) — Schlàufm wöi ă Hos mid offănăn Aughăn, mit offenen Augen schlafen.[3]) — Es wird als Vorbedeutung eines Unglücks angesehen, wenn einem ein Hase über den Weg läuft. Der Volkswitz fragt dann wohl auch, warum dies ein Unglück sei, und antwortet: wal dă Hos neă[n]t in dă Pfànnă (Pfanne) is.

Kaninchen. — Kàu[n]hos.[4])

(Fortsetzung folgt.)

II. Kleine Mittheilungen.

Ein oberösterreichisches Märchen.

Mitgetheilt von Bürgerschuldirector Adalbert Hein, Wien.

Im Jahre 1878 brachte ich die Ferien auf dem sogenannten «Schwarzmaiergute» in der Nähe von Linz zu. Daselbst war ein junger Bauernknecht, welcher abends gerne Märchen in oberösterreichischer Mundart erzählte, u. zw. stets mit denselben Wendungen und denselben Worten. Nach der Quelle befragt, theilte er mit, er habe als «gelernter Maurer» nicht weit von Linz an einem ärarischen Baue gearbeitet, und dort sei ein alter Maurer gewesen, welcher während der Freistunden diese Märchen erzählt hätte. Ich ersuchte den Knecht, die eigenthümlichen Erzeugnisse einer aussterbenden Volkspoesie gegen eine verhältnismäßig hohe Entschädigung zu Papier zu bringen — umsonst! Mir blieb also nichts übrig als eigenhändige wortgetreue Niederschrift während der Mittheilung.

Die dankenswerten Bestrebungen des Vereines für österreichische Volkskunde haben diese mittlerweile vergessene Thatsache an die Bildfläche der Erinnerung gezogen, und es glückte mir, den Text des nachfolgenden Märchens aus meinen alten Papieren auszugraben. Leider fehlte der Schluss! Doch ist die Situation so weit gediehen, dass sich ihn jeder Leser unfehlbar ausmalen kann. Ich für meine Person hielt mich nicht für berechtigt, ihn nur nach meiner Erinnerung anzufügen.

Der höllische Gort'n.[5])

Do wor amol in aner Stodt recht a reicher Herr und den hobn die Leit in der gonzn Stodt olli gern ghot un endli is 'r krank worn un da hobn die ganzn Leit traurt um eam. Jetz is amol a Reisenda gang'n un der is eina kemma in d' Stodt un da hot r gfrogt, wos denn dös is, dass d' Leit so trauri san in dr Stodt. Jetz hob'ns eam nochr d' Leit gsogt: «Waßt denn Du dös no nöt, dass dr Herr krank is, der gor so brav wor af olle Leit? Und ka Mittl is

---

[1]) S. Gr. Wb. IV, 528, Adelg. II, 990, Sand. I, 699; bei Hüg. 151: kein heuriger Spatz.

[2]) Sand. I, 699: Gibt Gott 's Hasel, gibt er auch's Grasel.

[3]) S. Gr. Wb. IV, 527, 528, Sand. I, 699.

[4]) Mhd. künigel (cuniculus). Andr. 90 erwähnt Künihas, das unserem Kàu[n]hos am nächsten kommt. Nied.-öst. Künighos, Hof, 69, Künighas, Schm. II, 244.

[5]) Ein weitverbreiteter Märchenstoff, über welchen man die nachfolgenden Ausführungen vergleiche: Grimm, 97 und Anm. III, S. 176; Köhler, Germania XI, S. 389; Liebrecht, Germania XII, S. 81; Köhler, zu Schiefner, Aw. T. X, S. IX, Archiv für slaw. Phil. III, S. 630. — Ein ganz ähnliches Märchen steht auch (Nr. 8, S. 375 ff.) in der Sammlung litauischer Märchen, herausg. von A. Leskien und Karl Brugman (siehe daselbst die Anmerkungen von W. Wollner, S. 524, insb., S. 532 ff.), woselbst die zahlreichen slawischen Varianten besprochen sind. Der Red.

nimma, is eam nimma zum helfn; hobn schon olles braucht.» — «I wissat scho a Mittl, doss r gsund wurd wern. In höllischn Gortn do is a Kraut un a Wossa.» «Jo», hobns gsogt, «obr wia ma dös kriagt?» «I», sogt r, «dös is leicht zun kriagn. Do is 3 Tog hin; uu do muss holt aner von seini Sön dös bringa.» Dr erste, dr Johann, richt si in der Fruah, bevur d' Sunn afgeht, das besti Pferd her un reit furt. Un so reit r den ganzn Tog, wos r reitn konn. Es wird Nocht, un er kimmt zu kan Haisl un zu kan Haus un nirgends nit hin. Er reit no a Nocht furt un endli kimmt r holt do zu an Wirtshaus. In den Wirtshaus, do bleibt r über d' Nocht; nemend eams Pferd glei un thuan eams gut betrein, un wos er hobn will zun essn un trinkn, dös kon r hon. Wia r guat gessn un trunkn hat, frogt n dr Wirt, zu wos r a Freid hot, ob r glei schlofn geht odr spüln odr les'n. Won r a Freid hot zun Spüln, so san a drei draus'd, do kon r außa gen un kon mitspüln. «Spüln thua i glei, dös is mr mei größte Freid daham.» Un do hobns holt a Weil gspült un do hot r sei gonz Geld verthoan, wos r bei eam ghot hon. Wias Geld gor is gwen, hot r eana s Ross a no gebn zun Verkafn un hot dös Geld a no verspült, dass r d' Zech a nimma hot zoln kinna. Un weil r d Zech nit hot zoln kinna, hot r durt bleibn miassn bei den Wirt. Sogt dr Wirt: «Bei uns is a so: Won wer wos schuldi bleibt, der muass so long do bleibn, bis wer kummt, der n auslest.» Jetz kon er nimma in höllischn Gortn a. Die 3 Tog vergehn un daham wortens scho ollawei a. Jetz san dö 3 Tog aus un er kummt no nöt. «Jetz muass dr ondr furt», sogt dr Voda. «N' virtn Tog in oller Fruah muass glei dr Josef furt!» In dr Fruah, bevur d Sunn afgeht, richt r si dös allerbeste Ross her un reit furt. Er reit den ganzn Tog, was r reitn kon. Er kimmt zu kan Haus, zu kan Haisl un nirgends nit hin. Er reit no a Nocht, endli kimmt r do zu an Wirtshaus. Da nements eam sei Pferd un fudern un betrain eams guat, un er geht eini ins Zimma, un se gebent eam zun essen un zun trinkn, wos r valangt. Wia r guat gessn un trunkn hot, frogt n dr Wirt, ob r glei schlofn geht odr ob r spüln will odr lesn, zu wos r a Freid hot. «Na», sogt r, «spüln mag i!» Jetz hot r a Weil gspült un hot dos gonze Geld vaspült und hot ean s' Ross a no verkaft un s' Geld a wiada vaspült, dass r d' Zech a nimma hot zoln kinna. Dr Wirt sogt: «Bei uns is a so: Won wer wos schuldi is, so muss r dableibn, bis aner kummt, der n auslest.» Jetz kann r nimma in höllischn Gortn a. Jetz gehts eam grad a so, als wia den erstn, jetz san scho zwa durt in den Gasthaus. Die 3 Tog vergehn un drham wortn's scho ollewal af eam. «Dös Kraut von höllischn Gortn un dös Wassa, dös miass mr hobn» sogt da Voda. «Jetz muass dr dritte a no furt, obs der nit bringt. Won er nit hinkimmt in höllischn Gortn, so wird r do von die Zwein wos erfohrn.» Den virtn Tog in dr Fruah richt si dr Fritz sein allerbestes Pferd her, wos r in Stoll hot. «Jetz reit i furt», sogt r, «kimm i nit in höllischn Gortn, so bring i di ondrn zwei Brüada ham.» Jetz reit r n gonzn Tog, wos r holt reitn kon. Es wird Nacht, un er kimmt zu kan Haisl un zu kan Haus. Er reit no a Nacht furt, endli kimmt er do amal zu an Wirtshaus. Da reit r zubi, un bleibt übr d' Nacht. Sie nement eam das Pferd, führens glei in Stall, fuadern un betrains eam, wia r's hobn will. Er geht eini ins Gasthaus. Sie gebent eam zun essn un zun Trinkn, wos r valangt. Wia r guat gessn un trunkn hot, frogt n dr Wirt, ob r glei schlofn geht oder was r will? Ob er spüln oder lesn will oder zu wos r a Freid hot. «Na», sogt r, «spüln mag i gar net, wans a alts Büachl ham, wo olte Gschichtn un Sachn drin stehn, dös is mr das ollerliabe.» «O jo», sogt dr Wirt, «olte Büachl hobn mr scho.» Un er gibt eam a olts Büachl, un er lest so lang als eam gfreit hot. «Jetz hob i glesn gnua», sogt r, «jetz will i schlofn gehn!» Sie leichtn eam in a Zimma schlofn, un hots n Hausknecht gsot, sie solln eam's Pferd sodln un herrichtn; bevur d' Sunn afgeht, muass r scho furtreitn. Un er steht in dr Fruah bei Zeitn auf un loßt si sei Pferd herrichtn un zolt sei Sachn, wos r schuldi is, un reit furt un reit n ganzn Tog, wos r reitn kon. Er kummt zu kan Haus, zu kan Haisl un gar nirgends hin. Es is scho lang finstr; er reit furt un reit un reit. Endli kimmt r zu an kloan Haiserl. Denkt r si, do reit i holt zubi, wons mi halt do g'holtn, s' wern do an Plotz hobn fir mi. Er reit zubi un klopft an. Schreit aner aussa: «Wer is draußd?» «No», sogt r, «seins so guat, mechtns mi nöt über d Nocht gholtn?» «No, dos glaub i!» sogt er. Jetz mocht r eam die Thür auf un dös wor a ungemein großr Hund, a schwarza. Der schwarza Hund nimmt eam glei das Pferd, thuats eini in Stoll un sagt zu eam: «Geh eini, i gib dr wos zun essen, hast eh Hunger a!» Er fuderts Pferd un gibt eam wos zun essen un nachdem frogt ern, wo er hinreitn will. Sogt er: «In höllischn Gortn war i gern. Mei Vada, der Küni, is so krank, un da muass i a Wassa hambringa un a Kraut, un dös Wassa rinnt durt her. Wann i hinkimm in höllischn Gortn un

bring dös Wassa ham un dös Kraut, so wird r gsund.» Wia r'n gfrogt hot gehobt, sogt r: «Jetz wirds Zeit zum schlofn gehn!» Weist n aufa in a Zimma, da stehn 3 Betta do, a schwarz, a rots un a weiß. Sogt dr schwarze Hund: «In dös welche Bett willst di legn?» Denkt si dr Fritz: «Daham liag i allwal in an weißn, kon i mi amol in das schwarz a legn.» Sogt r: «In das schworz will i mi legn!» — «Dös is mei Bett; aba 's mocht nix, leg m'r uns zsammen!» Den andern Tog in der Fruah is dr schworze Hund auf bei Zeidn un hat eam das Pferd hergricht un hat eam was z' essn gebn. Sogt der schwarze Hund: «Abr mit Dein Pferd kimmst nit in höllischn Gortn. Do wer dr i dos mein leichn, do kimmst hin.» Er richt eam sein Pferd her. «Du losst es laufen, wias laufen will. Wos hinlaufen will, do kanns hinlaufen.» Er reit furt un reit den ganzn Tog, wos r reitn kon. Es wird finster, un er kummt zu kan Haisl un zu kan Haus un zu gar nix. Er reit un reit no weitr furt, endli kimmt r in an Wald. In den Wald siacht r a klans Haiserl. Do denkt r si: «Do reit i zubi!» Er reit zubi un klopft an. «Wer is draußd?» sagt aner. «Sans so guat, mechtns mi nöt über Nacht ghaltn?» — «O ja!» sagt r. Jetz macht r eam auf, un wia er eam aufmacht, is a ungemein großer rotr Hund. Er hot eam das Pferd glei gnumma un hots eini in Stall un hot eams guat gfuttert. Sogt r: «Geh eini, i gib dr was zun essn un zun trinkn; hungert di eh.» Jetz hot r nochr gfrogt, wo er hin will. «Na», sogt r, «in höllischn Gortn um a Kraut un um a Wossa für mei Vodrn.» «Jo», sogt dr rote Hund, «oba mit dein Pferd kimmst nöt hin. Do wer dr i murgn in dr Fruah des mein leichn. Do kimmst gwiss hin.» Wia r recht guat gessn un trunkn hot, is r schlofn gonga. Hot r eam aufi gweist in a Zimma. Stehn 3 Betta do: a schwarz, a rots un a weiß. Sogt dr rote Hund: «In dös welche Bett willst Di legn?» «No», denkt r si, «drham liag i in an weißn, heunt Nacht bin i in an schworzn glegn, jetz leg i mi halt in dös rote.» — «No mocht nix! Dös is mei Bett; leg mr uns holt zsamm.» In dr Fruah is dr rote Hund aufgstandn un hot eam sei Pferd hergricht un hat eam was zun essn gebn. Sogt r: «Jetz reit furt un losst es oba laufn, wias laufn will. Musst oba genau folgn, wia i Dir jetz sog. Um drei Virtl af Elfi da bist Du bei den höllischn Gortn. Do is a eisrnr Godrn un a stanern Benk dabei, un da steigst obar un sitzt af d' Benk un s Pferd loßt laufn, wos hin will; dös wird scho wiada zuba kumma, wonst wiada außa kummst. Un do wernds so viel jamentirn un schrein, dass dr firchtn wirst. Bolds elfe schlogt, is dös gonze Jamenti un Gschra gor. Do mochts an Schnolzr un geht dr Godrn auf, un gehst eini un nimmst dr Dein Kraut un dei Wossa, wos d' brauchst, un gehst wiada außa, dass d' ja um zwölfe nimma drin bist! Wenns Zwölfe schlogt, mocht dr Godrn an Schnolzr un is wiada zur un jamendirn wiada furt wia zuvur, un wonst nit heraust bist, muasst drin bleibn.» Er merkt si dös olls, wiar dr rote Hund gsogt hot. Um $^3/_4$ af 11 is r schon durt bein höllischn Gortn. Do hobns gschrian un gjammert, dass 's eam firchtet is worn. Er is obagstign von sein Pferd un hots gehn lossn, wos hingeh hot welln un is auf die stanern Benk gsessn. Und wias Elfe gschlagn hot, hots an Schnolzr gmocht, is dr Godrn aufganga, un alles is ruhi gwen. Jetz is r eini gonga, hot si sei Wossa gnomma un dös Kraut abrockt, un wia r dös ghot hot, hot r af d' Uhr gschaut. «Iatz», hot r si denkt, «iatz is erscht Virtl iber Elfe. Bis um zwölfe do richt is no leicht, do muss i no a weng umadumschaun a!» San so klane Hütterl un Haiserl un Salon drin gwen in den Gortn. Iatz is r holt einiganga bei dr Thür un hat einigschaut in den Salon. Un dos is a so schens Zimma gwen un von den Zimma is no a Thür aussagonga. Hot r si denkt: «Iatz mecht i do a no aussaschaun!» Un in den Zimma is no schenr gwen als in den herinnern un viele Sofa san draußt gwen. Un von den Zimma is no a Thür außagonga. Hot r si denkt, do mecht i a no gern außischaun. Und hot z'erscht af d' Uhr gschaut, wia vil s' is, doss eam nit z'long wird, doss r um Zwölfe wiada auBa kimmt. Iatz is erscht holba zwölfe gwen. No, hot r si denkt, dös thuats no, do schau i no eini, aft geh i. Iatz, wia r bei dr Thür einigeht, steht a recht a schens Tischl drin mittn in Zimma un a weiß Bett, un in den Bett liagt a wundernschene Frau drein. Hintern Bett san a Paar golderne Pantoffl gstandn un aufn Tisch a Schneiztiachl un dr Nom drauf von dera Frau. Un a Papier un a Schreibzei liagt a dabei. Un diweil r si d' Sachn so anschaut, valiabt r si in dera Frau. Und er denkt si: «Drham liag i in an weißn Bett, gestrn bin i in an schworzn glegn, heunt in an rotn, un jetz mecht i mi in dos weiße legn, wia drham.» — Wia r aufgstandn is, hot r die Fedrn gnumma un die Tintn un a Papier un hot sein Nom aufgschriebn. «No», hot r si denkt, «wons do netto war, dass wos war, dass do wissn, wers is!» Un dos Schneiztiachl hot r in dr Mitt vonandgeschnittn un an goldn Pantoffl hot r si a gnumma. So hat r sei Sach zsammgnumma, Alles, was r ghot hot, un is außa. Un



wia r grad heraust is gwen, hots an Schnolzr gmocht, un dr Godrn is zugonga, un do hobns wiada gschrian un gjammandirt wia zerscht. Un 's is eam sei Pferd wiada zuagonga zu dr stanern Benk un er is afgsessn un is grittn, wos r reitn hot kinna. Af d' Nacht kimmt er hin zu den rotn Hund. «No, host hingfundn?» sogt dr rote Hund. Sogt r: «Jo, hon hingfundn un hob s Wossa un s Kraut.» Von den ondern hot r eam oba nix gsot, dass er an Schua hot, un dos r bei dera Frau glegn is. «No», sogt dr rote Hund, «is recht. Jetz bist obr no long net aus dr Gfoar. Jetz machst es a so, wia i dr sog. Morgen in dr Fruah gib i dr Dei Pferd, dös von schworzn Hund, un Du reitst furt un reitst den gonzn Tog, bis das d zun schworzn Hund kummst. Dr schworze Hund, der wird dr Dei Pferd gebn un wird si dös sei nehm. Abr er wird di nimma anschaun vor lautr Gall. Ober dös mocht nix. Du darfst dr ober ja nix kafn. Du sst un trinkst nur guats. I gib dr a Fleisch mit af d Roas, abr kafn thua dr nix. Kaf dr ka Fleisch nit, denn wennst a Galgenfleisch drwischest, nacher wurdst ghenkt. Und wannst allenfalls in a Gfoar kimmst, so denkst af mi un denkst dr, won nur dr rote Hund bei Dir war.» Und dös hot r si pünkli Olles gmerkt, wia dr rote Hund gsogt hot. Er hot si denkt: I kaf mr nix, ka Galgnfleisch un gar nix un kimm scho ham. Un er hot si schen bedankt un is von den rotn Hund furtgritten un is gritten den ganzn Tag, wos r reitn hot kinna. Es wird Nacht un er kimmt zu den kloan Haisl, wo dr schworz Hund wiada is. Er klopft an un sagt, er mecht n wiada ghalten übr d' Nacht, er is wiada zrückkemma jetz. «Jo, jo», sogt dr schworz Hund, «i kenn Di schon. Gib mr mei Pferd un i gib dr das deini.» Er thuat das Pferd eini un dos sein außi un gholtn thuat r n nimma über d' Nacht. Er hot si denkt, es mocht nix. Er reit wiada toni un bleibt in Wold über d' Nacht. Un in der Fruah hot r si wiada aufgmocht, bevur d' Sunn aufgeht un is wiada grittn, wos r hot reitn kinna den gonzn Tog. Auf d' Nocht kummt r glickli wiada in dos Wirtshaus, wo r im Furtroasen hinkumma is zun erschten Mol. Un do is r bliebn über d' Nacht. Un do hot n dr Wirt gfrogt, wo der Herr gwen is, dass r so lang aus is gwen. Jetz hot r eams erzelt, dass r in höllischn Gortn is gwen um a Kraut un um a Wossa für sein Vodern un hot eams gsogt, dass sein eltern zwa Brüada scho furt san un is kaner nia hamkumma. «Jo», sogt dr Wirt, «san amol a kämma zu uns, hobend olles vaspült, dös gonz Geld hobends vaspült, un bei uns is a so: Wer wos schuldi bleibt die Zech, der muass so long dobleibn, bis anr kummt, der wos n auslest. Die wern zehn Johr eigspirrt, un won die zehn Johr neamd nöt kummt, ders auslest, so werns ghenkt.» «No», sogt dr Fritz, «wiaviel sans nochr schuldi?» Hot r si denkt, wons nit gor viel schuldi san, kons i do glei mitnemma ham. «No», hot dr Wirt gsogt: «A jeda zwahundrt Guldn.» Jetz hot r die vierhundrt Guldn zolt un hot die zwa Brüada mitgnumma ham. Un er hot net so weit denkt, dass dös a Golgenfleisch is. Un a so sans nachert ole drei mit anand furt von den Gasthaus. Dr Fritz is langsam voran grittn un die zwein san nochigonga. Sagt nacha dr andre, dr Johann, zun Josef in den Nochigehn: «Dös is aba a Schand fir uns. Mir san die eltern zwei un er is der jünger; der bringt die Soch ham und mir net. Wos wirds wern, wanrr r hamkimmt un er sogts, dass r so viel hot zohln müassn fir uns? Dös wird si nit guat ausgehn, dös kinna mer nit thoan.» — «I woaß wos», sogt dr Josef zun Johann. «No wos denn», sogt dr Ona. «I hob in Herreitn an larn Brunn gsegn, un mir nehma eam dös Wossa un dös Kraut un dös Pferd un bringens ham, un eam werf ma in den Brunn.» — So hobns eam nocha gschrian, er sollt ean wartn. Er hot ean gwort un nochert hobns eam dos Wossa gnumma un dos Kraut und habent eam in den larn Brunn einigworfn. Un si san afgsessn un hamgrittn. Un sö kemmen ham, un so sogt dr Voda: «Seids da, doss denn so lang nöt kemmts.» «Jo», sogn die zwei, «weils holt gor so weit is. Is so viel weitr gwen, wias gsogt hon.» «Na», sogt r, «weils nit kemma seids, jetz hon i den drittn a no nachgschickt, den Fritz.» «Ja», sogn die zwa, «mir san eh beinand gwen. Er hot a a Wossa un a Kraut, abr er hätt gonz a anders, a vagifts; aba mir hobn dös wohr.» Jetz is sei Voda so falsch worn übern Fritz, dass r eam so a schlechts Wossa un Kraut brocht hätt, dass r no ehr hätt sterbn müassn. Hat r si denkt, wonn r kimmt, do losst ern glei ind Löwengruabn werfn, dass n d' Löwn zreißn. — Wiar der Fritz in den Brunn drinn is gwen, hot r si denkt: «Won nur der rote Hund bei mir war!» Un a so is der rot Hund bei eam gwen. Un aft hot r si denkt: «Wonn mir dr rote Hund nur außahelfn a kunnt!» un wia er si dös dönkt hot, jetz hot r eam außa a gholfn. Jetz is r hamganga un hot si do bei sein Vodan entschuldingt. «Na, na», sogt r, «Du Lump Du, i waß schon, was is mit Dir! Die zwa hobent mrs scho gsot.» Und er loßt n glei in d Löwengruabn werfn, dass n d' Lebn zrreißnt. Wias n einiwerfn, denkt

r si: «Won dr rote Hund bei mir war!» Un a so is er bei eam gwen. Un a so sans siebn Jahr in dr Lewngruabn gwen, abr d' Lewn hobn gor kan nix thoan. — Endlin denkt si in höllischn Gortn di Frau, bei der r gwen is, di Zeit is lang vurüba. Jetz roast hin un suachst n, dr kloan Prinz, dens ghot hot, der is scho groß gwen, daß n mitnemma kon. Un so hots n Pantoffl gnumma un dös holberte Tiachl un den Zedl, wo er n Nam afgschriebn hot, un is furtgroast zun Prinz Fritz ins Preiß'n. Jetz, wis zu den Kini kummt, hots in Gortn herdon ein groß rots Tuch aufbrat un a Tischerl mittn drauf gstellt un an Sessl darzua un ihr Kind af's Schoß gnumma. Un so hots gsot, der Prinz Fritz von Preiß'n soll außakemma. «Jo», hot si dr Johann denkt, «der is nimma da, den hobn d' Lewn scho long gfressn. Thua holt i außer.» Der Johann nimmt si sei Bedientn un losst si die Pferd herrichtn un reitend hinaus. Un so sogt der kloan Prinz: «Muater, is dös dr Voda?» — «Ja warscheinli!» sagts, «i waß no net.» Un so sagt dr Bediente zun Johann: «Müassn mir zu den Tisch do grod hinzureitn?» «O nein», sogt dr Prinz Johann, «auf dös Turch derfent wir nicht hinauf» — und sand in dr Seitn zubigrittn. Und so fragt sie: «Sind Sie der Prinz Fritz von Preußen?» «Jo!» sogt er. «Sind Si schon im höllischen Garten gwen?» «Jo!» sogt er. «Wie schauts da aus?» «Jo», sogt er, «schen is nit; jamentirn thoans recht un voll Dern un Staudn is recht.» «Nein, is nicht wahr!» sagt sie. «Sie sind nie dort gwen! Der Prinz Fritz von Preuß'n muass außa!» Jetz is r wiada einigrittn un sagt zun Josef: «Jetz thua Du außa. I han so gsagt un Du sagst wiada anders.» — Er richt si sei Pferd her un nimmt si sei Bedientn mit un reitend außa. Un so sagt dr kloan Prinz: «Is dös dr Voda?» «I woaß net», sagts, «wahrscheinli nicht!» Sagt dr Bediente zu eam: «Müassn mir grod hinzureitn?» «O», sagt er, «da derfent mr nicht grad zubi, nur von dr Seit.» Sie fragt ihn, ob dös dr Prinz Fritz von Preuß'n is. «Jo», sogt er. «Sinds schon in höllischn Garten gwen?» «Jo», sogt er. «No wia schauts aus?» «No», sogt er, «da is recht schen drin, lauta Blumen un Buschn un Alles, was schen is.» «Das is nicht wahr!» sagt sie. «Sie sind nia in höllischn Garten gwen, Sie san nit dr Prinz Fritz von Preuß'n. Dr Prinz Fritz von Preußen muß außa! . Wenn er jetz nicht herauskommt, so ist das ganze Gschloss vernichtet, so muss 's a Stoanhaufn wern. Und dö Leut, die drein warn, müssen all in höllischen Pein sein.» Un so sans wieder zuchigrittn. Sagt 'r: «Jetz gehts schlecht! Der Prinz Fritz, unsr Bruada, muass hinaus. Wenn r nit hinauskommt, so wird das Gschloss a Stoanhaufen un mir san in der höllischen Pein.» — «No», sogt dr ander, «schau mr no amol außi in d' Löwngruabn, aber es wird umasunst sein, er wird nimmermehr drin sein.» Jetz, wias außikomma un einischaun, jetz is r holt no drin. Jetz hobns n glei außa. «So», sogt dr rote Hund, «jetz bin i drlest un wenn Du glei gfolgt hest un hest Deine Brüada nit auskauft, so hätten mir die Pein nit ghabt und wärn längst derlest.»

'S Ratsch'n.

Ein Kinderbrauch aus dem Marchfelde. Mitgetheilt von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

In den drei Tagen der Osterwoche, an welchen bekanntlich die Kirchenglocken schweigen, obliegt es im Marchfelde der Dorfjugend, die Leute an ihre Gebetspflicht zu erinnern. Die Kinder versammeln sich mit ihren Schnarren [Ratsch'n genannt] gewöhnlich auf dem Kirchenplatze vor dem Missionskreuze, verrichten hier knieend ihr Gebet und ziehen dann schnarrend im geordneten Zuge durch die Gassen. Die Ordner [Ober- und Unternatta[1]) genannt] rufen von Zeit zu Zeit, während alle schweigen, die folgenden Reime:

1) Zu den Avezeiten, d. i. 4 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends:

Wir ratsch'n, wir ratsch'n den englisch'n Gruaß,
Den a jader Christ bet'n muaß.
Fall a jader Christ auf seine Knia,
Bet' drei Vadarunser und oan Avemaria.

2) Charfreitag um Mitternacht. Anlass zu mancherlei Ausschreitungen hat der noch in meinen Jugendjahren bestandene Brauch gegeben, dass die älteren Knaben diese Nacht auf Stroh gebettet gemeinschaftlich in der Amts- oder Armenstube, seltener in einer Scheune zu verbringen pflegten.

Wir ratsch'n, wir ratsch'n die Weiber auf,
Oar und Beigl beim Fenstar heraus;

[1]) Natta [phonet. geschrieben] ist etymolog. schwer zu erklären. Vielleicht hängt es mit dem slaw. Stamme nad, davon nadati beschenken, zusammen.



Oar und Beigl is no nit gnui;
Oan rodigen Geldbei'l mit Silberzwoanzga a no dazui!

Eine andere Fassung ist im westlichen Marchfelde (um Matzen) geläufig:

Wir ratsch'n, wir ratsch'n die Pumpermett'n.
Alti Weiber steht's auf, backts Osterfleck'n!
Osterfleck'n is no nit gnui,
An rostig'n Geldbei'l voll Silberling a no dazui.

3) Charsamstag zur «Gloriamesse»:

Wir ratsch'n, wir ratsch'n heunt 's letztimal i' d' Kircha z'sam,
Wal dö Glock'n san kema vo Rom!
Wal dö Glock'n san kema vo Rom,
So ratsch'n m'r halt 's letztimal i' d' Kircha z'sam.

4) Zum «Glorialäuten»:

Wir ratsch'n, wir ratsch'n dö Fast'n aus —
Unsarn Herrn Jesu Christi sein Leid'n is aus!

Nach der Sonntagsmesse gehen nun die 5—10 «Natta's» von Thüre zu Thüre und sammeln in Körben Ostergaben [gefärbte Eier, Gebäck, Geld u. s. w.] ab, die dann unter Aufsicht des Kirchendieners oder Nachtwächters an sämmtliche Jungen vertheilt werden, welche am Ratsch'n theilgenommen haben.

Von der Berchtra Baba.

Von R. Waizer, Klagenfurt.

In der Gegend bei Schwarzenbach, Iavorje, Jasbina und Topla (im Gerichtsbezirk Bleiburg in Kärnten) pflegt man um Mittfasten auf einem Holzladen die Gestalt der Berchtra Baba aufzuzeichnen. In Anwesenheit aller Hausgenossen wird nun ein Bauernbursche (Sohn oder Knecht des Hauses) aufgefordert, den Laden zurecht zu richten, zu welchem Behufe ihm derselbe so übergeben wird, dass er von der Zeichnung nichts wahrnimmt.

Trifft es sich nun, dass er die Zeichnung am Brettladen zerschneidet oder durchschlägt, so hat er den Spott und das Gelächter aller Hausinsassen zu ertragen. Ebenso ist's der Fall, wenn man den Laden einer Dirne darreicht und selbe die Zeichnung am Laden unwissentlich zerschneidet oder verstümmelt.

Da die Göttin Perchta identisch mit der kärntnerischen Berchtra Baba sein dürfte, erstgenannte aber eine Freundin von Eheschließungen war, so dürfte die vorbezeichnete Schmähung des Burschen oder der Dirne darin ihren Grund finden, weil selbe im verwichenen Fasching sitzen geblieben, d. h. nicht zum Heiraten gekommen ist.

Heiligentage in Kärnten.

Von Rudolf Waizer, Klagenfurt.

Bekanntlich feiern unsere Windischen in Kärnten den heiligen Georg am linken Drauufer am 23. und am 24. April am rechten Drauufer und die heilige Margaretha am 10. und 18. Juni. Dieser Gebrauch findet in folgender Sage seine Erklärung:

«Die heilige Margaretha kam, als sie in der Welt herumwanderte, auch nach Kärnten. Als sie bis zur Hollenburgerbrücke an der Drau kam, wollte sie der hartherzige Mautner nicht ohne Brückenzoll über die Brücke gehen lassen. Deshalb mußte sie betteln gehen, um den Zoll aufzubringen. Acht Tage hat sie dazu gebraucht. Der heilige Georg aber, der diesseits der Drau (am linken Ufer) daherkam, konnte auch nicht das Brückengeld bezahlen. Auch er ging betteln und brachte seine Mautgebühr in einem Tage zusammen.» So arm sind die Leute jenseits der Drau!

Das Zusammenbetteln der Mautkreuzer seitens der beiden Bettelnden gibt auch zu dem Ausspruch Anlass: So leicht verdient sich's ein Mann, und so schwer das Weib!

Charakteristisch ist es, dass diese zwei Heiligen meistentheils auch zusammen vorkommen. Wo ein Georgikirchlein steht, ist meistentheils auch ein Margarethenkirchlein nicht weit davon.



III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Das čechoslawische ethnographische Museum in Prag.

Von Dr. Wilhelm Hein, Wien.

Die čechoslawische ethnographische Ausstellung, welche zu Prag im Jahre 1895 stattfand[1]), ergab eine derart reiche Fülle von volksthümlichen Gegenständen, dass das Actions-Comité dieser Ausstellung ohne besondere Schwierigkeiten an die Gründung eines neuen Museums schreiten konnte. In dem Grafen Sylva-Tarouca und seiner Gemahlin, geborenen Gräfin Nostitz, fand das Unternehmen hochherzige Gönner und Förderer, indem dieselben dem Museum sechs Säle in ihrem Palais, Graben Nr. 12, für zehn Jahre zur unentgeltlichen Benützung überließen, eine weitgehende Unterstützung, wie sie in unserem Staate selten gewährt wird und daher umsomehr geschätzt und gewürdigt werden muss.

Es constituirte sich ein Curatorium, an dessen Spitze der unermüdliche Director des Nationaltheaters in Prag, Herr Fr. Ad. Šubert, steht. Als Vicepräses fungirt Herr Professor Dr. O. Hostinský und als Geschäftsleiter Dr. J. Jakubec, als Schatzmeister Dr. H. Matiegka; die Herren Dr. Wladimir Graf Lažanský, Architekt Roštlapil und J. Herain gehören dem Comité als Mitglieder an. Zum Leiter des Museums wurde Herr Conservator und Docent Dr. Lubor Niederle bestellt, während Herr Docent Dr. Emanuel Kovař, der sich bereits um das Zustandekommen der Ausstellung große und hervorragende Verdienste erworben hatte, die Stelle eines Secretärs übernahm. In den beiden letztgenannten Herren, welche mit Hilfe des Assistenten Herrn Jíra in der kurzen Zeit eines Jahres das Museum einrichteten, hat das Unternehmen bewährte und tüchtige Kräfte erhalten, deren einträchtiges Zusammenwirken den Erfolg von vorneherein verbürgte. An der Installation haben sich ferner mit dankenswerter Mühewaltung Frau Professor Vlasta Havelka, deren Schwester Frl. Magdalena Wankel und Herr Maler K. Stapfer betheiligt.

Dank der rastlosen Thätigkeit der genannten Personen konnte das Museum bereits am 15. Mai d. J. in feierlicher Weise eröffnet werden, wobei unser Verein durch seinen Geschäftsführer vertreten war. Die Eröffnungsrede hielt Herr Prof. Dr. Hostinský, in welcher er namentlich als den Vertreter der Regierung Seine Excellenz Herrn Statthalter Graf Coudenhove begrüßte, in dessen Anwesenheit er eine Gewähr dafür erblicke, dass die Regierung das junge Unternehmen in ihren Schutz nehmen werde. Er bedauerte, dass von den angesammelten Gegenständen kaum die Hälfte zur Aufstellung gelangen konnte, da der Raum viel zu beschränkt sei. Er betonte ferner, worauf besonders hingewiesen werden muss, dass das ethnographische Museum in keiner Weise als eine Concurrenzanstalt für die Localmuseen angesehen werden darf, sondern als ein Institut, das die Möglichkeit biete, auf dem Wege der Vergleichung an einem Orte das ganze čechoslawische Volk studieren zu können. Es sei unbedingt nothwendig, dem Museum sobald als möglich ein eigenes Gebäude zu errichten, damit es voll und ganz seinem Zwecke dienen könne. Die gegenwärtige Aufstellung dürfe nur als ein hoffentlich kurzes Provisorium betrachtet werden. Mit ehrerbietigstem Danke gedachte er der Huld des Monarchen, dessen Gnade die Erhaltung des čhoslawischen Dorfes in Baumgarten ermöglicht, und der Unterstützung des Grafen Ernst Sylva-Tarouca und seiner Gemahlin, welche die Räume zur Verfügung stellten. Darauf übergab Herr Dr. Wladimir Graf Lažanský als Präsident des Actions-Comités das Museum der Öffentlichkeit.

Dasselbe besteht aus sechs Sälen, in welchen die Gegenstände nach bestimmten Gruppen zur Aufstellung gelangten:

Saal I enthält eine Sammlung von Hausmodellen und ist der Volksbaukunst gewidmet;

Saal II umfasst Einrichtungsstücke, ferner geschriebene Gebetbücher, Holzschnitzereien, Musik;

Saal III zeigt böhmische Trachten und Stickereien;

Saal IV Trachten aus Mähren und Schlesien;

Saal V Trachten aus der ungarischen Slowakei;

Saal VI enthält eine ausgezeichnete Sammlung der böhmisch-mährischen Keramik.

[1]) Vgl. Zeitschrift für österreichische Volkskunde I, S. 265.

Von den ausgestellten Gegenständen, von welchen einige von Privatbesitzern nur geliehen sind, seien hervorgehoben in Saal II eine Pfeife zur Vertreibung der Wolken, Wettertrompeten, Botenstäbe und endlich zwei primitive, sehr roh aus Lehm verfertigte Statuetten von Orlau in Schlesien, welche als Hauspenaten aufgefasst werden.

In Saal III fesseln das Auge besonders die eigenartigen Stickereien aus der sogenannten Blater Gegend (Wittingau, Soběslau), die in den Arbeiten der Kozaken um Tabor und endlich in den Erzeugnissen von Plass bei Kralowitz Verwandte finden. Von Wert sind auch die alten Stickereien aus der Umgebung von Leitomischl und Polička, welche Eigenthum der Frau Professor Therese Novák sind. Die Trachten sind durch eine Anzahl von Figurinen veranschaulicht.

Das größte Interesse erregen die in den Sälen IV und V ausgestellten Arbeiten aus Mähren und aus der ungarischen Slowakei, die in vieler Hinsicht den Schlüssel zum Verständnis der čechoslawischen Ornamente bilden; namentlich gilt dies von den Motiven auf slowakischen Arbeiten. Von Figurinen sind bemerkenswert die drei Pfingst-Königsreiter in Weibertracht von Altstadt bei Ungarisch-Hradisch.

Die Keramik findet in Saal VI eine in dieser Art selten vollständige Vertretung; 13 Schränke sind vollkommen mit ziemlich gut bestimmten Krügen, Schüsseln, Tellern u. s. w. angefüllt, unter welchen namentlich die Wischauer Keramik beachtenswert ist. Als Orte, an welchen die Töpferkunst blühte und zum Theile noch geübt wird, werden genannt in Böhmen: Prag und Kuttenberg und in Mähren: Iglau, Znaim, Steinitz, Wischau, Loschitz, Groß-Bittesch, Neudorf bei Ungarisch-Hradisch, Jalub, Zlabings und andere. Es wird wohl nicht zu viel gewagt sein zu behaupten, dass ein einigermaßen erfolgreiches Studium der čechoslawischen Töpferei nur im Prager Museum möglich ist.

So umfassend auch die Sammlungen des neuen Museums sind, so lässt sich doch nicht leugnen, dass die Knappheit des Raumes im Besucher immerfort das Gefühl erzeugt, als würde da noch manches, ja vieles fehlen. Und doch ist so ziemlich alles vertreten. Es mag hiebei wohl die Erinnerung an die vorjährige Ausstellung zum großen Theile mitwirken.

Mit Befriedigung erfüllt die dreisprachige (čechisch-deutsch-französische) Etikettierung, die zwar am Tage der Eröffnung noch nicht begonnen war, aber bald durchgeführt sein wird. Außerdem erleichtert ein inhaltlich sehr schätzenswerter Führer[1]) (in čechischer und in deutscher Ausgabe) das tiefere Eindringen in das Verständnis der Sammlung.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

17. Etnografičnyj Zbirnyk. Vydaje Naukove Tovarystvo imeny Ševčenka za redakcijeju M. Hruševśkoho. I. U Lvovi 1895.

Der wissenschaftliche Ševčenko-Verein in Lemberg entfaltet neuestens, besonders seitdem Prof. Hruszewski seine Leitung übernommen hat, eine sehr rege wissenschaftliche Thätigkeit. Neben der regelmäßig, dieses Jahr bereits jeden zweiten Monat erscheinenden wissenschaftlichen Revue «Zapysky naukovoho tovarystva imeny Ševčenka» wurde zu anderen wissenschaftlichen Publicationen geschritten. Es erschien bereits der I. B. der Quellen zur Geschichte von Kleinrussland, der I. B. der Denkmäler der kleinrussischen Sprache und Literatur ist im Drucke, und vor uns liegt der I. Band einer Sammlung ethnographischen Materials. Dem Programme gemäß wird in diesen Sammelbänden ethnographisches Material aus dem ganzen von Kleinrussen bewohnten Territorium aufgenommen, und jedes Jahr wenigstens soll ein Band erscheinen. Dieses Programm ist gewiss ein sehr weites und wird sich mit der Zeit wohl auf ein intensiveres Studium der kleinrussischen Ethnographie in Galizien, in der Bukowina und

[1]) Eine besondere Besprechung dieses Führers wird demnächst folgen.



in Nordungarn beschränken; die ethnographische Erforschung dieser Gebiete ist in erster Linie erwünscht und nothwendig, die Vorbedingungen einer intensiveren wissenschaftlichen Erforschung sind hier auch gegeben. Der erste uns vorliegende Band enthält I. eine Beschreibung des Weihnachtsfestes in einem Kosakendorf an der Küste des Schwarzen Meeres am Kaukasus (S. 1—24), II. Galizische Volksmärchen (S. 1—120), III. Ukrajinische Volks-Anekdoten (S. 1—28), IV. ein Programm zur Sammlung ethnographischen Materials (S. 1—16).

Hier wollen wir ausführlicher die galizischen Volksmärchen besprechen und insbesondere auf ähnliche slawische Versionen hinweisen, nachdem bisher die westeuropäischen Märchenforscher leider die slawischen Versionen so gut wie gar nicht in den Bereich ihrer vergleichenden Studien gezogen haben; und wir hoffen durch unsere Anzeigen ihre Aufmerksamkeit auch für slawisches Material zu erwecken. Die Volksmärchen wurden von Osyp Rozdolśkyj aus dem Munde des Volkes in Berlin, im Bezirk Brody in Galizien aufgezeichnet und von Dr. Ivan Franko herausgegeben.

Nr. 1. Die Reise zur Sonne. Ein Wanderer geht nachfragen, wie schön die Sonne untergeht und wie sie ausruht. · Am Wege 1.) ein Müller, der mahlt, aber kein Brod hat, 2.) ein blindes Mädchen (es erblindete, weil es sich Samstag bei Sonnenuntergang wusch und mit dem Spülwasser die Augen der Sonne beschüttete). 3.) Symplegaden.

Nr. 2. Der Mann ohne Furcht und der Vampyr. Verschieden von dem gew. Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen:[1]) Grimm, K. H. M. No. 4. Leskien u. Brugman S. 574. Cosquin II, Nr. 67. Čubinskij II, 366. Manžura S. 60 f. Kulda III, Nr. 33. Wisła 1894 S. 234 f. u. a. Hier befreit der Mann ein junges vom Vampyr getödtetes Ehepaar und überhaupt ein ganzes Dorf von demselben, indem er sich in der Nacht in das offene Grab legt und den Vampyr nicht früher hineinlässt, bis er nicht erfährt, wie jene wieder belebt werden können (durch Verbrennen von neun Haaren des Vampyrs unter deren Nasenlöchern) und er selbst unschädlich gemacht werden kann.

Nr. 3. Der Wunder-Beutel: statt der drei Wunschdinge, um die Fortunatus von der listigen Prinzessin bethört wurde. Das Motiv von den Hörner bewirkenden Äpfeln ist verdorben. Vgl. Chełchowski I, 109. Ciszewski I, Nr. 135. Kolberg III, 146 f., XIV, 236 f. Sedláček, Národ. pohádky a pov. II, S. 50 f. Menšík, Mor. poh. a pov. S. 227 f. . . Stránecká, Pohádky z Moravy S. 53. Romanov III, S. 182 Nr. 23. Šejn II, Nr. 78. Dobrovolskij I, S. 515 f., 565 f. Erlenvejn S. 28 Nr. 11. Chudjakov I, S. 41, 106. Dowojna Sylwestrowicz II, 303. Revue des Traditions popul. IX, S. 178 f. Nr. 14.

Nr. 4. Die wunderbaren Pferde: Der Weizen wird Nachts immer vernichtet; dem jüngsten Sohn gelingt es auszuforschen, dass dies drei Pferde thun, das erste mit dem Monde, das zweite mit der Sonne, das dritte mit dem Morgenroth; er fängt sie und sperrt sie in den Stall. Auf diesen Pferden springt der jüngste dumme Bauernsohn bis in das dritte Stockwerk und zerreisst das Sacktuch der königl. Prinzessin. Angefügt ist noch eine Prüfung: er soll drei Ungeheuer, ein zweiköpfiges, ein dreiköpfiges und ein vierköpfiges, tödten, dann bekommt er die königl. Tochter zur Frau. Das Märchen ist abgebrochen. Vgl. Dobšinský, Slovenské Povesti, Heft 7, S. 31 ff. Dowojna Sylwestrowicz I, S. 84 f., 220 f., II, S. 281 f. u. a.

Nr. 5. Die dankbaren Thiere: Hund, Katze und Schlange. Durch letztere bekommt der Held einen Wunschring, wird Schwiegersohn eines Königs; von seiner listigen und treulosen Frau wird ihm der Ring geraubt. Katze und Hund bringen ihm den Ring wieder zurück. Vgl. Archiv f. slaw. Phil. V, S. 26, Nr. 41. Slovenské Pohlady 1896, Heft 4, S. 221 f. Sbornik charkovskago istoriko-filolog. obščestva VI, S. 163 (Meerhund, Meerkatze, Meermaus). Sbornik materialov dlja opisanija . . . Kavkaza XV, 2. Abth. S. 179 f. Dobrovolskij I, S. 607 f., Nr. 33. Erlenvejn S. 23 f. Romanov III, S. 345 f., Nr. 85. Chudjakov I, S. 37. Kolberg III, S. 141 u. a. m. —

Nr. 6. Das verjüngende Wasser. Zu Grimm K. H. M. Nr. 97. Václavek, Valašské poh. a pov. 1894, S. 30 f. Erlenvejn S. 115 f. Karlowicz, Podania i bajki na Litwie, Nr. 7. Kolberg, Lud VIII, Nr. 28, S. 71 f. Strohal, Hrvat. nar. pripov. I, Nr. 78. Vuk St. Karadžić, Srpske nar. pripov. Nr. 12 u. a. m.

[1]) Die vollständigen Titel der citierten Märchensammlungen sind in meinen früheren Anzeigen angeführt: Zeitschrift f. österr. Volksk. I, S. 86 ff. II, S. 187 f.



Nr. 7. Die Königstöchter auf den gläsernen Bergen und ihr Bruder. Drei Schwestern, von bösen Geistern entführt, werden vom Bruder gefunden und gerettet. Bloß der Mann der jüngsten Schwester wird von seinem Schwager überwunden (schwächendes und stärkendes Wasser verwechselt). Die zwei anderen Schwäger helfen ihm, doch werden auch von ihnen die Schwestern befreit. Die Version ist verdorben: die jüngste Schwester vertritt die Braut ihres Befreiers; diese zu erlangen, helfen gewöhnlich die Schwestern. Vgl. Weryho, Podania łotewskie S. 211 f. Chudjakov II, Nr. 62. Erlenvejn S. 81 f. Rudčenko, Nar. južnorus. skazki I, Nr. 44. Athanasjev I, Nr. 14. Sbornik za nar. umotvor. IX, Abth. 3, S. 141 f.

Nr. 8. Der Dummkopf und die Königstochter auf dem gläsernen Berg. Wer auf den gläsernen Berg hinaufreitet und die Prinzessin küsst, bekommt sie zur Frau. Es gelingt dem jüngsten, dummen Bruder. Vgl. Čubinskij Trudy II, S. 276 f., Nr. 72, 73. Zbiór wiadom. do antropol. kraj. XIII, Abth. 3, S. 202 f. — Das Pferd bekam er von einer Zauberin; mit ihrer Hilfe, mit dem von ihr erhaltenen Heer, besiegt er, unerkannt vom alten König, dreimal den Feind.

Nr. 9. Der undankbare Bruder und das Lebenswasser. Eine verdorbene Version des weitverbreiteten Märchens von den zwei ähnlichen Brüdern. Vgl. Grimm K. H. M. Nr. 60. Manžura, Skazki S. 29, 33; Dobrowolskij, Smolenskij Sbornik I, S. 489 f., 493 f. Kulda III, 195 f., IV, S. 203 f. Kollár, Zpěvanky II, S. 500.

Nr. 10. Die Geschenke des Todten. Am Grabe des Vaters wacht durch drei Nächte der jüngste Sohn; zum Dank dafür bekommt er Wunder-Pferde und erlangt mit deren Hilfe die Hand der königlichen Prinzessin (reitet den gläsernen Berg hinan). Vgl. Ciszewski, Krakowiacy I Nr. 142. Chełchowski, Powieści i opow. z okolic Przasnysza II, S. 132 f. Dobrowolskij, Smolenskij Sbornik I, S. 590 f. Nr. 30, 31. Weryho, Podania łotewskie S. 195 f. Karłowicz, Podania na Litwie S. 55 f. Nr. 38. O. Knoop, Volkssagen aus d. östl. Hinterpommern S. 192 f. Bartsch, Sagen u. Märchen aus Mecklenburg I, S. 492 f. u. a.

Nr. 11. Das verstümmelte Mädchen. Ein König wünscht sich nur ein solches Mädchen zur Frau, das ihm an Schönheit gleicht. Vgl. Strohal, Hrvat. nar. pripov. I, Nr. 1. Schneller, Märchen aus Wälschtirol S. 47 f., Nr. 21. — Das Mädchen, eine Försterstochter, mit einer Magd zum König geschickt; von derselben am Weg schrecklich verstümmelt, im Wald zurückgelassen. Es wird von einem armen Bauer gefunden und aufgenommen; ihre Thränen Gold u. s. f. Eine weitläufige und nicht gelungene Version des Märchens von der von der Magd verrathenen Braut. Vgl. Archiv f. slaw. Philologie V, S. 60 f., Nr. 51.

Nr. 12. Das dem Teufel verschriebene Mädchen. Verderbte Version des «Mädchens ohne Hände». Der Vater haut dem Mädchen, das er unwissentlich dem Teufel verschrieben, die Hände ab, um sie eher dem Teufel ausliefern zu können; bei Sebillot, Contes des paysans et des pêcheurs S. 214 haut sie ihm der Teufel selbst ab, weil er sich bekreuzigte.

Nr. 13. Das Mädchen unter den Menschenfressern. Die alte Zigeunerin sollte das Mädchen den Zigeunern zum Festmahl braten, wird selbst von dem Mädchen gebraten. Das Mädchen flieht auf eine Eiche und wird von Gänsen gerettet. Vgl Šejn II, Nr. 21, 37, 132; Dowojna Sylwestrowicz I, S. 33 f., 111 f. Materialy Kavkaz. XV, S. 132 f., Nr. 15.

Nr. 14. Das Mädchen und die Räuber. Räuber schleichen sich in ein Haus ein, das Mädchen in demselben allein schlägt allen den Kopf ab, nur der letzte (zwölfte) entkommt, freit nach einiger Zeit das Mädchen; das entflieht dem Räuber zuerst auf einen Baum, dann mit Hilfe eines Fuhrmannes. Vgl. Rudčenko, Nar. južnorusskija skazki I, Nr. 77, S. 202 f. Materialy Kavkaz. XV, S. 165 f. Sbornik za nar. umotvor. XI, Abth. 3, S. 102. Legrand, Contes popul. grecs S. 122. Schambach-Müller, Niedersächs. M. S. 308; theilweise Šejn II, S. 227 f. Karłowicz Nr. 2. [Dr. G. Laube, Volkst. Überl. aus Teplitz, S. 95.]

Nr. 15. «Das Mädchen und der Stutenkopf.» Die Stieftochter im Wald in einer Hütte, in der Nacht kommt ein Stutenkopf, der verschiedene Wünsche ausspricht, die sie willfährig erfüllt. Bei Chudjakov I, Nr. 13 ist es ein sprechender Menschenkopf. Dann soll das Mädchen tanzen, hat aber keine Kleider, zieht aus dem Ohre des Stutenkopfes so lange verschiedene Kleidungsstücke heraus, bis der Hahn kräht und der Stutenkopf zu Wagenschmiere zerfließt. Diese Version hängt jedenfalls mit dem verbreiteten Märchen zusammen, in welchem das Stiefmädchen im Bade sich vom Teufel befreit und durch unendliche Wünsche ihn bis



Mitternacht, bis zum Hahnschrei, aufhält. Vgl. Kolberg, Lud. VIII, S. 155 f. Nr. 63. Zbiór wiadom. do antrop. kraj. XVI, Abth. 2, S. 3, Nr. 5. Polaczek, Wieś Rudawa S. 85 f., Nr. 3. Romanov IV, S. 87. Karłowicz Nr. 63. Wisła 1894, S. 240 f. Dowojna Sylwestrowicz II, S. 67 f. G. O. H. Cavallius, Schwed. Volks-Sagen u. Mär. S. 359.

Nr. 16. Beim Teufel in Diensten. Mit Hilfe der jüngsten Tochter des Teufels löst der Held alle auferlegten Aufgaben und entflieht mit ihr; auf der Flucht Verwandlungen (Kalb und Hirt, Kapelle und Heiliger, Ente und Enterich). Vgl. Dragomanov, Malorus. pred. S. 281 f. Rudčenko I, S. 145 f. Šejn II, S. 34 f. Romanov III, S. 167 f. Kuliš, Zapiski o Južnoj Rusi II, S. 65 f. Athanasjev V, S. 101 f. Erlenvejn S. 113 f. Chudjakov I, S. 63 f. Dobrovolskij I, S. 513 f., 576 f. Gliński, Bajarz pol. I, 103 f. Dowojna Sylwestrowicz I, 89 f. II, 102 f., 177 f., 434 f. Karłowicz Nr. 47; Kolberg, Lud. VIII, S. 3 f., Nr. 5. Menšík, Morav. poh. a pov. S. 250 f. Strohal S. 69. Kres IV, S. 191 f. Sbornik za nar. umotvor. VIII, Abth. 3, S. 162. Cosquin I, 104 f.; II, 9 f.

Nr. 17. Wie der Teufel bei einem Armen diente, weil er ihm sein Stück Brot stahl. Vgl. Manžura S. 127 f. Kolberg, Lud. III, S. 182 f., VIII, S. 165 f. Nr. 68, 69, 70, XIV, S. 231 f., Nr. 54. Chełchowski II, S. 100 f. Pleszczyński, Bojarzy Międzyrzeczcy S. 152 f. Dobšinský II, S. 89 f. Kulda II, S. 122 f., IV. S. 193 f. Romanov S. 327, Nr. 75. Erlenvejn S. 172 f. Gliński III, 207. Kres IV (1884), S. 348, Nr. 11; S. 744, Nr. 7. Strohal Nr. 54. Krauss, Sag. u. Mär. d. Südslawen Nr. 51.

Nr. 18. Der Dummkopf und das Elend. Der Dumme flicht am Bach aus Bast Seile und will alle Teufel auf der Welt zusammenfangen und aufhängen. Seine Brüder gehen in den Wald, kommen an einen Apfelbaum, können von ihm nicht herunter und werden vom «Elend» gefangen und sollen gebraten werden; auf der Flucht erblicken sie eine Hacke mit einem goldenen Stiel in einer Fichte stecken, fassen nach der Hacke und bleiben hängen. Anklänge wohl an die Polyphemsage. Statt des Polyphem tritt oft das Elend auf (auch als altes Weib, Hexe). Vgl. Slovenské Pohlady 1895, S. 325, Nr. 2, 3. Čubinskij II, 86. Šejn II Nr. 71. Dowojna Sylwestrowicz I, 193 f.

Nr. 19. Wie der Bruder dem Bruder für zwei Viertel Getreide die Augen ausstach. Vgl. Zts. f. österr. Volksk. I, S. 186 zu Nar. pripov. v Soških planinah II, Nr. 3. Polaczek, Wieś Rudawa S. 236 f., Nr. 8. Dobrovolskij, Smolenskij Sbornik I, S. 644 f., Nr. 7. Václavek, Valašské poh. a pov. S. 25 f.

Nr. 20. Berezo-vabij (der unter einer Birke von einem kinderlosen Mann aufgefundene Junge), das weise Pferd und die goldene Feder. Vgl. Cosquin Nr. 73 (II, 290 f.), Archiv f. slaw. Philologie V, 75 f. Nr. 58. Dragomanov S. 286 f. Čubinskij II, S. 290 f., Nr. 76. Erlenvejn S. 98 f. Romanov III, S. 233 f., 240 f., 248 f. Šejn II, Nr. 23, S. 50 f. Karłowicz Nr. 25. Weryho, Podania łotew. S. 207 f. Dowojna Sylwestrowicz I, 438 f.; II, 159 f.

Nr. 21. Dub-beréza (der zwischen einer Eiche und einer Birke von einem Kinderlosen gefundene Junge) und seine Reise zur Sonne. Ähnlich wie oben Nr. 1. Der Junge geht zur Sonne, ohne Auftrag von Jemand erhalten zu haben, trägt auch kein eigenes Anliegen der Sonnenmutter vor. Am Rückwege kommt er zu einem König, der will ihm die Tochter zur Frau geben, doch muss er früher in siedender Milch baden. — Das Märchen ist, wie zu sehen, ein bloßes und noch dazu verdorbenes Fragment.

Nr. 22. Der treue Bruder, der Bruder und Schwägerin rettete, selbst aber zu Stein wurde, d. i. «Der treue Johannes». Vgl. R. Köhler, Aufsätze über Märchen u. Volkslieder S. 24 f. Dobšinský H. 8, S. 18 f. Weryho, Podania białoruskie Nr. 7. Karłowicz Nr. 66. Kolberg, Lud. VIII, S. 64 f., 66 f. Wisła 1894 S. 225 f. Erlenvejn S. 164 f. Dowojna Sylwestrowicz I, 296 f., 400 f. Weryho, Podania łotewskie S. 166 f. Strohal S. 129 f.

Nr. 23. Die neidische Mutter und ihre Tochter, die Kaiserin. Vgl. Karłowicz Nr. 4. Dowojna Sylwestrowicz I, S. 172 f. Gonzenbach I, Nr. 24.

Nr. 24. Wie der Schuster sich dem Teufel verschrieb und in den Himmel kam. Vgl. Rudčenko I, Nr. 35, S. 65 f. Kolberg, Lud. III, S. 181 f.; XIV, S. 248 f. Ciszewski Nr. 115, 116. Zbiór do wiad. antrop. XV, Abth. 3, S. 20 f., Nr. 7, XVI, Abth. 2. S. 75, Nr. 18. Polaczek, Wieś Rudawa S. 92 f. Kulda III, S. 53 f., Nr. 5. Václavek, Valašské

poh. a pev. 1894, S. 44 f. Kres IV, 1884, S. 245 f., Nr. 13. Strohal, Hrvat. nar. prip. Nr. 50. Ul. Jahn, V.-M. a. Pommern I, S. 374 f.

Nr. 25. «Christi Pathenkind.» Das Mädchen wird vom Vater mit der von Christus geschenkten Birkenruthe geschlagen, weinte und vergoss Geldstücke statt Thränen. Der Kaiser erfährt hievon und freit das Mädchen. Weiter wie oben Nr. 11.

Bei jedem Märchen wird angeführt, aus wessen Mund und wann es aufgezeichnet wurde. Mitgetheilt wird der Text der Märchen ganz genau, der Dialekt ist bis ins Detail beibehalten. Interessant sind die von den Zuhörern eingestreuten Bemerkungen, hie und da wird auch der Name dieses oder jenes aufmerksamen und aufgeregten Zuhörers mitgetheilt. Herr Dr. Iv. Franko begleitete die Märchen mit kurzen Anmerkungen, in denen auf einige ähnliche Versionen hingewiesen wird, und fügte ein Verzeichnis der in den Märchen vorkommenden Motive hinzu.

Unter den von Opanas Šimčenko gesammelten Ukrajinischen Volks-Anekdoten und Schwänken finden wir auch manche internationale Waare z. B. S. 6, Nr. 1. «Wie der Förster zwölf Russen bethörte», eine ziemlich originale Version zu Grimm K. H. M. Nr. 61; der in den Sack gesteckte Spottvogel wechselt mit einem Hausierer, aus dem Fluss brachte er also nicht eine Heerde Schafe u. ä., sondern Tücher u. ä. . . — S. 12 Nr. 2 gibt den weit verbreiteten Schwank von dem vom Juden verklagten und angezogenen Bauer. Vgl. Mouliéras et Basset: Les fourberies de Si Djeh'a Nr. 20, S. 31, 93 f. Revue des Trad. popul. VIII, 323 f. Wisła 1894, S. 229 f. Slovenské Pohlady 1895, S. 387 f. Václavek S. 77 f. — S. 13 f., Nr. 1 lesen wir eine Version zu «Bruder Lustig», worüber Ref. im Časopis čes. Musea 1892, S. 483 f., schrieb; außer den daselbst zusammengestellten Versionen sind noch anzuführen: Żytje i Słowo 1894, Bd. II, S. 182 f.; 1895, Bd. IV, S. 95 f. Archiv f. slaw. Philol. XVII, 378 f. Polaczek, Wieś Rudawa S. 94 f. Ul. Jahn I, S. 256 f., Nr. 49. — S. 26. Der Teufel erkennt nicht das seltsame Thier; auf der Bäuerin, die besonders zugerichtet ist, reitet der Bauer. Vgl. Rudčenko I Nr. 30. Żytje i słowo 1895 H. 2, S. 229. Fr. Al. Sedláček, Národ. poh. a pov. II, S. 72 Dowojna Sylwestrowicz I, 78 f. — S. 24 lesen wir den Schwank, wie der Dieb bei dem Priester beichtete, den er bestahl, der in einer gänzlich abweichenden Weise auch auf Corsica (Ortolis, Contes pop. de la Corse S. 254 f.) und in Russland im Gouv. Smolensk erzählt wird. Dobrovolskij I. S. 700 f., Nr. 13.

Prof. Dr. G. Polívka.

V. Sprechsaal.

1. Anfrage.

Schwirrhölzer. — Herr Dr. Wilhelm Hein, Wien: In neuester Zeit hat ein bei australischen und amerikanischen Völkern zu ceremoniellen Zwecken gebrauchtes Schwirrholz, das in der Luft herumgewirbelt, einen lauten, brummenden Ton erzeugt, von Seiten des Herrn Conservators J. D. E. Schmeltz in Leiden eine eingehende Untersuchung erfahren, bei welcher jedoch das Vorkommen in Österreich keine Berücksichtigung fand. Anscheinend wird das Schwirrholz bei uns fast nur als Kinderspielzeug verwendet; eine Beziehung zu irgend welchen Volksmeinungen dürfte sich nur selten feststellen lassen. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn über diesen Gegenstand recht viele und ausführliche Mittheilungen über Aussehen, Verwendung, Zweck, Namen u. s. w. von Schwirrhölzern in Österreich gemacht würden.

Schluss der Redaction: 20. Juni 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Die Tracht der Hauer bei Baden.

Von Maler Johannes Mayerhofer, Baden.

(Mit 15 Abbildungen.)

Der Winzerstand genoss in Niederösterreich von altersher gewisse Freiheiten und Privilegien, auf die er sich etwas zu gute that und an denen er mit großer Zähigkeit festhielt. Dadurch ist es erklärlich, dass sich Tracht, Sitte und Brauch unter der weinbautreibenden Bevölkerung selbst an Orten, wo ein regerer Fremdenverkehr herrschte, wie in Baden, durch viele Jahrzehnte hindurch erhielten.

Vor zwei Jahrhunderten war das Weingebirge um Baden, besonders im Hügellande, viel ausgedehnter, und an vielen Stellen, wo sich jetzt Nadelwälder ausbreiten, lassen sich noch genau die Spuren früherer Weingärten nachweisen. Noch im 16. Jahrhundert war der Hauer in der Regel nur ein gedungener Taglöhner, der gegen Bezahlung die Bearbeitung des Reblandes besorgte, und der sogenannte «Eigenbau», wobei der Eigenthümer des Grundes auch gleichzeitig dessen Bearbeitung besorgt, war eine Ausnahme.

Nach der Türkeninvasion von 1683 scheint der «Eigenbau» einen größeren Raum eingenommen zu haben, da viele Weingärten ganz zerstört und infolge dieses Umstandes billig zu erwerben waren. Von da an dürften auch die Lohnverhältnisse der Hauer geregelter geworden sein, da von größeren Lohnstreitigkeiten nichts mehr bekannt wurde. Um das gute Einvernehmen mit den Bewohnern der angrenzenden Ortschaften zu erhalten, pflegten die Ortsherrschaften die aus alten Zeiten herrührenden Volksfeste möglichst festlich begehen zu lassen.

Merkwürdig ist besonders das Volksfest, welches in dem an Baden angrenzenden Leesdorf alljährlich am Dienstag nach dem Pfingstsonntag als eine Art Kirchweihe gehalten wurde, und welches in dem Leesdorfer Gedenkbuch von 1693 und 1694 genau beschrieben wird. «Es bestand in einem feierlichen Wettlaufe von 12 ledigen jungen Burschen und Mädchen der Melkerischen Unterthanen zu Leestorf und Teestorf bis zu einem weiten ausgesteckten Ziele unter dem Schalle der Musik[1]). Dazu wurden von dem Herren Stiftsabte Belohnungspreise bestimmt; nämlich für die Burschen ein weißer Hut mit einer Schnur, dann ein paar rothe Strümpfe und ein Halstuch; oder auch Geldgewinnste in Silbermünzen zu 1 Gulden, 42 Kreuzer und 29 Kreuzer; für die Mädchen aber ein Miederzeug, ein paar Strümpfe und ein Brustfleck, oder auch gleiche Geldgewinnste. Nach geendigtem Wettlauf begann die Tanzmusik im herrschaftlichen Wirtshause, wozu die Herrschaft zwei Eimer Wein

[1]) Über die Bedeutung und die Verbreitung dieses Wettlaufs bei Winzerfesten der europäischen Völker in Neuzeit und Altertum, siehe W. Mannhardt, Wald- und Feldculte etc. II. Der Red.

schenkte.» Zu dem Feste fanden sich zahlreiche Zuschauer aus der Umgebung ein; denn «die jungen Burschen und Mädchen der benachbarten Ortschaften Braiten und Weikersdorf wurden jedesmal eigens dazu eingeladen, so wie diese ein Gleiches thaten, so oft in ihrer Gemeinde ein ähnliches Volksfest gehalten wurde».

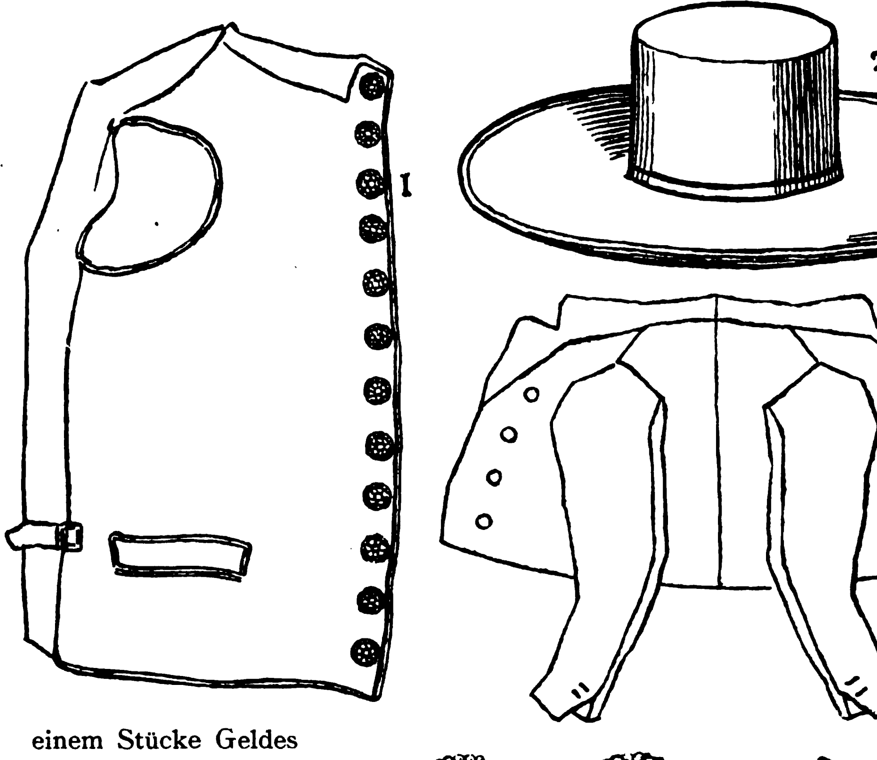
Ein solcher Wettlauf fand auch in Weikersdorf nächst Baden alljährlich am Ostermontag beim Wirtshaus am Unger, neben welchem sich eine Dreifaltigkeitssäule befand, bis zum Jahre 1750 statt.[1])



Fig. 134. Sonntagstracht der Burschen. Fig. 135. Werktagstracht der Burschen. Fig. 136. Männertracht.

Die «Kirchliche Topographie», Wien 1825, sagt über diese Wettrennen: «Vor einer Menge von Zuschauern mussten an jenem Tage sechs junge ledige Burschen und sechs Mädchen des Dorfes vom Dorfe Gutenbrunn angefangen bis zu diesem Gasthause wettlaufen, und zwar im angestrengtesten Laufe. Vor dem Gasthause waren Sitze für die gnädige Herrschaft bereitet, und jeder ankommende Läufer musste — die Burschen dem gnädigen Herrn und die Mädchen der gnädigen Frau zu Füßen fallen und ihnen die Hände küssen, um gleichsam eine Art Huldigung zu bezeigen. Die Wettläufer erhielten dann, unter dem Schalle von Trommeln und Pfeifen, eine Belohnung, die in einem neuen Kleidungsstück und

[1]) Dr. Hermann Rollett «Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien». VII, 9.



einem Stücke Geldes bestand; hierauf war im Gasthause Tanzmusik, wozu die Ortsherrschaft gewöhnlich einen Eimer Wein schenkte.»

Vom Anfange des 18. Jahrhunderts an wurde der Eigenbau immer mehr zur Regel und dadurch bildete sich eine gewisse Gleichartigkeit der Hauer in ihren Lebensgewohnheiten, in Tracht, Sitte und Brauch aus, die durch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit gefördert, dem ganzen Stande ein ganz bestimmtes, charakteristisches Ge-

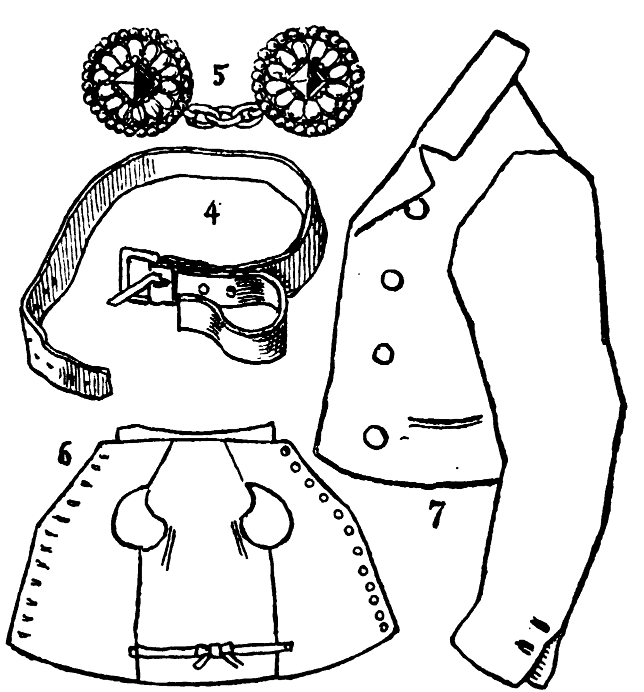


Fig. 137—143.
Hemd, Hut, Jacke, Gürtel, Hemdknöpfe, Weste und Rock.

präge verlieh. Die Weinbauer fühlten auch das Bedürfnis, schon durch die Kleidung kenntlich zu machen, dass sie diesem Stande angehörten und so entwickelte sich nach und nach eine bestimmte Tracht, die sich von der Kleidung der Bürger auffällig unterschied und als specielle Hauertracht bezeichnet werden kann.

Die Arbeitstracht war für die Burschen und die Männer gleich; dieselbe bestand aus einem Tuch- oder Lodenspenser, unter dem ein «Brustfleck» oder eine hochgeschlossene lederne Weste getragen



Fig. 144. Brautpaar in Hauertracht.

Fig. 145. Mädchentracht.

Fig. 146. Frauentracht.

wurde, aus kurzen Kniehosen, bis zur Hälfte des Wadens reichenden Halbstiefeln und einem breitkrämpigen Hute. Dazu kamen im Winter noch bis zum Knie reichende Wollstrümpfe.

An Festtagen trugen die Burschen eine kurze bis zu den Hüften reichende Jacke, darunter einen rothen, häufig reich gestickten Brustlatz, schwarze Kniehosen aus Tuch, blaue, weiße oder rothe Strümpfe und niedere Schnallenschuhe. Die Männer (die verheirateten Hauer) hingegen einen langen dunkelblauen oder hechtgrauen Tuchrock, der bis unter die Knie reichte; darunter eine hochgeschlossene geblümte Weste mit silbernen Knöpfen, eine Kniehose aus schwarzem feinem Tuch, blaue Wollstrümpfe und Schnallenschuhe. Über den

niederen Kragen des weißen Leinenhemdes wurde ein schwarzes Seidentuch gelegt, das vorne zu einem Knoten geschürzt war. Die Frauen und Mädchen trugen eine schwarze Haube (Fig. 147), die bei den Reicheren rückwärts am Gupf mit echten Goldborteneinlagen geschmückt war und vorne von einem spitzenbesetzten Drahtgeflecht umrahmt wurde, das weit über das Gesicht vorragte; die Innenseite derselben war mit blauer Hausleinwand gefüttert. Die Mädchen legten im Sommer über das weiße Leinenhemd, dessen weite Ärmel bis zu den Elbogen reichten, ein geblümtes, seidenes Busentuch, das entweder von dem Brustlatz oder von einem Mieder mit gesticktem Einsatz gehalten wurde. Dazu kam noch der faltige Rock aus schillernder Seide, eine breite schwarze Seidenschürze, weiße Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe (Fig. 145). Im Winter trugen die Mädchen einen Tuchspenser oder eine Art Jacke mit einem breiten umgelegten Kragen. Die Frauentracht war ganz ähnlich, nur trugen die Weiber statt des Mieders auch im Sommer einen Spenser (Fig. 147). Die Arbeitskleidung der Frauen und Mädchen war ganz ähnlich, nur viel einfacher.

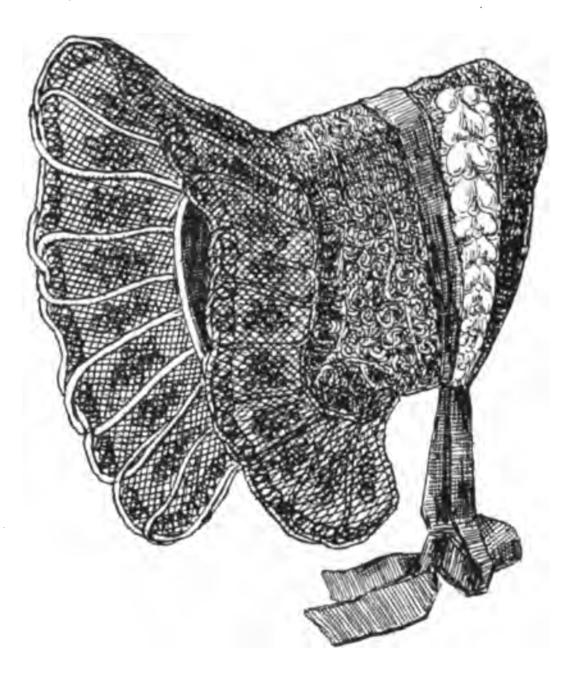


Fig. 147. Frauenhaube.

Um die Mitte der dreißiger Jahre fiengen die Burschen an, theilweise das alte Costüm abzulegen, und auch die älteren Hauer passten sich mehr der damaligen allgemeinen Tracht an. Statt des langen Festrockes trug man einen dunkelblauen Frack und statt des breitkrämpigen Hutes einen niederen, geradekrämpigen Cylinder. Die Halbstiefel und Schnallenschuhe wurden durch hohe glänzende Wadenstiefel ersetzt. Bis in die siebziger Jahre bewahrte aber die Arbeitstracht eine gewisse charakteristische Gleichförmigkeit; doch gab es auch noch in den sechziger Jahren ältere Männer, welche die ganze Tracht beibehalten hatten. Der Letzte, der die vollständige Tracht trug, war ein Hauer Namens Fahnler. Noch in den sechziger Jahren schritt er, mit seinem langen Festrock angethan, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe und den silberbeschlagenen Rohrstock in der Hand, zur Kirche (Fig. 148). Damals war die Tracht schon sehr seltsam, und er wurde wegen derselben oft von den Burschen, die auf dem Kirchplatze standen, verspottet; er ließ sich aber doch nicht bewegen, dieselbe abzulegen. Er war überhaupt ein stiller zurückgezogener Mensch,



Fig. 148. Alter Hauer.

der sich nicht viel um die Meinungen der Anderen kümmerte. Nur eine Schwäche hatte er: das ewig Weibliche zog ihn hinan. Jahrelang hatte er als ehrsamer Wittiber gehaust, da entdeckte er plötzlich wieder sein Herz, und im Alter von 73 Jahren verheiratete er sich 1866 zum zweitenmale. An seinem Hochzeitstage trug er sein altes Costüm, er war aber doch schon ein altes Männlein, trotz seines jungen Herzens; die Jahre lasteten auf seinem Rücken, und er gieng schon ein wenig gebeugt, weshalb auch die Zipfel seines langen Rockes auf der Erde schleiften. Die zahlreichen Zuschauer, die sich zu der Trauung des allgemein bekannten Sonderlings vor dem kleinen Helenenkirchlein in Rauhenstein eingefunden hatten, machten darüber ihre Glossen. Infolge dieser Neckereien bestand seine Auserwählte darauf, dass er das alte Costüm ablege und sich modern kleide, und er musste sich nach der Hochzeit trotz seines Sträubens ihrer Weisung fügen. Die Unlust über die ihm aufgezwungene Modernisierung konnte er aber nicht überwinden, und sie war Ursache, dass er sich nach kurzer Zeit von seiner Frau trennte. Bevor er jedoch sein liebgewohntes Costüm wieder tragen konnte, erkrankte er ernstlich. Bei seiner Überführung in das Krankenhaus nach Wien, nahm er noch seinen Anzug mit, aber nach wenigen Tagen verschied er dort. Er war der letzte der Badener Hauer, der die alte Tracht trug.

„D' Aniweigt."

Mitgetheilt von Maria Spanitz, Ischl.

(Schluss.)

Wia ma so achtzehn, neunzehnjahrige Dirndl worn san, und d' Mirl und d' Seff mordsauber warn, hats wia oft d' Gasslbuam vajagt, dass sö schiar koaner mehr zuha traut hat.

A paar von ins Dirndln ham in Dienst gehn müssn, weil ma sinst allmitanand nix z'essn g'habt hättn. D' Mirl, d' Seff und i ham d' Butter-

tücher, Altartüchln und für dö Buam d' Brustfleck und d' Leibln ausg'naht, wia's zu der Zeit in da Modi g'wesn sein, und ham ins damit oft hübsch viel vadeant. D' Seff steht da a amal mit ihrana Arbeit bom Fenster und wias aufschaut, siachts a arms Leutl so recht mühsalig übern Bühel auffagehn. «Aus is, na Muada, schau netta dös arm Leutl an. Es mag ja frei neama weiter. Geh, i hilf ihr ge a weng!» Und damit is aussi g'floha aus da Stubm. Wia's näha mit ihr herkimmt, schreits halt scho: «Muada, gieß nua glei a wengl a Suppn an, 's is ja inser Mahm, 'n Heinrich Vettern sei Dirndl ausn Hinterberg. 's is ihr so letz, dass neama weiter mag, und d' Wirtsmahm hats nöt g'haltn, dös feindsalig Ding!» D' Seff führts in d'Stubm, ziachts a und legts in ihr Bett. D' Muada bringt ihr d' Suppn, dös aber frei neama mögn hat und wia ihr no letzer wird, gibt si ihr an Lebensessenz. Es hat ins Alle gro dabarmt.

Schwar krank is 's worn und sö hat gar an Typhus kriagt und wolltla lang hats braucht, bis 's wiada auf Hintaberg hat aussi mögn. Bei ins aber, aus is! Da is bald schiar lab worn, ja scho so grausam lab, dass neama hätt laber wern mögn. Alle san ma krank worn, ja aba scho alle, netta da Vada nöt.

D' Liesl hat nach 'n Hintaberinga Dirndl ang'hebt, aft is Th'resl, d' Seraph und da David kemma. D' Muada, da Vada und mir ältern Dirndln ham ins bo da Nachtwach abg'löst. Da war halt amal d' Reih an da Mirl. D' David is so feindla krank g'wesn, dass ma gmoant habm, jiatzt und jiatzt is geh goar mit eam! Dös war im Advent. Es is nu apa (schneefrei) g'wesn, aber so an stark'n Reif hats g'macht, dass alles schön weiß war. Es war scho rund spat, und d' Mirl is halt voll Sorg und Traurigkeit bom David sein Bett g'standen und hat'n recht instandla ang'schaut, dass ja koa Veränderung, dö geh mit eam vorgehn macht, übersiacht. Da hörts s' auf amal ganz deutla: «Schau auf, Mirl, 's is glei an dir.» Sie moant, s'is öppa a Gasslbua, und thuat 's Fensta auf und sagt so halblaut aussi: «Geh, seid's do stad mit engene dumman G'spaß, jiatzt is wirkla koa Zeit dazua, 's is eh lab gnua bon ins», und geht aft wiada zun David. 's steht nöt lang an, hörts wiada bon Fensta aha: «Mirl, schau auf, es is geh glei an dir!» D' Mirl zündt an Span an und leucht aussi, siacht aber nix. 's is neamd draußn. «Ah», moant d' Mirl, «dös is scho z'dumm und z'schiach, solchene G'spoaß z'macha, wann eam eh so viel schwar und trauri z' Sinn is», und geht ganz verdrießlich in d' Stubm z'ruck. Da sagts in aner kloan Weil halt wiada, aber ganz in ihra Näh' hat si's ziemt: «Mirl, schau auf, es is geh glei an dir!» Jiatzt is ihr denna recht öd und grausam schiarch g'wordn und hat halt in Vadan gweckt. Wia s' eams sagt, zündt er glei a Buchtl an und geht halt aussi auf d' Weit, ob er öpps g'spürt. Na, s' is nindascht nix g'wesn! n' andern Tag hat d' Mirl Kopfweh kriagt, s' hats aber gar nöt g'acht. Aber nach a paar a drei Tag hats scho auf koan Fuaß mehr mögn. Wia da Doctor kimmt und d' Mirl so sicht, beutlt er 'n Kopf. Am heiligen Abend is verseha worn. In derselm Nacht hat d' Seff d' Wach g'habt. D' Mirl is schiar ruhig da g'legen dö längst Weil. Da machts plötzla d' Augen weit

auf und schaut d' Seff großmächti an, als ob s' sie z'erst nöt glei kennt hätt. Aft sagts: «Ja, ja, mei liabe Seff, i lass di nöt da auf dera traurign Welt. I muass ma von Himmlvada scho dö Gnad dabittn, dass d' a mit mir in Himmel gehst. Schau, d' Aniweigt is neula allweil bo mir g'standen und hat ma schiar viel dazählt. I muass sterben und du a, und Alle wern s' nu schiar krank bis am Vadan nöt und am Hiasl, der aber a nöt lang mehr z'lebm hat. Und glückla wird koans nöt von dem ganzen Hof nöt, Alle müassns nu schiar grausam viel leiden». Und da hats d' Seff bo da Hand gnuma und is aft so friedla und ruahig worn, dass d' Seff ziemt hat, s müasst ihr hiatzt schiar guat sei. Wia in da Fruah da Doctor kimmt, schaut er d' Seff an und fragts, was denn hat, ob s' öppa a krank is? «Ah na», moant s', «es hat sinst nix, netta a wengl a Strauchn und an Wehthun in Kopf». «Ja Seff», sagt aft da Doctor, «du muasst di niederlegn und dö Medizin nehma, dö i dir aufschreib.» Wia er aft mit da Muada aussigeht, sagt er ihr: «Mit da Mirl wirds bald gar und dö arm Seff hat dö nemla Krankheit.» Ja! wia da insa Muada so sinnla g'woant hat und insan Herrgott so instandla bitt, er möcht ihr denna helfn, netta dö zwoa Dirndl soll er ihr lassn, ja, dass ins schiar 's Herz adruckt hat vor Jamma. Aber g'holfn hat nix, scho goar nix. Den andern Tag um fünfi in da Fruah is dö schön Mirl, dö alleweil wia 's Lebm selm ausg'seha hat, todt dag'legn. Ja, den Jammer mag i gar nöt b'schreibm. Und d' Seff, dö arm, arm Seff, war a scho so schwach. Mir habm gwiss nix außer Acht g'lassn, was ihr hätt helfn kinna. Am Davidstag, dös is in Tag vorn Sylvester, han i ihr 's Haar kampelt, sie hat so viel a schöns langs Haar g'habt, dös Dirndl, und aft han i dös groß Leutl wia a Wuzlkind in a anders Bett tragn. I sag nu: «Seff, merk das, dass i di heunt, am David sein Tag, wia a kloans Kind trag.» Dös is um 4 Uhr nachmittag g'wesn. Um fünfi han i an paar Husta than, und s' is ma s' Wasser in d' Augn kemma, und so recht kopfwehtig is ma worn. «Is do z'dumm», moan i, «jiatzt kriag i ge goar d' Straucha. G'wiss han i mi heunt z' Mittag verkühlt, wia i ins Bad ganga bin». («Ins Bad gehen» heißt zum Bader und in die Apotheke gehn). Ja, 'is nöt lang ang'standen, is da Wehthum a schon in Bauch kemma und so irrig (stark), dass i mi hab ins Bett legn müssn. Int war koa Platz mehr, und so han i in Mauf in d' Stubmkammer müassn. In da selm Nacht is d' Seff gstorben. Von dem Jammer is goar nöt z'reden, der desselm bo ins gwesn is. I han scho neama aufmögn, da David is nu g'legn und da Bauern Wastl, da Muada ihr Bruada hat a 's Kranksein ang'hebt. Mir ham s' es nöt g'sagt, dass d' Seff g'storbm is, damit i nöt daschreckn soll. I han's aber eh gwüsst. I han von da Seff ihra Stubm auffa so woan g'hört und so lamentirn, dass frei neama zum aushalten war. I han g'moant, es is Kathlmoahm, dö kemma is und so feindla woant, und war frei harb, dass mi nöt a hoamsuacht. D' Muada is in Stall bo aner Kuah gwesn, dö schlecht kälbert hat. Wia's aber aft do glückla vorbei war, is s' ins Haus kemma und nöt weng daschrocka, wias dös woana hört, weils g'moant hat, dass i in d' Stubm abaganga war. Ah mei, dös hätt i wohl

than, wenn i kunna hätt. Wia s' in d' Stubm kimmt, is neamd dinn. «Aus is, 's is d' Aniweigt dag'wesn. Ja, es mag ja denna scho neama laber wern bon ins als hiatzt eh scho is.» Denn g'scheha is allmal was labs, wann d' Aniweigt da war. Aft is zu mir kemma. «Ja, Muada, warum is denn Kathlmoahm nöt zu mir auffi kemma? I hans ja int woan hörn bo da Seff.» «Na, na, Lois, dös is nöt Kathlmoahm g'wesn, es war d' Nachbarin, dö g'schaut hat, wia's ins geht. Si hat neama daweil g'habt, dass 's a zu dir kemma war». Viel später hat's mir's erst b'standen, was mit dera Woanarei für a Bewandtnis g'habt hat. I hätt d' Seff so gern nu amal gsehn, aber unmögla nöt hätt i aufmögn.

Wia i scho endla a kloans Neichtl besser g'wordn bin, kimmt gach d' Liesl, dö is desselm nu a kloans Dirndl g'wesn, und sagt: «Aus is, Lois, kimm netta g'schwind! d' Muada liegt in Stall und mag neama auf, i kanns nöt aufhebm, und 's is koa Mensch da, der ma helfn macht». Da bin i halt auf volla Schreckn, und ahigehts üba d' Stiagn. Ja mit da Weil ham mir 's halt do so weit bracht, dass ma dö arm Muada ham in d' Stubm eini g'schleppt. Auf d' Ofenbank ham mir 's a nu bracht, aber so viel Kraft han i neama g'habt, dass i a Foia ankennt hätt, und d'Liesl war nu so kloan, dass mit ihrene kurze Arm unmögla ins tiafe Ofenloch hat einiroachn mögn. So hats halt in Gottsnam daliegn müassn in da kaltn Stubm, wo 's vor a paar Wocha ihre zwoa allerliabern, d' Mirl und d' Seff, aussitragn habm, und i nebm ihr; denn i han a neama aufmögn. Wia auf d' Nacht da Vada kimmt und den noi'n Jammer siacht, is 's a mit seiner Standhaftigkeit ausg'wesn, und er hat so schaudala zum woan ang'hebt, wia i 's vom Vada nia glaubt hätt, dass mögla war. Mi hat er aft in d' Kammer tragn und da Muada, dö nema nix von ihr g'wisst hat, hat er in da Stubm a Bett aufg'schlagn. Er hat aft an Nachbarn bitt, dass er ins in 'd Bad geht; denn von ins hat koans mehr furt mögn. Dö oan san nu viel z'schwach g'wesn, dö andern z' kloan und insa droi san g'legn. I bin wiada auf's neue recht schlecht wordn. So is 's Elend bon ins weit bis in Sommer eini furtganga.

Wias d' Aniweigt da Mirl g'sagt hat, so is kemma. Alle sand krank g'wordn, bis am Vada und 'n Hiasl. Und herg'schaut hats netta, als ob da ganze Bartlhof 'n Doctor und d' Apothekn g'hörn sollt. An iadn Kreuzer hat da Vada z'sammsuachn müassn. Alle Krösenbüchsn hat er ins ausg'leert, damit er d' Medizinen hat zahln mögn. Mir Alle habm denna a ausg'schaut, als ob ma selm lauta Aniweigter warn. Koa Mensch is ins mehr zuaganga. D' Aniweigt und da Typhus hams Alle vajagt. Langmächti hats dauert, bis mir ins daholt habm, aber da Bartlhof hat si goar neama z'sammglaubm mögn. Es is allweil besser bergab ganga, weil ma d' Schuldn neama habm abzahln kunna. Erst jiatzt, wo da David wia a Viach arbeit und d' Mirl goar Neamd was vagunnt und mir G'schwister 'n David 'n Hof goar schaudabar billig überlassn habm, kummt er wiada in d' Höch. So san halt d' Jahr umaganga. D' Aniweigt ham mir mittla Weil do mehr und mehr g'wöhnt. Netta, wenn si's goar

z'arg triebm hat, habm mir ins g'fürcht, weil aft allmal g'wiss a nois Unglück g'scheha is.

Schaudahaft schiar, ja scho grausam schiar hats g'aniweigt, wia i Hochzeit g'haltn hab. Bo ins is da Brauch, dass ma in aller Gottsfruah, wann ma kampelt und anzogn is, auf d' Weit aussi geht und inter freien Himmel niedakniet und recht andächtig zum Himmelvadan bet, dass er oam Gnad, Glück und Segn verleiht. Wia i duri d' Laubm an mein Hochzeitmorgn hab aussi wolln, hats grad herg'schaut, auss lassts mi amal duriaus nöt. Ja, es is mir denna so bang g'worn, dass i d' Muada und 'n Vadan so feinla bitt hab, sö solln ma netta helfn, dass i netta nöt heiraten derf. Dö habm mi aber rund ausglacht und ham g'moant, es is netta da Schamdi, und alls Bittn und Woan hat nix g'nutzt, i hab Hochzeit haltn müassn. I bin aber dö Allerunglücklichst g'wordn. Wia i a paar Jahr verheirat bin, kimmt d' Muada amal in da Kircha zu mir. Es is grad da Noijahrstag g'wesn. Während 'n Amt han i mir scho allweil denkt: «Ja, was mag denn geh lauta d' Muada heunt habm, dass goar so traurig is und ihr Thränen ahawalign?» Nachn Amt hat mir's halt d' Muada g'sagt, dass in da Nacht d' Aniweigt goar so schiarch thoan hat, was geh lauta wiada für a Unglück gebn wird. I han ihrs ausgredt so guat als i mögn han, sie hat aber n Kopf traurig g'schüttlt und hat g'moant: «Na, na, es geit wiada was a, wirst 's sehn. Gestern und vorgestern is a bon Nachbarn int g'wesn und hat 'n Bartl sein Grabstein g'arbeit. Da Nachbar hat sich vom Fludagrabm an rothn Marmlstoan bracht und hat sich in Freidhof sei Grab ausg'suacht. Er hat 'n Marmlstoan zu sein Grab richtn wolln und is scho hübsch bonand g'wesn damit. Am altn Jahrstag geht sei Weib, mit der er im größtn Unfried g'lebt hat, sie is a a recht a bös Leutl g'wesn, vom Stall aussa, und wias nu klopfn und arbeiten hört, ruafts ihrn Mann, dass er do 's Arbeiten soll sein lassn, es ham schon zun Segn g'läut. Es geit ihr koa Antwort und arbeit furt. Aft gehts in sei Werkkammer, weils g'moant hat, er hats öppa nöt g'hört. Wia s' eini kimmt is koa Mensch drein. Alles is sauba auf'gräumt. „Na", sagts zu ihr selm, „heunt hat si meh d' Aniweigt verganga, dass zu ins kimmt", und geht eini ins Haus, wo ihr da oan Suhn gegnt und ihr sagt, dass da Vada scho langmächti furt is.» Es hat dasselm Mal a ihrn Mann aniweigt, wia er von d' Kira hoam is und hats nu lachat dahoam vazählt, weil er an nix g'glaubt hat.

Wia i 'n Noijahrstag Nachmittag in d' Kira zum Segn geh'n will und ins Dorf kimm, siach i d' Leut alle zum See ahi renna. «Ja, was hats denn meh?» frag i und renn halt a mit. Wia i awikimm, ziagns just mein Bruada, 'n Hiasl, ausn Wassa. «Jesus Maria, aus is, aus is, mei Bruada.» Ja, d' Füaß ham mi neama tragn, wia i 'n Hiasl wia todt daliegn siach. «Ja, san nu fünf in See,» hoaßts, «sö san mitn Schlittn umag'stachlt, und da is Eis einbrocha, denn es hat erst zum zuafriarn anghebt. Mehr han i neama g'hört. Da san mir d' Sinn verganga. Wia i wiada zu mir kemma bin, hat a mei Bruada d' Augn aufg'schlagn und is nach und nach a wiada redat g'wordn. Da hat er aft vazählt, wia als kemma is. Da Nach-

bar wollt zum Segn uma und hat sein Schlittn gnuma zum umastachln, weil halt dös goar so viel lustig is. Er hat nu an zweitn anhänga wolln und mei Muada und meine G'schwista mitnehma. Sö ham sö aber g'fürcht, weil 's Eis nu nöt recht fest war. Da Nachbar is von Ort a recht a waghalsiger g'wesn, und wann si koa Mensch traut hat, er hats richti than. So is er halt mit seine 4 Kinder und insern Hiasl uma. Mei Bruada is hintn am Schlittn aufg'sessn. Da hört ers krachn. «Aus is, Jesus Maria, aus is! 's Wasser kimmt, mir müassn datrinkn Alle mitanand!» hat aber scho dö Andern neama g'sehn. Er hat wollene Handling anghabt und mit dö hat er sich am Eis festghabt und is bo dera furchtbarn Kältn, dös g'habt hat, a angfrorn. Und so hams s'n rettn mögn. 'n Nachbarn hat er a paarmal nu auftauchn g'seha, aber der hat sich nirgns anhabm mögn, weil seine zwoa Zwillingsdirndln si so um sein Hals g'haltn habm, dass er si a nöt rührn hätt kinna. 'n Nachbarn und seine Kinder hams erst am Dreikönigstag aufgfundn. Desselm Mal hats a mei Vada so schiar g'aniweigt, dass er seinen Bergspan (Berggesponsen) verzählt hat, wenn oan von eana dös passirat, was eam heunt Nacht vor da Wach bom datrunknan Nachbarn is g'scheha, so trauert sich koaner mehr aus, wanns finstalat wird. Was eam aber g'scheha is, hat er nöt ausg'sagt.

Acht Jahr später is da Hiasl do 'n See umkemma. Er hat sich bom Badn z'weit eini g'wagt und is richti datrunka. A dös hat d' Aniweigt in da Nacht bevor anzoagt.

Wia mei Muada g'storbn is, ham mirs z'letzt g'seha und g'hört. Mit der is kemma und a wiada ganga, und drum moan mir, dass dö dalöst hat durch ihrn schwern Todeskampf und durch ihr viels Beten überhaupt. Mei Muada hat so viel schwer sterbm müassn. So oft ma g'moant habm, dös is geh ihr letzta Seufza, und ham d' g'weiht Kerzn anzundtn, hats allmal wiada d' Augn aufg'schlagn und ins bitt, dass ma nur recht instandla betn solln, dass amal dalöst is von dö Schmerzn und sterbm mag. So is 4 Wocha fortganga. Am Peterstag hats endla n letztn Athemschöpfer than. Es war Nachmittag und da Segn scho aus. D' Sunn hat so feinla zum Fensta einag'leucht, dö Vögl ham so hoamla und schö g'sunga und in unsara Stubm is so ruhig g'west, dass ma an iaden Athemschöpfer von da arm Muada g'hört ham. Da Bauernwastl is auf da Bank g'sessn und hat stiar zum Fenster hing'schaut. Gach sagt er: «Geh Franz, gib mir mein Tabaksbeutl vom Fenster her.» D' Franz geht hin und wia's n nöt siacht, sagts: «Na er leit nöt da.» ««Machs 's Fenster auf, aft muass er draußn liegn.»» D' Franz schaut aussi. «Na er leit a da nöt.» ««Siachst a neamd?»» fragt er aft. D' Franz schaut aussi, siacht aber a neamt daußn. — «Ah, moan i aft, dös wird da Sepp sei, der seha macht, wias sein Kind geht und sich nöt eina traut, weil er ins siacht.» D' Franz war mit eam in an Verhältnis und hat ledigerweis zwoa Kinder mit eam g'habt. Späta hat ers aft g'heirat. Sie is nachm erstn Kind lang verwirrscht (wahnsinnig) g'wesn, weil sie sich so viel z' Herzn gnuma hat, dass mit eam in d' Schand kema is, aber sie is denna wiada ganz revierlich worn. — «Na», moant da Bauernwastl, «es is koa Mannerts, es is a

Weibats drauß, ganz deutli a Weibats, mit da Aniweigt ihrn rundscheiblatn G'sicht, netta nöt ihr finsters Gwand hats, heunt is schweeweiß anglegt.» Da schreit d' Muada, dö erst so stad dag'legn is, «aus is, jiatzt is mei Herz brocha, jiatzt is aus, bet's für mich!» I zünd gschwind d' gweiht Kerzn an, und alle fangen mir dö fünf Wunden z' betn an. Kaum betn mir, so huscht was durch Stubm, Thür geht schö langsam auf und bleibt sperrangelweit offn. Da thuat d' Muada an tiafn Seufza, und alles war aus. Desselm Mal ham mir d' Aniweigt dös letzt Mal gsehn und ghört. Hiatzt is alles ruhig am Bartlhof und Alle möcht's glückla sein, wann nöt da Geizteufl regierat. Aber es muass ja schiar so sein, sunst war ja do oans von ins glückla, und d' Aniweigt hätt nöt ganz recht g'habt.

Land und Volk der mährischen Wallachei.

Eine Skizze von Mathias Václavek, Wsetin.

II.[1]

Im Folgenden wollen wir einige charakteristische Gebräuche der mährischen Wallachen schildern, insbesondere diejenigen, welche mit den Hauptfesten der christlichen Kirche im Laufe des Jahres zusammenhängen. Das sind vorzugsweise zuerst die Weihnachten, unbestreitbar die schönsten und sinnigsten Festtage des Jahres.

Die Weihnachtsgebräuche, die sehr oft mit Aberglauben verbunden erscheinen, sind sehr zahlreich und in allen čecho-slawischen Ländern einander sehr ähnlich, wenn nicht identisch, ja viele von ihnen finden wir bei allen Cultur-Nationen Europas.

Am Christabende reinigt und kehrt man das ganze Haus aus, damit sich das ganze Jahr hindurch kein Ungeziefer bilde. Dieser Tag ist ein Fasttag: wer den ganzen Tag fastet, der wird (namentlich die Kinder) abends ein goldenes Schweinchen (oder ein Kalb) sehen, oder aber er findet über's Jahr alle jungen Vögel im Neste. Wie einer sich während dieses Tages aufführt, so beschaffen wird er das ganze Jahr hindurch sein. Wer an diesem Tage Geld erhält, der wird das ganze Jahr hindurch keine Geldnoth haben; wer Schläge bekommt, wird im künftigen Jahre oft geprügelt werden u. s. w.

Abends wird Alles gegessen, was dem Bauer auf dem Felde mit Ausnahme der Spreu («smotlacha»), gewachsen ist. Vorerst die «Weihnachtssuppe» (ščedračka): man kocht zuerst Erbsen oder Linsen ab, eine Beigabe dazu bilden dann Schwämme, gedörrte Zwetschken, Birnen und Kartoffeln, und das Alles wird zusammengekocht. Die Suppe ist vortrefflich. Darauf kommen Hefenknödel, gefüllt mit Powidel oder mit gedörrten Zwetschken; ferner geschmalzene Grütze, mit Zucker und Zimmet, oder mit Honig und Lebkuchen bestreut; darauf folgen noch geschmalzene Nudelteigknödel («pĕry») und Apfelstrudel oder zerkochte Äpfel (jabčenica). Aufgetischt werden auch Dalken (vdołky), Äpfel, gedörrte Zwetschken, Nüsse u. a.

[1]) Siehe den I. Artikel im Jahrgang II. S. 40 ff.

Früher hat man vor der Suppe Oblaten mit Honig genossen. Es liegt auf der Hand, dass die Zahl und die Qualität der Speisen sich nach den Vermögensverhältnissen richten.

Die Überbleibsel vom Christabendschmaus gibt man den Kühen, damit sie gute Milch geben, der Katze, damit sie recht viel Mäuse fange, dem Hunde, damit er treu das Haus bewache, und den Mäusen, damit selbe keinen zu großen Schaden im Hause anrichten. Nach dem Mahle unterhält sich die junge Welt auf allerlei Art und prüft aus verschiedenen Dingen ihr künftiges Schicksal. Das Bleigießen und die Prophezeihungen aus den entstehenden mannigfaltigen Gebilden sind allgemein. Ist der Apfel, den jemand beim Mahle durchschneidet, wurmig, so wird der Betreffende krank, ist er angefault, so wird er sterben. Derselbe Glaube herrscht bezüglich der Nüsse. Wer einmal irre geht, der möge sich nur erinnern, mit wem er am Christabend den Apfel getheilt hat, und er wird sich sogleich zu orientieren wissen. Wenn jemand ein Ei zerbricht und darin zwei Dotter findet, so wird er glücklich sein. Wer beim Tisch den dunkelsten Schatten hat, der wird binnen Jahr und Tag sterben.

Früher schoss man zur Feier des Abends, und von welcher Seite das Echo des Schusses kam, dorthin heiratete die Haustochter. Die Mädchen klopfen dreimal mit dem Kochlöffel auf den Hühnerstall; meldet sich der Hahn, so heiratet sie im selben Jahre, meldet sich die Henne, heiratet sie zwar noch nicht, aber sie wird eine «závitka» (ein gefallenes Mädchen) sein.

Auch gehen die Mädchen mit dem Kehricht, den sie bei Tag gesammelt, auf Kreuzwege und streuen ihn dort aus: wohin der Kehricht fliegt, von dort kommt der Bräutigam. Das Mädchen erfährt auch, ob es unter die Haube kommt oder nicht, wenn es einen Arm voll Holzscheite nimmt und diese erst in der Küche zählt: ist die Zahl gerade, heiratet es, sonst nicht. Um Mitternacht des Christabends ist das Wasser zu Wein geworden, und das Vieh bekommt Sprache. Der Hausvater («gazda») will auch etwas vom zukünftigen Wetter wissen. Zu diesem Behufe zerschneidet er eine Zwiebel in 12 Theile und legt in ein jedes Stückchen etwas Salz; in welchem Stückchen das Salz trocken bleibt, der sovielte Monat ist trocken, in welchem aber das Salz feucht wird, der sovielte Monat wird feucht sein. Damit die bösen Zauberinnen vom Hause fern bleiben und demselben keinen Schaden zufügen, dafür sorgt wiederum die Hausfrau («gazděna»). Es wird nämlich vor dem Christabendmahle der Tisch mit Ketten geschlossen und unter die Füße werden Äxte und andere eiserne Dinge gelegt. Dadurch wird die Hauswirtschaft vor den Unholdinnen geschützt.

Am Christtage geht Jedermann in die Mette. Bevor aber alle abgehen, wünscht jemand aus dem Gesinde dem Hausvater: Gott gib euch einen guten Tag, erst Wasser und dann Feuer! Und dies deswegen, damit, wenn unser Herrgott ein Feuer im Hause entstehen ließe, das Wasser früher bei der Hand wäre, bevor das Feuer viel um sich greifen würde. Ehedem hat man in der Kirche Weihnachtsgesänge (koledy) von der Geburt Christi in dramatischer Weise aufgeführt, wobei Knaben und junge Männer

mit Pfeifen den Gesang der Vögel, namentlich des Kukuks, nachahmten. Jetzt aber werden nur bei einigen Kirchen solche Weihnachtsgesänge vorgetragen, insbesondere dort, wo der Regenschori, meistentheils ein Lehrer, die alten, schönen Gesänge liebgewonnen und selbe wieder aufleben lässt.

Aus der Kirche nach Hause gekommen, essen die Leute zum Frühstück Dalken mit wallachischem Thee oder mit Kaffee. Der wallachische Thee ist ein gekochter Brantwein mit Zimmet, Gewürznelke und Honig oder Zucker. Nebenbei bemerkt, ein schmackhaftes, gesundes Getränk! Der ganze Tag ist dann dem Gottesdienste gewidmet (Frühmesse, Hochamt, Segen) und niemand rührt die Arbeit an.

Zum Mittagsmahl hat man vorzugsweise folgenden Speisezettel: Zuerst wird Kraut mit Brot vorgelegt, dann kommt Rindfleisch, ferner Haidekrautbrei, Selchfleisch mit Erbsen, Weizengrütze, gerührte Kartoffeln und endlich Rindsuppe mit Nudeln. Ärmere Familien haben nur an solchen Hauptfesten Fleisch- und (Weizen-) Mehlspeisen, namentlich auf den Paseken.[1])

Von den abergläubischen Bräuchen dieses Tages führen wir an: Nach Beendigung des Hochamtes trachtet die junge Welt und auch ältliche Personen bei der Heimkehr einander zuvorzukommen, indem man glaubt, dass, wer früher zu Hause sein wird, das ganze Jahr hindurch «frisch» sein werde. Wenn der Christtag auf den Montag fällt, werde es viele gefallene Frauenzimmer (závitky) geben. Wer an dem Tage zu Boden fällt, der wird binnen eines Jahres sterben. Wenn ein Jude durch's Dorf kommt, wird der Fasching schäbig, es werden keine Hochzeiten sein.

Am Feste des hl. Stephanus ist jeder für sich allein Herr («Na svatého štěpána, je každý sobě za pána»), sowie seinerzeit bei den Römern in der Periode der Saturnalien. Die Hauswirte und das Gesinde sind fast den ganzen Tag im Wirtshause. Spässe und Scherze sind an der Tagesordnung und allerorten sieht man fröhliche Gesichter. Am Stephanitag oder am Neujahrstag reichen die Weiber ihren Männern Hosen und erklären sich damit bereit, das ganze Jahr hindurch brav zu sein und folgen zu wollen. Tritt an dem Tage zuerst ein Mann ins Haus, werden in der Hauswirtschaft lauter Widder und Stiere, ist es ein Weib, lauter Schafe und weibliche Kälber zur Welt kommen.

Nach dem Abendmahle gehen die Mädchen unter die Fenster der Bekannten, um Weihnachtswünsche (koleda, Kalende) zu singen; hernach gratuliert eins von ihnen: «Ich wünsche euch zum bevorstehenden Neujahre: erstens an Eueren Kindern Freude, an Euerem Vieh reichliche Vermehrung, am Feld reichlichen Fruchtertrag, dem Hausväterchen 100 Thaler Profit an Pferden, dem Hausmütterchen 100 Bünde Lein in die Truhe,

---

[1]) Ad vocem «Paseken»: Im Jahrg. I. dieser Zeitschrift, S. 243, Anm., wurde die Erklärung dieses Wortes vom Herrn P. F. Přikryl, meinem geschätzten Landsmanne, ganz richtig gegeben; nur ist die Area eines solchen abseits liegenden Gehöftes (Paseke) für die echte Wallachei zu hoch gegriffen; sie beträgt nicht mehr als 30—50 Metzen, Weide und unfruchtbaren, sterilen Boden mit inbegriffen, für den Bauer; für einen Häusler ist das Ausmaß natürlich noch geringer.

so einen, wie Seide; wieviel Tännchen, soviel Kälbchen, wieviel Stämmchen, soviel Stierchen, wieviel Wachholdersträucher, soviel den Mädeln Witwer. Und dann Alles, was ihr Euch von unserem lieben Herrgott selbst wünschet dass er Euch gewähre: geringere Sünden, größere Freuden, nach dem Tode das Himmelreich. Gelobt sei Jesus Christus!» — Darauf erhalten sie irgend eine Gabe und gehen weiter.

Vom Stephanitag bis zum Feste der hl. Drei-Könige, und hierauf noch einige Tage, ist jene Zeit, wo Hirten, Drei-Könige und andere Weihnachtsgratulanten (koledníci) die Häuser besuchen und verschiedene, in diese Zeit passende Lieder («koledy») absingen. Die Hirten und die Drei-Könige sind Knaben, gewöhnlich drei, welche ein weißes Hemd anhaben. Die Hirten haben ein rothes Tuch um die Lenden gebunden, die Drei-Könige haben nur ein blaues oder rothes Band und auf der Brust ein goldenes, der Mohr aber ein silbernes Papier, in Form eines Panzers. Auf dem Kopfe tragen die Hirten Mützen aus bemaltem Papier, so groß wie ein Zuckerhut; von oben hängt ein Papiersäbel mit Schopf herab. Die Krone der Drei-Könige ist niedrig; zwei haben dieselbe aus Goldpapier, der dritte (Mohr) aus Silberpapier, an den Enden mit Spitzen versehen. Alle drei tragen einen Stab in der Hand, einer von ihnen hat überdies einen Geldkasten oder einen Korb für mannigfache Gaben. Außer den Stäben haben die Drei-Könige noch je ein Stäbchen, mit Goldpapier umwickelt, der Mohr aber mit Silberpapier; singend klopfen sie damit an die Brust.

Der Weihnachtsgesänge gibt es eine Menge. Viele von ihnen werden bloß recitiert und von den Burschen vielfach umgeändert, Strophen ausgelassen oder zugegeben.

Einige Koledas wollen wir hier folgen lassen.

Hirtenlieder.[1]) Die Hirten heißen Bača, Mičuda und Wacula. Beim Eintritte ins Zimmer begrüßen sie die Hausleute folgendermaßen:

Dej Bůh ščestí, milí páni,	Gott segne euch, liebe Herren,
nebyli zme dávno svámi.	wir waren lange nicht mit einander.
Dovolte nám trošku máło,	Erlaubet uns ein klein wenig,
do tancu se nám uzdáło.	der Tanz wandelt uns an.

Dabei singen sie mit dem Stabe tactierend und bald rechts bald links in die Runde vorrückend:

Přiběželi do Betléma pastýři,	Es liefen nach Bethlehem hin die Hirten,
hej, hej, pastýři, pastýři.	ei, ei, die Hirten, die Hirten;
Divili se na pověstří muzice,	Staunten im Freien an die Musik,
hej, hej muzice, muzice.	ei, ei, die Musik, die Musik;
Pravili si, co to bude za dítě,	Sagten, was wird das für ein Kind,
hej, hej za dítě, za dítě.	ei, ei, für ein Kind, für ein Kind;

[1]) Vergleiche Feifalik's «Volksschauspiele aus Mähren» p. 3, 11. Die Sprache der Lieder ist halb Dialekt, halb Schriftsprache. Die Schreibweise ist der Aussprache gemäß phonetisch, z. B. zme = jsme, ščestí = štěstí, dyž = když, šak = však, sem = jsem u. s. w.

Kterémuž se vůł a oseł kłánějí,	Welches Ochs und Esel anbeten,
hej, hej kłanějí, kłanějí.	ei, ei, anbeten, anbeten;
Kterémužto třikrálové odaruňky oddají,	Welchem die Drei-Könige Geschenke bringen,
hej, hej oddají oddají.	ei, ei, bringen, bringen.

Darauf legen sie sich auf den Boden, sich dazu mit den Worten anspornend:

Położme sa na své łože,	Legen wir uns in unsre Betten;
šak nám Pámbu vstať pomože!	denn Gott wird uns aufsteh'n helfen!

Hierauf folgt folgendes Gespräch unter ihnen: Der Erste: «Mičudo, drbni tam Vaculu v bok ať stane na nohy v skok». (Mičuda, gib dem Wacula einen Rippenstoß, damit er mit einem Sprung aufsteht.) — Der Zweite: «I kýžtě šmak na mně sa dere, nebo sa vlk na ovce pere, nebo medvěď stádo moří, nebo koliba hoří?» (Welch' ein Teufel rückt an mich heran, oder drängt sich der Wolf an die Schafe, oder würgt der Bär die Herde, oder brennt die Hütte [Sennhütte, Salasche])? — Der Dritte: «Ani nemoří, ani nehoří; neboť sem słyšéł hłas anděła s nebe, proto, bratře, budím tebe». (Es würgt nicht, es brennt nicht; denn ich hörte die Stimme des Engels vom Himmel, deswegen wecke ich dich, mein Bruder, auf.) — Der Erste: «Nepleť košu a nemotej, neb se ti to ve snách zdáło, nebo ti to koza zabečała, a tys myslél, že to hłas anděła!» (Fasle und schwätze nicht; denn dies hat dir geträumt, oder es hat eine Ziege geblökt, und du meintest, es sei die Stimme des Engels!) — Der Zweite: «Prisám bratr, nepletu košu, cełý se od strachu třasu, zuby mně hrkajú, jakoby mně vypršať měły, křica sa na mé hłavě ježí, a to všecko po mém těle běží». (Bei Gott, Bruder, ich fasle nicht, ich zittere ganz vor Schrecken, die Zähne klappern mir, als wenn sie mir ausfallen sollten, der Schopf (das Haar) sträubt sich an meinem Kopf, und alles läuft an meinem Körper.) — Der Dritte: «Zhůru, šohaji, skočme a vyprašme a vymočme své šaty, myjme své tvář tú vodú, která sa vaří!» (Auf, Jungen, auf, stauben und winden wir aus unser Kleid, waschen wir unser Gesicht mit dem Wasser, das kocht!) — Hierauf stehen sie auf und singen:

Pásli ovce vałaši,	Es hüteten die Schafe die Hirten,
pásli ovce vałaši	es hüteten die Schafe die Hirten
při betlémském sałaši,	bei der Hütte zu Bethlehem,
při betlémském sałaši.	bei der Hütte zu Bethlehem*).
Anděł sa ím ukázáł,	Der Engel ihnen erschien,
do Betléma íť kázáł.	befahl nach Bethlehem zu zieh'n
Staňte zhůru a jděte,	Steht auf und gehet,
Ježíčka tam najdete.	das Jesukind ihr dort sehet.
Najdete ho v jesličkách,	Findet ihn im Krippchen,
povinuta v plenčičkách.	umwickelt mit Windelchen.
Maria ho kolíbá	Maria schläfert ihn ein
a překrásně mu zpívá:	und singt ihm überaus fein:

*) Auch die nachfolgenden Verse werden wiederholt.

Mlč, Ježíšku maličký,
navařím ti kašičky.
Kašičku mu vařiła
a Ježíška krmiła.

Schweige, Jesu-Kindlein,
ich koche dir Brei ein.
Brei kochte sie ihm
und speiste Jesu-Kindlein.

Je nach der Aufnahme im Hause singen die Hirten noch ein paar Lieder oder sie schließen dieselben mit den oben angeführten ab. Wenn sie fertig sind, nimmt einer die Mütze vom Kopfe und bittet um Gaben: «Hej, pane Štěpáne, tabáčku nemáme! Dajte nám grošíček, spolu vyšňupáme!» (Ei, lieber Herr Stephan, wir haben keinen Tabak; gebet uns ein Gröschchen, mitsammen werden wir schnupfen.) — Nachdem sie ein Geschenk erhalten, gehen sie um ein Haus weiter.

Drei-Königslied.

Deň přesławný jest k nám přišéł,
v němž má býti každý veseł:
Radujme se, veselme se
v tomto novém roce!

Ein glorreicher Tag ist uns erschienen,
an dem Jeder soll lustig sein:
Jubeln und frohlocken wir
in diesem neuen Jahr!

Jsaiáš prorokováł,
anděł Gabriel zvěstováł:
Radujme se, veselme se
v tomto novém roce!

Isaias prophezeite,
Engel Gabriel verkündete:
Jubeln und frohlocken wir
in diesem neuen Jahr!

Přišli zme k vám tři králové,
donésli zme dary nové:
Radujme se, veselme se
v tomto novém roce!

Wir Drei-Könige kamen zu euch,
brachten neue Gaben euch:
Jubeln und frohlocken wir
in diesem neuen Jahr!

1. Já, Kašpar král, nesu złato, kadidło a myrrhu na znamení věčného panování. (Ich König Kaspar, bringe Gold, Weihrauch und Myrrhe als Zeichen der ewigen Herrschaft.)

2. Já, Melichar král, nesu złato, kadidło a mirrhu na znamení věčného kralování (Königthum).

3. Já, Baltazar král, já sem ten čérný z múřinskéj země, já sem tú hvězdu uhlidáł a za ňú sem pospícháł; ona mně přivédła do města Bétléma. (Ich, König Balthasar, ich bin der Schwarze aus dem Mohrenland, ich sah den Stern und eilte ihm nach; er führte mich in die Stadt Bethlehem).

Alle:

Jak zme to zuhlídali,
hned zme švé koně osedłali
a na Ježíše se ptali.
My tři králi jedeme k vám,
zdraví, štěstí vinšujem vám,
zdraví, štěstí, dłúhá leta.
My zme tři králi zdaleka,

Als wir das gesehen hatten,
sattelten wir sogleich unsere Pferde
und fragten nach Jesus.
Wir Drei-Könige gehen zu euch,
Gesundheit, Glück wünschen wir euch,
Gesundheit, Glück, lange Jahre.
Wir Drei-Könige sind von ferne,

zdaleka je cesta naše,
do Betléma mysl naše,
do Betléma pospícháme,
ještě málo darů máme.

von ferne ist unser Weg,
nach Bethlehem ist unser Sinn,
nach Bethlehem eilen wir,
noch wenig Gaben haben wir.

Melichar: A ty, černý, co tam vzadu vystrkuješ na nás bradu? (Und du, Schwarzer, warum steckst du dort hinten auf uns dein Kinn heraus?).

Balthasar: Já uznávám, že sem černý, že sem z múřinskéj země. Slunce je toho příčina, že je má tvář opálena, že je má tvář opálena. (Ich erkenne es an, dass ich schwarz bin, dass ich aus dem Mohrenland bin. Die Sonne ist Ursache davon, dass mein Gesicht abgebrannt ist, dass mein Gesicht abgebrannt ist.)

Schließlich wird eine «Koleda» gesungen, zum Beispiel folgende:

Poďte, chłapci, k nám!
Koledy vám dám,
po oříšku po jabúčku.
Oděјte sa do kožúšků,
budem zpívati, koledovati.
Už je zima, mráz;
słyším divný hłas.
Vtáci v nai zpívajú,
pastúškové trúbjá.
Co to nového, nesłýchaného?
Vobłakoch sa anděł vznášá,
luďom radosť prozpěvuje,
luďom radosť vyjevuje:
narodił sa nám
Ježíš, Bůh a Pán.
Leží a Betlémě
v jasloch na seně.
Nemá žádný podušćičky,
ani chaťrnéj plénčičky —
smutně zroděný
na ten svět bídný.
Tož, vy dévčátka
aj pacholátka, —
małé, hrubé, sa sejdite,
dary mu neste.
Jemu ich dajte,
každý co máte.
Kačenka běží,
už je u dveří;
nese smetanky łahvičku,
hrudku másła i kašičkú.
Kašičku děłať,
Ježičkovi dať.

Kommet, Burschen, zu uns!
Gaben werde ich euch geben,
dem ein Nüsschen, dem ein Äpfelchen.
Ziehet die Pelzchen an,
Wir werden «Koleda» singen.
Es ist schon kalt, es ist schon Reif;
ich höre eine wunderbare Stimme.
Es zwitschern nachts die Vögel,
es blasen Trompeten die Hirten.
Was gibt's Neues, Unerhörtes?
In den Wolken der Engel schwebt,
den Menschen Freude er verkündet,
den Menschen Freude er offenbart:
es ist uns geboren
Jesus, Gott und Herr.
Er liegt in Bethlehem
in der Krippe auf Heu.
Er hat kein Polsterchen,
kein gutes Windelchen —
traurig geboren
in die elende Welt.
Holla, ihr Mägdlein
und ihr Knäblein —
klein, groß, tretet zusammen,
bringet ihm Gaben.
Gebet sie ihm,
was jeder hat.
Kätchen läuft,
schon ist sie bei der Thür;
trägt ein Fläschchen Schmetten,
einen Butter-Wecken und Brei.
Flüssigen Brei machen,
dem Jesulein reichen.

Hanča peřinky,
Dorotka plénky
a kozínka hołubjátko
pro małé pacholátko,
aby spało, nepłakało,
zimú nezmrzło.
A ty, Mikšu, co ty dáš?
A ty, Jurko, co přidáš?
Já dám syra tři hrudy
a žinčice tři sudy.
A já takú kłobásu,
co sa třikráť opášú.
Matějek s basú
aj se svú chasú:
Vojtek, Matěk, Antoníček,
Kuba, Jura i František,
všeci sa zešli,
dary mu nésli.
Bárta s šutkami,
Řeha s gajdami
pospíchajú před jasličky,
že tam budú hráť,
muzigu děłať.
Břiňk, břiňk, trum, trum,
trajtarara hopsasa
zpívała chasa.
Dołú kopcem idúce
veselo si hráli,
krpce sa ím potrhały,
tož bosky skákali.
A budříček od radosti
převrátił kozelka,
a Petrovi se šyrem
upadła kabełka.
A tak sobě poskakujú,
gajdice, píščałky
tak sobě štemujú.
Dobře sa diťátko núvaj,
už od Tebja preč půjdem,
před sprostými jesličkami
ešče Ti zahrajem.
Zahraj Kubo s Mikšíčkem
aj dudy, dudy tidli,
aby zme sa dostali,
de Ježíšek bydlí.

Die Hanna (trägt) Federbettchen,
die Dorothea Windelchen
und das Röschen ein Täubchen
für das kleine Bübchen,
damit's schläft, nicht weint,
vor Kälte nicht friert.
Und du, Niklas, was gibst du?
Und du, Georg, was gibst du zu?
Ich gebe drei Laib Käse
und von Molken drei Fass.
Und ich eine solche Bratwurst,
dass ich mich dreimal umgürte.
Mathias mit der Bassgeige
und sammt dem Tross:
Vojtek, Matěk, Anton,
Kuba, Jura und Franz,
alle kamen zusammen,
trugen ihre Gaben.
Bárta mit Dudelsack,
Řeha mit Sackpfeife
eilen zu den Krippen;
sie werden dort spielen,
sie werden musicieren.
Klink, klink, trum, trum,
trajtarara hopsasa
sang der Tross.
Den Berg herab gehend
musicierten sie lustig,
die Bundschuhe rissen ihnen,
also sprangen sie barfuß.
Und Andres'chen voll Freude
machte Purzelbäume,
und dem Peter fiel herab
die Tasche mit dem Käse.
Und so springen sie auf und ab,
und so stimmen sie sich
den Dudelsack, die Pfeifen.
Kindlein, befinde Dich wohl,
wir gehen schon fort von Dir,
vor der einfachen Krippe
werden wir noch musicieren Dir.
Spiele auf, Kuba mit Niklas'chen!
ei fidli, fidli, fidli tom,
damit wir dorthin kommen,
wo Jesulein wohnt.

Im Faschingausgang («končiny», sonst in Mähren auch «ostatky») gieng es früher auch recht lustig her. Am Faschingsmontag führte man den «Bären» herum, nämlich einen Jungen, der in Erbsen- oder Getreidestroh steckte; ihn begleiteten noch andere vermummte Gestalten (Teufel, Jude etc.) und natürlich auch Musik. Die Jungen giengen mit dem Bären von Haus zu Haus, trieben verschiedene Spässe mit den Hausleuten und bekamen als Geschenke Getreide und Geld, womit sie sich abends im Wirtshause gütlich thaten. Heutzutage ist aber der «Bär» aus der Wallachei sowie auch fast aus allen Gegenden Mährens verschwunden.

Am Passions- oder Todtensonntag hat man ehedem allgemein den Tod (smrt, Mařena) aus dem Dorfe getragen. Das war die Aufgabe der Mädchen. Diese kleideten eine Strohpuppe in weibliche Gewänder und trugen sie hinaus, wobei die Burschen sie begleiteten und ihnen den Strohmann zu entwenden trachteten. Aber die Mädchen ließen es nicht zu. Hinter dem Dorf angekommen, entkleideten die Mädchen die Puppe und warfen sie in die Beczwa oder in einen Sumpf. Dabei suchte man auch des Strohes habhaft zu werden; das Stroh wurde dann auf eine Hutweide gestreut, damit auf derselben recht viel Gras wachse. — Jetzt gehen gewöhnlich nur arme Mädchen mit der «Mařena» von Haus zu Haus und erbitten sich dadurch Geschenke. Die «Mařena» stellt einen Tannenwipfel (májíček = Maibäumchen), der mit Papierbändern und mit verschiedenartig beklebten und verzierten Eierschalen behängt ist, vor. Auf dem Wipfel selbst ist eine in rothe oder auch andersfarbige Kleidchen gehüllte Puppe angebunden.

Die Gesänge, die man früher dabei vorbrachte oder die man theilweise auch noch jetzt (beim Herumtragen des «Maibäumchens») singt, sind unter anderen folgende:

Nesem, nesem Mařenu,
na oleji smaženú.
Kup, kup vajca,
okolo Dunajca.
Jaký je to mazanec,
bez tvarohu, bez vajec.
Nesem, nesem Mařenu,
na oleji smaženú.
Kup, kup vajce
okole Dunajce.
Svatý Juří jede k nám,
po věnečku nese nám,
nám, nám, tým vsetinským pannám.
Smrtná neděla,

Wir tragen, tragen die Mařena,
am Öl gebratene.
Kauf', kauf' Eier
um den Dunajetz.[1])
Was ist das für ein «mazanec»
Ohne Quark, ohne Eier.
Wir tragen, tragen die Mařena,
am Öl gebratene.
Kauf', kauf' Eier
um den Dunajetz.
Der heilige Georg fährt zu uns,
bringt ein Kränzchen uns,
uns, uns, den Wsetiner Jungfern.
Todter Sonntag,

[1]) Wohl des Reimes wegen: vajca = Dunajca, sowie in Nachfolgendem. «Mazanec» ein mit Powidel oder Quark bestrichener Kuchen. Siehe diese Zeitschrift, I, S. 201. P. Přikryl: «Záhoří».

kdes klúče poděła?
Dała sem ich dała
svatému Juří.
Svatý Juří vstáł,
pole odmykáł,
aby tráva růstła,
všelijaké kvítí
na věnečky vítí.
Mařena, Mařena,
pro kohos umřeła?
Pro Pavla Borouvného,
še jí nechtěł kúpiť
na svátky
fěrtocha nového.
Mařena, Mařena,
kdes klúče poděła?
Květné a květná,
Veliké a Veliká, Juřím,
aby kořeň búřił.

wo gabst du die Schlüssel hin?
Ich gab sie, ich gab sie
dem hl. Georg.
Der heilige Georg stand auf,
machte das Feld auf,
damit wachse das Gras,
allerlei Blüthen
zum Kränze-Winden.
Mařena, Mařena,
für wen starbst du?
Für den Paul Borou,
weil er ihr nicht kaufen wollte
auf die Feiertage
eine neue Schürze.
Mařena, Mařena,
wo gabst du die Schlüssel hin?
Dem Palm-(Sonntag) und der Palm-(Sonntag),
Dem Oster-(Sonntag und der Oster-(Sonntag), dem Georg,
damit er die Wurzel stürme.

Es ist kein Zweifel, dass das Austragen der «Mařena» sich auf die Morana, Mořena, die altslawische Göttin des rauhen, alles zerstörenden Winters und des Todes bezieht.[1]) Das Volk erklärt sich's freilich in seiner Weise. Es fabelt nämlich, dass irgend einmal eine große, vernichtende Pest herrschte, und dass sich die Leute schon keinen Rath wussten. Da habe ihnen ein «weiser Mann» den Rath ertheilt, sie sollten sich eine weibliche Figur machen, selbe anziehen, mit ihr herumgehen und singen. Seither wird die Mařena ausgetragen.

Ostern. Am Charfreitag zeitlich in der Früh läuft Jung und Alt zum Bach oder zum Fluss und wäscht sich, um immer frisch und gesund zu bleiben. Die Mütter nehmen auch ihre Kleinen mit, stellen sie in's Wasser hinein und waschen sie, ohne darauf zu achten, dass ihre Lieblinge vor Kälte zittern. Für jene, die nicht zum fließenden Wasser gehen können oder wollen, wird in einem Gefäß Wasser gebracht, ein Geldstück wird hineingelegt, und man wäscht sich zu Hause. Die Münze gibt man hinein, um das ganze Jahr hindurch Geld zu haben.

An einigen Orten führen die Hauswirte auch ihr Vieh, Pferde und Kühe in's Wasser.

Am Charfreitag wird keine Feldarbeit verrichtet. An diesem Tage sind alle Erdschätze offen, und man kann dieselben gewinnen, wenn die Leiden Christi (Passion) in der Kirche gelesen werden. Wäscht sich Jemand am Charfreitag die Hände mit der Mistjauche, so bekommt er keine

[1]) Vergl. V. Brandl, Glossarium, S. 158—160. Über Verbreitung und Bedeutung der Sitte des «Todaustragens», siehe W. Mannhardt, Wald- und Feldculte etc. I.

Neider am Finger. Hat Jemand ein Geschwür am Fuß, so legt er sich eine Axt vor das Bett hin, damit er beim Aufstehen auf dieselbe trete, und das hilft. Wenn es regnet, wird es ein trockenes Jahr. Den Kühen streicht man das Euter mit Bärenfett ein, damit ihnen die Hexen nicht schaden.

Am Charsamstag läuft man zur Zeit, als die Glocken gelöst werden, in den Garten und schüttelt die Bäume, damit das Obst gedeihe. Am selben Tage wird Haselholz in der Kirche eingesegnet; daraus werden dann Kreuze geschnitten, welche man in die Saat steckt, um sie vor Blitz und Hagel zu schützen. Dieser Brauch ist schon manchenorts geschwunden.

Am Ostersonntag werden Buchten (Schmalzkuchen) und Eier geweiht, die man dann im Familienkreise zu Mittag aufisst. Die Eierschalen werden auf Krautschösslinge gestreut.

Am Ostermontag ist «šmigrúst».[1]) Die Burschen peitschen mit der Karabatsche, einer aus Weiden- oder Birkenruthen geflochtenen Gerte, die Mädchen, wofür sie bemalte Eier (Ostereier) bekommen, oder bewirten einander mit Kolatschen und Brantwein. In einigen Orten (z. B. in Neu-Hrosenkau) begießen die Burschen die Mädchen mit Wasser oder treiben sie in's Wasser hinein.

Am Osterdienstag peitschen hingegen Mädchen die Burschen; diese aber lassen es sich nicht so leicht gefallen. Die Mädchen sagen: «Heute ist unser!» — Die Burschen aber erwidern: «Heute ist dessen, wer aushält!» — Man peitscht sich überhaupt gegenseitig, damit man nicht «krätzig» werde.

Das Bemalen der Ostereier besorgen die Frauen und machen es also: Was weiß bleiben soll, wird mit Wachstinctur überzogen. Die Eier lässt man dann in Safrantinctur gelb werden. Dann nimmt man sie heraus. Was gelb bleiben soll, wird mit Wachs verklebt, und die Eier werden dann entweder in der «Prysila» (lignum brasilicum) roth oder im Krautwasser mit einem Stück rostigen Eisens schwarz gekocht. Unter den mit Wachs beklebten Flächen bleibt das Ornament (Hahn, Herz, Nelke etc.) ungefärbt. — Im Großen, gleichsam fabriksmäßig, werden Ostereier bei Rožnau, namentlich in Střitež und Zaschau, gemalt.

In der Nacht auf den ersten Mai stellen die Burschen ihren auserwählten Mädchen Maibäume auf. Es ist ein schlanker, hoher, rindenloser Fichten- oder Tannenstamm. Der Wipfel mit zahlreichen Zweigen ist eigens angebracht. An den Zweigen hängen als Schmuck Bänder verschiedener Farben und weiße oder färbige Tücher. Am Wipfel ist eine rothe Fahne angebracht und unter derselben 3—4 Flaschen mit Brantwein.

Anderswo ist nur ein gemeinschaftlicher Maibaum, entweder auf dem Dorfplatze oder beim Wirtshause, aufgestellt. Am Pfingstmontag wird er unter verschiedenen Ceremonien und mancherlei Possen gefällt.

Abends vor dem Feste des hl. Johannes des Täufers (24. Juni) werden auf allen Anhöhen und Bergen große Feuer angezündet.

[1]) Siehe d. Zeitschrift, Bd. I., S. 202.

Holz, alte Besen und anderes Brennmaterial wird von den Burschen zusammengetragen, angezündet, und es wird mit den brennenden Scheitern oder Besen geschwungen und gedreht — prächtig zum Ansehen. Den schönsten Anblick aber bietet an diesem Abend der Berg Radhošt dar, von dessen langgestrecktem Rücken zahlreiche Feuer zum Himmel emporlodern, andere wallachische Berge beleuchtend.

Zu Pfingsten brechen die Leute Lindenzweige ab und bestecken damit die Bilder im Zimmer, die Räume unter dem Dache draußen und die Stallungen, um das Haus vor jedem Unheil, insbesondere vor Hexen zu schützen.

Von den Herbstfeierlichkeiten ist vorzugsweise das Erntefest und die Kirchweihe zu nennen. Das letzte Getreide, welches in der Wallachei geschnitten wird, ist der Buchweizen und der Hafer. Deswegen wird dem Hausvater von den Schnitterinnen ein Kranz von diesen Getreidearten verfertigt. In den Kranz werden Bänder aus buntem Papier und einige Feldblumen hineingeflochten, darauf mit Eiweiß Flittergold geklebt, kleine Spiegel und anderes Flitterwerk hineingesteckt und das ganze wird oben mit einem rothen oder blauen Band durchflochten. Der Kranz wird vom Felde von den Schnitterinnen unter Gesängen nach Hause getragen und dem Hausvater überreicht, worauf ein Erntemahl eingenommen wird. Der Hausvater hängt den Kranz in der Stube auf, wo er bis zum Christabend hängen bleibt. An diesem Tage wird er herabgenommen und mit anderen Überbleibseln des Christabendmahles den Kühen und den Hennen gegeben, damit sie gut melken und Eier legen; das Band aber, womit der Kranz gebunden war, muss die Dienstmagd erhalten.

Bei der Überreichung des Erntekranzes sagt die Schnitterin dem Hauswirte folgenden Wunsch auf:

Já vám vinšuju, aby vám Pámbu požehnał,
kolik je v hoře jedliček, tolik teliček,
kolik je po horách pníčku, tolik býčku,
kolik je po světě vrabečku, tolik chlapečku,
a kolik má husička péreček, tolik céreček.
(Ich wünsche euch, dass euch unser Herrgott segne,
wieviel im Walde Tännchen, soviel Kälbchen,
wieviel im Walde Stämmchen, soviel Stierchen,
wieviel auf der Welt Spätzlein, soviel Knäblein,
und wieviel das Gänslein Federn hat, soviel Mägdelein.)
Také zme vám nažały, pane hospodaři,
sto kołků[1]) bobu, abyste měli pro chudobu;
sto kołku mýłku, abyste měli pro pachołka aj pro dívku.
Nažałý zme vám sto kołku jarky,

[1]) In der gebirgigen Wallachei, wo überhaupt wenig Getreide ist, wird der Roggen und Weizen auf Pfähle (kołky) zu 16—20 Garben in vier Ecken, mit den Halmen seitwärts, gesteckt. Das Getreide wird nach einem Regen, wenn dann Sonne scheint, gleich trocken! «Ein kołek — halbe Scheuer», sagt der Wallache.



abyste nám dali vědro gořałky.
Kolik je v tomto věnečku šášek (ščiček),
tolik flašek; tolik kłásku, tolik mázku;
kolik zrneček, tolik štvrteček!
tu máte, pane hospodáři, pěkný věneček.
Nech vám Pámbu požehná na přes rok
tolik měřiček, co je v něm zrneček!
(Wir haben euch, Herr Wirt, geschnitten
hundert Pfähle Bohnen, damit die Armen haben;
hundert Pfähle Taubkorn, damit ihr habet für Knecht und Magd.
Wir haben euch geschnitten hundert Pfähle Sommerkorn,
damit ihr uns gebet ein Fass Brantwein.
Wieviel in diesem Kränzchen Schöpfe sind,
soviel Fläschchen; wieviel Hälmchen, soviel Mäßchen,
wieviel Körnlein, soviel Viertelein (Gläschen)! —
da habt ihr, Herr Wirt, ein schönes Kränzlein.
Es möge euch Gott über's Jahr gedeihen lassen
soviel Metzlein, wieviel darin Körnlein!)

Die Kirchweih (hody) hat man überall lustig und lärmend gefeiert. Die Zeit der Feier war (und ist) in den verschiedenen Dörfern auch verschieden. Vergeblich war seinerzeit (1787) die Verordnung Kaiser Josef II., dass man seine «Kaiser-Kirchweihe» begehen solle. Die alten Sitten und Bräuche ließen sich nicht so leicht ausmerzen, und so geschah es, dass, wie andere Verordnungen nach des Kaisers Tode aufgehoben wurden, auch die althergebrachte Kirchweihe wieder zur gewöhnlichen Zeit begangen wurde. Dies ermöglichte auch den gegenseitigen Besuch von Verwandten, Bekannten und Freunden. Am Donnerstag wurde gewöhnlich ein Widder unter großem Pomp und Zulauf von Jung und Alt vor dem Wirtshause geköpft. Ein Bursche musste ihm mit der Strohsense den Kopf mit einem Schlage abhauen, sonst wurde er als ungeschickt verlacht. Der Widder wurde dann gebraten und gemeinsam aufgegessen. Statt eines Widders köpften sie anderswo einen Enterich oder schlugen ihn mit verbundenen Augen mit einem Dreschflegel todt. Nach dem Jahre 1848 wurde dieser Brauch abgeschafft. — In Jablunka bei Wsetin ist es Sitte, dass die Mädchen am Dienstag in der Kirchweih während des Tages mehrmal die Kleider wechseln, worauf sie immer wieder ins Wirtshaus laufen, um gesehen zu werden und recht viel zu tanzen. Abends zahlen die Mädchen die Musik. Die Höhe der Einlage macht sie mehr oder minder wert in den Augen der Burschen.

Abends vor dem Nikolausfeste gieng früher der hl. Nikolaus mit seiner Sippe (Engel, Teufel etc.) von Haus zu Haus und beschenkte brave Kinder, ungezogene aber strafte er mit einer Gerte.

Ehedem pflegte abends vor dem Feste der hl. Lucia (13. December) eine mit weißen Kleidern angethane Weibsperson, namens Luca, Lucka[1])

[1]) Sprich Luza, Luzka!

(sowie der hl. Nikolo) herumzugehen und den Kindern Geschenke zu bringen. Durch ihren stillen Gang, und namentlich dann, wenn sie eine unbekannte Person war, pflegte die Luca auch Erwachsenen Furcht einzujagen. Heutzutage erscheint die Luca nur hie und da und ergötzt die Erwachsenen durch ihre possierliche Kleidung und ihr spasshaftes Auftreten. Für Kinder ist sie freilich immer noch schreckhaft. Sie kommt mit einem Pelz angethan, im Ärmel eine Haue tragend, mit der sie hackt. Oder sie hat ein Leinwandtuch über den Kopf umgeworfen, auf dem Kopfe einen Holzteller und im Munde Rübenzähne. Aus der Rübe schneidet sie nämlich drei Grübchen und steckt selbe zwischen die Zähne, wodurch es geschieht, dass sie schnüffelnd spricht. In der Hand hält sie einen Kochlöffel, womit sie die Frauenzimmer über die Finger klopft, damit sie mehr und besser spinnen. Von daher stammt die Redensart: Příde Luca a potříšče ti prsty, abys lepší předła! (Es wird die Luca kommen und wird dir die Finger durchklopfen, damit du besser spinnst.)

Der St. Lucientag gibt zu besonderen Gebräuchen, namentlich der Weiberwelt, vielfachen Anlass. Die hl. Lucia ist die Patronin und Beschützerin vor allem Unheil, insbesondere vor Hexen und Zauberinnen. Ihr Tag wird also von den Hauswirtinnen und Mägden benützt, in der Christmette die Hexen zu sehen und zu erkennen, um sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Zu diesem Zwecke verwendet man verschiedene Mittel. Hier einige von ihnen: Wenn eine Hauswirtin in der Christnacht eine Hexe sehen will, so strickt sie vom Lucientag an bis zum Christtag einen Strumpf, sie darf aber denselben nicht schließen. Zugleich muss sie in derselben Zeit einen Fußschemel verfertigen. Sie nimmt alsdann in die Christmette Schemel und Strumpf mit, setzt sich unter den Chor und guckt durch die Strumpföffnung zum Altar hin und da sieht sie die Hexen und Zauberinnen auf Ofenkrüken und Ofenbesen um den Altar herumreiten, oder sie erblickt dieselben unter dem Volke mit einem Melkfasse oder einem Milchtopf auf dem Kopfe. — Sie sieht sie ebenfalls, wenn sie am Tage der hl. Lucia einen Kirschenzweig abpflückt, in's Wasser gibt und denselben jeden Tag mit einem Schluck Wasser begießt. Der Zweig treibt bis zu Weihnachten Blüten. Wenn die Hausmutter nun denselben mit in die Kirche nimmt, so erkennt sie alle Hexen; sie sind mit dem Rücken zum Altar gekehrt. — Wenn die Hausmutter oder die Dienstmagd von St. Lucia an bis zum Christtag bei jeder Ofenheizung ein Holzscheit beiseitelegt und am Christtag damit einheizt, so wird sie in der Mette Hexen sehen. — Dieselben sieht man ebenfalls, wenn man von St. Lucia an einen Kochlöffel aus Holz schneidet, in demselben ein kleines Loch belässt und durch dieses Loch die Kirche bei der Mette betrachtet. — Es erblickt sie endlich auch, wer am Charsamstag geboren wurde. Aber die Hexen rächen sich manchmal an solchen Vorwitzigen. Sie sehen nämlich einen solchen Menschen, der sie beobachtet, sie drohen ihm mit dem Finger, sie schicken auf ihn Ohnmacht, so dass er aus der Kirche weggehen muss, oder sie prügeln ihn endlich nach dem Gottesdienst durch, wie dies einem Burschen in Frankstadt geschehen ist, der

von den Hexen so durchgebläut wurde, dass er nur mit Mühe nach Hause gekommen ist.[1])

Der St. Lucientag dient endlich auch dem Landwirte als Lostag für das Wetter des künftigen Jahres. Vom Lucienfeste bis zum Christabend sind zwölf Tage. Der «Gazda» zeichnet an jedem dieser Tage mit der Kreide an den Querbalken oder an die Thür im Zimmer einen Kreis und hinein ein Kreuz. Hierauf beobachtet er das Wetter eines jeden Tagviertels: Trübes Tagviertel wird im Kreise je nach der Beschaffenheit der Wolken gestrichelt; das wolkenlose Viertel bleibt rein. So beobachtet und zeichnet er jeden Tag. Das Resultat ist dann das Wetterbild des künftigen Jahres, und das in der Weise, dass jeder Kreis den Monat des künftigen Jahres der Reihenfolge nach bedeutet. Die Kreisviertel bedeuten die Monatsviertel. — Manchesmal bezeichnen die zwölf Tage ganz einfach zwölf Monate des kommenden Jahres. Was für ein Wetter an einem Tage ist, solch ein Wetter wird in dem oder jenem Monate sein. Wenn es z. B. am 7. Tage regnen sollte, so wird der 7. Monat (Juli) auch regnerisch sein. Solch ein Kalender soll vollständig verlässlich sein, «všecko sa vyráčí» (alles erfüllt sich, trifft ein).

Hiemit schließe ich meine Skizze über die mährischen Wallachen in dem Bewusstsein, dass Vieles, was hier über die Sitten und Bräuche der Wallachen gesagt wurde, auch in anderen, namentlich in deutschen Gegenden, wenn nicht vollständig, so doch annäherungsweise angetroffen wird, was zum vergleichenden Studium des Volksbrauchs anspornen möge.

II. Kleine Mittheilungen.

Volksglauben der Rumänen in der Bukowina.

Gesammelt von Demeter Dan, in Straża (Bukowina).

1. Das rumänische Volk glaubt, dass mit Feuer spielende Kinder am Munde Ausschläge bekommen.

2. Wenn Jemandem während des Kämmens der schüttere Kamm aus der Hand fällt, so glaubt man, dass ein seltener Gast ankommen werde; wenn aber der dichte Kamm entfällt, so soll ein häufiger Gast ankommen.

3. Wenn gerade am Hochzeitstage zweier jungen Leute auch eine Beerdigung stattzufinden hat, so beeilen sich dieselben, mit ihrer Trauung der Beerdigung vorzukommen, ansonsten einer der Brautleute in kurzer Zeit sterben würde.

4. Erscheinen mehrere Brautpaare zugleich in der Kirche zur Trauung, so trachtet jedes Paar an erster Stelle rechts zu stehen, im Glauben, dass, wenn es diesen Platz einnehme, es ihm im Leben gut ergehen werde.

5. Man glaubt, dass im Momente, als der Mensch erschauert, der Tod denselben angeschaut habe.

6. Am Tage dürfen keine Märchen erzählt werden, denn sonst würden dem Erzähler die Hemden alsbald reißen.

7. Es wird geglaubt, dass das Gekreisch der Nachteule den Tod eines Inwohners jenes Hauses anzeigt, auf welches sie sich niedergelassen hat.

[1]) Vergl. J. Krainz: Sitten u. s. w. in Steiermark, d. Zeitschrift, I. 248. Überhaupt sind viele Bräuche in Steiermark ähnlich denen in Mähren.



8. Das Volk hütet sich vor der Berührung einer Fledermaus und glaubt, dass, wenn sich eine solche auf den Kopf eines Menschen niederlässt und demselben ein Haar herausreißt, dieser in kurzer Zeit sterben müsse.

9. Die Osterknochen des geweihten Ferkels vergräbt man in die Erde, damit daraus ein Fliederstrauch erwachse.

10. Jeder Mensch besitzt einen Stern am Himmelsgewölbe, der bei dessen Ableben herabfällt.

11. Ein von einem Hunde Gebissener soll mit den Augenbrauen- und Kopfhaaren dieses Hundes geräuchert werden, wodurch er vom Schrecken los und auch der Biss unschädlich wird.

12. Man glaubt, dass, wenn sich Jemand mit dem Jordanslichte das Haar anbrennt, der Wolf denselben nicht erschrecken könne; wenn aber Jemand durch den Anblick eines Wolfes erschrocken ist, so soll er sich mit einem Stück angefaulter Weide räuchern.

13. Es soll Sünde sein, in den zwei Wochen nach Jordan Wäsche zu waschen; wenn es aber durchaus nöthig ist, so soll dies nicht vor Sonnenaufgang geschehen.

14. Wenn der Haushund heult, so ist dieses ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Unglücksfalles.

15. Wenn eine Henne kräht, so wird ein Unglücksfall eintreten, was aber in der Art verhindert werden kann, dass man mit der betreffenden Henne das Wohnzimmer vom Fenster bis zur Thürschwelle abmisst; kommt nun zuletzt der Schweif der Henne an der Thürschwelle zu stehen, so wird er abgeschnitten, wenn aber der Kopf, so wird dieser abgeschnitten, aber auch nicht gegessen.

16. Wenn Hagel niederfällt, so werden Backschaufel und Krücke vor der Thürschwelle kreuzweise über einander gelegt und die Hacke in die Erde eingetrieben, was zum Vertreiben der Hagelwolken beitragen soll.

17. Der an der Thürschwelle krähende Hahn verkündet das Ankommen von Gästen.

18. Wenn die Schweine Strohhalme in's Maul nehmen und dieselben hin und her werfen, so ist dies das Anzeichen eines herannahenden Regenwetters oder Schneegestöbers.

19. Wenn eine mehrere Tage gehaltene Leiche anzuschwellen beginnt, so glaubt man dem Anschwellen durch Auflegen einer Sichel auf den Bauch der Leiche Einhalt zu thun.

20. Man glaubt, dass die Thiere am Vorabende des Weihnachtstages, des hl. Basilius, des Jordan- und Osterfestes unter einander sprechen und sich Mittheilungen machen über den Ort, wo Schätze vorhanden sind; über die letzteren sagt man, dass sie vor den genannten Tagen minutenlang in Flammen stehen.

21. Wenn einem Reisenden Jemand mit leerer Wasserkanne begegnet oder ihm ein Hase über den Weg springt, so glaubt man, dass es ihm auf der Reise schlecht ergehen wird.

22. Nach dem Herausziehen des gebackenen Brotes aus dem Backofen wirft die Hausfrau noch ein Stück Holz oder eine Handvoll Stroh in den Ofen hinein, damit ein Steg in's Paradies gemacht wird.

23. Am Montage darf weder Geld noch sonst etwas aus dem Hause gegeben werden, denn sonst müsste man während der ganzen Woche nur geben.

24. Das Herausfallen eines Bissens aus dem Munde während des Essens wird als sicheres Anzeichen gehalten, dass ein Hungriger kommen werde. Wenn aber einem Gaste während des Essens ein Bissen aus dem Munde fällt, so glaubt man, dass dem Hausherrn um die dargereichten Speisen leid gethan hat.

25. Wenn ein Vogel im Fluge an das Fenster eines Hauses, in welchem erwachsene Mädchen vorhanden sind, anschlägt, so glaubt man, dass in Kurzem Freier erscheinen werden.

26. Wenn Jemandem das rechte Auge erzittert, so glaubt man, er werde eine große Freude erleben, wenn aber das linke, eine Kränkung. Vgl. Nr. 102.

27. Es ist nicht gut, nur mit einem Fuße angezogen aufzutreten, denn man wird dann verwitwen oder nicht heiraten können.

28. Wenn Jemandem die Haupthaare von zwei Ausgangspunkten ausgehen, er sozusagen zwei Scheitel hat, so glaubt man, dass er zwei Frauen haben werde.

29. Der Entenkopf wird nicht gegessen, denn ansonsten würde der Zuwiderhandelnde geistige Getränke so, wie die Ente Wasser, trinken.



30. Wenn ein Kind die Abzehrung bekommt, so wird die Formel: «Es sind trockene Späne im Ofen» hergesagt, wodurch die Krankheit geheilt wird.

31. Wendet sich ein Schwerkranker im Bette mit dem Gesichte zur Wand, so glaubt man, er werde sterben; wenn er sich aber mit dem Gesichte zum Zimmer wendet, so wird er die Krankheit überstehen.

32. Wenn der Kranke, dem die letzte Ölung gespendet wurde, das Evangeliumbuch aufschlägt und an jener Stelle rothgedruckte Buchstaben vorkommen, so wird er genesen.

33. Hält Jemand ein uneheliches Kind zur Taufe, so wird er in der Pferdezucht Glück haben.

34. Wenn Jemand im Frühjahre mit vollem Geldbeutel den Kukuk zum ersten Male hört, so glaubt man, er werde durch's ganze Jahr an Geld Überfluss haben, hatte er aber bei dieser Gelegenheit leere Taschen, so wird er durch's ganze Jahr an Geldmangel leiden.

35. Hört Jemand im Frühjahr zum ersten Male donnern, so ist es gut, den Kopf mit einem Steine zu berühren, durch welchen Vorgang er das ganze Jahr hindurch von Kopfschmerz verschont sein wird.

36. Wenn ein Bursch oder Mädchen am Jordanstage vor der Wasserweihe ausgleitet und fällt, so glaubt man, dass jener oder jenes noch im selben Jahre heiraten wird.

37. Am Dienstage wird weder eine Arbeit angefangen, noch tritt man in den Dienst ein im Glauben, dass es sonst schlecht gehen würde.

38. Wenn Jemand eine Reise antritt, dabei irgend welche Sache vergisst und wieder in's Haus zurückkehrt, um dieselbe zu holen, so glaubt man, es werde ihm auf der Reise schlecht ergehen.

39. Fährt Jemand auf Besuch oder auf eine Unterhaltung und niesen die Pferde auf dem Wege dahin, so ist dies ein Zeichen, dass man gut aufgenommen oder sich gut unterhalten wird.

40. Lässt sich vor einem Hausgenossen eine Spinne herunter, so werden Gäste ankommen.

41. Es besteht der Glaube, dass, wenn eine Katze von irgend welchen Speisen nascht und hierauf die Kinder davon essen, dieses denselben schaden könnte; um sie nun vor Schaden zu schützen, wird der Katze die Schwanzspitze abgeschnitten.

42. Am letzten Fasching muss viel getanzt werden, damit der Hanf hochwachse.

43. Es soll nicht gut sein, Schmetterlinge in die Hand zu nehmen; denn wenn der Flügelstaub derselben in die Augen der Menschen gelangt, soll er Erblindung bewirken.

44. Weiber dürfen weder Spinnen noch Käfer tödten, denn sonst würde das von ihnen gebackene Brot niemals gerathen.

45. Man glaubt, dass es nicht gut sei draußen zu nähen, bevor die Weide Blätter gelassen hat. (Fortsetzung folgt.)

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

18. Prof. Dr. Gustav C. Laube. Volksthümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. I. Band. 2. Heft.) Prag 1896. J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung (Josef Koch). 8°. 108 S.

So unvollständig und lückenhaft der volkskundliche Stoff ist, der hier dargeboten wird, und so wenig derselbe durchgearbeitet erscheint, so muss das vorliegende Büchlein doch freudigst begrüßt werden, da es in schlichter Ordnung Erinnerungen eines warmen Verehrers seines Volkes wiedergibt.

Der Stoff ist nach der im Fragebogen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen gegebenen Eintheilung gegliedert. Leider geht der Verfasser einer Beschreibung des Hauses und seiner Theile, sowie der Gebrauchsgegenstände gänzlich aus dem Wege; ebenso vermeidet er es, auf das Gebiet der Volksmusik einzugehen, da er hierin nicht Fachmann sei. Auch die Flurverfassung hat keine Berücksichtigung gefunden. Es muss sehr bedauert werden, dass fast durchwegs nur die geistigen Überlieferungen, wie Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuche u. dgl. von den Sammlern berücksichtigt werden, während die Beschreibung und Erklärung der greifbaren volksthümlichen Erzeugnisse ganz außer

Acht gelassen wird; höchstens erfährt die Tracht eine übrigens lange nicht ausreichende Behandlung. Die Sammler, die in den wenigsten Fällen wissenschaftliche Forscher sind, mögen doch einmal bedenken, dass sie auf dem ganzen Gebiete der Volkskunde Laien sind, und dass daher ihre Mittheilungen über die mündlichen Überlieferungen gerade soviel Wert oder Unwert haben als jene, die sie über die Erzeugnisse der Volkskünste und des Volksfleißes machen könnten. Ich bin fest überzeugt, dass Herr Professor Dr. G. C. Laube, der seinem Fache nach Geologe und Paläontologe ist, im vorliegenden Buche eine ausgezeichnete Darstellung der Hausgeräthe, der Arbeitswerkzeuge, der verschiedenen Schmuckgegenstände und noch vieler anderer Dinge hätte geben können, da man dazu doch nicht mehr Fachmann zu sein braucht, als zur gewissenhaften Zusammenstellung der mündlichen Überlieferungen. Wenn schon der Herr Verfasser kein Musiker ist, so hätte er doch die Musikinstrumente aufzählen und beschreiben dürfen, ohne irgend einen Vorwurf fürchten zu müssen. Die einzige Gefahr, welcher in der That ziemlich viele Sammler verfallen, liegt in der scheinwissenschaftlichen Zurückführung der Erscheinungen auf einen vermeintlichen «Ursprung» oder in der Inanspruchnahme gewisser Vorkommnisse für ein bestimmtes Volk.

Aus dem reichen Inhalte des Werkes möchte ich besonders auf eine sehr genaue Aufzählung der in Teplitz und Umgebung beliebt gewesenen Blumen und Zierpflanzen hinweisen; doch ermangelt diese einer vielleicht doch noch möglichen Erklärung, zu welchem Zwecke diese oder jene Pflanze diente; einiges findet sich darüber in dem Abschnitte über Volksmedicin. Auch knüpfen sich an manche Blumen bestimmte Volksmeinungen, die wohl einer Aufzeichnung wert wären. Ebenfalls sehr genau sind die essbaren Pilze verzeichnet; sonst, meint der Verfasser, ist ihm in Bezug auf Volksnahrung nichts Bemerkenswertes bekannt. Die Tracht ist ziemlich ausführlich beschrieben; die Stickereien dagegen finden nur bei den «Eierschalen»-Häubchen eine kurze Erwähnung; von ihnen heißt es, dass sie kunstvoll waren, ob aber weiß oder färbig, ob in Blumen-, Thier- oder geometrischen Ornamenten, ob aus Seide, Zwirn oder Wolle, ob im Piquet-Kreuz-, Zopf- oder Stilstich verziert, das Alles bleibt ungesagt. Sehr mager ist das Capitel über Hausindustrie und volksthümliche Kunst gerathen; vermuthlich ließe sich bei Weitem mehr beibringen.

Einer großen Ausführlichkeit erfreut sich die Schilderung der Sitten und Gebräuche, wofür man dem Verfasser aufrichtigen Dank wissen muss. Hier sei besonders auf die «Hexenhörner» verwiesen, welche die Jungen aus Weidenrindenstreifen in Form eines Ochsenhornes aufrollten, mit einem Brummer versahen und in der Walpurgisnacht bliesen. Unter den volksrechtlichen Gebräuchen ist das Herumschicken eines hölzernen Hammers zu erwähnen, der von einem Gemeinde-Mitglied zum anderen «gieng», um Versammlungen einzuberufen oder sonstige Bekanntmachungen zu verbreiten. Es wäre sehr wünschenswerth, dass derartige Gemeindehämmer[1]), welche unter anderem ein Analogon in den australischen Botenhölzern finden, sorgfältig gesammelt und aufbewahrt würden. Vielleicht könnte unser Verein einige Exemplare für sein Museum erhalten. Ein Capitel trägt die Überschrift «Volksmeinungen und abergläubische Anschauungen». Abgesehen davon, dass beide Ausdrucksweisen denselben Begriff umfassen, möchte ich doch einmal die bestimmte Forderung stellen, dass das Wort «Aberglaube» aus der Terminologie der Volkskunde verschwinde. «Aberglaube» ist ein höchst schwankender und ganz relativer Begriff, der vom Standpunkte irgend einer Doctrin gebraucht werden kann, aber nicht vom Volksforscher auf Volksmeinungen angewendet werden darf. Für uns gibt es keinen Aberglauben im Volke, wohl aber und leider recht häufig einen solchen auf Seiten der Forscher selbst, wenn sie z. B. manche Frühlingsbräuche, die fast auf der ganzen Erde menschliches Gemeingut sind, als altgermanisch erklären und sie mit einer fictiven Göttin Ostara in Verbindung bringen. Dass so manche Volksmeinungen nach unserer heutigen muthmaßlichen Erkenntnis der Wahrheit oder nach der Lehre irgend einer Religionsgenossenschaft dem «Glauben» entgegenlaufen und in diesem Sinne «Aberglauben» sind, kümmert den Volksforscher ganz und gar nichts. Für uns ist jede Volksmeinung, und sei sie anscheinend nach unserem höchst mangelhaften Wissen noch so lächerlich, an und für sich eine Thatsache, die wir objectiv festzustellen und mit den anderen Thatsachen in Verbindung zu setzen haben. Namentlich sind es die verschiedenartigen Wetterregeln, die Heilmittel und Sympathiemittel, die leider mit Geringschätzung behandelt werden und daher einen oft recht stiefmütterlich beschränkten Raum finden. Mit Ausrufungszeichen — welche sagen wollen: «O seht, wie dumm!» — ist da gar nichts geholfen und gefördert; und wenn der

[1]) Vgl. unter Anderm Zeitsch. f. Ethnol. XXVI, 1894, Verhandlungen S. 412.



Herr Verfasser bemerkt: «Es gab auch einen Feuerverspruch!», so wären wir ihm sehr verbunden gewesen, wenn er das Ausrufungszeichen in den, wenn auch nur ungefähren, sinngemäßen Wortlaut des Spruches aufgelöst hätte. Im Übrigen hat jedoch Herr Professor Laube, mehr als es sonst Brauch ist, die Heil- und Sympathiemittel möglichst genau zusammengestellt. — Die Kinderlieder sind nur insoweit mitgetheilt, als sie zu der von Hruschka und Toischer herausgegebenen Sammlung von deutschen Volksliedern aus Böhmen eine Ergänzung bilden. Die 25 Kinderspiele ließen sich vielleicht noch vermehren. Die Sprichwörter, Redensarten, Vergleiche, Schimpfwörter, Räthsel und Schnellsprechräthsel bilden in ihrer stattlichen Fülle eine schöne Dialektprobe. Auch zwei Diebs- oder Geheimsprachen sind kurz erwähnt. Im Anhange sind 15 Sagen und Märchen theils in der Schriftsprache, theils im Stadt- und theils im Landdialekt mitgetheilt. Eine wahre Zierde des Buches bilden die »poor Spassettln, wie se de Tepl'tzer in dr altn Zeit aufgefihrt hom»; sie sind so lebenstreu gegeben und dabei von einem so köstlichen Humor durchweht, dass man meint, die alten Teplitzer leibhaftig vor sich zu sehen und sprechen zu hören. Das Gute an diesen Schwänken ist, dass sie nicht vom Verfasser erfunden sind, sondern wirklich von Mund zu Mund erzählt werden. Dahin gehört der liebenswürdige Empfang, den die ehrsamen Teplitzer Meisterinnen ihren Ehemännern bereiteten, als sie von ihrem Biertrunke zu Görkau nach Hause kamen; dahin gehört auch die lustige Geschichte von dem Kaufmann, der in seinem Garten sauere Gurken zog nach dem Recepte: «In 'n Frühjohre thu ich ä holwes Pfund Cremsor tartari und ä poor Floschn saurn Wein, nochr därres Weichsllaub und Weinspitzn, wie mer se zun Gorgneinlehn nimmt, unter de Mistbeetaerde in 'n geheerichn Verhältnis mischn, und do thut mer die Gorgn neinsteckn.» Drastisch genug ist auch die Geschichte vom Vetter Anton, wie er dem Pathen Josef zum Namenstag gratuliert und ihm mit Nägeln gefülltes Backwerk schenkt — — «und dr Pot Josef hot sich's ganze Maul drmit blutich gerissn, wie er 'neingebissn hot.» Derartige Geschichten sollten in allem Ernste gesammelt werden, und sollte Herr Professor Laube noch einige wissen, so möchten wir ihn sehr darum bitten, dass er sie uns erzähle zur Erinnerung an die gute alte Zeit, in der die Leute den Wert der Zeit nicht kannten, wo das Stehlen zu gewissen Zeiten behördlich gestattet war, und wo es so recht gemüthlich, wenn auch etwas derb hergieng. Dr. Wilhelm Hein.

19. Dr. Josef Schatz, Über die Schreibung tirolischer Ortsnamen. Separatabdruck aus der «Ferdinandeums-Zeitschrift», III. Folge, 40. Heft. Innsbruck, Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdr. 1896. 8°, 32 S.

Ein germanistisch höchst wertvolles Schriftchen, dessen Lectüre man allen denen, welche sich mit Ortsnamenkunde befassen, nicht lebhaft genug empfehlen kann. «Die Ortsnamen gehören nun ebenso zum Sprachgut der Mundart wie die übrigen Namen und wie alle Wörter und unterliegen den gleichen Lautgesetzen und den gleichen Veränderungen wie diese» (S. 5). Die schriftliche Fixierung der Ortsnamen enthält mancherlei Irrthümer und falsche Rückdeutungen der mundartlichen Laute: aber dem Kenner der Mundart sind gerade diese Irrthümer, welche in verschiedenen Zeiten öfter verschiedene Formen in die Schrift gebracht haben, wertvolle Anhaltspunkte für die richtige Deutung des Lautwertes. So geht (S. 10) aus dem Wechsel der Schreibungen Scoubes (1141), Schaubes, Sebs (1403), Schäbs (1460) für heutiges Schabs mit hohem *a* hervor, dass diesem *a* altes *au* zugrunde liege, und dass das *au* mundartlich mindestens schon 1403 wie hohes *a* gesprochen wurde; vgl. das heutige law, lab für Laub. — Aus dem Wechsel von Rizol und Rizail in der Schrift kann auch in späterer Zeit, wenn einmal die mundartl. Aussprache *oə* (für ahd. ô) dem gemeinbayr. ō, gewichen sein sollte, noch immer geschlossen werden, dass in der betreffenden Gegend zur Zeit der Zeichnung «Riz*ai*l» ahd. *ô* ebenso als *oə* gesprochen worden ist wie ahd *ai*. Es muss dem Referenten zur Befriedigung dienen, dass die Principien, welche er in seinem Vocalismus I. («Das hohe *A*»), Wien, 1896 bei Fromme, angewendet hat, nun auch von jüngeren Germanisten ihrerseits aufgestellt werden. «Nichts ist ungerechtfertigter,» sagt Schatz S. 7, «als sich, wie es so oft geschieht, über die Orthographie der Ortsnamen lustig zu machen.» Freilich hätte Schatz noch hinzufügen sollen, dass der entgegengesetzte Fehler, nämlich das buchstäbliche Festhalten der Schreibungen ohne Rücksicht auf die lebende Mundart, noch viel verwerflicher ist; leider haben wir auch solche consequente Verächter der Mundart unter unseren Fachgenossen, wenn wir sie nicht lieber schamlose Ignoranten nennen wollen.

Über das Alter des bayr. hohen *a* für Uml. *ä* (zu S. 5) hätte Schatz die Belege des Referenten (Voc. § 42 ff., S. 81 ff.) beiziehen können; dort hätte er auch ersehen, dass hohes *a* für rom. oder slaw. *a* durchaus nicht an die Bedingung eines nachfolgenden *i* gebunden ist. Dass Schatz den Unterschied zwischen dem Grundlaut å (dumpfem a) und dem Umlaut *a* (hohem *a*) noch einmal einschärft (S. 4 ff.), ist ersprießlich für drei Viertheile unserer Fachgenossen, die — Weinhold § 5 mit seiner «Abneigung gegen den Umlaut des *a*» miteingeschlossen — keinen Sinn für diese sprachliche Erscheinung haben. — Die Schreibungen der alten *iu*, *eu* betreffend (S. 13 «Reuth»), hätte ich noch eine sorgfältigere Untersuchung der Localdialecte gewünscht: *ei* für *iu* < *eu* kann ursprünglich nicht bayrisch sein, sondern nur für *iu* < Uml. *û*; jenes *ei* ist demnach in einer bayrisch besiedelten Gegend ursprünglich nicht «mundartlich», sondern durch den Herrendialekt hineingetragen; die Schreibung «Raut» weist auf (westmitteldeutsche?) Colonisten, welche, wie die Siedler im «nauwendorf» (heute Nonndorf in N.-Ö.), altes *eu* als *au* sprachen.

Hochinteressant ist der Fall, dass altes Wilramingen seit 1538 als Wildermüembingen erscheint, bloß deshalb, weil die beiden benachbarten Orte Obermieming und Untermieming heißen. Und obwohl diese Umformung nach Schatz' und des Ref. Überzeugung «auf schriftlichem Wege geschehen ist», spricht heute auch die Mundart des Ortes wildərmiəming. Etwas ähnliches hat Ref. für n.-ö. Grünbach annehmen müssen, welches im XII. Jh. flüchtig einmal Gumplah geschrieben und noch heute von den echten Bauern nur Geə^{m}plə, Geə^{n}blə gesprochen wird, während die ebenfalls schon im XII. Jh. auftauchende Schreibung Gruoninbach heute mundartlich bei den «Besserredenden» Greə^{n}bå gesprochen und allmählich alleinherrschen wird. Die mundartliche Aussprache des alten Gumplah wurde ja auch beim steir. Gumplah (heute Gömplach, dial. Geə^{m}plə, Geə^{n}blə) schon im XIII. Jh. nicht mehr verstanden und Gůpla geschrieben (Zahn, Ortnb.). Und dem Orte Scharlinz, bei Linz, welchen R. Müller gegen mein *scatewinne für Schottwien ausspielen will, bin ich einer mundartlichen Aussprache Schoə^{r}ling auf der Spur, die uns auf älteres Schar-licha (auch *Scharlitza als Nebenf.?) führt und dennoch schon 1281 in der Form Schadlintz auf das nahe Linz künstlich umgedeutet erscheint. Und Schoə^{r}linz ist auch in dem Orte selbst, dessen 7 alte Häuser von 111 Neusiedlungen überwuchert sind, die übliche Aussprache.

Das «Putzseblein» bei Flies (S. 28) kann, wenn wir an die Dialektaussprache Putzseəwle sowie an n.-ö. gutschê[*w*] für Gottschee denken, doch ein altgottscheerisches *gutz-sheəwlə voraussetzen lassen, aus welchem krain. kočevlje fließen kann. Heute heißt es deutsch freilich wieder Gotscheəb, als Landesname sogar sächlich, aber die Slawen können, wie öfter, als Lehnwort die ältere Form bewahrt haben. Ohnehin müsste slav. kóča, Hütte, wieder auf altd. kiutsa, steir.-österr. Keusche, vom Stamme Kot-, Kut-, zurückgeführt und vorheriges Deutschthum angenommen werden. Die Deutung Gottes-See stimmt auch zur österr. Form gutschee[*w* für *gutsch-see, wenn man die ahd. Form gotis (10mal bei Notker) in Betracht zieht, die ein altdial. guts, *gutsch zur Annahme empfiehlt. Vgl. bucksbuə^{r}t = Bocksbart, wo ein ähnliches *bockis, bucks vorzuwalten scheint. Nord. bokki, der Bock.

Auf seine Ausführungen gestützt, bezeichnet Schatz mit Recht die «Regelung der Namenschreibung» als «nothwendig», aber auch eine systematische Überprüfung des gesammten Namenmaterials. Seine Vorschläge für eine einheitliche Namenschreibung (S. 20 ff.) verdienen volle Beachtung, besonders für die Stammsilben: dass man auch in den Endsilben z. B. allgemein *-lein* für locales *-li*, *-le*, *-la* oder *-l* einsetzen müsse, glaube ich nicht zugeben zu können. Vor allem wäre aber eine allgemeine Aufzeichnung aller echten mundartlichen Aussprachen nothwendig. Aber wer soll alles dies thun? Von der Opferwilligkeit der Dialektforscher wird freilich alles erwartet: sie mögen ihr unwesentliches Special-Studium aufgeben, wenn sie nicht selbst die Mittel dazu haben. Wenigstens wird dann nicht evident werden, dass die Dialektforschung, welche nothwendig auch die älteren Phasen der Sprache miteinbezieht, auf den Namen einer echten Wissenschaft Anspruch hat, weil principiell nur sie allein mit dem ganzen Sprachmateriale arbeitet.

Dr. J. W. Nagl.

V. Sprechsaal.

Schwirrhölzer. — Herr Dr. Hans Schukowitz, Graz: Aus dem Marchfelde sind mir drei Arten «Schnurren» oder «Pfurrn» bekannt. Sie zählen zu den begehrtesten Kinderspielzeugen. Die Knaben schnitzen sie meist aus Nuss-, Buchen- oder Hollunderholz. Ich skizziere (Fig. 149, 150, 151) die Arten hier flüchtig.

1. Dadurch, dass nur das Ding im Kreise geschwungen wird, dringt Luft durch die Schallöcher in den Innenraum, um wieder zu entweichen. Je nach der beschleunigten Drehung wird ein höheres oder tieferes Gesumme erzeugt. Ich weiß nicht, ob hier derselbe physikalische Vorgang wie z. B. bei den Sirenen u. s. w. constatierbar ist.

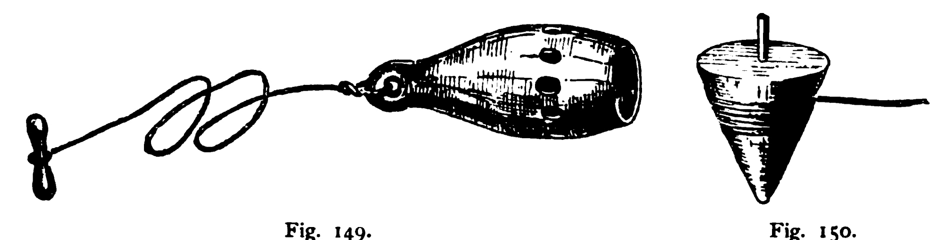


Fig. 149. Fig. 150.

2. Die andere Art Schwirrholz, die im ganzen Marchfelde, ja in Abarten in ganz Österreich bekannt ist, besteht aus einem buchenen Holzkegel [$H = 5—10$ *cm*, $D = 3—5$ *cm*] mit parallelen Kreiskerben, in welche eine Spagatschnur gewickelt und dann rasch abgedreht wird, so dass sich der Kegel auf der Spitze dreht. Im nördlichen Marchfelde pflegen die Knaben diesen Kegel, den sie Floh oder Prutscher nennen, mit einer Geißel zu peitschen, dass er sich dreht.

3. Dann ist auch um Matzen diese Art Schnurren (auch Brummbär) neben der «Maultrommel» bekannt. An der (Spagatschnur) zieht man an, während der Kolben mit der Spitze auf den Boden gesetzt wird. Dazu dient eine Handhabe. Dieses Schwirrholz hat in Krain den Namen Wolf auch Bär, in Tirol Totze, in Oberösterreich Wolwerl.

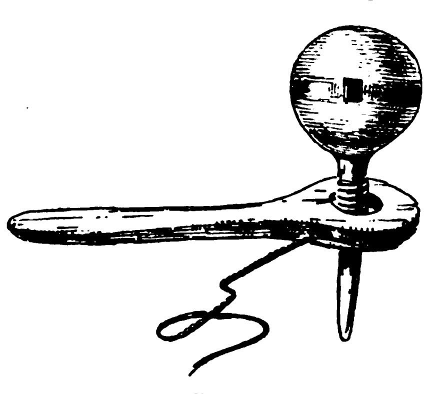


Fig. 151.

In Steiermark nennen die Kinder, denen bloß Art 2 und 3 bekannt ist, das Spielzeug 's Brumml. Man meint hier (und das ist volkskundlich interessant), dass durch dessen «Singen» böse Hausgeister verscheucht werden. (Um Köflach.) Meist im Frühjahre oder Herbste findet hier das Ding Beachtung, sonst wird es durch 's Stoanlspiel, Pfeiferlmachen, Anmäuerln u. ähnl. ersetzt. Da stehen oft eine Menge Knaben beisammen und schnurren um die Wette.

Diese einfache Art Schwirrholz kenne ich ferner aus den slowakischen Dörfern am Westabhange der Kleinen Karpathen (um Malaczka): Ein flaches, glattes, rechteckiges, etwa 15 *cm* langes, siebartig durchlöchertes Holzblättchen wird mit der Schmalseite an einen Peitschenriemen gebunden und in der Luft gewirbelt. Das Ding summt indes weniger intensiv als die erwähnten Arten.

Die sogen. Windharmonien aus Blech oder Pappe (Nachahmungen der Äolsharfen) sind Verbesserungen dieser volksthümlichen Kinderspielzeuge.

Im Marchfelde führen auch hausierende «Spielereikrowoden» die Schnurre als gern gesuchten Verkaufsartikel. (Preis 10—20 kr.)

(Über Krain, Tirol und Ober-Österreich habe ich meine Amtscollegen Ahn und Kapferer befragt.)

Ich werde trachten, unserem Vereins-Museum derartige Schwirrhölzer demnächst einzusenden. Sollten an der Stelle nicht auch die sogen. «Windrade» erwähnt werden?

Schluss der Redaction: 30. Juli 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

I. Abhandlungen.

Das oberdeutsche Bauernhaus und sein Geräthe.

Eine Skizze von Prof. Dr. Rudolf Meringer.

(Mit 8 Abbildungen.)

Die Grundlage aller neueren Arbeiten über das deutsche Bauernhaus bildete die Schrift von Rudolf Henning «Das deutsche Haus», Strassburg, Trübner 1882. Gleichzeitig mit R. Henning hatte A. Meitzen dem volksthümlichen Hause sein Interesse zugewendet und seine Ansichten in einer kleinen Abhandlung «Das deutsche Haus», Berlin 1882, niedergelegt. Henning und Meitzen theilen sich demnach in das Verdienst, auf diesem Gebiete Bahn gebrochen zu haben. Während aber Henning sich alsdann von solchen Studien zurückzog, hat sie Meitzen weiter verfolgt, und gerade jetzt gibt er ein großes, umfassendes Werk heraus, «Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen», von dem bis jetzt drei Bände und ein Bilderatlas erschienen sind unter dem besonderen Titel «Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven». Hier handelt er in Bd. III, S. 212, über «Das fränkisch-alemannische und rhätisch-alpine Haus», wobei er allerdings leider unsere Arbeiten, soweit sie in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erschienen sind, nicht verwertet hat. Ein wichtiges Werk verdanken wir Josef Eigl: «Das Salzburger Gebirgshaus», Wien, Lehmann und Wentzel, 1894, das in hervorragender Weise seinem Thema gerecht wird und Nachahmung von anderen Ingenieuren und Architekten verdiente. Die Arbeiten, welche sich mit genetischen Untersuchungen über die Herkunft der einzelnen Haustypen und die historischen Zusammenhänge unter ihnen befassen, sind hauptsächlich in den Zeitschriften «Mittheilungen der Gesellschaft für Ethnologie in Berlin», «Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien», «Ausland» und «Globus» enthalten.

Zweck dieser Zeilen ist, das, was wir bis jetzt über das sogenannte «oberdeutsche» Haus wissen, zusammenzustellen und dieses besonders in Bezug auf seine Ureinheiten und deren Einrichtung zu schildern, weil das Äußere, die bauliche Anlage, in der leicht zugänglichen Schrift des Obersten a. D. G. Bancalari «Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen», Wien, Hölder 1893, eine mit vielen instructiven Bildern versehene ansprechende Darstellung erfahren hat. Im folgenden habe ich hauptsächlich das alpine Haus Steiermarks, Kärntens, Salzburgs und Tirols im Auge, aber ich gebe nur das, woran das volksthümliche Haus in fast allen Ländern Österreichs Antheil hat. Unser Bauernhaus gehört dem sogenannten «oberdeutschen» Typus an, der aber weit über die Grenzen unseres Staates verbreitet ist, was seit Henning's Buche allgemein anerkannt wird. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, nachzuweisen,

dass dem oberdeutschen Hause auch ein bestimmter Hausrath zukommt, der eine starre Tradition in Bezug auf Form, Verwendung und räumliche Anordnung zeigt. Die Einzelheiten habe ich in den «Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien» Bd. XXI, XXIII, XXV vorgebracht, und andere haben meine Art der Darstellung, deren Zweck möglichste Genauigkeit war, nachgeahmt, aber eigentliche Musterarbeiten, welche Haus und Hof, Geräthe und Leben im Hause erschöpfend schildern, mit allen modernen Hilfsmitteln der Reproduction und mit aller nothwendigen wissenschaftlichen Tiefe, sind heute leider noch nicht vorhanden.

Das für den «oberdeutschen» Typus Charakteristische liegt u. a. darin, dass er zwei Feuerstätten hat, den Herd in der Küche, den Ofen in der Stube. Nur in der allerursprünglichsten Anlage des oberdeutschen Hauses, in der Sennhütte, finden wir noch bloß einen Feuerraum, den Herdraum, der dann auch der einzige Wohnraum für den Menschen ist. Aus dem Herdraum hat sich durch Abtrennung des Herdes Flur und Küche entwickelt, wenngleich es noch vorkommt, dass man beim Betreten des Hauses sofort in die Küche oder in den noch mit dem Herde versehenen Flur eintritt. Auch die Stube hat sich getheilt. Durch Abtrennung der Betten entstand die Kammer, das Schlafgemach. So enthält ein geräumigeres oberdeutsches Bauernhaus vier Grundeinheiten, den Flur oder das Vorhaus, die Küche mit dem Herd, die Stube mit dem Ofen, die Kammer mit den Betten. Wenn die Verhältnisse es gestatten, wächst das Haus, es hat dann mehrere Stuben, mehrere Kammern. Dachraum und Kellerraum finden sich überall. Aus diesem oberdeutschen Hause des Ackerbauers sind die Häuser der kleinen Märkte und Städtchen hervorgegangen, und auch die großstädtische Wohnung kann auf unserem Boden ihren Zusammenhang mit diesen Urformen der Behausung noch nicht verleugnen.

Es ist nur billig, wenn man bei der Schilderung des Hauses mit der Küche beginnt, weil eben der Herdraum der älteste und ursprünglich einzige ist. Der Herd ist einstmals der Mittelpunkt des Hauses gewesen und ist es auch heute noch vielfach, sodass es begreiflich erscheint, dass das Sprichwort noch immer «Herd» für «Haus» überhaupt verwendet: «Eigner Herd ist Goldes wert».

Die Geschichte des Herdes ist in ihren äußersten Umrissen noch wohl erkennbar.[1]) Zuerst wurde das Feuer auf dem Erdboden oder dem Lehmschlage des Fußbodens direct angefacht und Steine herumgestellt. Allmählich erhebt sich erst die Feuerstätte vom Boden in die Höhe. Im Hause der Holzknechte ist der Herd ein Steinhaufen, der von verzahnten Holzplanken zu viereckiger Form zusammengehalten wird, im Bauern-

[1]) Zur Geschichte des Herdes und seiner wichtigsten Geräthe habe ich einiges Material beigebracht in den Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien Bd. XXI, S. 101 (Sonderdruck erschienen unter dem Titel «Studien zur german. Volkskunde», Wien 1891). Ein berichtigender Nachtrag dazu in Bd. XXII, S. 103 ff. Vgl. auch Mittheil. Bd. XXIII, S. 176 ff. (Sonderdruck u. d. Titel «Studien zur german. Volkskunde» II, Wien 1893). Dazu Mittheil. Bd. XXV, S. 56 ff. («Studien zur german. Volkskunde III. Der Hausrath des oberdeutschen Hauses».)

hause ist er gemauert und oben mit einer wohlgefügten Lage größerer Steine bedeckt, aber noch immer niedrig, oft kaum mehr als etwa 30 *cm* hoch. Es ist ein großer steinerner Tisch, auf dem das Feuer frei und offen brennt — der altehrwürdige offene Herd.[1]) Dass dieser qualmenden Rauch verbreitet, ist begreiflich. Im Volksmunde heißt auch vielfach die Küche mit offenem Herde «Rauchkuchl», das Haus «Rauchhaus». Man kann heute noch Rauchhäuser sehen ohne irgend welche Vorrichtung zum Abführen des Herdqualmes, andere wieder, wo ein so breiter Schlot über dem Herd ist, dass es zur Winterszeit lustig in die Küche hereinschneit. Man muss sich eigentlich wundern, dass es bei dem offenen Feuer überhaupt noch immer 200—300 Jahre alte Holzhäuser gibt, dass sie nicht

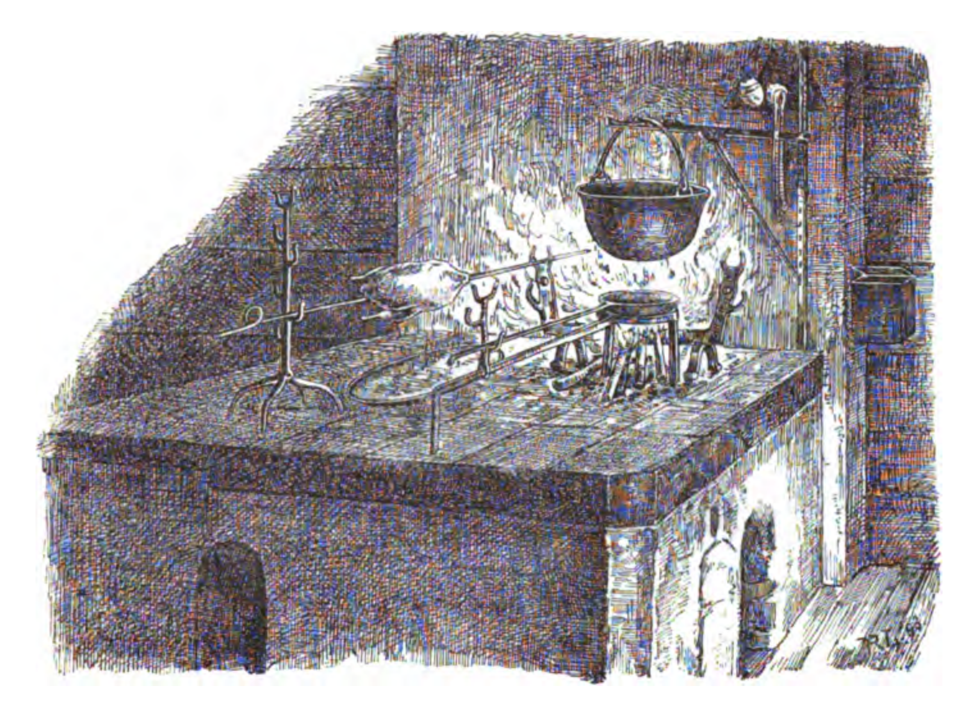


Fig. 152. Herd in Alt-Aussee.

sammt und sonders abgebrannt sind. Ich habe solche alte Gebäude gesehen, in deren Holzschlot tiefschwarze glänzende 10—20 *cm* lange Zotteln von Russ hiengen, aber vollkommen hart und fest, wie Tropfsteingebilde — und doch war das Haus seit Jahrhunderten vom Feuer verschont ge-

[1]) Vgl. Fig. 152 (nach einer Photographie). Man sieht den Feuerbock, auf dem die Scheiter brennen, einen Dreifuß, der die Pfanne trägt, einen Bratspieß auf dem Bock und einen Ständer. Der Kessel hängt auf einem eisernen Gestell, über ihm die Feuerzange. Das schwarze Dreieck in der Wand ist eine Mauernische, wo Zündhölzer und Eierschalen liegen. Der Herd stößt an die Wand, die an dieser Stelle eine Mauer als Schutz für die Holzbalken des Hauses trägt. Bratspießständer und Bratspieß sind erst von mir beigefügt und in der Photographie nicht enthalten, stammen aber aus derselben Gegend (Alt-Aussee) und zeigen den alten, heute schon so gut als verlorenen Brauch, zu braten. Vgl. dazu Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien Bd. XXII, S. 105.

blieben. Allerdings bemerkt man gewisse primitive Maßregeln, um das Feuer zu zähmen und zu bewachen. Der Herd, welcher im Bauernhause immer an die Wand gerückt erscheint — in der Sennhüte sowie in der Hütte der Holzknechte steht er völlig frei in der Mitte des Raumes — wird gewöhnlich mit einer gemauerten Wandlehne versehen, wohl auch mit einem in der Nähe der Decke befindlichen Deckel (Feuerhut, Kogl, Kobl bei uns, Hurd in Deutschland genannt) verwahrt, oder auch von den beiden Seiten mit Mauern umrahmt (Feuermantel). Wenn die Küche überhaupt einen Rauchfang hat, muss dieser aber nicht über dem Herd stehen. Es kommt vor, dass er an einer ganz anderen Stelle, oft in einer Ecke hinauf in die freie Luft führt. Aus Brettern hergestellte Schlote sind auch heute noch zu finden; in den gemauerten Häusern sind dagegen oft recht bedeutende und massiv gebaute Schornsteine mit auffallender

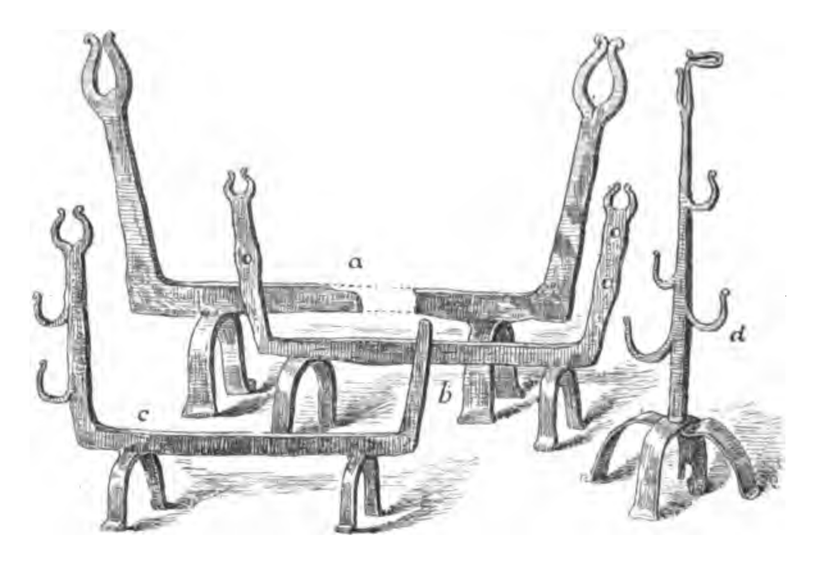


Fig. 153. *a*, *b*, *c* drei Feuerböcke, *d* Bratspießständer.

Lichtweite anzutreffen. Der Kamin der romanischen Länder ist nichts anderes als der alte offene Herd mit Feuermantel und Feuerhut, über welchem sich der Schlot festgesetzt hat. Eine derartige kaminähnliche Anlage habe ich in einem ganz elenden Häuschen in der Nähe von Gutenstein N.-Ö. gesehen.

Das Herdgeräthe ist zum Theile uralt. Bis in vorhistorische Zeiten reicht der Feuerbock[1]) (Feuerhund, Feuerross etc.), ein einfaches, gewöhnlich 4füßiges eisernes Gestell, auf welches die Holzscheiter gelehnt werden, um Luft von unten zum Brennen zu erhalten. Um das Feuer herum stehen Töpfe mit verschiedenem Inhalte, in den Alpen bis in unsere Gegenden herein wird an das Feuer der Dreifuß herangerückt, der lang-

[1]) Vgl. Fig. 153. *a* ist aus Gutenstein, *b* aus Aussee, *c* aus Neuberg (Steiermark). Der Bratspießständer *d* (aus Friedberg am Wechsel) ist dadurch sehr interessant, dass er auch als Kienspanhälter ausgerüstet ist, um Leuchtkien oben einzuklemmen.

stielige Pfannen von oft ungeheurer Größe über dem Feuer hält. Auf der Herdplatte selbst stehen die Töpfe. Der Feuerbock zeigt verschiedene Hörner, Bügel und Löcher, die sich daraus erklären, dass man einst auf zwei Böcke den Bratspieß legte. Der Spieß konnte auch über einen Bock und einen Ständer gelegt werden. Heute sind die Bratspieße fast gar nicht mehr in Gebrauch, doch behalten die Feuerböcke noch immer ihre Gestalt bei. Über dem Feuer hängt auf dem offenen Herde der große kupferne Kessel, entweder auf einem Galgen untergebracht, oder an einer von der Decke herabhängenden Kette. So ist das Feuer von allen Seiten von Gefäßen umgeben und wird seine wärmende Kraft so gut als eben möglich ausgenützt.

Außer dem Herde sammt seiner Ausstattung enthält die Küche noch andere Geräthschaften. Im Gebirge fällt hier ein fortwährend plätschernder Quellbrunnen zumeist auf. Große Holzgefäße, Eimer, Waschvorrichtungen sind zu bemerken. An den Wänden sind Gestelle, um die Schüsseln aufzunehmen, ebenso die Löffel. Teller finden sich nicht überall. Über dem Herde sind Stangen, an denen das Fleisch geselcht wird. Andere Stangen tragen das Holz für das Herdfeuer, das in der Wärme gut getrocknet wird, die Späne zum Unterzünden, wohl auch die noch öfter zur Beleuchtung dienenden Kienspäne. Es kommt auch vor, dass in einer Ecke ein Tisch steht, von Bänken umgeben, an dem zu gewöhnlichen Zeiten das Mahl eingenommen wird, da die Stube für feierliche Gelegenheiten dient.

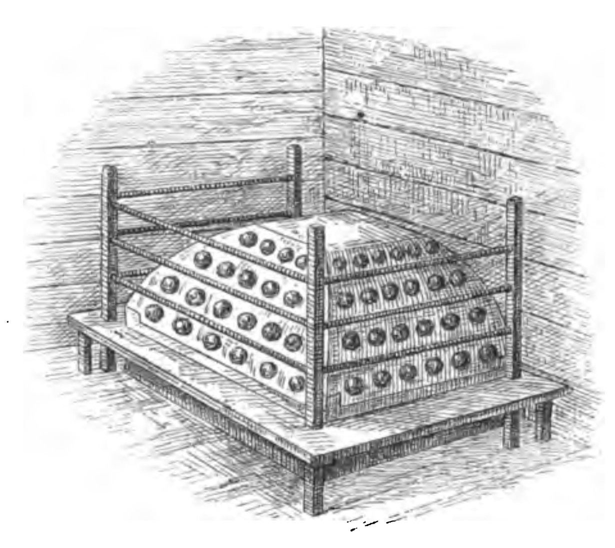


Fig. 154. Kachelofen mit Ofenbank und Ofengestell.

Die Stube wird vom Kachelofen[1]) beherrscht, er hat sie zu dem gemacht, was sie heute noch ist, zum Raum, in welchem im kalten Theile des Jahres Arbeit möglich ist. Seine Erfindung war eine der wichtigsten und segenvollsten für unsere nördlichen Gegenden von jähem Wechsel des Wetters, und seine Geschichte ist ein wichtiges Stück der Geschichte unseres Hauses und unserer Hauscultur. Der Kachelofen ist aus Gefäßen hergestellt, wie sein Name besagt, denn «Kachel» bedeutet «Gefäß». Die einzelnen Kacheln haben auch heute noch Gefäßform und sind entweder so in den Mantel des Ofens eingebettet, dass sie ihre Öffnung nach außen

[1]) Vgl. Fig. 154, wo eine der vielen merkwürdigen Formen des primitiven Kachelofens dargestellt ist.

oder nach innen kehren. Unsere modernen Kachelöfen verrathen diesen Ursprung allerdings nicht mehr, aber die Form der einzelnen Kachel ist dadurch erklärlich, dass die Kacheln aneinander gerückt und demnach quadratisch oder oblong werden und dass der Ofen seine ursprüngliche halbkugelige Form aufgegeben hat und in verschiedenen Stilen architectonisch aufgebaut wird. Im Bauernhause trifft man noch sehr alterthümliche Formen an, aber die seltensten sind schon die Öfen mit concaven Kacheln geworden, von denen Steiermark und Kärnten jedoch noch genug aufweisen, sodass wohl Hoffnung vorhanden ist, dass einige gut erhaltene Exemplare den wohlverdienten Platz in einem volksthümlichen Museum finden werden.

Auch die Umgebung und der Platz des Ofens sind von fester Tradition bestimmt, wie fast alles im Bauernhause. Der Ofen steht immer in der Ecke zwischen den beiden fensterlosen Wänden, an zwei Seiten hat er eine Bank, die mit einem hohen Gestell versehen ist, an dem man Kleider zum Trocknen aufhängen kann. Zwischen dem Ofen und der Wand ist Raum gelassen, der gerne zum Schlafen aufgesucht wird, ja sogar über dem Ofen findet sich landschaftlich (z. B. in Tirol) ein Holzlattenbrett, das viel benützt wird und das sich nicht bloß im Bauernhause, sondern auch noch in den Burgen findet.[1]) Der alte Kachelofen war dadurch ein freundlicher Hausgenosse, dass er niemals von der Stube aus geheizt wurde, sondern von außen, vom Flur oder der Küche aus, sodass auch die Verbrennungsgase in der Stube nicht lästig fallen konnten. In einigen Gegenden wird der Ofen nicht allein zum Heizen, sondern auch zum Backen oder zum Kochen verwendet.



Fig. 155. Stall und Scheune am Wörthersee.

Die Geschichte der Stube ist mit der Geschichte des Ofens eng verbunden. Ich verweise zur allgemeinen Orientierung über die sich ergebenden Fragen auf meinen Aufsatz in den Mittheil. der Anthrop. Ges.

[1]) Dass neben dem Ofen entweder auf den Bänken oder in Betten, oder in der «Ofenhöhle» geschlafen wurde, unterliegt keinem Zweifel. Vgl. Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXV, S. 63 ff. (Studien zur german. Volkskunde III). Auch der Gast wurde in alten Zeiten auf einen Sitz beim Ofen geführt. A. Schultz, Deutsches Leben II. S. 95, Anm. 1.

in Wien XXIII, S. 166 (Studien zur german. Volkskunde II). Wie die «Stube» entstand, ist heute noch immer nicht zu sagen. Man kann an folgende Möglichkeiten denken, wobei festzuhalten ist, dass der ursprünglich einzige Raum der Herdraum war: 1) an den Herdraum rückt eine Kammer, die mit einem Ofen versehen wird; 2) an den Herdraum gliedert sich die Badestube mit ihrem Ofen an, woraus sich aus ihr ein Wohnraum entwickelt. — Auch die Geschichte des Kachelofens ist eine sehr schwierige und nur theilweise geklärte. Meine Hypothese über den Zusammenhang des Kachelofens mit dem römischen Hypokaustum habe ich als zu gekünstelt aufgegeben. Vgl. Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien XXV, S. 62 («Studien zur germ. Volkskunde III»). Ich glaube jetzt, dass der Kachelofen aus dem von der Küche (dem Herdraum) in einen anderen Raum hineinragenden Backofen entstanden ist, mit Benützung der auf römische Kunstfertigkeit hinweisenden Technik, welche aus Hohlgefäßen Kuppeln und Gewölbe formte. Damit wäre zugleich eine neue, dritte, Möglichkeit der Genesis der Stube gegeben. Wenn die Frage überhaupt gelöst werden soll, dann sind noch viel ausgedehntere Beobachtungen über die heutigen Öfen des Bauernhauses und ihre Lage, Art der Herstellung, Material u. s. w. nöthig. Am wenigsten studiert sind noch die aus Steinen und Ziegeln hergestellten Öfen, die namentlich in Tirol häufig sind, während Steiermark und Kärnten viel Material zur Erforschung des Kachelofens bieten. — Auch Meitzen spricht in seinem großen Werke III, S. 149, von den «Kacheln oder Kachelröhren» der Hypokausten. Er irrt so, wie ich geirrt habe: Eine Röhre ist kein Gefäß, ist keine Kachel, sondern eben eine Röhre. —



Fig. 156. Badestube vom Wörthersee.

Dem Ofen gegenüber in der Ecke der mit Fenstern versehenen Wände steht der Tisch. Er ist immer viereckig, wie es ihm sein Platz vorschreibt und wie es auch die einzigen Sitze des alten Bauernhauses, die Bänke, verlangen, denn die Stühle sind erst in neuerer Zeit ins volksthümliche Haus gekommen. Oberhalb des Tisches in der Fensterecke befindet sich der Hausaltar, zu dem die Familie des Hauses sammt Knechten und Mägden betend emporblicken, bevor sie sich zum Mahle niedersetzen.

Sonst enthält die Stube nicht viel Geräthe. An den Wänden sind Gestelle mit dem schönen Tischgeräthe des Hauses, in einer Nische ein Kästchen mit allerlei Heimlichkeiten, Geld, Medizinen und Papieren. Auch Bücher finden sich auf geeigneten Stellen. Eine alte Standuhr steht neben der Thür, ein Weihbrunnkessel ist auf der anderen Seite an der Wand angebracht. Man blickt in die Zeit zurück, wo das Haus noch eine Welt für sich war, wo die Familie nicht nur alles, was sie brauchte, selbst erzeugte, sondern auch, wenn der Weg zur Kirche ungangbar war, Gott im Hause selbst dienen konnte und den Fremden, der die Schwelle der Stube überschritt, sich selbst weihen ließ.

Die Betten sind in der Kammer untergebracht, u. zw. so, dass die Familie in der der Stube angrenzenden Kammer wohnt («Stubenkammer»), während das Gesinde in einer oder mehreren anderen Kammern, oft neben der Küche untergebracht wird, wenn es nicht im Dachraum schlafen muss. Die Kammer ist ein sehr einfacher Raum, denn außer den Betten finden sich nur Bänke und Kleidertruhen daselbst — ganz so wie etwa vor sechshundert Jahren. Kein Ofen erwärmt die Kammer, ja sogar die Fenster sind oft noch kleiner als in der Stube, und wenn diese Glas zeigen, so sind die Kammerfenster oft noch kleine offene Luken, die mit Holzschiebern verschlossen werden können, über die freilich der Schnee bei heftigem Wehen ganz gut seinen Weg auf das darunterstehende Bett findet.[1]) Auch die Betten sind nicht so, wie der Städter sie liebt, sie sind eng und vor allem sehr kurz, sodass an ein Ausstrecken gar nicht gedacht werden kann, vielmehr nur an ein Ruhen mit hochgezogenen Knien, ein Brauch, der sich aus den beschränkten Raumverhältnissen ergibt und natürlich nicht auf unsere Gegenden beschränkt ist. Erst in der letzten Zeit werden die Betten länger, sodass sie der menschlichen Größe annähernd entsprechen und der Schläfer nicht mehr eine Lage einzunehmen braucht, wie in vorhistorischen Zeiten vielfach die Todten zur ewigen Ruhe bestattet wurden. Toilettegegenstände wird man in der Kammer selten finden, vielleicht ein Waschbecken, Handtuch und Kamm, in der guten Jahreszeit wäscht man sich aber nicht im Schlafgemach, sondern einfach beim Brunnen. Spiegel sind im Bauernhause selten und wenn sie vorkommen, ganz klein, auch ihre Form verräth sie als späte Eindringlinge, die noch nicht recht heimisch geworden sind.[2])

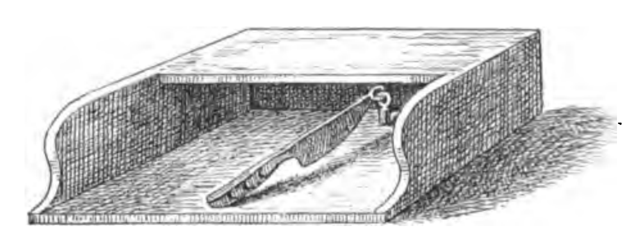


Fig. 157. Eine Graml.

---

[1]) Vgl. A. Schultz, Deutsches Leben, S. 89, über die Fenster.

[2]) A. Schultz, Deutsches Leben, S. 107, über den alten Hausrath der Kammer.

Die wichtigsten Nebengebäude des bäuerlichen Wohnhauses oder Theile desselben sind Stall und Scheune.[1]) Auf sie näher einzugehen, liegt nicht in der Aufgabe dieser Zeilen. Doch eines kleinen Nebenhäuschens sei gedacht, weil es vielleicht in wichtigen Beziehungen zur Menschenbehausung steht, der Badstube[2]). Sie dient jetzt nur mehr zum Dörren und Rösten des Flachses und ist zu diesem Zwecke mit einem großen Kachel- oder Steinofen ausgerüstet, der die nöthige Wärmemenge zu liefern imstande ist. Wichtig ist, dass die Badestube der einzige Raum ist neben der Stube, der mit einem Ofen ausgestattet ist, und dass sie auch unter allen Räumen allein denselben Namen wie die Stube trägt, woraus mit Sicherheit zu schließen ist, dass Ofen und Stube unzertrennlich sind, und dass die sprachlichen Hypothesen, welche die Benennung der Stube mit der Thätigkeit des Ofens in Zusammenhang bringen wollen, der Berechtigung nicht entbehren. Dass in den Badestuben auch wirklich Dampfbäder bereitet wurden, unterliegt keinem Zweifel, wenngleich es bis jetzt nicht gelungen ist, solchen Brauch auch in der Gegenwart noch nachzuweisen. Freilich schließt die Art mancher vorhandenen Badestuben eine derartige Verwendung vollkommen aus, weil der eigentliche Raum nicht leicht betreten werden kann, sondern bloß das Hinaus- und Hineinschieben großer Roste zum Dörren des Flachses gestattet.[3])



Fig. 158. Ein freistehender Backofen aus Tirol.

Was heute noch am meisten Noth thut und woran es noch am meisten fehlt, sind genaue und verlässliche Schilderungen des häuslichen Lebens im Bauernhause. Es genügt nicht, dass man bloß Grundrisse und einige Aufrisse zeichnet — das war der Zustand der Forschung vor einigen Jahren noch — oder dass man darüber hinausgehend auch den Hausinhalt und Hausrath beschreibt — soweit halten wir jetzt — sondern es ist nöthig, dass der Bewohner überall in der Darstellung in den Vorder-

[1]) Beide sind öfter vereint, wie Fig. 155 (nach einer Photographie) aus der Gegend des Wörthersees zeigt.

[2]) Eine Badstube vom Wörthersee zeigt Fig. 156. Die Badestuben spielen auch im Volksaberglauben eine Rolle. Man sagt, der Teufel wirtschafte dort nachts.

[3]) Die deutschen Badealterthümer sind von größtem Interesse, und ich verweise auf meine Abhandlung in den Mittheil. der Anthropol. Ges. in Wien XXIII, S. 166 (auch separat erschienen unter dem Titel «Studien zur germanischen Volkskunde II», Wien 1893), wo man wenigstens einige Literatur finden wird. — Vgl. weiter A. Schultz, Höfisches Leben, 1. Aufl. S. 170 ff.

grund gerückt wird. Wir müssen wissen, was jede einzelne Person vom Morgen bis zum Abend schafft und thut, wo sie sich aufhält, welches Geräthe sie benützt. Jeder Raum wird erst begreiflich, wenn man weiß, welcher Theil des häuslichen Lebens sich in ihm abspielt, das Geräthe muss erst in seiner Verwendung klar werden.

Wie sich das Leben des Bauers in Arbeiten und Essen theilt, so wäre auch dieses letztere so wenig wie das erstere zu übersehen, zumal da es sich in ganz besonderen Formen vollzieht. Schon die Art des Beieinandersitzens der Familie und des Gesindes ist für den Städter auffallend. Neben dem Bauer sitzt auf derselben Bank der Knecht, neben der Bäuerin die Magd. Eine feste Tradition herrscht in Bezug auf den Ort des Essens nicht; es findet in der Küche, in der Stube, ja sogar nicht selten im Flur statt. Es wechselt wohl auch im selben Hause zu verschiedenen Zeiten. Ich will eine Mahlzeit, die wohl als typisch gelten kann, der ich in Tirol bei Bruneck beigewohnt habe, beschreiben.

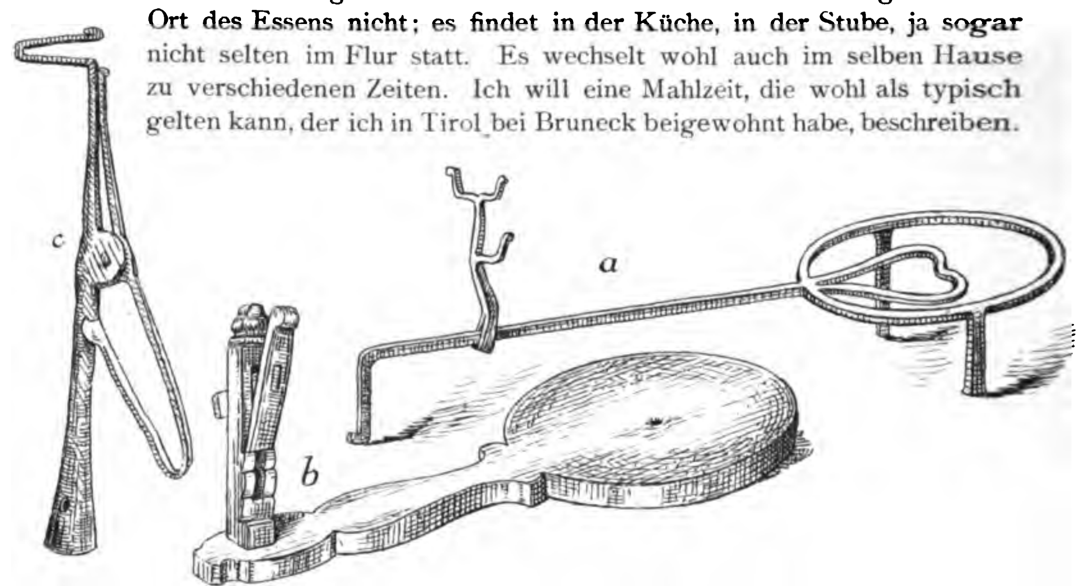


Fig. 159. *a, b* zwei Pfannenträger, *c* ein Kienspanhälter.

Es wurde in der Stube gedeckt, bald nach 11 Uhr. Auf den Tisch kam ein Tischtuch, auf dieses wurden die in der Tischlade verwahrt gewesenen Löffel gelegt (Gabeln waren nicht da), ebenso kleine Stücke beinhartes Brot[1]) — man bäckt in Tirol nur 2 oder 3 mal im Jahre.[2]) Dann fanden sich die Hausgenossen ein, und eine große Schüssel Suppe mit grünen Erbsen und Gerstel kam auf den Tisch; leider weiß ich nicht mehr, ob die Speisen von der Hausfrau oder von der Magd gebracht wurden. Aus der Schüssel aßen nun alle Personen mit ihren Löffeln, etwas vorgebeugt, mit aufgestemmten Ellenbogen, zur Suppe wurde das Brot geknuspert. Darnach wurden die Löffel an dem Tischtuch abgewischt, die Schüssel wurde weggetragen. An ihrer Stelle wurde ein Pfanneisen[3]) auf den Tisch gestellt und auf dieses die Pfanne aus der Küche gebracht, in

[1]) Fig. 157 zeigt eine «Graml», in der das Brot zerschlagen wird. Tirol.

[2]) Fig. 158 ist ein freistehender Backofen, wie er in Tirol sehr häufig vorkommt.

[3]) Vgl. Fig. 159, wo *a* ein Pfanneisen, *b* ein Pfannbrett vorstellt. *c* ist ein Kienspanhälter zur Beleuchtung. Alle 3 Gegenstände stammen aus Tirol.

der «Plenta» (Polenta) zubereitet worden war. Auf der Plenta war Schnittlauch und geriebener Käse. Auch hier aß wieder alles aus der Pfanne mit dem Löffel, von Tellern war nichts zu sehen. — In Bezug auf das Essbesteck ist das Bauernhaus noch ganz auf mittelalterlicher Stufe; die Gabeln haben noch immer nicht Eingang gefunden,[1] Messer tragen die Männer bei sich,[2] gelegentlich liegt eines zu allgemeinem Gebrauche auf dem Tische. Der häufige Mangel der Gabeln hängt wohl auch mit der Seltenheit des Fleischgenusses zusammen. Übrigens isst der Bauer auch Fleisch mit der Hand und mit dem Taschenmesser, wie er Wurst und Speck isst. Häufiger erscheint das Fleisch bloß als Beigabe zu den Knödeln, wo es in kleinen Würfeln zugemischt wird; natürlich handelt es sich dabei um geselchtes Schweinefleisch.

Wie auf dem Felde gegessen wird, habe ich niemals in der Nähe beobachten können. Auch über die Art, wie das Essen herbeigebracht wird, über die Gefäße, wüsste ich nicht viel zu sagen. Bekannt ist mir nur, dass reiche Bauernhäuser noch schöne Zinnflaschen mit abschraubbarem Henkeldeckel besitzen, die dazu gedient haben sollen, flüssige Lebensmittel auf das Feld zu tragen. Gewiss ist, dass man bei solchen Mahlzeiten ganz interessante Gefäßformen sieht, die bis jetzt nicht genügend bekannt gemacht worden sind.

Mythen und Sagen des Marchfeldes.

Von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

(Fortsetzung.)

Der Schmied im Friedhofgitter.

In Matzen lebte vor vielen Jahren ein reicher Schmied, der immer schon um vier Uhr Feierabend machte, weil er den Leuten zeigen wollte, dass er nicht von der Arbeit lebe. Eines Tages kam nun ein mäusleinarmer Taglöhner in dessen Werkstatt und begehrte sechs Nägel, dass er den Sarg seiner todten Gattin zunageln könne. «Ei, lass er mich jetzt in Ruh!» schrie ihn der Meister an. «Das Nägelkästchen ist leer, und um für ihn neue zu schmieden, bin ich zu faul. Schau er, wie er sich helfe!» Traurigen Herzens gieng nun der Taglöhner von dannen und kam an einem Feldkreuze vorüber, vor dem ein kleiner Knabe saß, der mit drei rostigen Nägeln spielte. «Wo hast du denn diese Nägel her?» fragte ihn der arme Mann. «Wo ich sie her habe?» entgegnete das schuldlose Knäblein gelassen. «Dem guten Heiland da hab' ich sie aus

[1]) Die Gabel gilt vielfach als ein vornehmes Ding. Vgl. den köstlichen Spruch der Heanzen bei J. Bünker, Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn) in den Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXV, S. 120: «Mit der Gabl is an Ehr, mit'm Löffel kriegt ma mehr.» Dieselbe Anschauung in dem Worte, das man für einen anmaßenden Menschen auch bei uns hat: «Na, der hat's mit'n Löffel g'fressen.»

[2]) A. Schultz, Deutsches Leben, S. 312, 319, 335 über das Esszeug der früheren Jahrhunderte.



dem Leibe gezogen, weil's mir weh thut, dass er so leidet!» «Du bist ein gutes Kind», entgegnete der Taglöhner, «und wirst mir diese Nägel gewiss borgen?» «Warum nicht! Nimm sie!» antwortete der Knabe. Der arme Mann griff darnach und eilte heim, im Herzen erfreut, als hätte er weiß Gott was bekommen. Ihm musste wohl hiemit geholfen worden sein, — denn der Sarg wurde hinausgetragen wie jeder andere, nur dass nicht gesungen und geblasen wurde, wie es bei den Reichen zu geschehen pflegt. — Das Grabmal der armen Taglöhnersfrau war schon längst verwittert, da läutete das Zügenglöcklein der Dorfkirche auch dem Schmiede zur ewigen Ruhe.

Sie trugen ihn unter Sang und Klang in den Friedhof hinaus. — Aber dort ruht er lange nicht, wohin sie ihn gebettet! Heute noch zeigt man uns sein Bildnis im Friedhofthore. Der Eisenguss stellt den hartherzigen Mann dar, wie er vor der Esse am Amboss steht und jahraus jahrein statt auf glühendes Eisen auf seine eigenen Finger niederhämmert. Wann er aber davon erlöst wird, weiß niemand!

[Entfernt erinnert diese Sage an den «Büffelschmied» in Eisenerz, der des Nachts die vom Teufel gerittenen Pferde, lauter alte Weiber, beschlagen muss. Vgl. hiezu «Mittheilungen des D. u. Ö. Alpen-Vereins», Jhg. 1887, Nr. 22.]

Die Sünde der Dorfkinder.

Wer auf der Nordbahn von Wien durch das Marchfeld fährt, hört auch die Station Wagram rufen. Hier mag er einen Augenblick durch's Fenster nach Osten schauen, und er gewahrt eine Kirche, deren Thurm nicht ausgebaut ist. Und fragt er einen, der über diese Gegend etwas weiß, so wird er ihm antworten: «Nun ja, dieser Thurm sieht schon seit langem so aus! Feuer soll ihn zerstört haben, heißt's — und seither hat man ihn nicht mehr aufgebaut!» Gibt er sich damit zufrieden, so ist's gut. Wer aber ein bischen mehr hievon wissen will, der lasse sich's von den weißhaarigen Männern Deutsch-Wagram's erzählen.

Im unseligen Neuner Jahr war es, sagen die, wie unser geliebter Bürgermeister hier im Felde verblutete. Wenn's einer mit der Gemeinde gut gemeint hat, so war es sicher der! Soweit die Mittel reichten, trug er zur Hebung des Ackerbaues und zur Pflege unserer Felder bei. Das machte uns glücklich. Es ist ja heute noch unser Um und Auf! Und wie er nun seine Dörfler so zufrieden und frohsinnig dahergehen sah, fiel ihm der gute Gedanke ein, aus der reichen Gemeindelade dem Herrn der Heerscharen ein würdiges Haus bauen zu lassen, damit dieser auch in Zukunft unserem Grunde und Boden seinen lohnenden Segen spende. —

Gesagt, gethan. Und kaum war ein Jahr verstrichen, so stand auch schon ein zwar kleines, aber wunderschönes Gotteshaus mitten im Dorfe, an dem unser Herrgott seine Freude haben mochte. Aber wie es schon zu sein pflegt auf Erden, wenn es den Menschen gut geht, so geschah es auch bei uns. Die Alten wurden lau, und die Kinder machten es ihnen nach. Ausgelassene Knaben tummelten sich stundenlang auf

dem Kirchenplatze herum, und setzten ihren Steinwürfen das Thurmkreuz zum Ziele. «Ei, das Ding ist uns zu niedrig», schrieen die Unverständigen, «der Schwächste trifft's ja!» Und bei dem allen rügte niemand aus dem Dorfe den Kindern diese schauerliche Unart. Es war gerade so, als wären die Alten blind gewesen. — Darob erzürnte der Herr, und als er eines Tages seinem entehrten Heiligthume entflohen war, lagerte auch schon der Feind mit Rossen und Kanonen in unserer Mitte. Und was der angerichtet hat, bleibt heute noch die sichtliche Spur, welche zu tilgen wir nicht die Kräfte haben. Mache der Herr hiefür unsere Kindeskinder stark!

[Zur Erläuterung dieser Sage diene das Folgende: Am Morgen des 5. Juli 1809 eröffnete der französische General Massena die denkwürdige Schlacht bei Wagram gegen die Österreicher und erstürmte Gross-Enzersdorf, worauf die Unsern Esslingen und Asparn a. d. Donau räumen mussten und gegen Stammersdorf abzogen. Nachmittags entspann sich das Feuer auf der ganzen Linie des Russbaches, wobei gerade Deutsch-Wagram sehr hart mitgenommen wurde. Am folgenden Tage aber, 1 Uhr mittags, war die Schlacht zu Gunsten Napoleon's entschieden.]

Die Schwurwiese.

Etwa hundert Schritte außer Siebenbrunn liegt ein sonnverbrannter Weideplatz, den ein Holzgeländer gegen die umliegenden Ackergründe abgrenzt. Hier wächst nur ganz spärlich Gras, und den größten Theil des Jahres trippeln Rinder und Rosse darauf herum. Ehedem soll aber dies Stücklein Erde ausgiebige Ernte getragen haben, wie es noch der ehrliche Koller-Ähnl bewirtschaftete. — Der hatte aber zwei gleichalte Söhne, welche sich miteinander nicht vertragen wollten. Es war an einem Julimorgen, — zur Zeit, wo noch heute die Schnitter auf dem Marchfelde ihre Arbeit zu beginnen pflegen — als der Bauer mit seinen beiden Söhnen auf dem erwähnten Acker Weizen mähte. Plötzlich, wie sie so arbeiteten, streifte den Alten der Schlag, und ehe er noch hier verschied, sprach er zu seinen Kindern: «Nehmt Euch Haus und Hof und Acker zu eigen, Kinder, aber schwört mir, dass Ihr Euch's brüderlich theilt und verträglich bleibt!» Die Söhne thaten es, und der Himmel hörte den Schwur.

Als nun der Vater begraben war, fiengen die beiden Söhne gemeinsam zu wirtschaften an. Anfangs gieng es auch ganz friedlich. Wie aber ein Jahr um war und Vaters Grabhügel staubtrocken lag, da thaten sie ihre Hände lieber auf den Wirtshaustisch statt auf Pflug und Spaten und schickten Knechte hinaus, dass sie düngen und säen, wie es recht ist. Aber ihr Erbgut schmolz zusehends zusammen, so dass ihnen nichts mehr übrig blieb wie dieser eine Acker. Um den zankten sie nun wie hungrige Wölfe, und eines Tages tödteten sie sich gar gegenseitig mit den Sensen. So hat der Himmel den Eidbruch an den bösen Söhnen gerächt, und seither liegt das Grundstück brach und öde, wiewohl es die Leute

zu bebauen versucht haben. Ein verwitterter Grenzstein mit den Buchstaben A. K. (Anton Koller) erinnert uns noch an diese traurige Begebenheit.

. [Diese Sage variiert neben der bereits a. O. erzählten: Satans Spucknapf, das uralte Thema vom verlorenen Paradies und den Menschen, welche es sich verscherzten — und sie dürften unseres Wissens die einzigen dieser Art im Sagenschatze des Marchfeldes sein. In Steiermark dagegen sind über ein Dutzend ähnlicher Sagen bekannt. Vgl. Hans von der Sann [ps. J. Krainz], der Sagenschatz des Steierlandes. München, 1887, S. 4 f., ferner J. G. Seidl, Sagen und Geschichten aus Steiermark. Graz, 1881, S. 96—99 und auch A. Schlossar, Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark. Graz, 1885. S. 65—68 und 213—219.]

„'s Wichtl."

In schwülen Sommernächten hört man ab und zu vom Dachfirste den beängstigenden Ruf hohu-huhu,[1]) der melancholische Gemüther zu dem Glauben verleitet, es verkünde der Todtenbote einen schmerzlichen Verlust. Darum geht auch der Bauer und die Bäuerin, auf deren Haus 's Wichtl gerufen hat, wochenlang kleinlaut und kopfhängerisch herum; sie wissen es, dass eins aus ihrem Gesinde sterben muss. Und trifft's dann nicht ein — was meistens der Fall ist — so heißt es halt: 's Wichtl hat sich «verflogen»! Man meint damit, es hat das Haus verfehlt, weil just aus einem andern heraus eins gestorben ist. 's Wichtl gilt wie die Schwalbe — letztere auch Marienvogel genannt — als geweihtes Thier, und ein Vergreifen an demselben fordert den Himmel um Rache auf. So erblindete thatsächlich ein glaubensloser Fleischhauer, weil er ein Wichtl vom Dache geschossen hatte. Schreit 's Wichtl vom Kirchendach — sagt man weiters —, so hat die Gemeinde einen bösen Pfarrer [Marchegg], setzt es sich auf das Feuerwehrdepôt, so droht dem Orte Krieg oder Brand [Mannersdorf], ruft es im Fluge, so soll man zu ihm nicht emporschauen [Allgemein]. Unter den Slowaken jenseits der March besteht der Brauch, 's Wichtl [kulišek] mit «Umgangzweigen»[2]) zu verscheuchen, damit seine Weissagung die Kraft verliert.

In manchen Karpathen-Dörfern aber, wie Apfelsbach, Pernek, Kuchel, verfolgen die Leute die Schleiereule geradeso wie die Fledermaus und nageln das arme Thier bei lebendigem Leibe an die Scheunenthore, damit es die Gespenster [die «Garbenhexe» und den «Schüttochs»[3])] abhalte. Dass auch bisweilen muthwillige Knaben mit

[1]) Es ist das Käuzchen [bubo], vom Volke «'s Todtenwichtl» genannt. Vgl. Vernaleken ibd. S. 310 f. und meinen Aufsatz: Die Ausrufwörter in der nied.-österr. Mundart. Zeitschrift für österr. Volkskunde, Jhg. I, S. 322. Auch Erzgebirg-Zeitung III, 1882, S. 113.

[2]) Umgangzweige heißen die Ästchen, welche bei Gelegenheit der Fronleichnamsprocession zum Schmucke der Gassen und Häuser verwendet werden und die das Volk unter die Dächer der Wohnungen, Ställe und Scheunen steckt, weil sie vor Blitzschlag schützen sollen.

[3]) D' Schütt nennt der Marchfelder die Kornkammer, worin er seine Jahresfechsung aufbewahrt.

Steinen auf die zappelnden Wesen zielen, ist ebenso bekannt.[1]) In Jakobsdorf, einem kleinen slowakischen Dörfchen am Malinabache, sagt man vom Wichtl, es rufe mit den Lauten: Poid' sem! [komm' mit!] die Seele des Kranken zum Fenster hinaus. — 's Wichtl kann endlich auch Menschengestalt annehmen, und dann erscheint es als steinaltes Weib mit dem Rechen und dem Kehrbesen und erinnert als solches an das berüchtigte «Pestweibl», jenen Würgeengel, der vor vielen Jahren im Marchfelde gehaust hat.

Das Zauberreis.

Vor vielen Jahren lebte in Zankendorf ein Holzhauer mit seinem Weibe in dürftigster Armut. Da er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wusste, beschloss er eines Tages in den nahen Föhrenwald[2]) zu gehen, um hier um Mitternacht das Zauberreis zu suchen, von dem er gehört hatte, dass es dem, der es besitze, Geld erwerbe nach Gefallen. Weil aber Winter war und viel Schnee unter seinen Füßen lag, so konnte er auch so geräuschlos waldein schleichen, dass er die «Katschinka» überraschte, wie sie eben von einer hohen Föhre Zweige brach. Diese Katschinka ist ein altes Weib und hat eine ganz wunderliche Gestalt. Es hat nämlich Gänsefüße und ist dick wie ein Pinguin. Die langen, pechschwarzen Kopfhaare fallen ihm bis zum Boden herab, und Augen und Nase sind feuerroth. Unverbesserlichen Kindern steckt es den Besenstiel zwischen die Beine, dass sie fallen und sich die Zähne einschlagen. Holzdieben schleicht es nach und schneidet ihnen ein Stück Fleisch aus der Ferse. Besonders hat es aber dieses Scheusal auf die Leute abgesehen, welche den armen Vöglein Leimspindeln stellen und den Hasen Schlingen legen.[3])

Wie nun der Holzhauer die Waldhexe erblickt hatte, versteckte er sich hinter einem dicken Stamme und sah zu, was sie that. Sie verbarg die Zweige in ihrer Schürze und gieng dreimal im Kreise um den Baum herum, von dem sie dieselben gebrochen hatte. Dann stieß sie einen Schrei aus, dass man an das Muhen eines Rindes erinnert wurde, und plötzlich stand ein großer schwarzer Eber vor ihr; auf den setzte sie sich, schwang den Birkenbesen und ritt darauf flugs davon. Auf allen Vieren schlich nun der arme Holzhauer zur Stelle und fand drei blinkende Ducaten im Schnee. «Ah! die hat wohl die Alte verloren», dachte er bei sich und steckte sie rasch in die Tasche. In den Fichtenstamm aber schnitt er ein Kreuzlein, um ihn wiederzufinden und eilte heimwärts. Es währte aber nicht lange, so war das Geld verausgabt und der Holzhauer gieng nun wieder in den Wald. Diesmal bemerkte er, wie ein

[1]) Vgl. hiezu die Mittheilung aus der Schweiz bei E. L. Rochholz, deutscher Unsterblichkeitsglaube. Berlin, 1867, S. 155. Wie mir übrigens mitgetheilt wurde, soll ein Pfarrer von der Kanzel herab den Kindern seiner Gemeinde diese grausame Unart mit Recht gerügt haben.

[2]) Búro genannt.

[3]) «'s Maxl'n», wie die Marchfelder den Hasendiebstahl heißen, gilt unter dem Volke als grobe Verletzung des Gesetzes und der guten Sitte. D' Maxler sterben auch — sagt man — keines natürlichen Todes, sondern fallen dem Schrot oder Blitze zum Opfer. [Allgemein.]



grünes Zweiglein aus jener Stelle des Stammes gewachsen war, wohin er früher das Kreuzlein eingeschnitten hatte. Das Ding sah auch ganz sonderlich aus. Bald erschien es ihm mehlweiß wie ein Birkenreis, bald wieder safrangelb wie wilder Knöterich. Ohne sich viel zu besinnen, brach er's nun vom Baume und steckte es zu sich. Wie er aber weggehen wollte, sauste es durch den nächtlichen Wald, als rollte ein Eilzug daher, und in seiner Angst warf er sich schnell zu Boden und verbarg sich unter seiner Hallina.[1]) Wie er nun emporblickte, da war die Waldhexe auf ihrem Eber vor ihm. Sie sah ihn ernst an und wies mit dem dürren Finger auf die wunde Rindenstelle, als wollte sie sagen: Warum hast Du dies gethan! Der Holzhauer hatte aber trotz der Todesangst, in der er schwebte, soviel Geistesgegenwart, dass ihm augenblicklich das Mittel einfiel, wodurch er die Katschinka unschädlich machen konnte. Er sprang wie ein Wolf auf sie los und spuckte ihr mit dem Rufe Swate Juro![2]) mitten in's Gesicht. Auf einmal war aller Zauber verschwunden und das Kreuzlein im Stamme war vernarbt, so dass es niemand mehr finden konnte. Der glückliche Holzhauer eilte nun in sein Haus und legte das Zauberreis in die Dachrinne, und sobald es zu regnen anfieng, brauchte er bloß die Tropfen daraus aufzufangen und er hatte goldene und silberne Münzen, soviel er nur wollte.

[Trotz mancher Verschiedenheiten kann diese Sage mit der bei Vernaleken ibd. S. 143 ff. anscheinend aus derselben Gegend mitgetheilten in eine Parallele gestellt werden. Hie und da gilt den Slowaken auch der Barbarazweig als Zauberreis. Stampfen, St. Johann u. a. a. O.]

Die ewige Braut.

Wer von Marienthal, einem gern besuchten Wallfahrtsorte am Fuße der kleinen Karpathen, durch den finstern Fichtenwald bergauf geht, kommt zur Ruine Ballenstein. Es ist nichts besonderes zu sehen an dieser Ruine, sie ist eben wie tausend andere ihresgleichen ein Steinhaufen mit epheuumsponnenen Mauerresten, in welchen Fledermäuse und Eulen nisten. Aber vor Zeiten, sagt man, soll da gar ein fröhliches und bewegtes Leben geherrscht haben. Ritter mit Harnisch und flatterndem Helmbusch ritten durch die marmornen Schlossthore aus und ein, und von den Thurmzinnen herab spähten habgierige Augen nach Raub und Beute aus. Drinnen in den golddrapierten Sälen aber saß der herzlose Schlossherr bei zügellosem Gelage, und der kümmerte sich am wenigsten um das Herzeleid seiner Tochter, der mildthätigen Irmegard. Willenlos hatte er sie in den Schutz eines reichen Raubritters gestellt, der sie nach vier Monden als angetraute Gemahlin heimführen sollte. Heimlich hatte indes das vornehme Mädchen dem Burgherrn von

[1]) Hallina heißt bei den Slowaken des Marchfeldes der als Nationaltracht beliebte Pelz aus Lammfellen. Diesen pflegen sie je nach der warmen oder kalten Jahreszeit mit dem Felle nach auswärts oder innwärts zu tragen. Vgl. hiezu meine Mittheilung: «Auf Besuch bei den Hallinaträgern» im N.-Ö. Landesfreund, Jhg. 1896.

[2]) d. h. Heiliger Georg!

Marchegg, dem Grafen Roland, Herz und Hand geschenkt. Nun lagen aber die Herren von Ballenstein und Marchegg seit langem her in bitterem Hader gegeneinander, da jene wiederholt Einfälle in die Gegenden jenseits der March wagten, wobei sie arge Verwüstungen anrichteten. Der Tag, an welchem Irmegard heimgeholt werden sollte, kam nun immer näher heran, und schon wurden auf Ballenstein die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, als ein feindlicher Ritter den Schlossweg heraufsprengte und Einlass begehrte mit dem Bemerken, er habe dem Gutsherrn etwas wichtiges mitzutheilen. Seinem Wunsche wurde willfahrt, und der Herr von Ballenstein empfieng aus dessen Hand einen goldgestickten Seidenbeutel, der ein kostbares Madonnenbild barg. Auf die Frage, was es damit für eine Bewandtnis habe, entgegnete der Bote: «Was dies Bild fragt, mögt Ihr beantworten!» Der Schlossherr besah nun das Ding näher und da las er unter dem Bilde die Worte: Sub tuum praesidium confugiunt: Irmegardia de Pillasaxo nec non Rolandus de Moravangelo! [Unter deinen Schutz und Schirm fliehen Irmegard von Ballenstein und Roland von Marchegg!] Wuthentbrannt ob dieser Nachricht gieng er in sein Zimmer, nahm den Kiel und corrigierte mit zitternder Hand also: Sub tuum praesidium confugit: Irmegardia de Pillasaxo. [Unter deinen Schutz und Schirm flieht Irmegard von Ballenstein.] Mit diesem Bescheide trabte der Bote eilig thalab. — — Drunten im Felde jubelten die Lerchen über goldgelben Ährenfeldern, und die Wellen der March schlugen plätschernd an's Ufer — es war, als hätte der Himmel alles Leid aus der Welt verbannt und Frohsinn sei König geworden. Doch was zwei treue Herzen im Liebesgram duldeten, ahnte niemand. — Da sinkt die Sonne zur Ruhe, und die Nacht deckt die Erde mit ihrem Schatten. Aus den Thoren der Feste von Marchegg aber ziehen zahllose Ritter zum Kampfe. Ihre Helme und Speere funkeln im Sternenlichte, und ihr Ziel ist — Ballenstein. Der Ansturm ist gewaltig. An Muth gebricht es keinerseits. Jetzt kommt Graf Roland in's Gedränge. Ein ellenlanger Schaft saust von der Zinne aus des Schlossherrn Hand geschleudert. — Huh! Er hat ihn durchbohrt! — Doch nein, ein mächtiger Schild hat ihn gedeckt, von der Hand eines seltsamen Schutzgeistes getragen. Gleich darauf folgt ein zweiter; der durchbohrt den Schild und dringt seinem Träger durch die Kehle. Gut getroffen! Der Tapfere stürzt röchelnd zu Boden. Man trägt ihn vom Kampfplatze. Graf Roland folgt seinem Lebensretter. Er hebt ihm das Visier vom Gesichte. Da, welch ein Entsetzen — Irmegard ist's! Roland überwältigt der Schmerz, er zieht das Schwert und will sich's in die Brust stoßen. — Es entfällt wie durch ein Wunder seinem Panzer das Madonnenbild, und er sieht die Worte: Sub tuum praesidium confugit Irmegardia de Pillasaxo. «Ja, Maria, die Gute ist unter Deinen Schutzmantel geflohen — nimm sie auf! Ich will ihr folgen!» rief er und stürzte aus dem Gefechte. — Bald darauf haben feindliche Horden Ballenstein niedergebrannt, sodass nur mehr dessen Trümmer übrig blieben. Graf Roland aber hat das Bildnis der Muttergottes in Gold fassen und darüber

eine Kapelle bauen lassen, die man heute als den Ursprung des Gnadenortes Marienthal betrachtet. Und wenn der Wind nächtlicherweile durch das alte Gemäuer der Ruine streicht, sagt das gläubige Volk, Roland und Irmegard ziehen als hellweiße Geister durch das Thal und erwarten den Tag, wo sie ein frommer Priester auf Erden traut. —

[Zur Erläuterung der Sage diene folgendes: Es steht fest, dass Marchegg im Jahre 1268 von König Ottokar von Böhmen, der damals auch Österreich beherrschte, zum Denkmale des im Jahre 1260 bei Kressenbrunn über die Ungarnkönige Bela IV. und dessen Sohn Stephan V. rühmlich erfochtenen Sieges gegründet wurde. Nach Ottokar's Tod kam das Schloss als rechtmäßiges Eigen an die Herzöge von Österreich, und 1384 wurden die Herren von Eckartsau von Herzog Albert damit belehnt. Vgl. Fr. Schweickhardt R. v. Sickingen, Darstellung d. Erzherzogthums Österreich u. d. Enns. Wien, 1831 IV. S. 100—109 und Franz Palacký, Geschichte von Böhmen. Prag, 1847. II. 1. S. 177 ff. Schloss Ballenstein ist von Bela II. erbaut worden und galt bis in die Zeit Andreas III. als eine der stärksten Grenzfesten der Ungarkönige gegen die Herzöge Österreichs. Die March bildete die natürliche Grenze zwischen deren Gebiet. Im 15. Jahrhunderte dürfte ein Graf von St. Georgen und Pösing, im 16. Jahrh. Graf Paul von Palffy Besitzer dieses Schlosses gewesen sein. Es ist wahrscheinlich, dass Ballenstein im zweiten Türkenkriege zerstört wurde und seither in Trümmern liegt. Der Ursprung des Gnadenortes Marienthal fällt nach der dortigen Pfarrchronik in eine bedeutend jüngere Zeit. Die Personennamen in unserer Sage scheinen erfunden zu sein; dieser Graf Roland hat wohl mit dem Palatin Roland, der in Pressburg den Frieden zwischen König Ottokar und Bela vermittelte (Palacký ibd. S. 180), nichts zu thun. Vgl. auch Mitth. d. Central-Comm. 1892, S. 243.]

Die böse Waschfrau.

An den sandigen Ufern der March bemerkt man ab und zu kleine Bündel ausgewaschenen Heues, welche die Wellen ans Land setzen. Scheint nun die heiße Sommersonne darauf, so wird das Ding so stark gebleicht, dass es von der Ferne wie ein Wäschebund aussieht. Der phantasievolle Volksgeist erkennt nun hierin die Leibwäsche der bösen Waschfrau, einer schadenfrohen Alten, die den fleißigen Wäschermädchen nicht selten die Trockenstricke abschneidet, so dass die gescheuerten Wäschstücke in den Koth fallen, oder die gar aus den unversperrten Laden die Feiertagskleider entwendet, so dass das Mädchen seinem Liebhaber nicht gefällt. «Der hat die Waschfrau die Brautschürze gestohlen», hört man z. B. in Drösing sagen, und man will damit bedeuten, dass das Mädchen nicht unter die Haube kommt. Die böse Waschfrau lauscht auch im Schilfe dem Gespräche der Wäscherinnen und verräth, wenn sie unvorsichtig schwatzen, deren Herzensgeheimnisse den Burschen. Darum sagen die Mädchen im Slowakischen: Red' still', d' Waschfrau horcht! was ungefähr unserer Redeweise: Schindel am Dach! gleichkommt. —

Sieben Häuser und vierzehn Diebe.

In Schweden gibt es ein Sprichwort, das heißt: Wo ein Dieb ist, ist der zweite nicht weit weg. Das passt füglich auf unsere Sage. War da ein froher, fröhlicher Handwerksbursche, der so mir nichts dir nichts durch's Land wanderte, nicht etwa, um Dienst zu finden, nein, sondern weil er ein reiches, heiratslustiges Mädchen suchte. Und wirklich! Nachdem er bergauf und thalab gegangen war, kehrte er eines Abends in einem kleinen Hause ein, vor dem ein schmuckes, dralles Dirndlein stand, das Sepherl hieß. «Ei», dachte er bei sich, «eine Sepherl hast du daheim gelassen und eine zweite Sepherl findest du! Ist die auch so gut wie die erste, so hast du dein Glück gemacht!» Und ohne sich viel Muth zu machen, trat er durch das Vorhofthürchen und sprach zu dem Mädchen: «Sepherl heißt Du, ich heiß' Sepp! Bin ein froher Wanderbursche, Schmiedgeselle meines Zeichens, such' ein Weibchen, finde Dich — komm mit mir, ich bin ein Dieb!» «Hahaha», lachte die Dirne, «da wär' er der vierzehnte in meinem Leben, der um mich angehalten hat!» «Was schadet dies», entgegnete der Wanderbursche, «der dreizehnte hatte natürlich Pech — und dem vierzehnten gehört Dein Herz!» Weil nun der Bursche so schmuck dastand und gar recht zu gefallen wusste, so wurde das Mädchen immer gesprächiger und fragte dann, wie er's denn einrichten wollte, dass die sieben Häuser, welche ihr Vater ihr mitgäbe, einträglich bewirtschaftet werden. Er musste ihr dieses Räthsel wohl trefflich gelöst haben, denn über kurz und lang hieß es: Die Sepherl, die reiche Sepherl hat endlich einmal geheiratet! Nun ja, geheiratet hat's allerdings, aber einen Dieb — einen Dieb im wahrsten Sinne! Wie das war, will ich Euch auch gleich sagen. Der Sepp gehörte nämlich einer Diebsgesellschaft an, die im nahen Walde einträgliche Beute machte. Der unkluge Vater und die leichtsinnige Sepherl selbst waren einfach bethört worden. So haben denn die beiden Leutchen ein paar Jährchen zusammen gewirtschaftet, und da sind Sepp's Spießgesellen fleißig in Scheunen und Kornkammern stehlen gekommen. — Er musste schweigen, obwohl er die Diebe mit Namen kannte, um nicht von ihnen als ihr Hauptmann verrathen zu werden. Er sah also und auch nicht. — Und wie dem sauberen Pärchen eben das Bettuch unter dem Leibe verpfändet werden sollte, — ei! Da ist der Sepp wieder dorthin gegangen, wo er früher gewesen ist, — die Sepherl aber hat sich bettelarm unter's Marterl gesetzt und hat geweint, so bitterlich geweint, dass sich ihrer wahrlich die Hunde hätten erbarmen sollen. —

[Diese Sage knüpft an die dunkle Geschichte des thatsächlich aus sieben Häusern bestehenden Dörfleins Wutzelburg bei Mannersdorf am Rochusberge an und dürfte als geschichtlicher Rest einer hier im 15. Jahrhunderte bestandenen Raubritterburg aufzufassen sein.]

Die Opferähre.

In grauer Urzeit lebte im Marchfelde ein Bauer, der war so reich, dass er statt der Teppiche die Diele mit Korn bestreute und des Winters

die Fensterspalten mit Butter verstrich. Den Nothleidenden war er aber keineswegs hold, sondern jagte sie mit dem Ochsenziemer von der Thüre. Das gefiel nun dem lieben Gott gar nicht, und so sandte er denn eines Tages viele und viele Mäuse auf die Felder, welche Gras und Kraut vernichteten, so dass der protzige Bauer am Bettelstabe von dannen zog. Wie nun der Gottlose fort war, trugen die Äcker zweimal des Jahres reichliche Früchte. Ein frommer Priester soll aber den Leuten gesagt haben, sie sollten alljährlich von der Erstlingsfrucht eine Ähre in's Feuer werfen zur steten Erinnerung an die Strafe des Himmels. — Der Brauch besteht heute noch.[1])

Maria am Moos.

Die kleine Kapelle Maria am Moos in Zistersdorf gilt weit und breit als wunderthätiger Gnadenort. Die Sage erzählt von dem Ursprunge derselben folgendes: Einmal tobte in dieser Gegend eine grässliche Schlacht, in welcher tausende und tausende ihr Leben verloren. Mit trotzigem Muthe drang der gottlose Kuruczenführer Graf Forgatsch in die kaisertreue Stadt ein und ließ sich trotz der innigen Bitten des Franziscaner-Guardians, der ihm mit dem hochwürdigen Gute entgegengieng, nicht bewegen, der armen Städter zu schonen. Nur einigen Kindern schenkte er das Leben, weil er des Nachts einen Traum hatte, dass er blutüberströmt im Walde lag und Kinder seine Wunden verbanden. Das Kloster und auch die Pfarrkirche ließ er auf gottesräuberische Weise plündern und verbrennen, Paramente und Kirchengefäße wegnehmen und sogar die consecrierten Hostien verunehren. Als nun die räuberische Horde ihre Mordlust gestillt hatte und die Nacht herniedersank auf das jammervolle Leichenfeld, da befiel den Kuruczenführer plötzlich ein heftiges Unwohlsein, und er begehrte Ruhe und Labung. So geleiteten ihn denn seine Getreuen in eine abgelegene blumige Au, wo eine kleine Marienkapelle stand. Hier sank er nun todtmüde zu Boden und verfiel in einen tiefen Schlaf. Weil aber die Nacht schon weit vorgeschritten und das Wachfeuer erloschen war, so rief einer von den Soldaten: «Macht Licht! — Unser Herr stirbt!» Schon schwang ein anderer die Brandfackel, um sie auf das moosbewachsene Strohdach der kleinen Waldkapelle zu werfen, als der Sterbende rief: «Seht dort im Grase das leuchtende Bildnis!» Alle eilten zur Stelle. Sie erblickten eine hehre Frauengestalt, aber als sie näher kamen, hielt sie ein heller himmlischer Glanz zurück, so dass sie erblindeten; andere aber fielen auf die Knie und beteten laut. Als Forgatsch seine Seele aushauchte, erlosch auch der Schimmer. Ein frommer Mönch des Franziscaner-Ordens hob nun das Bildnis auf und trug es in die Kapelle, wo es fortan blieb bis auf den heutigen Tag. Die Gnadenstätte aber nannte man Maria am Moos.

---

[1]) Hie und da verehren die Flachlandbewohner auch St. Urbanus als Patron der Saaten und der Weingärten.

[Vgl. hiezu das Büchlein: Maria Zistersdorfiensis. Krems, 1775; Richter und auch das Raths-Protocoll des Stadtsyndicus von Zistersdorf, 1706 ibd.]

Wie die armen Seelen reden.

Wenn jemand verscheidet, so pflegt man an vielen Orten des Marchfeldes ein Fenster des Sterbezimmers zu öffnen, damit die arme Seele «entfahren» kann. In etlichen Karpathendörfern besteht der Brauch, in diesem Falle an der offenen Stubenthüre mit einem Glöcklein zu läuten, damit die scheidende Seele «den Weg zur Ausfahrt» finde. Wo indes dieser fromme Brauch unterlassen wird, da «sperrt man die Seele in die Stube», sagt das Volk, und sie gibt auch ihre Anwesenheit bisweilen zum Entsetzen der Hinterbliebenen wirklich kund. Einmal starb in Ungereigen an der March eine Bäuerin, die in ihrem Leben nicht zu den Frömmsten gezählt hatte. Als sie den ersten Tag aufgebahrt lag, da vernahm die Todtenwache des Nachts im Hausflur ein entsetzliches Getöse, wie wenn ein paar wilde Stiere angestürmt wären. Als sie die Thüre des Sterbezimmers öffneten, husch! da erloschen die Wachskerzen am Sarge, und die Thür fiel polternd in's Schloss. «Was war das?» fragte eins das andere voll Entsetzen. «Der Teufel hat ihre Seele geholt, die noch in der Stube war», entgegnete ihnen ein altes Mütterchen voll innerer Überzeugung. — Ein andermal starb ein reicher «Ganz-Lehner»,[1]) und der wurde halt mit allem Zierate, den man bei der Gelegenheit zu verwenden pflegt, aufgebahrt. Sein Haupt lag auf einem rothen Seidenpolster. Der Leib steckte im schwarzen Feiertagskleide. Auf der Brust lag ein kleiner Christus, und die Hände umschlang ein elfenbeinener Rosenkranz.

Es mochte etwa Mitternacht sein, so erzählt ein Augenzeuge, da pochte es plötzlich heftig an die Fenster der Stube, und es war, als wenn der Todte erzitterte. Ein Modergeruch erfüllte den Raum, die Todtenlichter flackerten mächtig auf, — ich stürzte voll Angst zur Thüre hinaus, um die Kinder des Bauern aus dem Nebenzimmer zu holen. Keines getraute sich aber in die Leichenstube. Wie es endlich Morgen wurde, fassten wir Muth und traten ein. Es war beim ersten Blicke nichts verändert. Nur die Kerzen waren tief herabgebrannt, und das Öllämpchen leuchtete dumpfer. Wie wir aber näher an den Sarg herantraten, da gewahrten wir zu unserem Entsetzen dass der Überden,[2]) womit der Todte bedeckt war, stark zerknittet unter dem Tische und der Rosenkranz, seinen Händen entwunden, nebenbei auf dem Sargdeckel lag. Als wir uns später um die Ursache dieser schrecklichen Scene erkundigten, sagte uns der geistliche Herr, dass der Ganz-Lehner im Leben heimlich Protestant geworden sei und also den Rosenkranz nicht «in's Grab mit» verdient

[1]) Nach dem Vermögens- resp. Agrarstande unterscheidet man im Marchfelde 1. Ganz-Lehner [Lehen] mit mindestens 12 Joch, 2. Halb-Lehner mit 6 Joch und 3. Kleinhäusler mit weniger als 6 Joch Grund.

[2]) Überdân = Übertuch, Todtenschleier.



habe. — Bisweilen gibt sich eine arme Seele den Menschen auch durch ein unheimliches Rauschen und Knistern oder durch Stöhnen und Wimmern kund. Da soll man sie fragen: Im Namen Christi, was ist Dein Begehren? Eine geplagte Seele, die nicht in die Freuden des Himmels eingehen kann, sondern ihrer Abbuße im Fegefeuer harrt, kehrt zuweilen zu den frommen Hinterbliebenen zurück und gibt diesen durch ihr Seufzen kund, dass sie für sie beten mögen. [Allgemein.[1])]

Der rothe Hahn.

War da ein wohlhabender Bauer, der jeden Samstag eine «Fuhr Körndl» zu Markte bringen konnte, wofür er gutes Geld heimbrachte. Einmal hatte er nun recht vortheilhaft verkauft, und voll Freude darüber guckte er und sein gutes Weibchen ein wenig tiefer in's Gläschen, so dass sie mit ihrem Fuhrwerke in die stockfinstere Nacht hinein geriethen. Kein Wunder also, dass die Pferde vom rechten Wege abkamen und mit dem Bauer und der Bäuerin, die indes sorglos schliefen, mitten durch ein wogendes Ährenfeld fuhren, das knapp an einem tiefen Abhange lag. Der Wagen sammt den Insassen wäre rettungslos in die Tiefe gestürzt, hätte sich nicht ein guter Geist des braven und ehrlichen Ehepaares erbarmt. Wie nämlich das Gespann knapp am Rande anlangte, da flog aus den Ähren ein rother Hahn geräuschvoll empor und schrie so laut: Kikeriki, dass es dem Bauer durch die Ohren gellte. Er wachte auf, erkannte sogleich die Gefahr, und zog mit den Zügeln die sich aufbäumenden Rosse vom Abgrunde zurück. Das haben nun dann die anderen Leute erfahren, und heute sagt man noch im Marchfelde scherzweise: «Du, trink nicht zu viel! — Wer weiß, wacht noch der rothe Hahn!»

(Schluss folgt.)

Die Thiere in Sprache, Brauch und Glauben des Egerlandes.

Von Prof. J. Neubauer, Elbogen.

(Fortsetzung.)

Biber. — Biwă. — Von ihm sind nur die Pfoten populär: Biwăstauntschn,[2]) ein derber Abfertigungsausdruck. Man begnügt sich auch mit der Abkürzung dieses Wortes, dem einfachen Biwăs!

Meerschweinchen. — Meăʳschweinl.

Elefant. — Öllăfànt.

Schwein. — Schweinl. Sau. Bääʳ. Saubääʳ, das männliche,[3]) Suuz, das weibliche Schwein.[4]) — Tschugl, dem. Tschugʳl, von dem

[1]) Vgl. Ur-Quell III. 163 [Spukgeister im Lüneburgischen] und III. 279; ferner «Das Kloster» (Stuttgart), XII (1849), 270 ff.

[2]) Tàuntschn für das gewöhnlichere Tauntschn. Zur Erklärung dieses Idiotismus siehe Nb. 49.

[3]) S. unter «Bär».

[4]) Suzzele, Schmid 521.

lautmalenden Lockruf Tschug! Tschug![1]) — Frischling, ein junges Schwein.[2]) — Börk, m., ein verschnittenes Schwein.[3])

Das Wort Sau figuriert in den verschiedensten Zusammensetzungen als Schimpfwort und abträgliche Bezeichnung: Sau-Keär[l], Sau-Lump, Sau-Ledă (Sau-Leder)[4]), Sau-Hund, Sau-Băă[r], Sau-Vöich, Sau-Bou (Saubube), Sau-Lümml, Sau-Màidl, Sau-Nigl, Sau-Mensch für eine weibliche Person, Sau-Loudă (Sauluder), Sau-Mogn — bedeutet einen recht guten oder auch recht schlechten Magen oder bezeichnet einen unfläthigen Menschen, Sau-Guschn, Sau-Schödl, Sau-Niăst (Saunest), Sau-Wedă (Sauwetter), Sau-G'fress, Sau-Glück — großes Glück, saugruă — saugrob, — Sau, im Kartenspiel das Ass[5]): Ràuthsau, Schellnsau, Gräi[n]sau, Àichlsau, Trumpfsau. — Sau, Schweinl, Tschugl — Bezeichnungen für den Tintenklecks.[6]) — Schweinigl, schweinigln.[7]) — Säuschneidă, der die Schweine castriert,[8]) — Säutreiwă, Schweinehändler. — Göld ho[b]m wöi ă Säutreiwă.[9]) — Schwitzn wöi ă Sau. — Ă Sau af-hiă[b]m, Schande haben, sich blamieren.[10]) — Säuschnelln, Säuprelln — ein Spiel der Knaben. — zăn Säuföităn (zum Säufüttern) bezeichnet eine große Menge, den Überfluss.[11]) — D' Säuglockn läutn — unfläthige Reden führen, Zoten reißen.[12]) — Dàu kennt si kàă[n] Sau as — wenn man sich in einer Sache nicht auskennen kann.[13]) — Dăvàă[n] gäih[n] wöi d' Sau văn Truăg (vom Troge) — sagt man, wenn jemand ohne Gebet oder das gebräuchliche «Vergelt's Gott» nach dem Essen vom Tische weggeht. — Ich ho fei[n] mit diă[r] neă[n]t Säu g'höit! (gehütet) — sagt man, wenn einer von jemandem mit «Du» angeredet wird und man dies nicht dulden will, oder wenn man sich von jemandem zu geringschätzig behandelt glaubt. — Säudreek — eine Sandhose.

Rind. (Stier. Ochs. Kuh. Kalb.) — Rindvöich. Vöich. Bumml. Bumml-Oks. Oks. Kou. Kàl — eine junge Kuh, die noch nicht

---

1) Vgl. Kn. 194, Pett. 37.

2) Mhd. vrischinc m., Lex. III, 521, s. Gr. Wb. IV[1], 213, 214, Adelg. I, 312, Lex. KW. 103, 205, Stald. 399, Sand. I, 560, Hof. 48, Schm. I, 619.

3) Mhd. barc m., Lex. I, 127, zu lat. porcus; s. Barg in Gr. Wb. I, 1133, Borg bei Adelg. I, 1152, 1126, Sand. I, 189.

4) S. Adelg. III, 1302, Kn. 460, Hüg. 132.

5) S. Sand. III, 865, Schm. III, 177: Aichelsau, Schellensau, Herzsau, Grassau.

6) S. Adelg. III, 1291, 1733, Sand. III, 1044, Kn. 194, Schmid 447, Hüg. 132. Schm. III, 177.

7) S. unter «Igel».

8) Sauschneider Schm. III, 178.

9) vgl. Schm. III, 178.

10) S. Hüg. 132, bei Schm. III, 178 wider Willen und Absicht etwas Ungeeignetes, Unanständiges, Anstößiges begehen.

11) S. Hüg. 132.

12) S. Hüg. 146.

13) S. Adelg. III, 1301, Sand. I, 601, Hüg. 132.

gekalbt hat.[1]) Käiwl[2]), Oxakäiwl[3]), ein männliches, Köikäiwl, ein weibliches Kalb, — Motsch — zumeist in der Kindersprache, dem. Mötschrl, Mäitschrl.[4]) — Gebräuchliche Ochsennamen: Blàß, Scheck, Fischă, Tighă (Tiger), Dickă (Dicker), Läi (Löwe), Kală, Dàchs, Hamml, Schweiza, Schimml, Mollă, Mostl[5]), Stutz, Stutzl. Davon gelten Blàß, Scheck, Schimml, Schweiză, Stutz, Stutzl auch für Kühe; Bläml, Räisl — nur Kuhnamen. — Rindvöich, Oks, Bumml, Bummloks, Käiwl — Schimpfwörter für Dummheit, Oks, Bumml, Bummloks, polischă (polnischer) Oks, auch Bezeichnungen für Derbheit, Stärke und Ausdauer.[6]) Käiwl — auch Bezeichnung für einen schreienden, nicht zu bändigenden Menschen; davon wird auch ein Verb käiwln gebildet, das schreien, rumoren, krakeelen bedeutet, heă^{r}-käiwln, dumm herreden.[7]) — Ràmmloks,[8]) sehr starkes Schimpfwort. — Zodloks (Sattelochs), der Ochs, welcher links eingespannt und zur Hand des Fuhrmannes ist, Ne^{b}moks (Nebenochs), der rechts an der Deichsel geht. — Kölwă-Kou, eine Kuh, die kalben wird oder eben gekalbt hat.[9]) —, ă gàltă Kou, eine nicht trächtige Kuh.[10]) — Kölwăweis — die dienstfreie Zeit der Dienstboten nach Neujahr, während welcher sie ihre Dienstorte wechseln.[11]) Köivoz, Köizipfl, sehr kräftige Schimpfwörter — Kràckn, eine alte Kuh, auch ein altes Pferd.[12]) — Köiwàmpm, ein mooriger Boden, welcher schwankt, wenn man auf ihn tritt.[13]) — Köiplotz, ein Gericht, das aus der ersten Milch der Kuh, nachdem sie gekalbt hat, hergestellt wird.[14]) — Köileckn, ein Fehler des Haares beim Menschen oben an der Stirne, der darin besteht, dass einige Büschel Haare struppig sind und sich nicht legen wollen. — Köi — nennen die Kinder die abgebrochenen Henkel von irdenem Geschirre und spielen damit. — Köidreek, excrementum

---

[1]) Kalbe, s. Gr. Wb. V, 53, 54, Adelg. II, 1467, Sand. I, 853, Lex. KW. 153, Schm. II, 291, Kn. 322; Kalm bei Hof. 50.

[2]) Kalbl bei Hof. 50.

[3]) S. Gr. Wb. V, 2557.

[4]) Vgl. Adelg. III, 292, Mosche, Motsche, Mötschel, eine Kuh; er weist auf das Wendische modzo, Mlodza, ein Junges hin; Mo(t)schenkalb bei Sand. I, 853; bei Schmid 388. Motsch f., Stute und Kuh, Motschle n., ein junges Pferd; Schm. II, 658.

[5]) auch Bezeichnung für einen dicken, wohlgenährten Mann; vielleicht von mästen, Mast.

[6]) Vgl. Gr. Wb. VII, 131.

[7]) Kälbern — alberne Possen machen, auf alberne Art lustig sein bei Adelg. II, 1467; vgl. Gr. Wb. V, 57, Sand. I, 852.

[8]) Zu mhd. ram, Widder Lex. II, 335; bei Kn. 439 Rammel ein junger Stier, 440 Rammelochs — ein Zuchtstier und Schimpfwort für einen groben Menschen.

[9]) S. Gr. Wb. V, 56, Sand. I, 1046, Hntr. 114, Schm. II, 291.

[10]) S. gàlt in Nb. 62.

[11]) Bei Schm. II, 291: Kälbleinweil (Kàlbel-Wal), die Zeit von Lichtmess bis Fastnacht.

[12]) Bei Adelg. II, 1738 ein kleines, schlechtes Pferd, franz. criquet, zu lat. craceo, gracilis; vgl. Gr. Wb. V, 1927 f., Sand. I, 1006, Kn. 354.

[13]) Kühwamme in Gr. Wb. V, 2584.

[14]) Bei Kn. 322: Kälbertanz, bei Schm. II, 274 Küebriester, Küepeter.

bovinum, vom Stiere, vom Ochsen und von der Kuh.[1]) — Köidreekfressă, der Mistkäfer (Geotrupes stercorarius). — Krautoks, der unterste Theil des Kraut-Blattstieles, mit welchem das Blatt an dem Strunke befestigt ist, und der hörnerartige Form hat, weshalb er gerne von den Knaben als Ochse zum Spielen gebraucht wird; auch aus den Blättern des Geißfußes, Aegopodium Podagraria, egerl. «Strensl», bereiten sich die Kinder «Oksn» zum Spielen. — Oksnzungă, Anchusa officinalis und arvensis.[2]) — Oksăzäămă, Oksăzănsl (der) — das männliche Glied des Ochsen, zumeist für das getrocknete, das als Peitsche, als Prügelwerkzeug verwendet wird.[3]) Àrwăn wöi ă Oks, wöi ă Bumml-oks, — Brülln wöi ă Oks — dàustäih^n wöi dă Oks am Beărgh — für Dummheit, die sich nicht zu helfen weiß.[4]) — Finză wöi in^r ă Kou, große Finsternis.[5]) — 'n Stool zouspeă^rn, wenn d' Kou draßn is — erst klug werden nach einem Schaden,[6]) — Is d' Kou weg, schöll 's Käiwl ă weg sa^n — ist ein großer Verlust schon vorhanden, so liegt wenig daran, ob noch ein kleiner darauf folgt oder nicht. — Schauă, wöi d' Kou 's neu Stodlthàuă (Scheuerthor) àă^nschaut — für große Verwunderung, Verblüfftheit.[7]) — Saffm wöi ă àltă Kou.[8]) — Bă dă Nàcht san àll Köi schwàă^rz.[9]) — s' Käiwl in dă Kou vă-kaffm, von jemandem, der aus Geldnoth Sachen, die er erst in der Zukunft haben wird, schon im Voraus verkauft. — Sprichwörtlich: Dă klàin^e Horn (Februar) sàgt zăn gràußn Horn (Jänner): Häit ich Kràft wöi du, dă-fröisăt (erfröre) s' Käiwl in dă Kuh (Kou), um damit zu sagen, dass der Februar noch oft herbe Kälte bringt, aber doch nicht mehr die Kraft hat wie sein Vorgänger. — À pàă^r Augn màchn, d' Augn af-reißn, wöi ă o-g'stochns Käiwl, — für große Augen.[10]) Von jemandem, der sehr neugierig ist und überall, wo was vorgeht, sich einfindet, sagt man: wenn wàu (wo) ă àltă Köidreek z'rissn wiă^rd, mou ă dăba sa^n (muss er auch dabei sein). — D' Löi (Liebe) kàă^n a (auch) af^ra^n Köidreek fàlln, eine Phrase, wodurch der oft in der Liebe sich zeigende sonderbare Geschmack gekennzeichnet wird.

---

[1]) S. Nb. 77.

[2]) Bei Adelg. III, 577; Anchusa, Lithospermum, Lycopsis und Echium, bei Sand. III, 1800: Anchusa, Asperugo, Borago, Echium, Lithospermum, Lycopsis, Onosma, Picris, Pulmonaria, Rumex. Vgl. Gr. Wb. VII, 1139.

[3]) Vgl. Ziemer in Adelg. IV, 1711, Sand. III, 1761 und ebenda, 1700 Zain. Zu goth. tains, tainjô, ahd. zeina, zein, mhd. zeine m., zein m. n., Reis, Ruthe, Rohr, Stäbchen, Stab, Lex. III, 1050. Vgl. Gr. Wb. VII, 1138.

[4]) S. Gr. Wb. VII, 1130, Sand. I, 461, Hüg. 116.

[5]) S. Schm. II, 274.

[6]) S. Gr. Wb. V, 2547; vgl. Hüg. 97: Kuh aus dem Stall sein = zu spät.

[7]) Vgl. Gr. Wb. V, 2548, Adelg. II, 1817, Sand. I, 1045.

[8]) S. Gr. Wb. V, 2549, Hof. 84.

[9]) S. Sand. I, 1045. — Bei der Nacht sind alle Katzen grau, bei Adelg. II, 1516, in Gr. Wb. V, 286.

[10]) S. Gr. Wb. V, 52, Sand. I, 852.

Schmähvers auf Franz:

Frànz,
Nimm d' Kou bă'n Schwànz,

Schmähvers auf Michael:

Michl,
Nimm d' Sichl,
Gäih'ă[n] Käiwlă nàu Gros,
Gäih fei[n] neant z'weit ei[n],
Süst (Sonst) beißt di dă Hos (Hase).

Schaf. Widder. Hammel. Schöps. Lamm. — Schàuf. Buăk. Schàufbuăk. Stää[r].[1]) Hamml. Schöps. Schötz.[2]) Lamml. Petz. Petzl.[3]) Schàuf — zur Bezeichnung der Dummheit, der Geduld, der Gutmüthigkeit.[4]) Dös is ă àlts Schàuf! Dös is ă Schàuf Gottăs! Duldi wöi ă Schàuf.[5]) — Schàufkuăpf, ein dummer Mensch.[6]) — Schàufkopfm — ein beliebtes Kartenspiel. — Schàufhoustn — ein starker Husten.[7]) — Kellăschafl — die Mauerassel. — Buăk, Sitz des Kutschers auf der Kutsche.[8]) — Der Buăk des Dudelsacks.[9]) — Hulzăbuăk — Holzbock, Sägebock. — Stinkn wöi ă Buăk.[10]) — ă[n] Buăk màchn, ă[n] Buăk schöißn, Fehler machen.[11]) — Deăn staßt dă Buăk — wenn jemand bis zum Aufschluchzen weint.[12]) — buăksteif.[13]) — buăkeină, nach Bock stinken.[14]) — Hamml bezeichnet die Dummheit. — Ruăzhamml, Schmähwort, meistens für die unreife Jugend. — Petzl bezeichnet viele Blüten, die man auch Katzl nennt.[15]) — üm-schàuf[r]n — ziellos und zwar langsam herumgehen oder herumirren.

---

[1]) Mhd. stër, Widder, Lex. II, 1177; vgl. Adelg. IV, 276, Schmid 507, Kn. 515, Schm. III, 652.

[2]) Auch bei Kn. 466 Schetze; ebenso bei Schm. III, 421. — Schöps vom čech. skopec, von skopiti, entmannen, castrieren.

[3]) Petzl m. das verschnittene Schwein, Lex. KW. 23; Betze f. das junge männliche Schwein, bis es zum Eber wird, Stald. I, 159; Betze, Betzele, Schmid 51; s. Gr. Wb. I, 1741, Schm. I, 229.

[4]) S. Adelg. III, 1323, Sand. III, 880.

[5]) S. Adelg. III, 1331, Sand. I, 992.

[6]) vgl. Hof. 84.

[7]) ein trockener, schwacher Husten bei Adelg. III, 1329; ebenso Sand. I, 809.

[8]) S. Gr. Wb. II, 204, Sand. I, 181.

[9]) S. Sand. I, 181.

[10]) S. Gr. Wb. II, 203, Sand. I, 180, Hüg. 42, Hof. 84.

[11]) S. Gr. Wb. II, 203, Lex. KW. 34, Hüg. 42, Andr. 324, Schm. I, 151.

[12]) S. Gr. Wb. II, 203, Adelg. I, 1102, Sand. I, 180, Kn. 98.

[13]) S. Gr. Wb. II, 208, Lex. KW. 34: pockstàrre, Hüg. 42.

[14]) S. Adelg. II, 1105.

[15]) S. unter «Katze». Bei Adelg. III, 1323: Schäfchen.

Ein Schlaflied lautet:

> Schlàuf, schlàuf,
> In Gàrtn leit (liegt) ă Schàuf,
> Hàut vöiă weißă Bàină,
> Dă Vodă künnt neă^{n}t hàimă,
> Hàut ă^n Schlüssl mitg'nummă,
> Künn mă neă^{n}t zăn Zucka kummă.

Ziege. Bock Geiß. Zicklein. — Ziegh. Ziegnbuăk. Kitz.[1]) Hödl. Höd^{r}l.[2]) Happ^{r}l.[3]) Ziegh, Schimpfwort auf Frauenzimmer: ă àltă Ziegh! ă dürra Ziegh! — Ziegnlörb^{r}l — (excrementa caprina).[4]) — Ziegnbàă^{r}t, ein Schwamm (Clavaria flava).[5]) — bockn — nach dem Bock verlangen, coire, junge Ziegen werfen.[6]) — Zouriă^{d}n (zureden), a^{n}riă^{d}n (einreden), wöi ă krànkă Ziegh — Phrase bei eindringlichem Zureden, Überreden. — Unnă Herrgott lasst dă Ziegh ă^n Schwàă^{n}z neă^{n}t z'làng (z'làang) wàchsn für das Sprichwort: Es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Reh. — Räih.

Hirsch. — Hiărsch. — Schimpfwort. Bezeichnung der Dummheit, des albernen Stolzes.

Kameel. — Kumöl. — Kumölthöiă. Tràmplthöiă, Trampelthier, durch Volksetymologie aus Dromedar gebildet, ein Mensch, der im Gehen stark, mit vollem Fuße, auftritt.[7])

Pferd. Hengst. Stute. — Pfa. Hengst. Wàllàch. Gal (Gaul). Ràpp.[8]) — Pferdenamen: Braună. Bräunl. Fuks. Füksl. Schimml. Hansl. — In der Kindersprache oft Hampl, Hamp^{r}l.[9]) — Kràckn, ein altes, dürres Pferd. — Pfa — zur Bezeichnung von etwas Großem: ă Laus, ă Flàuch (Floh) wöi ă Pfa! — oft auch des Schönen: ă schäins Pfa! — Schmeichelwort für ein schönes Frauenzimmer; sehr

---

[1]) Mhd. kiz, kitze, Junges von der Ziege, Lex. I, 1595; vgl. Gr. Wb. V, 870, 871, junge Katze, Weibchen des Kaninchens, Adelg. II, 1593 Katze und Ziege, Sand. I, 912, ebenso Hntr. 119 Kittele für Ziege, Lex. KW. 158 für Ziege, Schmid 314 Ziege und Katzenweibchen, Kn. 334 junges Reh, Hof. 50, Schm. II, 347 Junges von der Ziege, dem Reh und der Gemse.

[2]) S. die Etymologie in Nb. 72.

[3]) Ahd. hapar, Bock, lat. caper, gr. κάπρος. In Gr. Wb. IV, 999 Heppe, Ziege, Happel, Schaf, junges Pferd. Bei Lex. KW. 34 Happ, Happl Schaf; Happ m. f., Happl n. Ziege bei Schm. 221. Bei Kn. 286 Happel, der Ziegenbock, Hapala, n. Ziege. Andr. 19 führt den gegen die Juden gerichteten Ruf Hepp auf dieses zurück, weil der lange Judenbart als Ziegenbart gescholten wurde.

[4]) Ziegenlorbern bei Kn. 553.

[5]) Bei Adelg. III, 1031 Agaricus piperatus.

[6]) S. Stald. I, 196, Schm. I, 151; bei Adelg. I, 1105 nach dem Bock verlangen, ebenso bei Sand. I, 181; Gr. Wb. II, 205 ebenso und coire.

[7]) Vgl. Schmid 135; in Berlin ein dummer Kerl, Andr. 245.

[8]) Ahd. rabbo, rappa, Rabe — gieng erst im Mhd. auf das rabenschwarze Pferd über.

[9]) Lex. KW. 132 Hampale ein junges Lamm; bei Kn. 286 Happel neben Ziegenbock auch Pferd. Dieses Wort ist dasselbe wie Happ^{r}l; sieh unter Ziege; vgl. Schm. II, 197.

häufig für das Wilde und Giftige; so heißen der Schierling und verwandte Pflanzen (Conium maculatum, Chaerophyllum temulum, Aethusa Cinapium, Heracleum Sphondylium, Cicuta virosa, Torilis Anthriscus) Pfa-Kümml.[5]) In einem Wäldchen bei Frankenhau, Gemeinde Unter-Schossenreuth, befindet sich ein Säuerling, der wegen seiner Schärfe nicht getrunken werden kann, der «Pfa-Saling». — Suă gràuß wöi ă Pfa-Zäiă (Pferd-Zehe) — zur Bezeichnung der in besonderen Fällen auffallenden Größe von Dingen, die sonst klein und niedlich sind. — Gal — zur Bezeichnung des Frischen, Schönen: wöi ă Gal! ă rettă Gal! — Stech-Gal in der Phrase: b'soffm wöi ă Stech-Gal. — Pfafouß, Pferdefuß. Der Volksglaube gibt dem Teufel einen Pferdefuß.[6]) Ein verkrüppelter Fuß beim Menschen wird auch mit «Pfafouß» bezeichnet. — Herchätspfa^d^l, Herrgottspferdchen, heißt der Marienkäfer (Coccinella septempunctata), der mit einer gewissen heiligen Pietät behandelt wird.[7]) Man tödtet keinen, sondern setzt ihn auf den Finger und wartet, bis er fortfliegt, während man sagt:

«Herchätspfa^d^l, Herchätspfa^d^l!
Flöigh am Kirchatuärm,
Sitzt da^n^ Vodă u Moudă druă^b^m!»

Eä^r^ is băn Pfa^d^n, s. v. als: er ist bei der Cavallerie. — Afputzt wöi ă Schli^d^npfa (Schlittenpferd) sagt man von aufgeputzten Frauenzimmern. — Pfadreek in dem Scherz, mit dem man Neugierige aufsitzen lässt, indem man ihnen leise ins Ohr sagt: Ws! Ws! Ws! Ws! Pfadreek! Sogh fei^n^ dă Kàtzn nex!

Esel. — Iăsl. — Zur Bezeichnung der Dummheit; ebenso Iăslskuăpf.[8]) — Wenn mă ă^n^ Iăsl nennt, künnt ă g'rennt — lupus in fabula. — Ein Spiel: Iăsl! weä^r^ hàut g'schlogn? wird einer gefragt, der sich an eine Wand oder auf einen Tisch lehnt und die Augen schließt, nachdem ihm jemand a posteriori einen Schlag beigebracht hat, was solange fortgesetzt wird, bis er den Schlagenden errathen hat.

Walfisch. — Wàlfisch. — Duă^r^scht ho^b^m wöi ă Wàlfisch.

(Fortsetzung folgt.)

II. Kleine Mittheilungen.

Volksglauben der Rumänen in der Bukowina.

Gesammelt von Demeter Dan, in Straża (Bukowina).

(Fortsetzung.)

46. Wenn der Priester zu Weihnachten oder am Jordanstage die Häuser der Gläubigen besucht, da wird er von den Wirtinnen eindringlich gebeten, wenigstens für einen Augenblick zu sitzen, im Glauben, dass dann im Frühjahre die Gluckhühner gut sitzen werden.

[5]) S. Gr. Wb. VII, 1687.

[6]) Vgl. Simr. 479, Gr. Wb. VII, 1683.

[7]) In Gr. Wb. V, 2550 heißt dieser Käfer: Gotteskühchen, Frauenkühlein, Muttergotteskücle, Frauenküele, Gotteskalb.

[8]) Vgl. Gr. Wb. III, 1144 f. 1153, Sand. I, 377, I, 991, Hüg. 56, Adelg. I, 1971.



47. Jener, der essend liest, soll alles Gelesene vergessen.

48. Jener, der essend zum Brunnen geht, soll alle seine Obliegenheiten vergessen.

49. Am Ostermorgen muss man beim Waschen des Gesichtes ein rothes Ei und eine Silbermünze benützen, um im Laufe des ganzen Jahres roth wie das rothe Ei auszusehen und an Silbergeld Überfluss zu haben.

50. Es soll nicht rathsam sein, ein Stück Brot an der von einem Anderen angebissenen Stelle anzubeißen, denn sonst würden sich Beide in der jenseitigen Welt beißen.

51. Das rumänische Volk bindet schönen Kindern einen rothen Wollfaden um das Handgelenk im Glauben, dass jene nun nicht verschrien werden.

52. Wenn ein Weib geboren hat, so wird am Thore ein rothes Band angebracht, damit die Wöchnerin nicht verschrien werde.

53. Hat eine Kuh gekalbt, so bindet man an ihrem Schweife oder Halse ein rothes Band an, damit sie nicht verschrien werde.

54. Es heißt, dass jener, der ein Kleidungsstück links anzieht, Prügel bekommen wird.

55. Man glaubt, dass es nicht gut sei, Jemandem eine Nadel oder Stecknadel zu geben; denn damit würde man ihm auch einen gewissen Widerwillen einflößen; wenn es aber durchaus noththut, muss man, um den Widerwillen zu paralysieren, jene Person, der man dieses Object gibt, mit demselben stechen.

56. Man gibt dem während des Jordanfestes die Häuser mit dem Kreuze besuchenden Priester Hanf, damit letzterer im nächsten Sommer gedeihe.

57. Man glaubt, dass der Hanf deshalb dem Priester gereicht wird, damit daran alles Schlechte anhafte.

58. Jene Kinder, die sich während der hl. Taufe verunreinigen, sollen groß geworden von leichten Sitten sein, ein unmoralisches Leben führen und uneheliche Kinder haben.

59. Wenn sich im Sommer öfters Luftwirbel erheben, so glaubt man, dass Dürre eintreten werde.

60. Die Luftwirbel sollen die bösen Geister veranlassen, und wird Jemand davon erfasst, so muss er verunglücken.

61. Wenn ein Landmann am Wege einem Priester begegnet, so meint er, dass es ihm schlecht ergehen müsse, und glaubt, dass, wenn er quer über den Weg geht, die Folgen dieser Begegnung sich zum Guten wenden.

62. Kommen im Frühjahre viele Maikäfer zum Vorscheine, so soll der Mais gerathen und umgekehrt.

63. Wenn sich die Katze ableckt (wäscht), so glaubt man, dass Gäste ankommen oder das Wetter wechseln werde.

94. Streckt die Katze während des Ableckens die Pfote nach irgend einer Richtung, so glaubt man, dass von dorther Gäste oder irgend welche Nachricht anlangen werde.

65. Springen aus dem Ofen oder vom Herde Kohlen in's Zimmer, so wird ein übelwollender (schlechtherziger) Gast ankommen.

66. Wenn der Brotteig mit der Schaufel in den Backofen gegeben wird und dabei umstürzt, so dass der obere Theil unten zu liegen kommt, so ist dies ein Zeichen, dass Gäste ankommen werden.

67. Zwei Personen, die gleichzeitig ihre Gläser an den Mund führen, werden zu gleicher Zeit sterben.

68. Man glaubt, dass jener, welcher vor etwas erschrickt, gut thut, in den Busen zu spucken, und dann wird der Schrecken keine schlechten Folgen haben.

69. Wenn Jemand ein sehr schönes Weib, Kind oder auch Viehstück sieht, da muss er dreimal über dasselbe ausspucken; nur so können jene vor dem bösen Blick geschützt bleiben.

70. Fliegen die Krähen in Haufen in der Luft hin und her, so soll sich das schöne Wetter in Regen oder Schneegestöber umwandeln.

71. Nervenschwache Kinder, die in der Nacht das Bett nass machen, können von ihrem Leiden geheilt werden, wenn sie an der Stelle des Pflockes, an welchem ein Stier angebunden war, urinieren und den Pflock in sein Loch zurücktreiben.

72. Jener, der am Abende etwas liest und das Buch unter den Kopfpolster legt, wird das Gelesene nicht vergessen.



73. Die ungetauft verstorbenen Kinder sollen sich in Vampyre verwandeln.

74. In jenem Hause, wo sich ein neugeborenes Kind befindet, muss bis zum Tage der Taufe durch alle Nächte hindurch ununterbrochen Licht brennen, weil man des Glaubens ist, dass sonst die bösen Geister kommen und vom Kinde Besitz ergreifen würden.

75. Man glaubt, dass jeder Mensch einen Schutzengel hat, dem die Verpflichtung obliegt, den Menschen von der Taufe bis zum Tode zu schirmen.

76. Erkrankt Jemand an bösem Blick, so soll er mit dem Wasser, in welchem für ihn Kohlen gelöscht wurden, gewaschen werden, und er wird genesen.

77. Es soll nicht gut sein, irgend welche Sache über ein schlafendes Kind zu nehmen oder gar über dasselbe zu schreiten, da es ansonst nicht mehr wachsen würde.

78. Man drückt dem Sterbenden ein angezündetes Wachslicht in die Hand, welches Niemandem beim Aushauchen seiner Seele fehlen darf, was sonst ein großes Unglück wäre, da die Seele im Finsteren bleiben müsste und den ins Paradies führenden Weg nicht treffen könnte.

79. Wenn ein Todter aus dem Hause getragen wird, so berührt man mit dem Sarge jede überschrittene Thürschwelle im Glauben, dass der Todte damit von seinem Hause, seinen Bekannten und Angehörigen Abschied nimmt.

80. Nachdem der Todte aus dem Hause getragen worden ist, werden hinter demselben sofort Thüren und Fenster geschlossen, damit der Tod nicht wieder jenes Haus betrete und neue Opfer fordere.

81. Man verschenkt für die Seele des Verstorbenen, nachdem er aus dem Trauerhause in den Hof hinausgetragen wurde, die Kleider desselben und auch einige Viehstücke an Arme derart, dass selbe über den Sarg hinübergereicht werden, damit der Todte die Erlassung seiner Sünden und seine Seele den ewigen Frieden erlange.

82. Man glaubt, dass, wenn Jemand eines unnatürlichen Todes stirbt, ihm diese Todesart bestimmt war, daher es sich so früher oder später hätte ereignen müssen.

83. Es soll nach der Volksanschauung erlaubt sein, in einem Obst- oder Weingarten so viele Früchte oder Trauben, als man Verlangen hat, zu essen; davon aber nach Hause zu nehmen, wird als Diebstahl betrachtet.

84. Wenn man in die Stadt geht und einem alten Weibe oder einem von der Brust abgewöhnten und zur selben wieder zugelassenen Kinde begegnet, so wird es dem Reisenden sehr schlecht ergehen, weshalb sehr viele nach einer solchen Begegnung umkehren.

85. Wenn sich eine verheiratete Frau am Freitage den Kopf wäscht, so glaubt man, dass ihr Mann sterben werde.

86. Es soll nicht rathsam sein, Jemandem über die Schwelle oder kreuzweise die Hand zu reichen, da sonst in nächster Zeit einer von den Handreichern sterben muss.

87. Wird ein volles Glas vor eine ledige Person ausgeschüttet, so wird sie bald heiraten.

88. Wenn sich die Elster vor einem Hause hören lässt, da glaubt man mit Sicherheit, dass an diesem Tage aus jener Richtung Gäste ankommen werden, nach welcher der Schnabel der Elster gewendet war.

89. Verliert einer der Jungverheirateten den Trauring oder zerbricht er ihn, so glaubt man, dass die Ehe entweder unglücklich oder in kürzester Zeit durch den Tod eines Theiles aufgelöst werden wird.

90. Wenn während der Verlobungsfeier ein Glas zerschlagen wird, so soll kurz darauf einer der Verlobten sterben.

91. Das zufällige Zerschlagen eines Spiegels soll einen Sterbefall in jenem Hause ankündigen.

92. Es soll nicht gut sein, einen schwarzen Hahn, Hund und eine eben solche Katze beim Hause zu besitzen, denn sonst würde dasselbe oft von Unglücksfällen heimgesucht werden.

93. Man glaubt, dass durch das Annageln eines Geldstückes an der Thürschwelle das stete Vorhandensein von Geld im Hause bewirkt wird.

94. Abends ist es nicht gut das Zimmer auszukehren und den Kehricht hinauszutragen, denn sonst würde man auch das Glück auskehren und hinaustragen.

95. Es soll nicht rathsam sein, nach dem Weggehen eines Gastes das Zimmer auszukehren, denn sonst würde er niemals mehr wiederkehren.

(Fortsetzung folgt.)



Heilzauber.

Mitgetheilt von Carl Klier, Struhař bei Lubenz (Böhmen).

Aus einem Bauernhofe der hiesigen Gegend erhielt ich von einer alten Ausgedingbäuerin eine «abgestorbene» Spille und ein «abgestorbenes» Röckel mit einer Hängerschlinge, die zum Heilen von mit Misswachs behafteten Kindern dienten. Spille und Röckel mussten einer Bäuerin gehören, welche in der Sylvesternacht verstorben war. Die daran befestigte «Hängerschlinge» ist ein Strick, an dem sich ein Mensch in der Zeit der «Zwölfnächte» erhängt hat.

Die Cur wurde vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang und zwar von 2 Personen ausgeführt. Einer hielt in der linken Hand den Rocken, öffnete mit der Spille in der Rechten die Schlinge und hielt sie offen. Die zweite Person zog das Kind unter Hersagen von etlichen Vaterunsern durch die offene Schlinge, vor Sonnenaufgang von unten herauf, nach Sonnenuntergang von oben nach unten. Das kranke Kind wurde dreimal so behandelt, immer zu der Zeit, als der Mond im Abnehmen war. Nach Versicherung der alten Bäuerin hat die Cur geholfen. Sie wurde zum letzten Male an ihrem Sohne vorgenommen, dem sie freilich seine krummen Beine nicht gestreckt hat.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Die Einrichtung des Museums für österreichische Volkskunde in Wien.

Der «Verein für österreichische Volkskunde» hat es sich bekanntlich zu seiner Hauptaufgabe gemacht, in Wien ein umfassendes «Museum für österreichische Volkskunde» einzurichten und zu begründen, welches dem vergleichenden Studium des Culturbesitzes der österreichischen Völkerschaften dienen soll. Rascher, als bei der Gründung des Vereines vermuthet werden konnte, ist die Absicht in die That umgesetzt worden. Der Schreiber dieser Zeilen im Verein mit Herrn Dr. W. Hein und Herrn Fr. X. Größl hat die Sammelthätigkeit des Vereins, welche im vorigen Jahre bereits zur Vereins-Ausstellung im österr. Museum führte, heuer mit jener Energie und Begeisterung betrieben, welche die Dringlichkeit der Aufgaben und die entgegenstehenden Schwierigkeiten denjenigen einflößen müssen, die ein so großes Werk zu vollbringen übernommen haben. Die Sammlung des Vereines, welche sich mit Ende des Jahres 1895 ungefähr auf 1000 Nummern belief, ist inzwischen durch wiederholte Sammelreisen der Herren Dr. Haberlandt, Dr. W. Hein und Fr. X. Größl auf nahezu 5000 Nummern gebracht worden, eine Ziffer, welche allein für sich spricht und eine Sammlung ankündigt, die bereits auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch hat. Dankbarst sei hier vor allem einer wahrhaft großmüthigen Entschließung des Herrn Ausschussrathes Philipp Ritter von Schoeller gedacht, welche die Vereinsleitung überhaupt erst in die Lage versetzte, in so großem Stile zu sammeln und zu arbeiten. Gütige Förderung in Rücksicht auf das angestrebte Ziel der Eröffnung eines eigenen Vereinsmuseums für österreichische Volkskunde haben auch die Herren: Seine Durchlaucht Fürst Johann Liechtenstein, Excellenz Nikolaus Dumba, Herr General-Consul Paul Ritter von Schoeller, Herr Adolf Bachofen von Echt, Herr Graf Przezdiecki, Frau Amalie Hoefft durch ihren Beitritt als stiftende Mitglieder dem Unternehmen angedeihen lassen.

Seit 1. Mai l. J. befindet sich der Verein im Besitz eigener, geräumiger und für Ausstellungszwecke höchst geeigneter Räumlichkeiten. Dieselben befinden sich im Börsengebäude I., Wipplingerstrasse 34, und bilden einen großen Theil der Localitäten, die daselbst früher das nunmehr in sein eigenes Palais übersiedelte k. k. österr. Handelsmuseum inne gehabt hat. Es ist eine besonders glückliche Fügung zu nennen, dass gerade in dem Zeitpunkt, in welchem der Plan eines eigenen Vereinsmuseums reifte, vorläufig ganz passende Räumlichkeiten disponibel wurden, welche es gestatten eine Sammlung würdig unterzubringen und sie der Öffentlichkeit auch in den Abendstunden offen zu halten. Die Sammlungskästen wurden zum größten Theil vom k. k. österr. Handelsmuseum dank dem Entgegenkommen des Curatoriums und der Direction zu billigen Bedingungen übernommen. Die Aufstellung der Sammlung wird nach den ethnographischen Hauptgruppen der österreichischen Bevölkerung unternommen werden, wobei auf das Durchgreifen der gemeinsamen, in den bäuerlichen Lebensverhältnissen wurzelnden Züge, ebenso wie auf das Hervortreten der ethnographischen Besonderheiten das Augenmerk gelenkt werden wird. Durch die Aufstellung und Einrichtung einer Anzahl bäuerlicher Wohn-

Interieurs hoffen wir der Bevölkerung einen dauerhaften und sympathischen Eindruck aus der Sphäre der heimischen Volkskunde zu vermitteln. Bis zur Eröffnung unseres Vereinsmuseums, welche in der ersten Hälfte des Octobers geplant ist, wird zum Gebrauch der Besucher ein erläuternder Führer vorliegen, der sowohl über die Ziele und Aufgaben unseres Museums für die Zukunft, wie über seine Einzelheiten in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit Auskunft gewähren wird. Hoffen wir, dass die Bevölkerung dem vorläufig fertiggestellten Werke jenes Interesse und jene Sympathien in reichem Maße zuwenden wird, welche seinem lehrreichen Gegenstande entsprechen, und dass damit dem umfassenderen Plane der Errichtung eines großen österreichischen Völkermuseums in Wien die allseitige Unterstützung der Bevölkerung in erhöhtem Maße gewonnen werden möge! Dr. M. Haberlandt.

Zur Erhaltung der alten Volkstrachten. Aus Kastelruth schreibt man uns: «Bei dem einzig schönen Feste am 1. Juni in Bozen und bei der in jeder Gemeinde des deutschen Tirol am 14. Juni mit Aufgebot aller Mittel abgehaltenen Herz Jesu-Feier hat es sich wieder gezeigt, was für einen Wert die alten Trachten haben. Denkt euch diese Trachten hinweg, was bleibt dann von der herrlichen Bozener Procession, was bleibt von allen Feierlichkeiten in Berg und Thal noch übrig? Man mag sagen was man will, zu einem echten und rechten Tiroler Feste gehören die alten Trachten.

Das ist gewiss jedem klar geworden, der am 1. Juni in Bozen war, oder der in einer Landgemeinde am 14. Juni den Festumgang gesehen hat. Es ist daher anzunehmen, dass die erwähnten Festlichkeiten auch einen neuen und kräftigen Anstoß zur Erhaltung, und wo es nöthig ist, zur Rettung der alten Trachten gegeben haben.

In dieser Hinsicht können wir von Kastelruth sehr Erfreuliches berichten. Hier geht die bei 40 Mann starke tüchtige Musikcapelle daran, sich in jene ganz alte Tracht zu kleiden, die nur mehr in den bei festlichen Processionen fungierenden vier «Himmelträgern» vertreten ist. Diese Tracht mit ihren ausgesprochenen Anklängen an die mittelalterlichen Kostüme steht wohl einzig da im ganzen Lande Tirol; besonders Halskrause, Wamms, Gurt und Schuhe dürften anderswo kaum mehr zu finden sein.

Eine ganze Musikcapelle, in diese ungemein malerische und von allen Fremden viel bewunderte Tracht gekleidet, muss schon durch ihr bloßes Erscheinen überall freudigen Willkomm finden, und auch nach anderen Seiten hin auf die Erhaltung der Volkstrachten mächtig einwirken.

Die Verwirklichung des von der Kastelruther Capelle geplanten Unternehmens hängt aber in erster Linie von den Mitteln ab, die ihr hiefür zur Verfügung gestellt werden. Da jeder Mann vom Kopf bis zum Fuße neu gewandet werden muss, und da manche zu dieser alten Tracht gehörenden Theile ziemlich theuer zu stehen kommen, so ergibt es sich von selbst, dass dem einzelnen Mitglied der Capelle die Selbstbestreitung der erforderlichen Auslagen nicht zugemuthet werden kann. Wenn aber sowohl der Verein für Erhaltung der alten Volkstrachten, als auch andere, die sich hiefür interessieren — und deren gibt es ohne Zweifel viele im In- und Auslande — diesen Plan kräftig unterstützen, dann steht zu erwarten, dass die Kastelruther Musik schon zu den kommenden September-Festen in der alten Tracht in der Landeshauptstadt erscheinen wird.

Allfällige Beiträge wolle man gefälligst an den Capellmeister Herrn Peter Mayregger, Lammwirt, richten.

Ethnographische Ausstellung in Belgrad. Aus Belgrad wird uns vom 21. d. M. geschrieben, dass in Angelegenheit einer im Jahre 1900 hier zu veranstaltenden großen serbischen ethnographischen Ausstellung Verhandlungen gepflogen werden. Die competenten Factoren wünschen auch die Theilnahme Bosniens, der Herzegowina, Kroatiens, Slavoniens, Dalmatiens, Macedoniens, Altserbiens, Montenegros und auch des Banats, also aller Gegenden, wo man die serbische Sprache spricht. Der Zweck der Ausstellung sei, die Ethnographie der Serben und ihre Entwicklung in diesen verschiedenen Ländern in chronologischer Weise vorzuführen. Die Kosten sind mit einer Million Francs in Aussicht genommen, und wollen den größten Theil dieses Betrages der serbische Staat und die Stadt Belgrad auf sich nehmen.

«Bosn. Post» Nr. 59. 22./7. 1896.

Schluss der Redaction: 30. August 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.



I. Abhandlungen.

Egerländer Volkskunst.

Von Alois John, Eger.

(Mit 6 Abbildungen.)

Keinem Volksstamm mangelt der natürliche Kunstsinn, und dieser Kunstsinn, der im dörflichen und bäuerlichen Leben vielfach zutage tritt, wirkt umso überraschender, je natürlicher und selbstverständlicher er auftritt, und weil man sich doch auch sagen muss, dass von einer Schulung in den wenigsten Fällen die Rede sein kann. Ich möchte heute auf einige dieser einfachen Kunstäußerungen, wie sie sich im Egerländer Hof und Haus finden, aufmerksam machen.

Einen gewissen Natursinn und Blick für das Schöne verräth schon die Egerländer Dorfanlage. Ich habe jetzt wenigstens an die 50 Dörfer des Egerlandes mit meinem photographischen Apparat durchzogen und immer gefunden, dass die Wahl der Rodung und Reutung auch von der Schönheit der Lage abhängig gewesen sein muss. Während der Slawe die Moore und Flüsse des Egerlandes zum Siedeln vorzog, baute der Deutsche sein Haus am rauschenden Bach, am Wald, an eine Höhe, einem stillen Wiesenplan. Es gibt Walddörfer, Wiesendörfer, Straßendörfer, Dörfer, durch die ein munterer, erlenumsäumter Bach rauscht, an dem die Mühlen klappern, Dörfer, die sich tief unter dichte Baumgärten verstecken, andere wieder, die keck von freier Höhe ins Land schauen oder deren Häuser sich in einem Teiche spiegeln.

Das stille Geheimnis dieser Dörfer und ihres immer eigenartigen natürlichen Charakters liegt zumeist in der Wahl der Dorfanlage, in dem praktischen Naturblick des uralten Reuters oder Colonen.

Das Egerländer Haus selbst, der sog. fränkische «Vierkant», wie Oberst G. Bancalari diesen Typus nennt, gibt in seinem Wohnhaus ebenfalls ein gutes Beispiel für Volkskunst, die mit einfachsten Mitteln ein Bild behaglicher Schönheit erreicht. Das Fachwerk, das an jedem Gehöfte andere Formen annimmt, vom einfachsten bis zum reichsten vorschreitet, die verschiedensten Motive ansetzt oder wieder fallen lässt, ist der eigentliche Schmuck des ländlichen Hauses. An den Fensterläden tritt schon allerlei kleiner Zierat auf, der sich in gefärbten Kerbschnitzereien äußert. Meist sind es Stern- oder Rad-, seltener Blumenornamente, die roth oder blau gefärbt sind. Bei besonders reichem Fachwerk wird oberhalb der viereckigen Fenster noch ein hölzernes Dreieck aufgestülpt.

Betreten wir nun die Wohnstube selbst und nehmen wir an, es wird gerade ein Fest gefeiert, sei es das Kirchenfest, eine Hochzeit, ein Taufschmaus oder das Kirchweihfest. Derartige Festtage bieten dem gastfrohen Egerländer immer erwünschte Gelegenheit, die alten Tisch-

und Essgeräthe, die das ganze Jahr in der Bodenkammer in einer Glascommode verwahrt sind, hervorzuholen.

Der Egerländer Teller hat verschiedene Epochen durchgemacht. Die älteste und einfachste Form dürfte der hölzerne gewesen sein, der längst verschwunden und kaum mehr bekannt ist. Sehr gut und in oft noch schönen Formen hat sich dagegen der zinnerne Teller erhalten. Der ländliche Zinnteller ist durchaus einfach, ohne Verzierungen, höchstens finden sich die Anfangsbuchstaben des Besitzers vorne am Rand eingraviert. Dagegen wächst er bedeutend in der Stadt zur zinnernen Schüssel und nimmt hier auch künstlerische Ausschmückung an.



Fig. 160. Egerländer Haus.

Die großen Zinnteller und Zinnschüsseln, die bei den Festmahlen der Egerer Zünfte aufgetragen wurden, erreichen im Durchmesser 30 bis 38 und auch 42 *cm*, einige sind im Egerer Museum zu sehen (so der Zinnteller der Tuchscherer vom Jahre 1691 und der Hufschmiede und Wagner vom Jahre 1757). Außerdem sind daselbst noch drei größere Zinnteller vom Jahre 1600, 1626 und 1726. Die Verzierung und Ausschmückung derselben ist eine sehr schöne und reiche; der Rand trägt meistens Blatt- oder Blumenornamente, oft von Wappen unterbrochen, oben befinden sich umrahmte Anfangsbuchstaben und die Jahreszahl eingraviert, das Innere trägt ebenfalls Blumen- oder Radornamente, die bald das Egerer Stadtwappen oder einen St. Georg zu Pferde den Drachen tödtend oder eine Bildscene umschlingen. Man darf bei diesen schönen

Arbeiten wohl an den Einfluss Nürnbergs auf das Egerer Kunsthandwerk des Mittelalters erinnern, der sich auf allen Gebieten äußert.

Der zinnernen Epoche der Teller und Schüssel folgte die irdene. Auch diese zeigt in der älteren Zeit in Form und Farbe vielfach ausgeschmückte aber primitive Teller und Schüsseln. Eine gute Auswahl findet sich in der «Geschirrbank» («Schea-bänk») des Egerer Museums, im Egerländer Bauernstübchen.

Sehr interessant sind auch die Formen der Egerländer Trinkkannen und Bierhumpen. Hier kommt zunächst der einfache Zinn-«Pleschel»



Fig. 161. Egerländer Zinnteller.

in Betracht. Er fasst 1½ Liter, ist 21 *cm* hoch und in seiner Grundgestalt derb und solid gebaut, enthält eine spitze Gießschnauze und trägt auch in seiner einfachsten Form schon einige verzierende Randlinien, meist aber Blatt- und Blumenornamente. Oben am Deckel sind die Anfangsbuchstaben des Besitzers und die Jahreszahl, von einer Kranzlinie umzogen, angebracht. Für Pleschel war auch der Name «Kånnel» (Kandl = 1 Maß) gebräuchlich, während die halbe Maß «Nöißl» (Nößl) heißt. Letzteres findet man noch in Egerer Gasthäusern, während die bei Hochzeiten, Kirchweihtänzen und Kirchenfesten übliche zinnerne Kandl

19*

allmählich aus dem Gebrauch gekommen ist und in der Bodenkammer, in der Glascommode als alter Hausrath noch aufbewahrt wird. Eigentliche Trinksprüche finden sich auf den Plescheln nicht, dieselben kommen erst in der Stadt dazu, wo denn auch die ländliche Kandl oder der Pleschel den Höhepunkt seiner Entwicklung als Zunftkrug «Willekumm» oder «Lirlkrug» erreicht. Äußerlich wächst er von 21 *cm* zu einer Höhe von 29, 30 bis 56 *cm* und fasst 3 bis 3½ Liter Inhalt. Auch an künstlerischer Verzierung hat er gewonnen, die ursprüngliche Gestalt baucht sich in der Tiefe aus oder nimmt andere Formen an, immer aber bedeckt reichlicher



Fig. 162. Egerländer Zinnteller.

Schmuck in Gravierungen, Inschriften, Wappen und Namen seine Außenseite. Die meisten dieser Zunftkrüge sind jetzt im Museum zu Eger. (Pokal der Tuchmacher 1712 aus Zinn, Zinnhumpen der Hufschmiede und Wagner 1762, alte Zinnkrüge von 1623 und 1663, der Willekumm der Schlosser (Höhe 56 *cm*, Inhalt 3½ Liter) mit der originellen Inschrift: «Wenn an ein jedes böse Maul ein Schloß müßt ang'hängt werden, dann wär die edle Schlosserzunft die erste Zunft auf Erden».), der Humpen der Bräuer mit der Aufschrift «Denen Bierbrauer zu Eger 1545» (Höhe 38 *cm*, Inhalt 3 Liter).

Nach jeder Festtafel im Egerländer Hause ist es Sitte, dass eine Weile nachher der Kaffee aufgetragen wird. Auch dieser wird in mattglänzenden zinnernen Kannen serviert, sehr elegant geformt, mit grün umwundenen Griffen und in Thierköpfen endigend, manche mit stilisierten Blumen.

Damit wäre der zinnerne Hausrath erschöpft, von dem, wie schon erwähnt, noch schöne Reste in den Commoden und Glasschränken des Bauernhauses schlummern, ohne mehr zur Verwendung zu kommen. Pietätvoll wahrt jede Familie diese von den Ahnen überkommenen Zinngeschirre. Sie zeigen die echten ursprünglichen Anfänge einer wirklichen Egerländer Volkskunst, die dann in der Stadt mit der von Nürnberg beeinflussten Technik des Zierats und der Formgebung zu schönen Kunst-



Fig. 163—165. **Egerländer Zinnkrüge.**

stücken sich ausentwickelte. — Ich habe früher auf die gefärbten Kerbschnitzereien an den Fensterläden aufmerksam gemacht. Diese Schnitzereien treffen wir nun im weiteren Durchstöbern des Egerländer Hauses auch auf den großen, oft bis zur niederen Decke reichenden Schränken und den hohen massiven Läden, die in der oberen Kammer stehen und die Leinwandschätze der Hausfrau bergen. Sie sind groß, breit, geräumig, um Vorräthe für ganze Generationen zu bewahren. Viele sind auch sehr alt. In der Farbe wechselt blau, grün, roth, in den Mustern allerlei Ornamente, Blumen, Vögel, kleine Genrebildchen. Im Großen und Ganzen ist die anderswo ganz besonders ausgeprägte Vorliebe zum Bosseln und Schnitzen, zu Verzierungen der Tische und Sessel, beim Egerländer nicht stark merkbar. Über das bekannte Stern-, Rad- und Herzornament kommt er nicht hinaus. Er ist damit zufrieden und begnügt sich mit dieser Einfachheit. Als Zeichen autochthoner Kunst begrüßen

wir auch die an den Wänden der Dachkammern hängenden Egerländer Federbilder, das sind gemalte Vogelbilder mit natürlichen Federn, ferner gemalte Heiligenbilder, von vergoldetem Zierat in allerlei Motiven und Formen umsponnen.

Weiteren Spuren Egerländer Kunstfertigkeit begegnen wir auch an der Tracht, zumeist an der weiblichen. Hier ist besonders der sog. Glockenpendel, d. i. der Stirnschmuck der Braut, ein mit Steinen besetztes metallenes Band mit herabhängenden Blättern oder Trauben von vergoldeter Messing- oder Silberarbeit. Auch der silberne oder metallene Brautgürtel, oft schön verziert, wäre zu erwähnen. Sehr bekannt ist auch der mit kunstreichem Nähwerk (Genähwerk, «Gnahwrk») versehene Ärmelbesatz des Frauenhemdes («Muadl»).

Aber auch die männliche Tracht hat ihr originelles Prachtstück, nämlich einen großen getriebenen Hosenknopf aus Messing, den sog. «Huasen-ŏa(n)thoudara» (d. i. ein Knopf, mit dem man die Hosen anthut, ein Hosenanthuer), der von zwei kleineren flankiert ist, die man heute als — Wallensteinbroschen, Manschettenknöpfe oder als Stecknadeln trägt und die eine Egerländer Specialität bilden.

Damit wäre eine kleine Zusammenfassung Egerländer Kunstäußerungen gegeben. Dem schlichten einfachen Sinne des Egerländers entsprechend sind sie auch einfach, ungesucht, fügen sich aber schicklich und passend als wohlangebrachter Schmuck, als bescheidene Verzierung ein, unauffällig, selbstverständlich wie jedes echt volksthümliche Gewächs. Wer sie sieht und schaut, wird diese Regungen mit Rührung betrachten, ja er wird trachten diesen so ehrlichen, treuen und guten Hausrath der Vorfahren zu erhalten und zu sammeln, bevor er im Jahrmarkt unserer Zeit eine Beute fremder speculativer Händler mit dieser immer höher im Preise steigenden «Waare» wird. In der That fehlte es hierzulande nicht an verständigen und liebevollen Sammlern. Ich erwähne zunächst den † Dr. Georg Schmidt, den Gründer des Egerer Museums. Daselbst befindet sich, wie schon erwähnt, eine sehr hübsche Schau Altegerer Zinnwaren, Teller, Humpen, Zinnpokale, Lirlkrüge, Pleschel, ferner im Egerländer Bauernstübchen eine Collection alter Teller und Schüsseln, Schränke und sonstigen Hausrathes. Seit dem Jahre 1882 begann der verstorbene Bürgermeister von Eger Josef Carl Ertl Egerländer Zinnwaren, Schränke, Truhen u. s. w. zu sammeln, woraus sich mit der Zeit eine Antiquitätenhandlung entwickelte, die Thonwaren, Egerländer Nähwerke, Halsketten, Wallensteinbroschen, Knöpfe, Schränke und Truhen enthält, ferner ein sehenswertes Lager gravierter Altegerer Zinnwaren (Lirlkrüge, Pleschel, ganze und halbe Maßkrüge in Zinn u. s. w.). Der Freund ursprünglicher Volkskunst kann hier seine Sammlung durch schöne und hervorragende Stücke ergänzen und sein Heim damit schmücken. Die Firma Ertl unterhält auch ein permanentes Lager Alt-Egerer Zinnwaren im «Museum für Kunst und Industrie» in Wien, in Berlin, Pilsen, Reichenberg, Christiania. Die diesem Aufsatze beigegebenen photographischen Abbildungen verdanke ich der

Güte der Frau Ertl in Eger, welche nach dem Tode ihres Gatten diese vortreffliche Sammlung ergänzend und ausbauend weiter führt, die in Ermanglung eines Egerer Gewerbemuseums jedem Besucher ein treues Bild Egerländer Volkskunst vermitteln wird.

Zu den deutschen Volkstrachten.

Besprechungen und Anregungen.

Von Prof. Dr. A. Hauffen, Prag.

Hottenroth F., Handbuch der deutschen Tracht. Mit 1631 ganzen Figuren und 1391 Theilfiguren in 271 schwarzen Textillustrationen, 30 Farbentafeln und einer Titelvignette. Stuttgart. G. Weise (1896). 983 S.

Pfarrer Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Vierte erweiterte Auflage. Freiburg im Breisgau. Herder 1896. 32 S.

Mielke R., Volkskunst. Mit 85 Abbildungen. Magdeburg. W. Niemann. (1896.) 123 Seiten.

Aus Hottenroth's vortrefflichem und überaus inhaltreichem Handbuch, das die Geschichte der deutschen Trachten von dem ersten Auftreten der germanischen Stämme bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches vorführt, seien in dieser Zeitschrift nur die reich illustrierten Abschnitte über die Volkstrachten besprochen. Sie verleihen auch dem Buche einen ganz besonderen Wert, weil hier zum ersten Male in großen Zügen und soweit es bei dem Mangel an befriedigenden Einzeluntersuchungen möglich ist, sicher und zuverlässig die Geschichte der deutschen Volkstrachten geboten wird, d. h. jener Trachten, die von der allgemeinen städtischen Weltmode abweichend in enger begrenzten Gebieten gleichmäßig vom ganzen Landvolke getragen werden. Denn das, was man eigentlich unter Volkstracht zu verstehen hätte, nämlich eine eigenartig nationale Tracht für das ganze Volk, gleichmäßig für hoch und nieder, gibt es bei den Deutschen seit dem Beginne des Mittelalters nicht mehr. In die Tracht der deutschen bürgerlichen und Adelskreise sind früh fremde Elemente eingedrungen und haben sie dauernd beeinflußt, trotz wiederholter Versuche eine besondere deutsche Tracht einzuführen. Die alte schlichte germanische Tracht ist zur Bauerntracht geworden und hat sich in den ländlichen Kreisen bis ins 13. Jahrhundert erhalten. Von da ab drangen auch aufs Land fremde Moden ein; doch der Bauer nahm nur allmählich dieses oder jenes städtische oder adelige Kleidungsstück an, wandelte es seiner Lebens- und Arbeitsweise, seinem Geschmack gemäß (in Gegenden mit Volksindustrie oft künstlerisch ausgeführt) um und verband sie mit (zuweilen sehr lebenszähen) Resten der alten Tracht. So entstanden mit der Zeit die großen Unterschiede in den einzelnen deutschen Landschaften.

Vom 14. Jahrhunderte ab, seitdem genauere Nachrichten und reichhaltigere Abbildungen von den deutschen Volkstrachten erhalten sind, verfolgt H. ihre geschichtliche Entwicklung. Die Trachten stehen in

innerem Zusammenhange mit den jeweiligen geistigen Strömungen und Geschicken einer Nation. Die ernste Stimmung der Reformationszeit schuf im Gegensatze zu den närrischen Moden der vorangehenden Jahrzehnte eine ehrwürdige, kleidsame Tracht, die allgemein als die «deutsche» bezeichnet wurde, und die auch als Grundlage unserer neueren Volkstrachten angesehen werden muss. Später drangen freilich viele spanische und im Osten auch slawische Elemente (so der lange Fest- und Brautmantel und die hohe tschakoförmige Brautkrone) in die deutschen Volkstrachten ein. Umgekehrt verdrängte während des dreißigjährigen Krieges der Bauernfilzhut in den vornehmsten Kreisen das spanische Barett. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verblieb Deutschland unter der Herrschaft der französischen Mode, ohne dass diese die Volkstrachten merkbar beeinflußt hätte. Die Bauerntrachten waren zwar noch im 19. Jahrhunderte, hier stärker, dort geringer, Veränderungen ausgesetzt, ihre wesentlichen Bestandtheile aber blieben seit dem 16. oder 17. Jahrhunderte erhalten.

Für die jüngste Zeit hat H. zum großen Theil die schönen, farbigen Trachtenbilder benützt, die der Maler A. Kretschmer in den sechziger Jahren («deutsche Volkstrachten» Leipzig o. J.) veröffentlicht hat, ein Prachtwerk, in dem allerdings Deutsch-Österreich nur dürftig vertreten ist.

H. selbst hält seine verdienstlichen Ausführungen nur für eine vorläufige Skizze, da er ja in die Geschichte und die Einzelheiten der verschiedenen landschaftlichen Trachten nicht eingehen konnte. Er selbst äußert sich S. 571 folgendermaßen: «Die Geschichte der Volkstrachten ist noch ungeschrieben; zwar im abbildlichen Theile hat sie manche Förderung erfahren . . Aber der schriftliche Theil ist noch im Rückstande geblieben; es fehlt uns noch an einer Sammlung von kostümlichen Notizen, die in den Chroniken, Städteordnungen, Aufwandgesetzen, Predigten, satirischen Schriften, Reiseberichten und Denkwürdigkeiten eingesargt liegen. Dies ist freilich eine mühselige Arbeit, aber ihr wissenschaftlicher Nutzen würde überraschend sein. Das innere Wesen eines Volkes lässt sich an seinem äußeren Wesen erkennen, und vorzugsweise die Tracht gibt unseren ethnologischen Begriffen eine feste Gestalt». Und S. 712 Anmerkung: «Unsere früheren Volkstrachten mit ihrer wunderbar mannigfaltig abgestuften Physiognomik harren fast überall noch des Beschreibers und Zeichners. In den zahlreichen Gruppen, in welche sich dieselben schon von Anfang an sonderten, webt eine sprudelnde Fülle malerischer und seltsamer Einzelnheiten, die sich als der dankbarste Stoff jedem darbieten, der sich mit ihnen beschäftigen will. Unsere Kostümschriftsteller haben diesen Stoff bis jetzt entweder umgangen, oder nur beiläufig gestreift. Im Einzelnen wurde manches gethan, aber noch fehlt der Zusammenschluss; das bildliche und schriftliche Material liegt in vielen Werken auseinandergestreut, die zumtheil nur in fliegenden Blättern bestehen. Es ist eine eigene Welt, die ein eigenes Buch verlangt und nicht in den engen Raum zusammengedrängt werden kann, der hier dem Verfasser zur Verfügung steht».

Wie wenig Aufmerksamkeit man bisher im Allgemeinen dieser Frage zugewendet hat, ergibt sich z. B. daraus, dass die neueste Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons einen Artikel Volkstrachten nicht aufweist und auch in anderem Zusammenhange (z. B. Kostüme u. a.) die deutschen Volkstrachten überhaupt nicht erwähnt, während der mehr oder minder mangelhaften Bekleidung überseeischer Völker in Bild und Text eine entsprechende Berücksichtigung zutheil wird.

Auf diesem Gebiete erwächst also noch viel Arbeit, und es wäre eine schöne Aufgabe für den Verein für österreichische Volkskunde eine Darstellung und Geschichte der österreichischen Volkstrachten ins Leben zu rufen. In den einzelnen Bänden des Kronprinzenwerkes sind allerdings die Landestrachten berücksichtigt. Doch schon aus Raummangel konnte es da nur skizzenhaft geschehen, ohne wissenschaftliche Belege und meist ohne Zeichnung der geschichtlichen Entwicklung. Die Erledigung dieser Aufgabe wäre in Österreich schwieriger, doch auch umso interessanter, da hier eine gegenseitige Beeinflußuug der verschiedenen Völker stattgefunden hat. So sind z. B. die Trachten der Čechoslawen in Böhmen vom Westen her beeinflußt worden. Die Männer legten die Weste und die engen Beinkleider, die Frauen das Mieder und die Goldhaube nach deutschem Vorbilde an. Während die deutschen Gottscheer in ihrer Tracht sich nach den slowenischen und kroatischen Nachbarn richteten. In Wien wiederum flossen alle Trachten des Reiches wie in einen großen Kessel zusammen; das ersieht man an den wechselnden Moden der kleinbürgerlichen Kreise.

Die Sammlungen des Vereinsmuseums und der verschiedenen provinziellen österreichischen Museen bieten schon jetzt der Forschung reiches Material dar, doch es müssten auch noch die schriftlichen Nachrichten und Abbildungen aus vergangenen Jahrhunderten mit möglichster Vollständigkeit gesammelt werden. Reiseschilderer und Satiriker (z. B. Abraham a S. Clara) gewähren gelegentlich eine sehr gute Ausbeute; alte Landkarten, Städte-Ansichten und Landschaftsbilder zeigen oft in der Umrahmung oder als Staffage Personen in der Volkstracht. Durch das Zusammenwirken Vieler könnte so ein möglichst lückenloses Bild hergestellt werden.

Neben dieser rein wissenschaftlichen Thätigkeit könnte der Verein vielleicht auch praktisch wirken und Mittel zur Erhaltung unserer Volkstrachten versuchen. Es ist eine allgemein beklagte Thatsache, dass die farbenfreudigen, zumeist zweckmäßigen und national eigenartigen deutschen Volkstrachten in raschem (wie es scheint, unaufhaltsamem) Schwinden begriffen sind. Den ersten Anstoß hiezu hat die französische Revolution gegeben mit ihren auf die allgemeine Gleichmachung hinzielenden Bestrebungen und Gedanken. Seit dem Jahre 1848 wurden mit der Aufhebung des Robots viele althergebrachte Verhältnisse der Landleute verändert. Die allgemeine Wehrpflicht, der ungeahnt gesteigerte Verkehr schufen engere Beziehungen zwischen Stadt und Land und versetzten den Volkstrachten den letzten Stoß. Mit ihrem Schwinden verknüpfen

sich eine Reihe tieferer ethischer und wirthschaftlicher Schäden. Die Volkstracht war, wenn auch in ihren sonntäglichen Bestandtheilen kostspieliger, doch sehr dauerhaft. Und da der Schnitt lange der gleiche blieb, konnte ein gutes Kleidungsstück Geschlechter überdauern. Die nur scheinbar billigen Zeuge, die der Landmann jetzt kauft, gehen rasch zugrunde und er gewöhnt sich daran, «wie ein verlumpter Bürger» einherzusteigen. Während das gefallsüchtige junge Geschlecht durch die rasch wechselnde Mode zu immer neuen Ankäufen, die in keinem Verhältnis zum Dienstlohn stehen, verlockt wird. Die häusliche Arbeit des Spinnens und Webens ist nun überflüssig geworden und allerlei kostspieliger Zeitvertreib muss nun die Langeweile der Winterabende verkürzen helfen. Ein köstliches Stück Poesie geht auf jeden Fall mit dem Schwinden der Volkstrachten rettungslos verloren.

Sollen wir da mit verschränkten Armen zusehen? Oder haben wir das Recht und die Möglichkeit dort, wo sich Volkstrachten noch erhalten haben, ihrem Verfalle entgegenzuwirken? Klar und warmherzig hat der badische Pfarrer Hansjakob diese Fragen in seiner Flugschrift über «unsere Volkstrachten» erörtert. Er gibt einen kurzen Überblick über die Entstehung der deutschen Volkstrachten und über die Gründe ihres Schwindens. Er erwärmt sich für ihre Erhaltung vom praktischen, ethischen und künstlerischen Standpunkte. Er fasst auch die Bauernmädchen bei ihrer Eitelkeit und weist ihnen überzeugend nach, wie viel schmucker, anmuthiger, begehrenswerter sie in ihrer ländlichen Tracht aussehen, als in der modischen Allerweltskleidung, in der sie sich gar nicht von städtischen Mägden unterscheiden; er fasst die Bauern bei ihrem Standesstolz und ermahnt sie, dass sie sich durch ihre stattliche Tracht vom besitzlosen Pöbel unserer Fabriksviertel abheben sollten. Zum Schluss bespricht Hansjakob die zur Erhaltung der Tracht anzuwendenden Mittel: Belehrung und gutes Beispiel von Seite der besseren Stände, Trachtenvereine und Trachtenfeste.

Diese liebenswürdige Schrift hat in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt und im Schwarzwalde viele praktische Erfolge erzielt; möge sie auch in Österreich rasche, weite Verbreitung finden.

Wie in ganz Süddeutschland, so haben sich nun auch in Tirol und Steiermark Trachtenvereine gebildet, wie in Freiburg, München und Straßburg, so sind nun auch in Österreich, 1894 beim Anthropologen-Congress in Innsbruck, Fasching 1896 in Brünn große Volkstrachtenfeste gefeiert worden. Auf diesem Wege muss weiter gearbeitet werden. Wäre es nicht möglich, dass auch der Verein für österreichische Volkskunde in den einzelnen Kronländern größere Trachtenfeste veranstaltete, um dadurch die Landleute zu gemahnen, dass sie die Überlieferungen ihrer Vorfahren in treuer Gesinnung hochachten und nicht ohne weiters freiwillig auf einen köstlichen Schatz verzichten sollten?

In einem größeren Zusammenhange behandelt Mielke die Volkstracht. Die einzelnen Trachtenstücke, die Gold- und Silberhauben, die Gürtel und Spangen, die Stickereien auf Leib- und Bettwäsche, die Perlen-

und Blumenkränze der Bräute betrachtet er als Erzeugnisse der Volkskunst. M. zeigt in der Einleitung seiner Schrift, wie die besondere national-deutsche Volkskunst, die das ganze Mittelalter hindurch noch lebenskräftig war, seit dem 16. Jahrhunderte durch die Antike und andere fremde Einflüsse in neue, weltbürgerliche Bahnen geleitet worden ist. Eine Kunstübung als reiner Niederschlag des deutschen Volkscharakters hat sich nur mehr auf dem Lande erhalten, so dass wir wie von einer Bauerntracht, nur von einer Bauernkunst in der Neuzeit reden können. Bei den Bauern zeigt sich der volksthümliche Stammesgeschmack in allen künstlerisch ausgeführten Gegenständen des täglichen oder feiertäglichen Bedarfes in Hausbau, Wohnungseinrichtung, Tracht, Schmuck, Pferdegeschirr und anderen häuslichen oder genossenschaftlichen Erzeugnissen des Dorfes. Auch M. erhofft sich praktische Erfolge. Er hofft, dass es gelingen könnte, die Volkskunst von dem Einflusse der nationalitätslosen, modernen Fabriksindustrie und Berufskunst zu befreien und derart in die Höhe zu bringen, dass sie auch die Gebildeten zu einer echten, selbstständigen Kunstbethätigung aus der Eigenart und den Bedürfnissen des Vaterlandes heraus begeisterte. Die Berechtigung dieser Hoffnung wage ich nicht zu bestätigen; die Volkskunst ist hinter den Bedürfnissen der Gegenwart zu weit zurückgeblieben und ihre Schöpferkraft ist zu sehr eingedämmt durch die berufsmäßige weltbürgerliche Kunst. Doch die geistvollen, anregenden, mit vielen schönen Zeichnungen versehenen Ausführungen Mielkes werden jedem Sammler und Forscher auf dem Gebiete der heimischen Dorfindustrie und der volksthümlichen Kunst eine willkommene Führung darbieten.

Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark.

Von Johann Krainz, Graz.

(Schluss).[1]

III.

Der 28. December ist der

Unschuldige Kindltag.

Das ist ein Festtag für die Kleinen, zumal aus den ärmeren Classen der Bevölkerung. Da suchen sich Knaben und Mädchen auf eine harmlose Weise Geschenke, gleichviel ob Geld oder Esswaren zu erjagen. Mit Birkenruthen in den Händen laufen sie auf den Straßen herum und versetzen jedem, der ihnen unterkommt, einige Streiche, wobei sie meist einen kurzen Spruch hersagen, wie z. B.:

«Frisch und g'sund, frisch und g'sund,
Freudenreich lang leben
G'sund bleiben, gern geben!»

[1]) I. und II. siehe im Jahrg. I. S. 65 ff. S. 243 ff.

Selbst in die Häuser der Ortschaft dringen die kleinen Tyrannen ein; sie verschonen niemand, wagen sich an alle Hausinsassen ohne Unterschied des Standes oder Alters und hauen mitunter so lange auf Einen los, bis man sich durch ein kleines Geschenk von diesen Quälgeistern befreit. (Ziemlich allgemein verbreitet.)

Im Bezirke Murau nennt man solches Almosensammeln am unschuldigen Kindertage «Bisnen»; der Tag selbst wird «Bisentag» genannt.[1])

In manchen Gegenden, besonders im Oberlande, huldigen auch Erwachsene diesem Brauche, jedoch mit dem Unterschiede, dass es sich hiebei nicht um die Erlangung von Gaben handelt. Es werden nämlich die Langschläfer durch Ruthenstreiche und mit den Worten «Frisch und g'sund, frisch und g'sund!» aus dem Schlafe aufgeweckt und aus dem Bette getrieben. Man nennt dies das «Aufkindln». (Aus Kalwang.) ***

Die zwei vorletzten Tage im December sind auf dem Lande die Wanderzeit für die Dienstleute, worüber gelegentlich der Schilderung der Bräuche der einzelnen Stände Näheres mitgetheilt werden soll.

Der 31. December, der

Sylvestertag

oder der letzte Jahrtag, steht beim Volke im hohen Ansehen und gilt als ein Feiertag. Die Nacht, welche zwischen ihm und dem Neujahrstage liegt, ist eine Rauch- und Lößlnacht wie die Christnacht.

Nach der Vesper in der Pfarrkirche, sobald die Dämmerung eingebrochen, wird wie am hl. Abend die Räucherung und Besprengung der Räumlichkeiten des Wohnhauses und der Wirtschaftsgebäude vorgenommen; desgleichen werden vielfach auch die Grundstücke umgangen und eingesegnet.

Das junge Volk, dessen Lößlversuche in der Thomas- und Christnacht nicht zur Zufriedenheit ausgefallen, wiederholt seine Orakel am Sylvesterabende, beziehungsweise in der Mitternachtsstunde, um die Zukunft zu entschleiern. Auch bringen die jungen, namentlich ledigen Leute nicht ungerne die Sylvesternacht im Wirtshause zu und trennen sich von der Gesellschaft erst am Neujahrsmorgen. Denn — gilt es als allgemeine Regel — was man am Neujahrstage zuerst thut, das geschieht dann das ganze Jahr hindurch. Im Ennsthale ist hie und da in der Sylvesternacht das «Neujahrsschießen» üblich. ***

Ein seltsames Orakel von besonderer Bedeutung für die Bewohner von Hartberg und Umgebung birgt der sagenreiche Ringberg. Da konnte man in früherer Zeit alle 7 Jahre in der Sylvesternacht auf der südwestlichen Seite der Mauer, welche rings um den Berg sich zieht, in der gegen das fruchtbare Feistritz- und Safenthal gerichteten Seite eine Öffnung bemerken, aus welcher Schlag zwölf Uhr ein Schwein hervorkam, bald dürr und mager, mit Stoppelhalmen im Maul, bald wieder «foast» (fett) und mit goldenen Ähren im Rachen. Im ersteren Falle ließ das gespenstige Thier stets ein jämmerliches Grunzen hören und kehrte gleich wieder in das Innere des Berges zurück; man hatte dann sieben schlechte

[1]) Siehe auch F. Krauß: «Die eherne Mark».

Jahre zu erwarten. Im letzteren Falle aber konnte man einer segensreichen Zeit entgegenblicken; das Schwein lief dann gewöhnlich längs der Mauer um den Berg herum, und nur wenn einem einzelnen Orte irgend ein Ungemach drohte, ließ es die Richtung, in welcher derselbe liegt, unpassiert und kehrte wieder in die Höhle zurück.[1])

Der Sylvestertag gilt allgemein auch als Lostag. «An diesem Tage Wind, früh aber Sonnenschein», heißt die Regel, «bringt selten guten Wein».

***

Am Sylvestertage, auch schon einige Tage vorher, sowie am

Neujahrstage

selbst ist noch in vielen Gegenden des Landes das «Neujahransingen» üblich, wobei die Musikanten vor den Häusern der Honoratioren des Ortes Posto fassen, ein Musikstück abspielen und dann gewöhnlich ein Lied absingen, dessen Text einen Glückwunsch auf die betreffenden Personen, denen die Ehre erwiesen wird, enthält und darin auch die Abwendung allerlei Gefahren und Unannehmlichkeiten als Wunsch zum Ausdrucke gebracht wird. Für solche Huldigung erhalten dann die Musikanten Geldgeschenke, gewöhnlich auch einen guten Trunk und Imbiss. Abends findet dann nicht selten im Wirtshause eine Unterhaltung statt, bei welcher das Geld wieder verjubelt wird.

***

Auch das «Neujahrwünschen» ist in Steiermark ziemlich verbreitet. Es wünschen da nicht nur die Familienglieder ihrem Oberhaupte, die Dienstboten den Herrenleuten, die Pathenkinder ihren «Göden», sowie die Freunde sich gegenseitig zum Jahreswechsel alles erdenkliche Gute, sondern es ziehen auch die Armen, bald einzeln, bald in Schaaren, vor die Häuser der Reichen, sagen hier ihre, oft in holperige Verse gekleideten Wünsche und Sprüche auf und erhalten dafür milde Gaben.

***

Großes Gewicht legt der Landmann an diesem Tage auf die erste Begegnung. Kommt ihm ein altes Weib zuerst unter, so ist seine ganze Freude dahin; denn alte Weiber reitet gewöhnlich der Teufel, und es verkündet daher die erste Begegnung mit einem solchen «ein G'frett für's ganze Jahr». Ein Knabe oder ein kleines Mädchen hingegen zeigen Glück und Segen an, ein Pferd Reichthum, dagegen wieder eine Katze Unglück, herbeigeführt durch Hinterlist und Tücke, ein Hund den Tod u. s. w.

***

Der letzte Tag im Cyklus der Weihnachtstage ist der 6. Jänner, der

hl. Dreikönigstag.

Die Nacht, welche auf diesen Tag hinüberleitet, ist gleichfalls eine Rauchnacht, u. zw. die dritte, in welcher der steirische Landmann in Haus und Hof die Runde macht und sein Besitzthum beräuchert und besprengt, auf dass Heil und Segen des Himmels über Mensch und Vieh, Wohnhaus und Stall, Vorrathskammer und Scheune das ganze Jahr hindurch walten mögen. Aber nicht allein Weihrauch und Wasser hemmen die bösen Geister, sondern auch ein anderer Talisman erlangt in dieser Stunde

[1]) Mittheilung des H. Oberlehrer Ad. Bischofberger.



wirkungsvolle Kraft gegen höllische Macht und Bosheit. Derselbe besteht darin, dass nach vorgenommener Räucherung an allen Thüren des Wohnhauses und sämmtlicher Wirtschaftsgebäude, oft selbst an den Kästen die Anfangsbuchstaben der Namen der hl. drei Könige und die Zahl des laufenden Jahres mit geweihter Kreide aufgeschrieben werden, u. zw. in nachstehender Form:

+
18 C. + M. + B. 95.

Alljährlich am Vorabende des hl. Dreikönigstages werden diese Zeichen ausgelöscht und wieder neu geschrieben. Diese drei Buchstaben welche die Namen der drei Weisen aus dem Morgenlande bedeuten, wie die drei Kreuze an den Thüren, verwehren den Hexen und anderen Verbündeten des Teufels den Eingang in das Innere des Hauses und dessen Räumlichkeiten. Mit der gleichen Kreide wird dann häufig auch am unteren Fußtheile des Bettes der «Trudenfuß» gezeichnet, ein fünfeckiger Stern ⛤, der aber in einem Zuge gemacht werden muss, da er sonst keine Wirkung hätte. Ein derartig gezeichnetes Bett vermag die Trude (auch «Drud») abzuhalten, ihre dämonische Kraft an dem Schlafenden auszuüben.

***

Am hl. Dreikönigsabende gehen in der Gegend von Hinterberg im Salzkammergute und auch in vielen Gegenden des Ennsthals die Armen «glöckeln» und erbitten sich in den Häusern Geschenke. Sie erscheinen gewöhnlich in Schaaren vor den Hausthüren und rufen dabei «Zählt, zählt in aller Welt! Zählt, zählt in aller Welt! Bitt' gar schön um einen Glöckelkrapfen».[1]) Mildherzige Bäuerinnen, die noch diese alte, den Armen zugute kommende Sitte in Ehren halten, betheilen die «Glöckler» reichlich mit Krapfen, die sie den Tag über in großer Menge gebacken, sowie auch mit anderlei Esswaren und Geschenken. Was man einem Glöckner gibt, das gibt man dem Jesukindlein selbst, heißt es im Volksglauben.

***

Die Dreikönigsnacht ist auch zur Teufelsbeschwörung geeignet. Wenn man sich in dieser Nacht auf einen Kreuzweg begibt, erscheint einem der Teufel in Gestalt eines kleinen höckerigen Männleins. Nachdem man den Bösen beschworen und angesprochen, stellt der Teufel mehrere Fragen, gewöhnlich sieben, oft auch neun oder dreizehn, und diese muss man beantworten, ohne «ja» oder «nein» auszusprechen. Besteht man diese Probe, so erhält man dann einen Schatz.

***

Im Oberlande heißt die Dreikönigsnacht auch die «Perchtl-» oder «Percht'nnacht». Da wandert die «Perchtl» (auch «Perchtlgoba»), wenn das «Englische-Gruß-Läuten» vorbei ist, über Berg und Thal. Sie erscheint meist als uraltes Mütterchen, mit Runzeln im Gesicht, weißen Haaren und oft mit gekrümmtem Rücken; ihr Gewand ist zerrissen und vielfach «geflickt». Sie «hatschelt» (schreitet) scheinbar langsam daher, und doch ist dies nur Täuschung, denn ihr Dahinwandeln geschieht ebenso schnell, wie die Wolken am Himmel dahinziehen. Hinter der Perchtl schreiten in langer, unabsehbarer Reihe zarte Kindlein einzeln einher; es sind dies die

[1]) Ferd. Krauß nennt in seinem Werke «Die eherne Mark» diese Sitte «Klöckeln» und schreibt «zelt, zelt...» statt «zählt...»

Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder. Diese halten fest Schritt mit ihrer Führerin, nur das letzte bleibt immer etwas hinter dem Zuge zurück. Manche dieser Kinderseelen schleppen einen Krug mit, in dem sie die Thränen, welche ihre Mütter um sie vergießen, auffangen. Begegnet man einem solchen Zuge der Perchtl, muss man das letzte Kind ansprechen und ihm einen Namen geben, dann wird es erlöst, und die Perchtl dankt einem für diese Gutthat. ***

Zuweilen begegnet nächtlichen Wanderern die Perchtl in Gestalt einer schönen Dame; man erkennt sie dann an der langen Nase, welche ihr eigen ist und auf der zuweilen ein kleines Bienlein sitzt. Wen sie dann auf unrechten Wegen ertappt, den zerreißt sie in tausend Stücke oder sie schlitzt ihm den Leib auf, füllt diesen mit Sägespänen und Häckerling und näht ihn dann wieder mit einer Pflugschar und einer Eisenkette zusammen. An die guten und braven Menschen aber stellt sie eine Bitte, und wenn sie diese ihr erfüllen, so belohnt sie die Frau Perchtl reichlich. ***

In der Dreikönigsnacht kehrt die Perchtl mit ihren Kindern gerne in die Häuser ein. Im Liesingthale und auch in anderen Gegenden Obersteiermarks herrscht noch mehrfach die uralte Sitte, dass nach der Mahlzeit eine Schüssel mit Milch auf den gedeckten Tisch gestellt wird, die sogenannte «Perchtlmilch», von welcher nach dem Volksglauben die Perchtl und ihre Kinder ein kleinwenig genießen. In den Häusern besonders strenggläubiger Leute beobachtet man noch einen andern alten Brauch, nämlich dass von der letzten Speise des Nachtmahls ein kleiner Rest in der Schüssel für die Perchtl übrig gelassen wird; diese Schüssel bleibt die Dreikönigsnacht über auf dem Tische stehen, und jeder Tischgenosse legt seinen Löffel auf. Wessen Löffel nun am andern Tage nicht an seinem Platze gefunden wird, der muss innerhalb des Jahres sterben. (Aus Kalwang.) ***

Die Perchtl darf man, wenn sie eine Stube betritt, ja nicht vorwitziger Weise belauschen, da man sonst von ihr mit Blindheit geschlagen wird. (Ebendaher.) ***

In der Dreikönigsnacht muss jeder Flachs vom Rocken rein abgesponnen sein, da sonst die Perchtl hinein nistet. (Aus dem oberen Ennsthal.) ***

In der Hartberger Gegend geht zwischen Neujahr und hl. Dreikönig «die Pudlmuata» um, ein altes Weib mit einem Buckelkorb auf dem Rücken, darin sie Äpfel, Nüsse, gedörrtes Obst u. dgl. mit sich trägt; sie kommt zu den Kindern, wie anderorts der «Nikolo» und der «Bartel». Nachdem die Pudelmutter, welche, wie den Kindern gesagt wird, ihren mit zwei Ziegen bespannten «Kobelwagen» vor dem Hause stehen hat, an der Zimmerthür angepocht, wird ihr diese von der Hausfrau geöffnet, und nun «pudelt» die wilde Gestalt, welche dick und zottig ist und das zerrissene Gewand um die Mitte mit einem Strick hinaufgebunden hat, in die Stube herein und wirft mit einem frommen Spruche eine Hand voll Nüsse u. dgl. vor sich hin auf den «Flötz» (Fußboden). Die Kinder

müssen nun fein artig darnach langen, auch Gebete aufsagen, worauf sie dann eine Lehre und Geschenke bekommen; schlimmen Kindern gibt die Pudlmutter Kartoffeln oder Rüben, oft selbst eine Ruthe und droht ihnen, sie in den Korb stecken und mitnehmen zu wollen.[1])

Zwischen Weihnachten und hl. Dreikönig gehen fast allerorts im Lande die «Sternsinger» als hl. 3 Könige gekleidet herum, von denen einer einen leuchtenden Stern trägt. Diese Sternsinger sind gewöhnlich Kinder armer Leute; zuweilen machen sich aber auch Erwachsene das Vergnügen, in solcher Verkleidung von Haus zu Haus zu gehen, ein Weihnachtslied, die Anbetung des Christkindleins durch die 3 Weisen aus dem Morgenlande besingend, vorzutragen und dafür milde Gaben einzuheimsen.

***

Im Wölzerthale glaubt man, dass, wenn zwei Züge solcher Stern- oder Dreikönigssänger im Freien bei gewissen Wegkreuzungen und anderen, im Verrufe stehenden Stellen sich begegnen, allsogleich ein dritter Zug solcher Sänger eilends und ungesehen von allen andern herzukommt, und dass sodann gerauft würde, bis das Blut nur in Strömen herabfließe; dieser dritte Zug soll aus höllischen Genossen des Teufels bestehen, die an den frommen (oder frömmelnden) Sternsängern ihren Zorn auslassen.

***

In der nordöstlichen Steiermark gibt es gar «Heilige Dreikönigssängerinnen»; drei Mädchen, eines weiß, das zweite roth und das dritte schwarz gekleidet, geben sich als die hl. Dreikönige aus dem «Morgen-», «Mittel-» und «Abendlande» aus, singen ein Dreikönigslied und nehmen dann die ihnen gereichten Geschenke dankend entgegen.[2])

Südlich und westlich von den Fischbacher Alpen, um Birkfeld, Hartberg, Friedberg und am Fuße des Wechsels ist auch das «Dreikönigsspiel» gebräuchlich. Die handelnden Personen sind die hl. drei Könige und der «Zögerbua», alle vier meist dargestellt von Knaben. Die drei Könige haben jeder, wie dies auch bei den Sternsingern der Fall ist, eine papierene Goldkrone auf dem Kopfe, dann aber auch ein hölzernes Schwert an der Seite; außerdem trägt der eine ein Scepter, der zweite einen hohlen, im Innern von einer Kerze beleuchteten Papierstern, der an einem Stocke angebracht und mit einer mechanischen Vorrichtung versehen ist, die es ermöglicht, den Stern während des Spieles und Gesanges bis zu zwei Metern vorschießen zu lassen. Der dritte König ist der Mohrenkönig. Der «Zögerbua» ist eine hanswurstartige Gestalt, deren Gesicht durch eine bärtige Larve verdeckt ist; in der Hand trägt der Zögerbua einen hölzernen Säbel, in der andern einen Tragkorb oder «Zöger». Er weist auch eine Art Reisepass vor, welcher, in humoristischer Weise abgefasst, seine Person beschreibt. In diesem Aufzuge ziehen die Spieler von Haus zu Haus und werden überall freundlich aufgenommen. Das Spiel findet gewöhnlich in einer größeren Stube statt und beginnt damit, dass zuerst die drei Könige eintreten und einen Gesang anstimmen, darin sie die Reise zu Herodes und nach Bethlehem und die

[1]) und [2]) Handschriftliche Mittheilungen der H. Oberlehrer Ostermaier und Bischofberger.

Auffindung des neugeborenen Heilandes schildern. Darauf treten sie einzeln vor den Hausaltar und legen ihre Opfergaben, Gold, Weihrauch und Myrrhen daselbt nieder. Zum Schlusse stürmt der Zögerbua herein, hält eine komisch-derbe Ansprache in Versen an die Versammelten und drückt darin sein Verlangen nach Geschenken, zumal nach Esswaren, aus. Diesem Begehren wird auch gerne entsprochen, worauf dann alle Spieler zusammen noch ein Danklied an die Geschenkgeber singen.[1])

Außer dem Dreikönigsspiele wird um die Weihnachtszeit herum zuweilen auch das «Weihnachtsspiel», auch «Krippelspiel» genannt, aufgeführt. Das «Weihnachtsspiel» bringt die biblischen Scenen von der Reise Josefs und Mariens nach Jerusalem bis zur Flucht und Rückkehr aus Egypten zur Darstellung; Lieder und Gespräche wechseln darin ab. Die Darsteller spielen ihre Rollen schlicht und natürlich und sind mehr oder weniger auch mit entsprechenden Costümen versehen; wo keine eigene Bühne besteht, begnügt man sich mit einem freien Raume in einer Gaststube oder im Wohnhause eines wohlhabenden Landmannes, der die Ehre solcher Aufführungen in seiner Behausung immer zum Schlusse durch ein tüchtiges Mahl und ein Geldgeschenk zu würdigen weiß. In Eisenerz, wo eine eigene, aus Bergknappen und ihren Angehörigen sich bildende Gesellschaft des öftern Volks- und andere Theaterstücke zur Darstellung bringt, wurde das Weihnachtspiel im vorigen Decennium mehrmals aufgeführt. ***

Oft wird statt des ganzen Spieles nur ein Theil des Stückes aufgeführt, so z. B. jener Abriss, welcher von den Hirten und der Verkündigung der Geburt Christi handelt; man nennt diese Darstellung dann das «Hirtenspiel». (Aus dem Murboden.) ***

Anstatt des «Weihnachtsspieles» pflegte man ehemals im Oberlande das die Erschaffung der ersten Menschen und den Sündenfall behandelnde «Paradeisspiel», davon es mehrere Texte gibt, aufzuführen. Als Nachspiel kam dann gewöhnlich ein «Schäferspiel» zur Darstellung, des Inhaltes: Der gute Hirte (Gottsohn) sucht ein verlorenes Schäflein (Schäferin), die sich einem Schäfer (dem Bösen) in Lieb ergeben hatte; es gelingt endlich dem guten Hirten, das verirrte Schäflein wiederzufinden, darob große Freude im «himmlischen Rath», dagegen großer Ärger im «höllischen Rath» entsteht.[2]) ***

Ehemals galt die Dreikönigsnacht auch als «Lößlnacht», wobei meist die Sitte des «Prügeltragens» Anwendung fand. (Aus Kalwang.) ***

In der Umgegend von Graz soll auch das «Haberfeldtreiben» in der Dreikönigsnacht üblich gewesen sein. Zwar ist diese Art Volksgericht schon lange abgekommen, auch von den Gesetzen verpönt, doch

---

[1]) Dr. A. Schlossar: «Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark.»

[2]) Solche Weihnachts-Paradeis- und Schäferspiele wurden nebst anderen Volkskomödien und Bauernspielen vom Verfasser in Eisenerz gesammelt und dem von ihm dortselbst gegründeten culturhistorischen Museum einverleibt. Siehe über diese Spiele auch die einschlägigen Werke von Karl Weinhold und Dr. A. Schlossar.

herrscht die Ansicht, es werde noch einmal die Zeit kommen, wo das Volk auf solche Weise Gericht halten werde über seine Bedränger.

(Aus St. Veit und Ober-Andritz.) ***

In den nordöstlichen Gegenden der Steiermark heißt die Dreikönigsnacht auch die «Reichmahlnacht», und herrscht dortselbst noch vielfach der Brauch, dass den Dienstleuten an diesem Abende ein reiches Mahl aufgetischt wird, meist aus drei Speisen, darunter auch Braten, bestehend. Den Dreikönigstag selbst nennt man in Pöllau und Vorau herum den «Sieben-» oder auch «Neunrichteltag», weil an diesem Tage das Mahl aus sieben oder neun Gerichten besteht.[1])

Auf den Monat Jänner beziehen sich mehrere Bauernregeln, so z. B. «Nasser Jänner, schlechtes Weinjahr».» — «Tanzen im Jänner die Mucken, kann der Bauer nach Futter gucken». — «Gibts im Jänner wenig Schnee, thut's den Bäumen und Feldern weh.» — Donnert's im Jänner, wird ein reiches Weinjahr.» — «Kommen im Jänner wenig Fröste und wenig Schnee, so kommt beides im März und April.» — «Wie das Wetter zu Makari (2. Jänner), so ist es im September.» — «Zu Fabian und Sebastian (20.) soll Saft in die Bäume gehen.» — «Zu Vicenzi (21.) Sonnenschein bringt viel Korn und Wein.» (Gleiches gilt auch vom 10. Jänner.) — «Ist's zu Pauli Bekehrung (25. Jänner) hell und klar, so kommt gewiss ein gutes Jahr.» (Ziemlich allgemein verbreitet.)

Der nächste größere Feiertag nach dem hl. Dreikönigstage ist der 2. Februar, der

Lichtmesstag.

Da werden in der Kirche die Kerzen geweiht, sowohl solche für kirchliche Zwecke, als auch für Haus und Hof. Vielen Orts ist es üblich, den Chorsängern und Sängerinnen solche geweihte Kerzen zu Geschenk zu verehren. ***

Kerzen, am Lichtmesstage geweiht, werden bei Gewittern gerne angezündet, auf dass der «Donnerkeil» nicht ins Haus fahre. Auch haben solche «gweihte Liachter» das gute, dass durch sie keine Feuersbrunst entstehen kann. (Aus Kalwang.) ***

Der Rauch vom Dochte einer Lichtmesskerze vertreibt den Teufel. Mädchen löschen daher beim Schlafengehen wohl das Licht aus, hüten sich aber, auch den Docht auszudrücken. (Aus dem Murboden.) ***

Ein sonniger Lichtmesstag verspricht ein gutes Flachsjahr. Nach einer andern Regel soll es zu Lichtmess stürmen und schneien, dann ist der Frühling nicht mehr weit; ist es aber am 2. Februar hell und rein, so dauert der Winter noch lange. ***

In manchen Gegenden, z. B. in der nördlichen Umgebung von Graz, ist vor und nach dem Lichtmesstage das «Lichtmesssingen» noch üblich, wobei es ebenfalls auf milde Gaben abgesehen ist.

[1]) Aufzeichnung des H. Pfarrer A. Meixner.

Der Tag nach Lichtmess ist der

Blasitag.

An diesem Tage ertheilt der Priester in der Kirche dem Volke den «Blasisegen», indem er nach beendigter Messe zwei übereinandergelegte Kerzen (es gibt auch eigens, geformte «Blasikerzen») den Kirchenbesuchern an den Hals legt und dabei den hl. Märtyrer Blasius um Fürsprache bittet, dass die Andächtigen vor jedem Übel des Halses und des Schlundes behütet werden. ***

Der hl. Bischof Blasius wird als einer der 14 Nothhelfer bei Halsleiden angerufen, weil er, wie die Legende erzählt, ein Kind, dem eine Gräte im Halse stecken geblieben, auf Bitten der Mutter vom Tode errettet hatte. Weiters berichtet die Volkssage: Als der Heilige in den Kerker geworfen wurde, brachte ihm eine Frau, der er einst ein Schwein aus dem Rachen eines Wolfes gerettet hatte, ein Stück von dem geschlachteten Thiere zum Essen und auch einige Wachskerzen, um damit die Dunkelheit des Gefängnisses zu erhellen. Der Heilige kündigte nun der Frau seinen ihm bevorstehenden Tod an und befahl ihr, sein Andenken durch Almosen und Anzünden von Lichtern zu begehen. Nachdem der Bischof den Märtyrertod erlitten, wurde ihm zu Ehren sein Gedächtnistag mit Lichtern gefeiert. ***

Der Blasisegen hilft auch gegen Zahnschmerzen. ***

Am Blasitag pflegt der obersteirische Landmann den Wind zu füttern mit Mehl und Getreidekörnern, um ihn zu besänftigen und zu beruhigen; hie und da geschieht dies auch an den zwei vorletzten Tagen im December. (Aus Kalwang). ***

Der Wind wird auch mit Milch und Brot gefüttert, wobei beides vor das Haus gestellt wird. Häufig legen alte Weiber auch Nadel und Zwirn dazu, damit der Wind seinen Rock flicken kann. Ein diesbezüglicher Spruch lautet:

«Leutl, geht's hinaus und füttert den Wind:
Fleck, Nadel und Zwirn, dass er seinen Rock flicken kann,
Salz und Mehl, dass sein Weibl was z'essen hat.»[1]) ***

In Mittelsteier ist es Brauch, am Blasitag recht viel Krapfen zu essen, auf dass der Wind nicht die Dächer herabreiße.[2])

An den 22. Februar knüpft sich die Bauernregel, dass, wenn es zu Petri Stuhlfeier kalt ist, der Winter noch lange anhält. Dieser Tag ist also auch eine Art Lostag. In der Frohnleitener Gegend glaubt man, dass, wenn an diesem Tage der Nebel hoch an den Bergen steht, im selben Jahre viele Vornehme sterben; steht er nieder, gehen mehr die minderen Leute mit Tod ab; ist es aber an diesem Tage überhaupt wolkig, so sterben aus allen Ständen gleichviel Personen. ***

---

[1]) Siehe auch F. Krauß: «Die eherne Mark.»
[2]) Mittheilung des H. Pfarrer J. Gogg.

Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren (Landbezirk Znaim).

Von Anton Vrbka, Klosterbruck.

(Fortsetzung und Schluss).[1])

Im Laufe des Jahres erscheinen zu verschiedenen Zeiten eigene Gebräuche.

Am Weihnachtsabend erdröhnen mit dem ersten Aufblinken der Sterne am Himmel ganze Salven von Gewehrschüssen. Der Gemeindehirt erscheint auf der Straße, bläst sein Lied und geht peitschenknallend durch das Dorf. Dann sammelt er die Gaben (Gebäck). Das Christkind erscheint, sowie der hl. Nikolo in Begleitung eines Teufels zur Freude der gesitteten und zum Schrecken der schlimmen Kinder. Am Stephanitag reichen die Frauen ihren Männern die Kleidungsstücke ins Bett, was die Männer am Neujahrstage vergelten. Zu Stephani stehen die Knechte aus, zu Neujahr die Dienstmädchen. Am Dreikönigstage erscheinen die hl. 3 Könige, die jetzt zumeist aus den böhmischen Ortschaften herüberkommen. Ein altes Weihnachtslied lautet:

«Ihr Hirten hebt euch von der Streu,
Dass euch mein Stock nicht Füße leih'.
Schon wirds Licht!
Hört nur, was über unsere Triften
So grauenvoll aus blauen Lüften herunterspricht!
— Dass er (das göttliche Kind) unser freundlich denke,
Nehmt jeder mit euch Festgeschenke
Und bringt sie dar.
Nur Thränen in der harten Krippe
Benetzen seine Rosenlippe,
Der arme Narr!
Du, Jackerl, nimm ein Säckchen Heiden,
Daran mag sich sein Herzchen weiden,
Und Rahm dazu.
Du, Michel, nimm ein Fässchen Butter,
Damit die hochbetrübte Mutter
Ihm gütlich thu'.
Du, Jakob, steck aus dem Gefäße
Dort am Herde frischen Käse
In deinen Sack.
Und jenen großen Honigfladen
Mag Hansl auf die Schulter laden
Für des Herrn Geschmack.

Und ich hab' nur diese Kresse.
«Du, Narr. Die würde dir nicht essen
Das Königlein!»
So will ich meinen Pelz ihm bringen,
Dass nicht der scharfe Frost kann dringen
Zu ihm hinein.
Lenz muss zuhause bleiben,
Aus dem Horn Lieder erschallen lassen,
Wenn er Freudenrufe ertönen hört . . .

Dann wirst du eilig die Pistolen
Hervor aus jenem Winkel holen.
Der ganzen Welt
Verkünde dann mit Freudenschüssen,
Dass es die Völker alle wissen,
Wen sie erhält.»

Nach einer Lobpreisung des Gottesknaben folgt:

«Und gib an dicker Milch und Käse
O Herr! uns immer reiche Lese
Dafür zum Lohn.
Und lasse stets auf unserer Heide
Der Herr dann wachsen fette Weide,
Du Gottessohn!»

Zur Fastnacht wird 3 Tage getanzt. Schon acht Tage vorher wird das sogenannte Probetanzen abgehalten. Das Tanzlocal ist mit Tannenreisig geschmückt. Die Auslagen der Unterhaltung tragen zumeist die Tänzerinnen. Die Burschen haben sie für diese Unterhaltung

[1]) Den ersten Artikel siehe Jahrg. II. S. 160 ff.

von deren Eltern ausgebeten. Sonntag tanzt die Jugend bis früh. Montag abends machen die Ehemänner ihren Tanz: «Monatonz». Ein schöner Walzer erklingt, und auf die Einladung der Burschen eröffnet der Bürgermeister mit der Altdirn den Tanz. Die anderen Männer folgen seinem Beispiele. Während des Tanzens wird den Tanzenden von den Burschen Wein gereicht. Ein Paar bleibt nach dem andern bei den Burschen stehen und stärkt sich mit Wein, wofür der Tänzer 1 fl. auf die Tasse legt und sodann weitertanzt. Diese Stärkung erfolgt bei dem Ehrentanze mehrmals. Dem Walzer folgt eine Polka, dieser ein Marsch. Die Männer bedanken sich für die Ehre und kehren zu ihrem Kartenspiel zurück.

Nach dem Ehrentanze erfolgt die Begleichung des Eintrittsgeldes von Seite der Mädchen. In die Mitte des Saales kommt ein Tisch, auf dem sich zwei aufeinandergelegte Teller befinden. Die Musikanten fangen an zu spielen, worauf sich die Mädchen zu zweien an den Tisch begeben, um ihr Eintrittsgeld (1—5 fl.) zwischen die Teller zu schieben.

In manchen Gemeinden, wie z. B. in Moskowitz, wird auf den Burschentisch ein mit Bändern geschmückter Rosmarinstrauß gestellt. Die Mädchen setzen Geld darauf. Die Meistbietende ist für das kommende Jahr Altdirn. In Selletitz hängt man an den Rosmarinstrauß ein schönes Kopftuch, welches die Mädchen überzahlen.

Dienstag nachmittags hat sich der Faschingsnarr seiner Aufgabe zu entledigen. Er ist durch das schwarzgefärbte Gesicht unkenntlich gemacht. Nebst alten recht entstellenden Kleidern ist er angethan mit einem umgedrehten, gegerbten Schafpelz. Die Hüfte wird mit einem Strohband umwickelt, auf dem Kopfe sitzt ein alter Filzhut, an dem ein Strohband oder ein Flederwisch flattert. Den Filzpatschen sieht man es gleich an, dass sie nicht angemessen worden sind. Zum Einpacken des eingesammelten Selchfleisches trägt er einen Sack mit, in der Hand hält er einen Stock und hörbar macht er sich durch eine «Glinsel» (Schelle). In dieser Tracht geht der Faschingsnarr unter Begleitung der Burschen und Kinder in jene Häuser, wo Tanzdirnen sind, und sammelt Fleisch, Krapfen und Wein, welche zu einem Schmause am Donnerstag bestimmt sind. In Gurwitz wird das Faschingsross getrieben, der Narr ist dort unbekannt.

Dienstag wird nur bis 12 Uhr nachts getanzt, dann verlassen die Musikanten den Tanzboden, um erst am Donnerstag beim Schmause sich einzufinden. Mittwoch früh geht alles andächtig in die Kirche, um dann sofort noch mit den Zeichen der Einäscherung im Wirtshaus einzukehren. Dort wird Häring gegessen und Karten gespielt. Donnerstag Nachts, wenn die Musikanten ausgezahlt und alle übrigen Auslagen gedeckt worden sind, wird der Fasching begraben. Eine leere Flasche wird vergraben oder in den Mühlgraben geworfen.

Das Osterfest ist für Alt und Jung ein Fest der Trauer. Nur die Dorfjugend findet am «Ratschen» ihr Vergnügen. Nachdem am Gründonnerstage die Glocken verstummt sind, versammelt sich die Dorfjugend

Mittags bei der Kirche, um mit ihren Klenkeln und Ratschen den Rundgang durchs Dorf zu machen. Der Zug wird von den Ältesten angeordnet. In der Mitte des Dorfes, auch in einer jeden Gasse wird angehalten. Mit weit gellender Stimme hört man die Jugend rufen: «Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß, den ein jeder katholische Christ beten muss, fallt nieder, fallt nieder auf Euere Knie und betet ein Vaterunser und drei Avemarie!» Nach dem samstägigen Gottesdienste wandern die Kinder mit Körben von Haus zu Haus, um Ratscheier abzusammeln. Ihr Rufen: «Votta und Basl, bitt Enk goa schö, schenks uns a a Ratscha — Ratscha — Ratscha . . .» ist so eindringlich, dass jede Hausfrau froh ist, die Schreier vom Hals zu bekommen. Die Eier werden dann vom Ältesten redlich vertheilt.

In manchen Gemeinden knallen die Burschen gruppenweise am Ostersonntag und Ostermontag mit den Peitschen. Der Ostersonntag heißt auch «Rother-Ar- (Eier)- Sonntag». An diesem Tage gehen die Kinder zu ihren Verwandten, von welchen sie mit Eiern, Obst, Backwerk und Geld beschenkt werden. Mit den ganz kleinen Kindern geht eine ältere Schwester oder das Dienstmädchen, welches auch den Korb trägt. Alle Kinder bekommen für diesen Tag neue Kleider, der kleine Knabe seine erste Hose. Das ganze Jahr werden die Kinder an diesen Tag erinnert, wie z. B. «wenn du brav bist, kannst am «Rothen-Ar-Sonntag zum Göd oder zur Godl gehen, bist du nicht brav, so darfst nicht am «Rothen-Ar-Sonntag» gehen!» Und das wirkt.

Nachdem am Charsamstag die Glocken beim Gloria wieder laut geworden, eilt Alles zu den Obstbäumen des Gartens, um sie zu schütteln. Dies macht die Bäume fruchtbar. Am Ostersonntag vergräbt man die Schalen der geweihten Eier in die Erde. Dies macht das Feld ertragreich.

Vom sogenannten «Schmeckostern» weiß man hier wenig.

Das Kirchweihfest wird hier besonders festlich begangen. Freudig verrichtet die Hausfrau trotz der zur Kirchtagszeit drängenden Feldarbeiten die Vorbereitungsarbeiten. Da wird gebügelt, gestriegelt, getüncht und gescheuert, als gelte es, höchsten Besuch zu empfangen. Sonntag vor dem Feste fährt die Burschenschaft mit lautem Sang und Klang in die Nachbarorte ins «Eilana» (Einladen) und Freitag darauf bei Einbruch der Dunkelheit um «an Tonzbam und die Gspierln» zum Holzhändler. Tags darauf heißt's zeitig aus den Federn sein. Der Gutsherr hat der fröhlichen Jugend gestattet, den Wald zu plündern, um die Tanzhütte mit «Lawa» decken zu können. Eine buntfarbige Fahne und mehrere «Rekrutenfahnl'n» sind schon gerichtet, die Kinderschar schon längst auf dem Schauplatz der kommenden großen Thaten. Endlich wird der Tanzbaum unter lautem «Ho, ruck» emporgehoben und der Erde Schoß anvertraut. Das Herstellen der Tanzhütte, wobei die Arbeit mit Sang gewürzt wird, nimmt den übrigen Theil des Tages in Anspruch. Am Sonntagsmorgen halten die Gäste von nah und fern ihren Einzug. Nach beendigtem Hochamte zieht die Burschenschar mit der «Musi» zu den

Häusern der Honoratioren, vor welchen die Musikanten ihre schönsten Stücke aufspielen, während einige Burschen mit Bäckerei und Wein aufwarten, wofür sie ein ansehnliches Geldgeschenk bekommen. Dieser Tribut ist nothwendig, denn der Kirchtag kostet der «Irken» viel Geld.

Ist auch dieses Entgegennehmen beendet, so zieht das lustige Völklein um die «Altdirn», der sich die übrigen «Irkenmenscha» anschließen, worauf paarweise unter den Klängen der Musik zum Tanzplatze gezogen wird.

Es ist unterdessen 3 Uhr Nachmittags geworden. Nach Aufspielen eines Tusches tanzen die Irkenburschen mit ihren Menschern 3 Stücke und ziehen dann zur Wirtsstube. Aus den Nachbargemeinden kommen die Burschen angefahren und werden von den Ortsburschen mit Musik abgeholt. Sehr oft gehen diese Burschen einfach ins Wirtshaus, wo sie von den Ortsburschen sammt den sogenannten «Kostgängern» (Nichtmitglieder der Irken, die aber gegen Entgeld am Tanze theilnehmen dürfen) zum Tanze abgeholt werden. Öfters steigen aber auch die fremden Burschen gar nicht vom Wagen ab, sondern sie rasen in beschleunigter Fahrt singend im Dorfe auf und ab, fahren auf den Tanzplatz, dann dreimal um den Tanzbaum, machen vor den Musikanten Halt, springen vom Wagen und lassen sich einen Tusch spielen. Sie trinken von dem ihnen gebotenen Weine und verschwinden im Wirtshause.

Das Abholen der Burschen zum Tanzplatz nennt man «Ausbegloatn». In derselben Reihenfolge, wie die fremden Burschen gekommen sind, werden ihnen 3 Ehrentänze gewährt. Nachdem diese Tänze vorüber sind, beginnt das allgemeine Tanzvergnügen. Während der Pausen spielen die Tusche eine Hauptrolle. Die bebänderte Flasche in der Hand, ruft in den Pausen ein Tänzer nach dem andern sein: «Franz Josef», «Radetzky», «Wacht am Rhein» oder aber «Drei Toch gehn ma net hoam», «Am Loatabam hob i mein Strumpf verloren», «s' Mailüfterl», «Koane liaber als d' Mei» u. s. w. und sofort fällt die nimmermüde «Banda» ein. Die Tusche bestehen überhaupt in kurzen oder abgekürzten Volksliedern, die mit gräulichen Trillern beendet werden. Am Anfang schwenken die Burschen ihre Flaschen nach dem Tacte, bei den Trillern trinken sie. In der Nacht vertauscht man in vielen Gemeinden die lärmende Blechmusik mit der zarteren Streichmusik. In manchen Orten kommt die Blechmusik erst in der Nacht so recht zur Geltung, da die große Trommel fleißig gehandhabt wird. Die letztere hat bei Tage auch als Sammelteller für die bezahlten Tusche gedient, wenn die «ausbegloaten» Burschen am Tanzplatz erschienen sind. Sie werfen dann die Gelder auf die aufgestellte Trommel.

Der Lärm, der am Kirchtagsonntag im Wirtshause und am Tanzplatze herrscht, lässt sich nicht leicht beschreiben. Die Einen singen: «Habns a Idee?», die Anderen am Nebentische zu gleicher Zeit: «Sarajevo muss fallen» und die Dritten mitten im Hof sich umschlungen haltend: «Schön ist die Jugendzeit». Dazwischen erschallen Zurufe, Juchzer, Kinder- und Mädchengekreisch. Die Musiker fideln ruhig weiter. Dort

abseits hört man ein dumpfes Pochen auf einem umgestürzten Bottich, der stark umlagert ist. Einer hält die Würfel in der Hand oder in einem Becher und man hört: «A halbs Kilo fahlt no auf an Gulden!» «Vorwärts Monner, dass ma koa Zeit verluisn!» «A Gulden wird di doch net umbringen!» «Elfe gilt!» «Sepp, do host an Zwanziger vorläufi!» «A Zwuckerl, er fahlt!» «Do hosts, er fahlt nit!» «Seids bold firti!» «Los!»

An dem die Reihe zum «Schmeiß'n» ist, der dreht den Handballen, schlägt etlichemal auf den Bottichboden, lässt die Würfel probeweise aus der Hand, alles während einer Todtenstille unter den Spielern. Kommt aber der entscheidende Wurf, so entsteht ein verworrenes Getöse, aus dem man Rufe wie «Eilfe!» «Hots!» «'Troffen is!» «G'fahlt!» «Mir a Zwuckerl!» «Ha, Schulergeld!» u. s. w. heraushört.

So wird die ganze Nacht getanzt, gespielt, gesungen bis zum Morgengrauen. Um die Mittagszeit am Montag zieht die «Irken» mit der Musik durch den Ort, macht hie und da auch wohl ein Ständchen. Dann geht es wieder zum Tanze. An diesem Tage ist es ruhiger. Da besuchen auch die Leute aus den Marktflecken, ja auch aus der Stadt, den Kirchtag, um das bunte Treiben zu besehen. Eine Anzahl aufgestellter Hütten bergen allerlei Süßigkeiten, darunter den vielbegehrten «Marzipan». Der Bursche kauft seiner Liebe ein Herz aus Lebzelt, auf dem die süßesten Sprüche glänzen oder er kauft einen Reiter oder ein Wickelkind, um sie zu necken.

Auch der Städter kauft den Marzipan, um ihn den Seinigen vom Kirchtag heimzubringen, nachdem er «Gansl» und Wein genossen. Die Mädchen sind am Montag gewöhnlich weiß gekleidet, ihre Haare schön geflochten und mit Blumen besteckt. Die Kirchtagsgewänder der Mädchen, oft auch die Schuhe sind aus Seide. Der Vater mehrerer erwachsener Mädchen legt daher am Kirchtag den Ertrag eines kleinen Anwesens für Seidenstoffe aus.

Ebenso wie die zwei vorhergehenden Tage wird auch am Dienstag die Altdirn mit der Musik von den Burschen abgeholt, und im Vereine mit ihr werden alle Kirchtagsmädchen auf den Tanzplatz geleitet. Dabei hat der Altbursch einen mit langen Bändern gezierten Hut auf. Am Tanzplatz angekommen, beginnt das «Um den Hut scheiben».

Es wird nämlich auf einer eigenen Kegelbahn um den Hut geschoben. Wer die meisten Kegel hat, tanzt den Hut abends aus. Für dreimal Scheiben zahlt man 10 kr.

Der Bursche als Gewinner des Hutes tanzt eine Ehrentour mit der Altdirn. Hat er eine Schwester, so tanzt er mit dieser. Später tanzen die meisten Burschen mit. Sie werden öfters angehalten. Die «Irkenburschen» bieten ihnen Wein an. Der Tänzer trinkt, legt ein Geldstück auf den Teller und tanzt weiter.

Ist der Gewinner des Hutes ein Verheirateter, so holt er sein junges Weib und alle seine früheren Kameraden tanzen mit ihren Weibern den Hut aus. Das währt oft bis Mitternacht; dann wird der Gewinner oft noch mit Musik nach Haus begleitet.

In manchen Gemeinden wird am Dienstag auch noch der Bock oder nur der Bock allein ausgetanzt.

Die «Irkenbuima» haben nämlich zum Feste ein Böcklein erworben, dem in Ermangelung eines eigenen, fremdes, prächtiges Gehörn aufgesetzt und von der Altdirn eine Spitzendecke mit Maschenzier beschert wird. Vom ersten Festtage an ist dieses arme Thier zur großen Belustigung der «Zukunftsbuima» an den Tanzbaum gebunden und schaut, wenn es eben nicht geneckt wird, verwundert und ängstlich in das tolle Treiben ringsumher. Die ganzen Festtage wird um dieses Thier gestritten — Kegel geschoben. Stolz wird der, dem dann Dienstag abends dieser lebende Preis zufällt. Freilich ist dieser «Gewinn» eigentlich ein «Verlust», denn der glückliche Gewinner gibt einige Fässer Bier zum Besten, zahlt der «Musi» ein Extrahonorar, fordert dafür aber auch von den beim «Bocktanz'n» Mithaltenden eine Entschädigung.

Dienstag nachts, oft erst bei anbrechendem Morgen wird der Kirchtag (sowie der Fasching) begraben. In Deutsch-Konitz geschieht dies unter endlosen Tuschen am «Feuerberg».

Trotz der drei nur dem Tanzvergnügen gewidmeten Tage hört man doch noch so manche schmucke Dirne sagen, dass «se no zweni tonzt hot!» So manche Dorfschöne hat ihren Zukünftigen gefunden, so manche Andere ihr Glück verwirkt!

In vielen Gemeinden fällt das Kirchweihfest, d. i. die Feier des Namenspatrons der Kirche vor Pfingsten.

In diesen Fällen begnügt man sich nur mit der kirchlichen Festlichkeit und feiert den «jungen Kirchtag» höchstens mit einem kleinen Schmause. Dafür wird der Kirchtag auf eine spätere Zeit, August, September, verlegt und in der beschriebenen Weise als «alter» Kirchtag gefeiert.

Am Kirchtag und im Fasching steht noch der «Robisch» im Gebrauch. Der Robisch besteht aus zwei gleichen Holzstäben, geziert mit Seidenbändern. Bei Abgabe einer Flasche Wein seitens des Wirtes werden beide Stäbe zusammengepasst und ein Einschnitt in beide gemacht, so dass die Einschnitte in dem Stabe, welchen der Bursche hat, mit den Einschnitten in dem Stabe, welchen der Wirt hat, stets übereinstimmen müssen.

Die Pfingstfeiertage sind Freudentage der Mädchen. Ein Trupp Schulmädchen wählt eine Pfingstkönigin. Es ist dies ein weiß gekleidetes, mit allerhand Tand und Bändern und mit einem Kranze geziertes, etwa vierjähriges Kind, das von zwei Colleginnen geführt und in jedem Haus reich beschenkt wird. Die Begleitung singt im Chor:

«Unsre liebe Frau that wandeln, sie wandelt über Land, sie trägt ein goldenes Büchelein in ihrer schneeweißen Hand, sie trägt es so hübsch und so fein, sie trägt's zu Jerusalem, Jerusalem, in die Stadt hinein. Da heben alle Glöckelein zu läuten an, sie läuten ja so hübsch und so fein, sie läuten unserer lieben Frau ins Himmelreich hinein.»

Oder:

«Unsere liebe Frau that spinnen, sie spinnt Gott den Rock, sie kniet zum Altar, Altar und dienet also Gott. Und wenn sie Gott gedienet hat, was geb'n ihr für an Lohn? . . Im Himmel, im Himmel Halbtheil, Schutzengel seine Kron.»

Nachdem die Kinder ein solches Liedchen gesungen, werden sie beschenkt; begegnen sie einen Städter, dann singen sie:

«Wir heben in Gottesnam, wir heben in Herrn zu singen an, wir reden 'n Herrn an in unsrer Weis, weil ich des Herrn sein Namen nicht weiß. Der Herr soll sich bedenken, soll uns ein Silberzehner schenken, ja schenken ein' Silberzwanz'ger ist noch viel mehr, ist noch viel mehr, das ist 'n Herrn sei große Ehr.»

Die noch an kirchliche Einrichtungen gemahnenden Gebräuche beziehen sich auf Allerheiligen, auf den Barbarazweig, die Thomasnacht, den Maibaum und das Johannesfeuer.

Zu Allerheiligen ziehen alle Kinder durchs Dorf, bei jedem Hause anhaltend und schreiend: «Vetta und Basl, bitt Enk gor schön, schenk's uns a an Heiligenstrizl». Darauf erscheint die Hausfrau mit einem «Backsimperl» zwischen der Hausthür und betheilt die Kinder mit Obst, Back- und Zuckerwerk. In vielen Orten erscheinen am Tage Allerheiligen die armen Leute aus der ganzen Umgebung, um sich Heiligenstrizen zu holen.

Am 1. Adventsonntage schneiden die Mädchen einen Kirschzweig vom Baume und geben ihn in ein Glas Wasser. Hat er bis zum heiligen Abend ausgetrieben, so kommt das folgende Jahr ein Freier.

In der Thomasnacht wird von Burschen fleißig mit Pistolen geschossen, wie dies auch stattfindet am hl. Abend, am neuen Jahrestage und am Dreikönigstage. Dies sind die «Rauhnächte». In diesen Nächten werden alle Zimmer, Ställe, Kammern u. dgl., kurz alle Räume des Hauses, mit Weihrauch eingeräuchert.

In der Nacht auf den ersten Mai setzen die Burschen ihren Liebsten einen sogenannten Maibaum (meist ein Weidenzweig). In ihrem Übermuthe setzen sie ihn oft auf die höchsten Stellen der Häuser. Es kostet dann den Hausbewohnern große Mühe, diese Äste wieder zu entfernen.

Am Abend vor Johanni werden auf freien und erhöhten Punkten große Haufen Bürteln (Rebholz) aufgeschichtet und angezündet. In manchen Gemeinden wird auch ein hoher Tanzbaum aufgestellt, unter dem das Johannisfeuer abgebrannt wird.

Andere Gebräuche, die sich auf die Jahreszeiten beziehen, stehen mit der Ernte und mit dem Winter in Zusammenhang. Ist der Schnitt zu Ende, so flechten die Schnitter aus allen Getreidearten und aus Feldblumen einen Kranz. Eine Schnitterin setzt denselben aufs Haupt, und mit Gesang fährt man nach Hause. Hier wird der Kranz der Hausfrau auf den Kopf gesetzt. Dann bekommen die Schnitter eine reich besetzte Tafel, genannt «Schnitterhahn». Jener Kranz hängt oft über's Jahr an einem gesicherten Orte.

Haben die Drescher ausgedroschen, so wird beim letzten Stroh ganz geheim von einem Drescher (dem jüngsten) das sogenannte Krapfenholz

der Hausfrau in die Küche getragen. (Das Krapfenholz besteht aus einigen Stückchen Holz und ein wenig Stroh.) Bringt der Drescher das Holz der Hausfrau unvermuthet in die Küche, so gibt es Gelächter und Freude bei den Dreschern. Da aber die Hausfrau von dem Vorhaben der Drescher weiß, so sucht sie es auf alle mögliche Weise hintanzuhalten. Erwischt sie den Drescher mit dem Holze außerhalb der Küche, so muss er sichs gefallen lassen, dass er über und über mit Wasser begossen wird. Es greifen die Drescher deshalb nicht selten zu einer List. Der Drescher verkleidet sich und schleicht um das Haus herum und bittet bei der Gassenthür mit verstellter Stimme ganz demüthig um ein Almosen. Öffnet die Hausfrau, so steht der Drescher mit einem Satze in der Küche.

Oder es entsteht auf einmal ein fürchterliches Spectakel in der Scheuer (wenn die Scheuer sich im Hofe befindet). Die Hausfrau, neugierig was vorgeht, eilt aus der Küche, und der versteckte Drescher huscht in die Küche. Ist aber die Hausfrau zu vorsichtig und nicht zu überlisten, so klettert wohl der jüngste Drescher aufs Dach und schiebt das Krapfenholz durch den Rauchfang in die Küche.

Beim Drescherhahn geht es hoch her. Da kommen Braten, besonders Brathähne, feine Krapfen und anderes Backwerk auf die Tafel. Dazu wird Wein getrunken. Nach der Mahlzeit folgt ein Kartenspiel, gewöhnlich um Nüsse bis Mitternacht, dann wird abermals gegessen; getrunken und gespielt wird bis Morgen. Oft werden auch außer den Dreschern Freunde zum Drescherhahn geladen. In Gr.-Tajax und Erdberg wird auf einen solchen Drescherhahn sehr viel gehalten.

Ist der erste Schnee gefallen, dann ladet die Hausfrau die Nachbarinnen und deren Töchter zum Federschleißen ein. Die Burschen der Bekanntschaft kommen zum Besuche. Da wird erzählt, gesungen und geschäkert, aber auch oft arg verleumdet. Nachdem alle Federn geschlissen worden sind, gibt die Hausfrau ein Mahl, den sogenannten «Federhahn» zum Besten. Bei dieser Mahlzeit spielt der Kaffee und das Gebäck die Hauptrolle.

Ein eigenthümlicher Gebrauch war noch vor kurzem in Pöltenberg üblich. Inmitten des Thajaflusses war nämlich ein großer Pfahl angebracht, geschmückt mit bunten Fahnen und Bändern, umgeben von frischem, grünen Tannenreisig. Am Pfahle war ein lebender Hahn angebunden. Nach diesem wurde nun mit Steinen geworfen. Das arme Thier musste zu Tode geworfen werden. Der tüchtigste Steinwerfer wurde mit einem buntgeschmückten Ziegenbocke als Siegespreis belohnt. Dieser wohlgezielte Steinwurf, der dem Hahn das Leben nahm, erfolgte aber nicht so bald, als es dem armen Thiere zu wünschen gewesen wäre.

Merkwürdig ist der Charakter unseres Volkes. Mehr verschlossen als offen, misstrauisch, barsch, aber doch gutmüthig, aber auch eigensinnig, rechthaberisch, streitsüchtig und neidisch, doch ehrlich und religiös steht der Thajaner vor uns als Mensch von ziemlich kräftiger Constitution, der den Einfluss der Cultur immer höher schätzen lernt, der für seine Kinder mitunter große Opfer bringt, um ihnen eine tüchtige Schulbildung ange-

deihen zu lassen. Gegen seines Gleichen ist er freundlich und zuvorkommend, gegen höher Gestellte freundlich ernst, aber nicht kriecherisch; er ist gastfreundlich, aber nicht verschwenderisch, heiter, voller Humor, aber nicht ausgelassen. Er ist empfänglich für Alles Gute und Schöne, aber auch stolz auf seine Eigenart, er achtet sich selbst. — Er ist nüchtern, sparsam und klug. Gereizt oder beleidigt, verzeiht er schwer und wird gewaltthätig. Hat man ihm Achtung abgezwungen, dann ist er sehr leicht zu führen. Er ist ausdauernd und immer dem moralisch Besseren zugeneigt.

Der Humor des Thajaners zeigt sich in Neckereien, die er auf einzelne Personen und auch auf ganze Ortschaften ausdehnt. Die Zusammenstellungen mehrerer Taufnamen (vom Sohn, Vater und Großvater) wie z. B. «Seppl-Hans-Iri» oder «Marie-Kathl» gehören nicht zu den Neckereien, sondern dienen heute noch zur Bezeichnung der Abstammung und somit zur Bezeichnung der Person selbst.

Eine der gebräuchlichsten Neckereien ist noch das Hinaufstellen eines Pfluges oder gar eines Wagens auf den Dachfirst des Hauses. Da dieser Spass nur auf Strohdächern gelingt, diese aber immer seltener werden, kommt diese Neckerei langsam in Vergessenheit.

Unter den Bauernregeln wurden nur wenige ausgewählt u. zw. aus dem äußersten Osten, Norden, Süden und West des Bezirkes, um zugleich die Art des hiesigen Dialektes in den durch die Nachbarschaft beeinflussten Nüancen anzudeuten:

Der Luggauer (Nordwest) sagt:

«Der im Heu nit goblt,
Der im Schnitt nit zoblt,
Und im Lesen nit fruh aufsteht,
Muss schau'n, wias ihm in Winta geht!»

Der Joslowitzer (Osten) sagt:

«Wie der Ocker, so die Ruibn,
Wie der Voda, so die Buibn,
Wie die Muida, so die Töchta,
Öfta a wengrl schlechta!»

Der Lechwitzer (Nordost) spricht:

«Sein d' Krohna zu Irg no blind,
G'freut sie Mann und Kind!»

Der Kaidlinger (Süden) meint:

«Der Mathäus bricht's Eis,
Find er kans,
So macht er an's!»

Aus dem Centrum des Bezirkes:

«Af an grobn Klotz g'hert a grob'r Keil.»

Bauernregeln, die sich auf den Anbau beziehen:

Regnets die 3 Faschingstag, so soll die Bäuerin den Rock vom Leib verkaufen und Samen einkaufen.

Wenn man beim Ackern über Mittag am Felde bleibt, so soll man die Wage aushängen, weil sonst der Teufel mit den Pferden ackert.

Wenn die Weiber zum erstenmale aus dem Grasen kommen, werden sie mit Wasser begossen, damit die Kühe gute, fette Milch geben.

Wenn man «Brein» (Hirse) baut, soll man sich ein Körnchen unter die Zunge legen, und während des Säens nicht sprechen, weil man da den Spatzen den Schnabel sperrt.

Wenn man zum erstenmale aus dem Ackern kommt, lasse man etwas Ackererde auf dem Pfluge. Diese sollen dann die Weiber, aber nicht mit bloßer Hand, in die Hühnersteige tragen, dann legen die Hühner fleißig.

Wenn zur Erntezeit der erste Wagen mit Korn beladen in der Scheuer abgeladen wird, so wird der breite Laden, der unten zwischen den Leitern liegt, nicht, wie es am einfachsten wäre, umgedreht, sondern mit dem Besen abgekehrt, das soll gegen die Mäuse helfen.

Das «Lied» und «Spiel» nur mit der Bemerkung streifend, dass in unserem Gau nicht wesentlich Verschiedenes von dem im benachbarten Niederösterreich Gebräuchlichen gepflogen wird, betrachten wie die durch Krankheit und «Aberglaube» veranlassten Gebräuche.

Es kommt vor, dass die Kühe verhext werden, so dass sie auf einem Striche anstatt Milch Blut geben. (Dieser Umstand tritt ein, bei nicht genügender Reinhaltung der Milchgeschirre oder auch nach dem Genusse von gewissen Pflanzen, besonders der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale). Verhext werden die Kühe gewöhnlich durch ein Weib, dem man auf sein Verlangen keine Milch gegeben hat. Abhilfe wird geschafft, wenn man auf ein Papier die Buchstaben aufschreibt, wie nachfolgend gezeigt ist, und das Knäuel, in Brot gewickelt, der Kuh zum Fraße reicht:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS. [1])

Wenn beim Buttermachen der Rahm nicht zusammen gehen will, dann wird er in einen Topf gegeben und mit Ruthen gepeitscht. Man glaubt, dass dadurch die Hexe ausgetrieben wird. Darnach wird der Rücken der Kuh mit dem durchgepeitschten Rahm dreimal bestrichen.

Hier und da wischt auch die Kuhdirn den Rücken der Kuh mit ihrem soeben abgezogenen Hemd ab, um die Hexe zu bannen.

Wenn ein recht schönes, im hohen Werthe stehendes Vieh von Leuten recht bewundert wird, so kann es «verschrieen» werden. Nicht jeder Viehbesitzer gestattet daher, seinen Stall zu betreten. Geschieht es dennoch, so darf der Eintretende nicht unterlassen, dreimal das Vieh anzuspucken. Das «Verschrieen sein» tritt auch bei Menschen auf und äußert sich darin, dass die sonstige Lebhaftigkeit und Esslust abnimmt.

Will man nun die Überzeugung haben, ob das betreffende Vieh wirklich verschrieen sei, nehme man ein Glas Wasser und lasse in dasselbe eine ungerade Anzahl Kohlenstückchen, also 3—5 oder 7, auch 9 hineinfallen. Beim Hineingeben jedes dieser Kohlenstückchen ist das Kreuzzeichen zu machen und dabei zu sprechen: «Im Namen Gott des

[1]) Die altberühmte Satorformel.

Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes Amen». Geht die Mehrheit der Kohlenstückchen unter, so kann man dessen gewiss sein, dass das Thier (der Mensch) verschrieen ist. Zum Zwecke der Wiederherstellung gebe man ihm von diesem Wasser zu trinken, den übrigbleibenden Theil gieße man dorthin, wo niemand darüberschreitet: das ist zwischen die Thürangel oder den Gartenzaun.

Damit kleine Kinder nicht verschrieen werden, hefte man irgend ein rothes Band an ihre Haube oder an ihr Röcklein.

In Schaffa (Judengemeinde) beugt man dem Verschreien vor, indem man ein Bündel aus neunerlei Tüchern um den Hals trägt. Den Beweis, dass jemand verschrieen ist, bringen 7—9 Stück Kohlen, die man in ein Glas Wasser wirft. Hiebei zähle man rückwärts: 9, 8, 7, u. s. w. Geht die Kohle unter, so ist man verschrieen. Alsdann nehme man «Verschreikraut» zu neunerlei Tüchern, lege dies alles auf glühende Kohlen und lasse es verbrennen. Den Rauch hievon fange man in einem darübergehaltenen Tuche auf und lasse letzteres dem «Verschrieenen» um den Kopf binden.

Über das Ansprechen, Heilung durch Sympathie, ist mir Einiges bekannt geworden:

Gegen Fieber:

Bete ernstlich früh, alsdann kehre das Hemd um, den linken Ärmel zuerst, und sprich: «Kehre dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich!» Nenne den Namen dessen, der das Fieber hat, und setze bei: «Zur Buße sage ich dir: Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes Amen!» — Sprich diese Worte 3 Tage nacheinander, so vergeht das Fieber.

So Kinder verwachsen sind:

Wenn kleine Kinder unter den Achseln verwachsen sind, so reibe man sie an 3 hintereinander folgenden Tagen früh mit nüchternem Speichel ein mit den Worten: «Hilf dir Gott Vater . . .!»

Wunden zu heilen, sie mögen sein, wie sie wollen:

Sprich also: «Die Wunde binde ich in die 3 Namen der hl. Dreieinigkeit. So du an dich nimmst Glut, Wasser, schwinden Geschwulst und alles, was der Wunde Schaden mag sein.» Dies muss dreimal gesprochen werden.

Fahre dann mit einem Faden um die Wunde herum, lege ihn unter einem rechten Winkel gegen die Sonne und sprich: «Ich lege dich dahin, dass du an dich nimmst Gliedwasser, Geschwulst, Eiter und Alles, was der Wunde Schaden mag sein. Amen!»

So der Mensch Würmer im Leibe hat:

Sprich: «Petrus und Jesus fuhren auf den Acker, ackern vier Furchen, ackern auf 3 Würmer: der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist roth, da sind alle Würmer todt. Im Namen Gott des Vaters . . .!»

Bei der Abzehrung wird der kranke Körpertheil betastet und unter Gebeten mit Brot, Honig und Salz bestrichen.

Unter den Hausmitteln, von denen die Mehrheit auch weit über die Grenzen unseres Gaues bekannt ist, also nichts Charakteri-

tisches bietet, seien hier die geheimsten, die mir noch erreichbar waren, erwähnt:

Die Warzen vertreibt man, wenn man Strohknöpfe unter die Dachrinne vergräbt. Sie vergehen auch, wenn man sie mit Menstruationsblut bestreicht. Gegen Fieber hilft ein getrockneter und gestoßener Taubenmagen, der in Wein gelöst worden ist. Ebenso bereite man mit Wein das Herz der Fledermaus und reiche die Lösung als Getränk dem Manne, dessen Liebe man gewinnen will. Auch jenes oben erwähnte Blut wirkt dasselbe Wunder, wenn man es dem Erkorenen, in Speisen eingebacken, zum Genusse reicht.

Gegen die Druden und Hexen gibt es nur Weihwasser und Gebete. Hat das kleine Kind die Brustwarzen wund, dann hat die Drude an seiner Brust gesogen. Da hilft nur Weihwasser und Gebet, außerdem die strengste Wachsamkeit der Mutter.

Ist im Hause ein Diebstahl vorgefallen, dann nimmt die Hausfrau, wenn der Dieb sonst nicht eruiert werden konnte, eine Scheere, steckt die Spitzen der Scheerenmesser in die Holzwand eines Haarsiebes, sodass das Sieb an der Scheere nach unten hängt, und fordert jemanden auf, mit ihr zugleich bei den Fingerringen unten, nur auf das 1. Glied des Zeigefingers gestützt, den Apparat zu halten. Sie denkt nun an den des Diebstahls Verdächtigen; hat sie in ihrer Vermutung Recht, dann dreht sich das Sieb im Halbkreis.

Wie viele solcher und ähnlicher Gebräuche sind schon in Vergessenheit gerathen, wie viele in den letzten Überresten verworren und unkenntlich übriggeblieben!

Das mächtige Klosterstift Bruck, das in unserem Bezirke mehr als 30 Pfarren besaß, hat sich gewiss aufs eindringlichste bestrebt, alle die Erscheinungen des Menschenlebens, welche mit der Kirche in innige Berührung treten, in seiner Weise umzugestalten und seiner Lehre anzupassen, sodass von den altgermanischen Gebräuchen wenig und dies in angewandter Form übrig geblieben ist. Das sehen wir besonders bei den Gebräuchen, die vor dem Sterben und nach dem Tode erfolgen. Nur der «Leichenschmaus» erinnert bei uns noch an altheidnische Gebräuche, alles Übrige trägt die katholische Uniform. Beim Leichenschmause wird gewöhnlich Käse und Wein credenzt. Dieser Trunk galt einst Wuotan, dem Herrn des Todes, von dem man die Ruhe des Verstorbenen erbat. Überdies durfte der Erbe in den Besitz des Überkommenen solange nicht treten, solange der «Erbtrunk» nicht geleeret war.

So war ich bestrebt, die noch auffindbaren Gebräuche oder ihre Spuren aufzuzeichnen und in der sicheren Hoffnung, dass sie ein interessanter Beitrag zur Etnographie Südwestmährens sind, zu sammeln, bevor sie ganz verschwinden. Unterstützt haben mich hiebei die Collegen Marburg—Grusbach, Fischer—Gerstenfeld und Rybka—D.-Konitz.

Die Thiere in Sprache, Brauch und Glauben des Egerlandes.

Von Prof. J. Neubauer, Elbogen.

(Schluss.)

2. Vögel.

Vogel. — Vuăgl, dem. Vüăgh^{r}l. — Sauwăra Vuăgl — Sauberer Vogel — zur Bezeichnung eines Menschen, der nicht viel wert ist. — Leichtă Vuăgl, ein leichtsinniger Mensch. — Làusă (loser) Vuăgl.[1]) — vögln, coire.[2]) — Vuăglbeă^{r}, Eberesche (Sorbus aucuparia).[3]) — Vuăglhäusl, Käfig.[4]) — Dă Vuăgl is as-g'fluăgn, wenn man fort ist.[5]) — Wöi dă Vuăgl in 'n Hàă^{n}f oder in 'n Hàă^{n}f-sàma, zur Bezeichnung des Wohlergehens, des Behagens.[6]) — Vüăghrl flöigh fuă^{r}t, Vüăghrl kumm widă! — ein Spiel der Kinder mit den Fingern, das darin besteht, dass man auf je einen Fingernagel der beiden Hände ein Blättchen Papier oder ähnl. klebt (was das «Vüăghrl» vorstellt) und dann diese Finger von einer Tischkante aus in die Höhe schwingt und hierauf den Nachbarfinger, der kein Blättchen trägt, auf der Kante auflegt. Beim «Vüaghrl kumm wida» wird der beklebte Finger wieder auf die Kante gelegt. Das Spiel muss schnell vor sich gehen.

Geier. — Geiă. — Geiă! — Geiă! nu ă màl. Ausrufe der Überraschung, der Verwunderung. — Dass di dă Geiă! Hul di dă Geiă! — Verwünschungen.[7]) — Häi^{n}ăgeiă, Häi^{n}lgeiă, der Habicht (Aster palumbarius)[8]), ă Keă^{r}l wöi ă Häi^{n}lgeiă, ein zerraufter, schlampichter Mensch, auch ein magerer.

Adler. — Àdlă. Odlă.

Habicht. — Hàcht.[9]) — Häi^{n}lgeiă, Häi^{n}ăgeiă. — Wöi dă Hàcht bezeichnet den Eifer, mit dem sich jemand auf etwas wirft oder etwas begehrt.

Specht. — Specht.

Kuckuck. — Kuckuck. — Zăn Kuckuck! — Kuckuck nu ă màl! Hul di dă Kuckuck! Hul's dă Kuckuck![10]) — Verwünschungen; das letzte auch resignierende Phrase bei Verlusten. — Auch in der Bedeutung von niemand: Dös wàiß dă Kuckuck.[11]) — Kuckuck — ein Spielzeug für Kinder, eine Art Pfeife aus Thon, welche

---

[1]) S. Sand. III, 1426.

[2]) Mhd. vogelen, vogeln vom Begatten der Vögel Lex. III, 425; ebenso Lex. KW. 100, Schmid 208, Stald. I, 388, Sand. III, 1428.

[3]) S. Adelg. IV, 1219, Sand. I, 104.

[4]) Mhd. vogelhiusel Lex. III, 426.

[5]) S. Hüg. 183.

[6]) S. Sand. III, 1425.

[7]) Verdeckte Bezeichnung des Teufels wie Fuchs, Kuckuck; vgl. Adelg. II. 676, Sand. I, 565.

[8]) In Gr. Wb. IV, 1879 Falco milvus, in Adelg. II, 1308 Falco aeruginosus, bei Kn. 311 der Habicht.

[9]) Hacht — Habicht Schm. II, 148.

[10]) S. Geier; vgl. Gr. Wb. V, 2526, Adelg. II, 843, Sand. 1044, Simr. 460, Hüg. 97.

[11]) in der Bedeutung von Teufel, s. Anm. 10.

Kuckuckstöne von sich gibt. — Der Name Kuckuck ist in dem einer Pflanze: Guzägagl (der), (Orchis Morio, O. maculata und O. mascula) enthalten.[1]) Kuckucksspàichl (Kuckucksspeichel), ein weißer Schaum an Pflanzen, der von der Cicada spumaria herrührt.[2]) — Der Kuckuck an der Uhr. — Wenn man den Kuckuck zum erstenmal hört, so soll man auf seine Geldtasche schlagen, dann wird immer Geld darin sein. So oft er ruft, so viele Jahre wird man noch leben.[3])

Papagei. — Pàpägeiä, Pàpagei.

Schwalbe. — Schwàl (der).[4]) Die Schwalbe ist ein heilig gehaltener Vogel, dem niemand etwas zuleide thut und den jeder Egerländer gerne in seinen Ställen nisten lässt.[5]) Sie tödten, bedeutet Unglück. — Màröä (Mariä) Geburt zöihä d' Schwàlm furt. — Schwàlmniäst, ein Fehler bei einer Kuh, wenn die vulva eingesunken ist und zu tief liegt, um vom Stiere belegt werden zu können. — schwàlwln, dumm herreden, Unzusammenhängendes reden, leeres Zeug plauschen.[6]) — Houtschwàlm — (Hutschwalben) in den Redensarten: Deän hàut vän Houtschwàlm (Houtschwàlwän) tramt (geträumt), deä[r] fürcht si vän Houtschwàlm (Houtschwàlwän) — in beiden Fällen gelten Hutschwalben für absonderliche Ausgeburten der Phantasie.

Würger. — Eine Art Würger, die in Steinklüften sich aufhält, heißt: Stàä[n]gàtzä m.[7])

Drossel. Amsel. — Dràuschl (der).[8]) Àmschl.[9]) — Zipp (der). Dràuschl ein häufig gebrauchtes Schmähwort für einen dummen Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts.[10])

Wachholderdrossel. Krammetsvogel. — Kronawetta, Kronawittä (der).[11]) Zäämä m.[12])

Nachtigall. — Nàchtigàl. Nàchzigàl.

Star. — Stàrl.[13])

---

[1]) In Gr. Wb. V, 2528 und Sand. I, 1044 Kuckuck: Ajuga, Orchis maculata; bei Adelg. II, 843 Guckgucksblume: Lychnis Flos cuculi, Sisymbrium Nasturtium. S. Artikel Guzagagl in Nb. 68.

[2]) weil er mit dem Erscheinen des Kuckucks zu bemerken ist und verschwindet, wenn der Kuckuck fortzieht; vgl. Gr. Wb. V, 2529, Adelg. II, 844.

[3]) S. Sand. I, 1043, Simr. 502, 533.

[4]) Kommt auch mhd. als masc. vor, der swalbe, der swalme Lex. II, 1333; s. Schwalm m. bei Stald. II, 359, Schm. III, 535.

[5]) Vgl. Lex. KW. 228.

[6]) S. schwalwln, schwaiwln — zwitschern, plaudern bei Schm. III, 535.

[7]) Gàtzn v. bezeichnet sonst das Schreien der Hennen, mhd. gagzen, gatzen, Lex. I, 724; vgl. dazu Nb. 61.

[8]) Mhd. droschel f. Lex. I, 468, auch bei Adelg. I, 1558 die Form Droschel; Gr. Wb. II, 1435, Sand. I, 320, Schm. I, 416, Hof. 17.

[9]) Die aspirirte Form auch in Gr. Wb. I, 280, Sand. I, 29, Lex. KW. 6.

[10]) In Gr. Wb. IV, 1435, Sand. I, 320 Schimpf für eine alte Frau.

[11]) Mhd. kranewitvogel Lex. I, 1710 zu kranewite Wachholder, egerl. Kràu[n]widl; Gr. Wb. V, 2043 Kranwitvogel, Sand. I, 1427, Krannabet — Kranwit — Kronwet — Kronawetvogel; Kranewetter Schm. II, 387; s. Andr. 222.

[12]) Mhd. ziemer m. Lex. III, 1106; Adelg. IV, 1711, Sand. III, 1761.

[13]) Starl m. Lex. KW. 239, Schm. III. 657.

Grasmücke. — Sprächmeistă.

Rothkelchen. — Ràuthkül^{r}l.

Rothschwänzchen. — Ràuthschwanzl.

Bachstelze. — Boochstelz (der).

Zaunkönig. — Zau^{n}künigh.

Meise. — Moisl (der). Finknmoisl. Blàumoisl.

Rabe. Krähe. — Ro. Kràuă.[1] — kulro^{b}mschwà^{r}z.[2]) — Àă^{n} Kràuă häckt dă^{r} ànnăn d'Augn neă^{n}t as.[3]) — Scherzräthsel: Wos is ă Löigh (Lüge)? — Antw.: Ämäts (jemandem) in d' Händ scheißn u àffă sogn: 's is ă Kràuă. — Ro kommt nur in der Redensart stölln (stehlen) wöi ă Ro vor.[4])

Dohle. — Dulă, auch Hätz.[5])

Elster. — Àghălàstă.[6]) — Hätz.[7]) — Àghălàstă (das), Schimpfwort für ein böses Weib.

Nussheher. — Nußără.

Lerche. — Lerch (der).[8]) — Kopplerch, die Schopflerche. — Singă wöi ă Lerch. — Lerch bezeichnet auch die Frische und Munterkeit: Ich bin fröi af-g'ständn u wàă^{r} frisch u g'sund wöi ă Lerch.[9])

Goldammer. Ammerling. — Amăling.

Gimpel. — Gimpl. — Bezeichnung der Dummheit.[10]) Bezeichnung einer großen oder auch einer rothen Nase.[11])

Stieglitz. — Stiglitz.

Fink. — Ă sauwără Fink. A schäină Fink. A làusă Fink.[12]) — Mistfink, Schimpfwort.[13])

Bergfink. — Tschetsch^{r}l. Tschotsch^{r}l.[14])

Hänfling. — Hanfling.

Zeisig. — Zeisl (das). Zeis^{r}l.[15]) Seltener Zeisigh. — Schreiă, wöi wenn ă^{n} Beedlmàă^{n} 's Zeisl askummă wa (schreien, wie wenn dem Bettelmann der Zeisig ausgekommen wäre) — eine speciell eger-

---

[1]) Mhd. krâ, krâe, krâhe, krô Lex. I, 1699; s. Gr. Wb. V, 1965 f., Krähe für Rabe auch in Gr. Wb. V, 1969; s. Krâ bei Lex. KW. 165, Krâ, Kraue, Krau Schm. II, 377

[2]) S. Gr. Wb. V, 1595, Sand. I, 1039.

[3]) S. Gr. Wb. V, 1966, 1969, Adelg. II, 1742, Sand. I, 1009.

[4]) S. Hof. 84, Adelg. III, 904, Sand. II, 626.

[5]) auch Pett. 38, Gr. Wb. IV, 1270; s. Elster.

[6]) Mhd. agelster, aglaster, agelaster, Lex. I, 27, ahd. agalastrâ, s. weiteres Nb. 33, schwäb. Agelstür, Ägerst, Schmid 12, auch Hetze, 277; vgl. Hof. 42, 43; Adelg. I, 233.

[7]) Hetze, Schmid 277; Adelg. I, 233, Sand. I, 702, Gr. Wb. IV, 1270.

[8]) ausnahmsweise masc. in Gr. Wb. VI, 759.

[9]) S. Sand. II, 111.

[10]) S. Sand. I, 586, Hüg. 67.

[11]) S. Hüg. 67, Adelg. II, 690.

[12]) Dieselben Bedeutungen wie Vogel, s. d. — ein loser, böser, leichter Fink in Gr. Wb. III, 1664; s. Sand. I, 448, Kn. 218.

[13]) Sand. I, 448, Adelg. III, 230, Gr. Wb. VI, 2270.

[14]) S. Tschetscher m. bei Knothe 192, auch Rothhänfling.

[15]) Mhd. zîsel Lex. III, 1135 Lex. KW. 264 Zeisl; ebenso Schm. IV, 288; nied.-öst. Zeiserl Hof. 55.

ländische Phrase, bedeutet laut, jämmerlich schreien. 's Zeisl[1]) bedeutet, aber nur in diesem Falle, penis. Weil der Bettelmann gewöhnlich zerrissene Kleider hat, so ist es wohl leicht möglich, dass ihm ein solches Unglück, von dem die Rede ist, passieren kann.

Sperling. — Spàutz.[2]) Sperk.[3]) — Spàutzn, kleine, feste, in Wasser gekochte Klöße.[4]) — Keck wöi ă Spàutz.[5]) — Bàină wöi ă Spàutz, dürre Beine.[6]) — Ă Pfànnă, ă Pfannl màchn, dass ă pààr Spàutzn draf sitzn künnă, bezeichnet starkes Weinen, bei dem man die Lippen vorstreckt (Pfännchen mit den Lippen macht). — Schimpfm wöi ă Schlàutsperk (Schlotsperling), wie man wo anders sagt: wie ein Rohrspatz.[7]) — Dös pfeifm schon d' Spàutzn am Dooch — für allgemein Bekanntes. — Bessă ă Spàutz in dă Händ, àls ă Tau (Taube) am Dooch.[8])

Kanarienvogel. — Kanări.

Kreuzschnabel. — Grünăs.[9]) Der Kreuzschnabel ist auch ein heilig gehaltener Vogel. — Man glaubt von ihm, dass er Krankheiten, namentlich der Kinder, an sich ziehe und dass in schweren Fällen er durch seinen Tod das Opfer für das Kind werde.

Taube. — Tau. Tauwă, der Tauber. — Täuwi, die Täubin. — Turteltau, Turkltau, Trummltau.[10]) — Taubmzipfl, Schimpfwort. — Deăr denkt ă, 's flöign ăn die bràutn (gebratenen) Tabm ins Mal. — Täuwling, ein essbarer Schwamm, Agaricus.[11])

Rebhuhn. — Rebhäinl. — ă Kitt Rebhäinlă, mehrere bei einander in einer Furche liegende Rebhühner.[12])

Wachtel. — Wàchtl. — Wàchtlwàiz, Melampyrum arvense, M. nemorosum.[13])

Zahlenreim:

> Àchtmàl àcht hàut d' Wàchtl g'sàgt.
> Neunmàl neun in's Vuăglhäusl ein.

[1]) Vgl. mhd. zisel penis Lex. III, 2135, auch bei Schm. IV, 289.

[2]) Mhd. spaz, spatze Lex. III, 1073 Koseform von spare; vgl. Adelg. IV, 173, Lex. KW. 235, Hof. 17, Schmid 499, Schm. III, 582.

[3]) Bei Adelg. IV, 185 auch die Form Sperk erwähnt, ebenso bei Sand. IV, 1127, Schm. III, 577, 582, Sporkn Lex. KW. 237; Hof. 17.

[4]) S. Sand. III, 1130, Lex. KW. 235, Schm. II, 582, Schmid 499.

[5]) S. Hof. 84.

[6]) Hat Waden wie ein verheirateter Spatz, Hof. 84.

[7]) S. Adelg. III, 1148, Sand. III, 1133, Hüg. 129, Hof. 84.

[8]) S. Hüg. 151, Sand. III, 1133.

[9]) S. Adelg. II, 1781 Grinitz, Grünitz, Krinitz, Krünitz, bei Schmid 226 Krüniz, Sand. I, 637 Grünitz, bei Pett. 38 Griems, Grienerz, Grünitz.

[10]) Vgl. Adelg. IV, 692; Sand. III, 290: Varietät der Haustaube mit trommelähnlicher Stimme.

[11]) Bei Schm. I, 424 Täubling, Täuberling: Agaricus integer, Fuscus, Cantharellus, Lazarus; bei Sand. III, 1291: Agaricus; vgl. Adelg. IV, 541.

[12]) S. Andr. 321, vgl. Adelg. II, 1566, Sand. I, 901, Gr. Wb. V, 2895.

[13]) S. Adelg. IV, 1327.

Huhn. Hahn. Henne. — Henn, Hàhnă, Ziw^{r}l,[1]) Glugrl[2]) (Kluckhenne), Bu^{d}rl,[3]) Gochl, Hàhnăgochl.[4]) — Lockrufe: But! But! — Ziw^{r}l but! — Gluck! Gluck! — Hàhnă, dem. Han^{r}l, öfter für penis.[5]) — Hàhnă — Windfahne auf Häusern und Thürmen, das Schloss am Gewehre, der Hahn am Fasse. — Kophàhnă[6]) in der Phrase: af-fàhrn wöi ă Kophàhnă, wenn jemand im Zorne auffährt. — Piphànă[7]) in demselben Gebrauche: Deăn g'schwillt, stäih, dă Kàmm wöi ă^{n} Kophànă, wöi ă^{n} Piphàhnă. — Ràuth wöi ă Piphàhnă, wöi ă Kophàhnă, bei Zornesröthe. — Hàhnăbäumă, die Querbalken unter dem Scheuerdache, auf welche das Getreide gelegt wird.[8]) Wenn der Tag zu wachsen beginnt, sagt man oft üm ^{r}ă^{n} Hàhnăschrit is dă Togh g'wàchsn, auch üm ^{r}ă^{n} Hàhnăschràă (Hahnenschrei).[9]) — Häi^{n}ă^{r}-Augh.[10]) — Häi^{n}ă-Scher^{b}m,[11]) Stellaria media, beliebtes Vogelfutter. — Häi^{n}a-Kràlln für schlechte Schrift, schlecht geschriebene Buchstaben.[12]) — Hànăbuttn, Hagebutte, Frucht des Hagedorns, und hànăböichăn, strif, dumm, grob, gebildet von Hagebuche[13]), haben mit Hahn nichts zu thun. — Dă Hàhnă im Koă^{r} (Hahn im Korbe), der Begünstigte, der Liebling sein.[14]) — A^{n} ràuthn Hàhnă af's Dooch setzn — Feuer einlegen.[15]) — Ă blindă Henn hàut a ^{r} ămàl ă Kör(n)l g'funnă.[16]) — Mi^{d}n Häi^{n}ăn af-stäih^{n} u z' Bett gäih^{n} — für früh aufstehen und bald zu Bette gehen.[17]) — Wenn kleine Knaben rauchen, sagt man ihnen spottweise: Du kăănst Häi^{n}ădrecklă rauchn! — Wöi dă Hàhnă am Mist, für Stolz und Gravität.[18]) — Wöi wenn ă^{n} d' Häi^{n}ă 's Bràut (Brot) g'nummă häi^{d}n — bei jemandem, der ganz zaghaft dasteht.

---

1) lautmalende Bezeichnung.

2) Mhd. klucke, glucke, Lex. I, 1635, vgl. Hof. 55.

3) S. Lex. KW. 48, Stald. 238, Kn. 117, Schm. I, 226. Vgl. dazu butt in Gr. Wb. II, 578.

4) Vgl. franz. le coq; Gogkel, Gogkelhahn Schm. II, 26, Gugel, Gugelhahn bei Stald. I, 491, 492, Gückel, Gockrl, Gigerl bei Hof. 55, vgl. Gickel Sand I. 581.

5) S. Gr. Wb. IV, 164, Sand. I, 658.

6) Mhd. kapûn, ahd. chappo, ein geschnittener Hahn, gr. κάπων, lat. capo, frz. chapon. Vgl Lex. KW. 164, Schmid 321, Adelg. 1491, Sand. I, 865, Andr. 105, Nb. 77, Kapphahn bei Hof. 34

7) ein piepender Hahn, in Gr. Wb. VII, 1843 und bei Sand. I, 658 für penis. Auch im Egerlande wird bei Knaben für penis Biw^{r}l gesagt.

8) Mhd. hanboum, der oberste Querbalken unter dem Dachfirste, wo der Haushahn seinen nächtlichen Sitz zu nehmen pflegt Lex. I, 1165, vgl. weiteres in Nb. 69.

9) S. Adelg. 903, Simr. 573.

10) Hühnerauge, Leichdorn, volksetymologisch entstanden aus hürnîn ouge, hörnernes Auge, s. Andr. 16.

11) Hühnerdarm in Gr. Wb. IV, 1878, Adelg. II, 1308; Hennendarm Gr. Wb. IV, 997; Hüerdarme pl. Hntr. 107; Hennendarm, Schm. II, 199.

12) S. Gr. Wb. IV, 1876, 1881; Hühnerschrift bei Kn. 356.

13) volksetymologische Bildung; vgl. Andr. 145.

14) S. Gr. Wb. IV, 162, Sand. I, 657.

15) S. Gr. Wb. IV, 161, Sand. I, 657, Andr. 338, Schm. II, 198.

16) S. Gr. Wb. IV, 996, Sand. I, 741.

17) S. Gr. Wb. IV, 1876, Sand. I, 798.

18) S. Gr. Wb. IV, 161, Sand. I, 657.

Spottvers auf Adam:

Àdl pàck, Àdl,
Pàck Häiⁿădreek z'sàmm,
Pàck assi, pàck eiⁿa,
Pàck nu ă màl z'sàmm.

Truthahn. Truthenne. — Truthàhnă, Trutheen. Trudlhàhnă. Trudlheen. — Man sagt dem Truthahn, um ihn zu ärgern und ihn zum Aufrollen seines Gefieders und seines Schweifes zu vermögen: Pfui! ràuth und blàu ids ă neăⁿt schäiⁿ!

Pfau. — Pfau. Pfàuhăhnă, Pfàuheen.

Storch. Storch. — Im Egerlande ist der Storch als Bringer der kleinen Kinder nicht bekannt; hier kommen sie aus dem Brunnen.

Schnepfe. — Schnepf (der).[1]

Kibitz. — Kiwitză. — Jemand, der beim Kartenspiel zusieht.[2]

Ente. — Ant. Antără,[3] der Enterich. — Lockruf: Pi! Pi! daher die Ente auch Pi-Ant genannt wird. — Glänzn (Glöißn) wöi ă Antără — für großen Glanz.

Gans. — Gàăns. — Gànsără,[4] Gänserich. — Gansi, die weibliche Gans. — Wiwʳl,[5] die junge Gans. Husʳl[6] für alte und junge Gänse. — Gàăns, Gansʳl, Bezeichnungen für Dummheit.[7] — Gänsbläml, Bellis perennis, — gràuß Gänsbläml, Chrysanthemum Leucanthemum.[8] — Gänskraut, Potentilla anserina[9]. — Gänsweiⁿ für Wasser.[10] — d'Gàănskirwa (Ganskirchweih) in Reichersdorf bei Eger am Sonntage nach dem Kirchweihfeste im October. An diesem Tage machen die Städter Ausflüge nach diesem Dorfe, wo sie sich am Gansschmause ergötzen. d'Martini-Gàăns, die Gans, die zu Martini (11. Nov.) geschlachtet und gegessen wird. — Dumm saⁿ, dass àinⁿ d'Gäns beißn.[11] — Gänshaut üwălaft àinⁿ, sagt man, um die Rührung oder den Schauer zu bezeichnen bei entsprechender Schilderung.[12]

---

[1]) Mhd. snepfe m. Lex. II, 1033, nied.-öst. auch masc. Hof. 23., bair. ebenfalls Schm. III, 493.

[2]) S. Hüg. 89.

[3]) S. Adelg. I, 391, Antrich, Anter, Sand. I, 369, Hof. 13.

[4]) Mhd. ganze, ganzer, Lex. I, 737, s. Adelg. 406, Hüg. 65, Gonausa bei Hof. 13. Ganser, Ganserer Schm. II, 56.

[5]) Lautmalend; s. Stald. 168, Kn. 134.

[6]) Vom čech. husa, die Gans.

[7]) S. Adelg. II, 404, Sand. I, 537, Hüg. 65, Hof. 84, Gr. Wb. IV, I¹, 1264.

[8]) Bei Adelg. II, 405, Kn. 239 Bellis und Chrysanthemum, bei Sand. I, 175 Bellis und Teesdalia, in Gr. Wb. IV, I¹ Bellis, Chrysanthemum, Ligustrum, Leontodon, Globularia.

[9]) Mhd. grensinc, grensich von grans Schnabel . . . und weil es die Gänse gerne fressen, Andr. 259, bei Adelg. II, 405, Gänsekraut: Chrysanthemum, Comarum, Equisetum, Potentilla, Alchemilla, die zwei letzten heißen auch Gänserich, Gr. Wb. IV, I¹, 1273, Potentilla, Draba, Comarum, Arenaria, Artemisia, 1277 (Gänserich) Millefolium, Agrimonia, Argentilla.

[10]) S. Adelg. II, 406, Sand. I, 1535, Kn. 239, Hüg. 65, Gr. Wb. IV, I¹, 1279.

[11]) Vgl. Sand. I, 537.

[12]) Sand. I, 714, Gänshaut, die durch Frost rauh gewordene Haut, Hüg. 65; ebenso Adelg. II, 405, Gr. Wb. IV, I¹, 1271.

Auszählreim: Äning, dening, duăz,
Wickl, wàckl, Gänsvuăz.

Schwan. — Schwànă (die).[1] — schwànă — 's schwànt mă wos — ein Vorgefühl haben, ahnen, — hängt mit Schwan nicht zusammen.[2])

3. Reptilien.

Eidechse. — Eidex (der)[3]).

Blindschleiche. — Binschleich, Binschleichă (der).[4])

Drache. — Dràch. — Schmähwort für böse Weiber.[5]) — Das Volk glaubt, dass feurige Drachen mit langen feurigen Schweifen durch die Luft ziehen und den Leuten Schätze durch den Schornstein bringen[6]). — Dràch, ein Spielzeug für Kinder: ein auf dünne Stäbchen gespanntes Papier mit langem papierenen Schweif, das man an einer langen Schnur an Herbsttagen in die Luft steigen lässt.[7])

Natter. Otter. — Àuttă.[8]) — Àuttăkönigh, Àuttăkünigh, im Volksglauben der König der Nattern, welcher eine Krone trägt. Wenn man sich dieser Krone bemächtigt, und sie zum Gelde legt, so nimmt dies niemals ein Ende.[9])

Schlange. — Schlàngă. — Fàlsch wöi ă Schlàngă.[10])

4. Amphibien.

Laubfrosch. — Labfruăsch (die). — Wird als Wetterprophet in ein Glas gegeben, in welchem sich eine kleine hölzerne Leiter befindet. Steigt er in die Höhe, so wird das Wetter schön.

Frosch. — Fruăsch (die). — Bezeichnet öfter die Kleinheit und die Jugend. Suă ă Fruăsch! — Fruăsch — ein Kinderspielzeug, bestehend aus einer kleinen Holztrommel mit einer Membrane, durch welche ein Pferdehaar gezogen ist; letzteres ist an einem Stäbchen befestigt; wenn man dieses schwingt, so hört man dem Froschgequake ähnelnde Töne. — Fruăschàirlă, plur., (Froscheier), der Froschlaich. — Dickkuăpf, meist plur. Dickkopf, die Kaulquappen.[11]) Wenn die Frösche «bäign»

---

[1]) Ahd. swana f.

[2]) S. Schm. III, 537, Sand. III, 1033, Adelg. III, 1708.

[3]) Auch bei Schm. I, 27 masc.

[4]) Bin — ist volksetymologische Umdeutung, die an «Biene» denkt. — Mhd. blintsliche m. Lex. I, 309, Plintschleich m. Lex. KW. 220.

[5]) Für böse, tückische Menschen überhaupt und im besonderen für das Weib s. Gr. Wb. II, 1320, Adelg. I, 1531, Sand. I, 310.

[6]) Es sind die in den mittleren Luftschichten angesammelten Dünste, die sich entzünden und einen langen feurigen Schweif nach sich ziehen, anderswo vom Volke für den Teufel gehalten. Vgl. Gr. Wb. II, 1320f., Adelg. I, 1531, Sand. I, 310, Simr. 355, 457f.

[7]) S. Adelg. I, 1531, Sand. I, 310, Gr. Wb. II, 1321.

[8]) Mit abgestoßenem Anlaute. Bei Hans Sachs Adder, bei Luther für Natter: Otter; Schmid 10, ebenfalls Atter = Natter. Andr. 252, Hof. 21. Schm. 1, 126, Adelg. I, 460, III, 440, Sand. I, 54, II, 401.

[9]) Sieh Otternkönig und dessen Krone bei Kn. 431; anderswo der Schlangenkönig, vgl. Simr. 502, Grimm, Myth. 650ff, Lex. KW. 219.

[10]) Vgl. Adelg. III, 1504, Sand. III, 947, listig wie eine Schlange.

[11]) Vgl. Gr. Wb. II, 1082, Lex. I, 991, Kn. 156.

(quaken), bedeutet es schönes Wetter. Klàpprn wöi ă Fruăsch — wenn man vor Kälte oder Schauder zittert. — Wenn Wasser oder Bier recht trüb ist, sagt man: Dàu kàă^{n} mă kàin^{n} Fruăsch drinnă seăh, (sehen.) Rohe Unterhaltungen der Jugend sind das Fruăschprelln[1]) und das Fruăschafblàusn; beim ersteren legt man auf die eine Seite eines balancierenden Brettes einen Frosch und schlägt mit einem Stocke kräftig auf das andere Ende des Brettes, so dass der Frosch hoch in die Luft geschleudert wird. Beim zweiten wird dem Frosche ein Strohhalm in die hintere Leibesöffnung gesteckt, und durch diesen wird Luft eingeblasen, so dass sich das Thier bis zur unförmigsten Dicke aufbläht.

Kröte. — Kruăt, Krüăt. — Krüă^{d}nrouh (Krötenruhe), der Bach-Wasserfaden, Confera rivularis. Krüă^{d}nstecha — ein altes Messer, oder verächtlich für ein Messer, das nicht viel wert ist.[2])

5. Fische.

Fisch. — Fiisch. — plur. Fisch. — Fischgrat, Fischgräte.[3]) — Stumm wöi ă Fiisch.[4]) — Wöi dă Fiisch in Wàssă — für Wohlbefinden, Frische und Gesundheit.[5]) — Duă^{r}scht ho^{b}m wöi ă Fiisch. — Dă Fiisch wül schwimmă — Phrase für: wenn man gegessen hat, stellt sich der Durst ein und es muss getrunken werden.[6])

Auszählreim: Ang^{r}lă, Wang^{r}lă,
Viă^{r}zea Stang^{r}lă,
Profăswesn, Wirkăswesn,
Weă^{r}s neă^{n}t kàă^{n}, deă^{r} mou mă's lesn.
Gengmă zăn Tisch,
Essmă Fisch,
Sàgt dă Vuăgl: Assă zisch![7])

Karpfen. — Kàrpfm.

Gründling. — Grundl.

Weißfisch. — Schneid^{r}l.[8])

Hecht. — Hecht. — Häufig vorkommender Familienname, ferner Hofname im Egerlande. — Sauwără Hecht. Feină Hecht — für durchtriebene Schlauheit, s. v. a. Vogel, Fink (s. d.).[9]) — Wöi d'gungă Hechtlă — für Lebendigkeit, Frische, Gesundheit. — Wöi dă Hecht in Kàrpfmteich, ein gefährlicher Mensch.[10])

---

[1]) S. Gr. Wb. IV, I, 251.

[2]) S. Kn. 364.

[3]) Mhd. gråt; Fischgrat auch in Gr. Wb. III, 1686.

[4]) S. Gr. Wb. III, 1681, Sand. I, 450, Hof. 84.

[5]) S. Gr. Wb. III, 1679, Sand. I, 450.

[6]) S. Gr. Wb. III, 1679.

[7]) Nach einem Sinne der Auszählreime darf man in den meisten Fällen nicht fragen.

[8]) Schneiderfisch bei Adelg. III, 1599, bei Sand. III, 990, kleine schlechte Fischchen, namentlich Cyprinus aphya, C. alburnus; Hof. 84, Schm. III, 487.

[9]) Vgl. Gr. Wb. IV, 740, Sand. I, 719, Hüg. 80, Schm. II, 148.

[10]) S. Gr. Wb. IV, 739.

Häring. — Haring. — Dürr wöi ä Haring.[1]) — Haringsöl (Häringsseele), die Eingeweide des Härings.[2])

Stockfisch. — Stuäkfisch — für blöde Dummheit.[3])

Aal. — Àl.

6. Weichthiere.

Schnecke. — Schneck (der).[4]) Schneck — Schmeichelwort. Dös is ä löiwä (lieber) Schneck![5]) Wöi ä Schneck — bezeichnet die Lamgsamkeit.[6]) — Jà, Schneckn! Abfertigungswort.[7]) — d'Schneckn am Schwàänz schlàä (schlagen), dass sie neä^n^t bisn — Phrase, die gebraucht wird, wenn man sagen will, dass man nichts Besseres zu thun hat, dass man unbeschäftigt ist.[8])

Muschel. — Muschl.

7. Insecten.

Biene. — Bi^n^ (der).[9]) Wàisl, Bienenweisel. — Bi^n^ m. auch für einen ganzen Bienenstock.[10]) Ma^n^ Bi^n^ hàut g'schwarmt. — O^d^lbi^n^, Eristalis tenax, E. intricarius, E. arbustorum, E. florens, die Schlammfliege, wegen der Ähnlichkeit mit einer Biene. O^d^lbi^n^, weil sie sich gerne beim O^d^l = Jàuche aufhält.[11]) Bi^n^haubm, Bi^n^kàppm, Bienenhaube.

Hummel. — Huml (der.)[12]) — Humml (die), Seitenraum der Bodenkammer, welcher durch eine Wand oder durch Längsbalken deutlich abgegrenzt ist, gehört nicht hieher[13]). — hummlwitzi, sehr aufgeregt, aufgebracht, ohne Besinnung — hat mit Hummel nichts zu thun.[14]) Von einem Menschen, der nirgends Ruhe hat, nirgends sitzen bleiben kann, bald da, bald dort ist, sagt man: deä^r^ hàut Humml oder auch deä^r^ hàut Westn (Wespen) in'n Àä^r^sch.

Wespe. — Wes. West. Weps (der)[15]). — In ^r^ä Westniäst stiä^r^n (in ein Wespennest stechen) — Gefahren heraufbeschwören.[16])

---

[1]) S. Gr. Wb. IV, 1106, Sand. I, 746, Hüg. 78, Schm. II, 226.

[2]) Ebenso Schm. II, 226.

[3]) S. Sand. I, 451, Hüg. 158.

[4]) Mhd. snecke, snegge m. Lex. II, 1027, s. auch Sand. III, 987, Schm. III, 483.

[5]) Vgl. Sand. III, 483, Hüg. 142, Schm. III, 483.

[6]) Vgl. Sand. III, 987, Hof. 84.

[7]) So Hüg. 142, Schm. III, 483.

[8]) Bei Schm. III, 483, Schnecken-Schlagen, müssiggehen; — zu bisn, toll herumrennen, namentlich vom Rindvieh gebraucht, welches im Sommer, von Bremsen und Fliegen geplagt, hin- und herrennt, wobei es die Schnauze hoch aufrichtet, mhd. bisen, schnurren, rennen Lex. I, 284, sieh Nb. 42.

[9]) Vgl. Sand. I, 127.

[10]) Vgl. Gr. Wb. I, 1820, Adelg. I, 1005.

[11]) Mhd. atel m. Mistjauche, vgl. Artikel Odl in Nb. 86.

[12]) Mhd. humbel m. Lex. I, 1382, vgl. Gr. Wb. IV, 1903.

[13]) Aus dem Slawischen. Das čechische humno — Tenne, Dreschtenne, Malztenne; vgl. Sand. I, 802, Adelg. II, 316.

[14]) Vgl. Gr. Wb. IV, 1904, 1905; Hntr. 36 hat tumlwitzig, taumelig, schwindlicht; unser humml — wäre also aus tuml — (von Taumel) entstellt.

[15]) Auch mhd. masc.; wefse, wespe f. u. m., Nebenf. webse, webze Lex. III, 723; bei Hntr. 234, Wëpse f.; ags. väps; bei Schm. IV, 7, Webse, Wess, Wëpssn.

[16]) Vgl. Adelg. IV, 1510, Sand. II, 429.

Hornis. — Horneisl (der).[1])

Ameise. — Àmäz (der.)[2]) Laffm wöi ä Àmäz, behend laufen. — Lewendi (lebendig) wöi ä Àmäz. — d'Àmäzn b'sàichn àin[n] — sagt man, wenn man von ihnen gebissen wird, weil man glaubt, der brennende Schmerz rühre von ihrem Urin her.[3]) — Àmäzàirl, Ameisenpuppe, vorzügliches Vogelfutter.[4])

Käfer. Viele Käfer werden zusammengefasst unter dem Namen »Schmi», Schmied.[5]) — Die Maden von großen Käfern und die Raupen von den meisten Schmetterlingen heißen Kloghämoudä, Klagemutter, vor denen man eine gewisse abergläubische Scheu hat.

Maikäfer. — Maikäfä.

Rosskäfer. — Köidreekfressä.

Mehlkäfer. — Die Made heißt Möllwurm und ist beliebt als Vogelfutter.[6]) — Wenn jemand recht mager ist und sonst elend aussieht, so sagt man: Deä[r] kröigt gwiss no[n] àll àcht Togh ä[n] Möllwurm!

Borkenkäfer. — Die Made: Wurm, Hulzwurm.

Saatschnellkäfer. Schmi oder Schnàppä. Den letzteren Namen führt er deswegen, weil er mit Hilfe seines eigenthümlichen Bruststachels, wenn er auf dem Rücken liegt, mit einem schnappenden Geräusche in die Höhe schnellt.

Marienkäfer. — Herchätspfa[dr]l, Herrgottspferdchen.[7])

Schmetterlinge. — Den Namen Schmetterling gebraucht man niemals; der Egerländer kennt ihn nur von der Schule her. Man sagt: Feuäfàlk, Feuäfàltä.[8]) — Schmetterlinge werden in ihren Arten nicht mit Namen unterschieden; man benennt sie nach der Größe und hauptsächlich nach den Farben.

Nachtschmetterlinge werden zumeist unter den Collectivnamen Tàud (Tod) zusammengefasst.[9]) Über die Raupen sieh unter Käfer.

[1]) Mhd. hornuz, horniz, horneszel m. Lex. I, 1342; vgl. mundartl. Horneis bei Sand. I, 793, Gr. Wb. IV, 1828, Hurnüssel, Hurnessel, Hornessel, Hurneusel; das Geschlecht masc. und fem. ebenda, 1827, 1828; der Hurnauß, Schm. II, 239.

[2]) Mhd. âmeize, m. u. f., Nebenf. ambez, ommaiz Lex. I, 50; kärnt. Umásse f. Lex. KW. 5, bair. Amess, Schm. I, 53, vgl. Art. Ûmisse f. bei Hntr. 10.

[3]) Kärnt. ebenso: Die Umáss-n sâch-nt ûn Lex. KW. 6. Vgl. auch Sand. I, 28: Seicham(ei)se; Gr. Wb. I, 277, Sèchomes, Saichmotze, Seichamse.

[4]) Vgl. Gr. Wb. I, 278, Sand. I, 34:, Adelg. I, 247.

[5]) Vgl. Sand. III, 977; bei Schm. III, 466, Schmidkefer — Hirschkäfer, Schmidel — termes fatidicus.

[6]) Adelg. III, 146, Sand. III, 1682, Gr. Wb. VI, 1870.

[7]) Anderswo: Herrgottshühnchen, Herrgottskühlein, Herrgottsmücklein, Herrgottsthierchen, Herrgottsvöglein; bei Lex. KW. 157: Frauenküele, Muttergotteskü ele; bei Hof. 65. Himmelskuiserl, Würmfraukäferl (wohl entstellt aus Liebenfrauenkäferl), Reserl, vgl. Gr. Wb. IV, 1144, 1145; sonst sieh oben unter: Pferd. In Gr. Wb. V, 2550 heißt dieser Käfer: Götteskühchen, Frauenkühlein, Muttergottesküele, Frauenküele, Gotteskalb.

[8]) Mhd. vîvalter m. Nbf. Pfiffalter, Zwifelder, Veivalter Lex. III, 382; s. Feuerfalter in Gr. Wb. III, 1591, Pfeiffolter, Feifalter in Adelg. III, 1571; bair. Feifalter Schm. I, 530; vgl. Schmid 175, Andr. 143, 144, Feifalter bei Hof. 32.

[9]) S. Kn. 179.

Kohlweißling. — Weißă Feuăfàlk. — Die Raupen, welche dem Grundbesitzer ein Gräuel sind, heißen Krautwürmă.

Motte. — Mo^{d}n, plur.[1])

Fliege. — Flöigh. — Wöi ă Flöigh bezeichnet körperliche Schwäche, Mattigkeit, Hinfälligkeit. Màtt wöi ă Flöigh.[2]) — Deăn örghät (ärgert) d'Flöigh àă^{n} dă Wänd.[3]) — Scheißdreckflöigh (Scatophaga stercoraria), eine schmutziggelbe Fliege, die sich gerne auf menschlichen Excrementen aufhält. — Zwou Flöign mid àin^{n} Schlog.[4]) — In dă Nàuth frisst dă Teufl Flöign — in der Noth nimmt man mit allem vorlieb. Flöignschüs, stercus muscae.[5]) Flöigngàă^{r}n, ein Garngewebe, das man über die Pferde gibt zum Schutze gegen Fliegen und Bremsen.[6]) Flöignklàtschn — zum Tödten der Fliegen.[7])

Bremse. — Breămă (der).[8]) — Àa^{n}gäih^{n} wöi ă Breămă — mit Kraft und Gewalt über eine Sache sich hermachen. — Breămă bisn[9]) làuă — ein rohes Spiel der Knaben, indem sie einer Bremse einen Strohhalm in die hintere Leibesöffnung stecken und sie dann damit in die Luft surren lassen.

Mücke. — Muck (der).[10]) — Muck, häufig Familienname und Hofname. — Muckn ho^{b}m, Muckn in Kuăpf ho^{b}m, Grillen, Launen haben.[11]) — Ă^{n} Muckn füă^{r} ă^{n} Öllăfàntn (Elephanten) àă^{n}seah.[12]) — Wenn d'Muckn spüln (spielen), wenn sie in der Luft tanzend spielen, bedeutet es schönes Wetter,[13]) wenn sie stechen, Regenwetter.

Floh. — Flàuch.[14]) — Flàugn, Flöhe fangen.[15]) — Deăn beißt kàă^{n} Flàuch mäi^{n}ă (mehr) — Phrase für gestorben sein.

Wasserjungfer. Libelle. — Kirwădockn (die), Kirchweihdocke.

Ohrwurm. — Àuăhüllă, Ohrenhöhler.[16])

---

[1]) Ebenso nied.-öst., Hof. 23.

[2]) Vgl. Gr. Wb. III, 1780, Sand. I, 461.

[3]) Vgl. Gr. Wb. III, 1780, Sand. I, 461.

[4]) S. Gr. Wb. III, 1780.

[5]) S. Gr. Wb. III, 1786.

[6]) S. Adelg. II, 207, Sand. I, 541, Gr. Wb. III, 1787.

[7]) S. Gr. Wb. III, 1787, Adelg. II, 207, Sand. I, 924.

[8]) Mhd. brëme, brem m. Lex. I, 348, bair. Brem, Breme f. Schm. I, 258; Schmid 96; vgl. Breme m. in Gr. Wb. II, 362; auch bei Sand. I, 209 mundartl. Breme f.; Adelg. II, 482,

[9]) S. Anm. zu: Schnecke.

[10]) Mhd. mücke, mucke, mügge, mugge f. Lex. II, 2211; Mucke auch bei Sand. II, 336; Mucken f. Schm. II, 549.

[11]) Hat mit Mücke nichts gemein; vgl. Gr. Wb. VI, 2605, 2606, 2609, Adelg. III, 295, Sand. II, 336, Schm. II, 549.

[12]) Vgl. Gr. Wb. VI, 2608, Hüg. 110, Sand. II, 336, ebenda I, 461 auch: die Fliege für einen Elephanten ansehen.

[13]) Vgl. Sand. II, 336.

[14]) Mhd. vlôch, vlô m. Lex. III, 409; Kärnt. Floach m. Lex. KW. 99; bei Kn. 227, Flûg; nied.-öst. Floch, Hof. 47; s. Schm. I, 587.

[15]) Kärnt. floach-n, fleach-n Lex. KW. 99; flöhen, Schm. I, 587.

[16]) Kärnt. Oarnschliefer Lex. KW. 220; schwäb. Ohrenfizler Schmid 193; nied.-öst. Ohrhöhln, Ohrwaschelkralla Hof. 82; bei Adelg. III, 601, 603, Ohrenhöhler; bei Schm. II, 550, Ornmückel, Ornhell. S. Gr. Wb. VII, 1263.

Küchenschabe. — Schwàu (der), plur. Schwàu^b^m.[1]) — Eine kleinere Art heißt Russ m.[2]) — Die auf Graswiesen wachsende Teufelskralle, Phyteuma nigrum, wird Schwàu genannt, wahrscheinlich wegen ihrer dunkelglänzenden Farbe.

Grille. — Grell (der).[3]) — Siăht as wöi ă Grell[4]) — schlecht aussehen, mager, dürr sein.

Heuschrecke. — Ha-Schneck (der).[5])

Wanze. — Wànz (der). — Bezeichnung für Keckheit, Lästigkeit. Wöi ă Wànz. — Keckà Wănz![6])

Laus. — In Zusammensetzungen schmähend, gewöhnlich die Jugend und das bübische Benehmen bezeichnend. Lausbou, Laushund, Lauskeărl, Lausigl;[7]) in diesem Sinne auch Lausă.[8]) — lausi, Läuse habend, dann übertragen im verächtlichen Sinne für jung, ferner für armselig.[9]) — Lausbuăᵈn, scherzhaft der Scheitel auf dem Kopfe. — Lausgàng, Lausgààⁿg, der Gang zwischen dem gescheitelten Haare. — Hoᵈrlaus (Haderlaus), Kleiderlaus. — Läus, Beedlläus, eine Pflanze, Galium Aparine, weil sich die mit hakigen Borsten versehenen Früchte an die Kleider hängen. Läus täiᵈn, Läuse knicken. — lausn, Läuse suchen. — o-lausn, wie das vorhergehende, im figürlichen Sinne auch für: jemandem das letzte (Geld) abnehmen.[10]) — Wöi dă Beedlmààⁿ Läus — bezeichnet eine große Menge, eine Überfülle, z. B. Schulden haben wöi dă Beedlmààⁿ Läus. — d'Laus ümăⁿ Bolg schindn — in Bezug auf einen filzigen Menschen.[11]) — À Laus im Pellăz (Pelz) — ein lästiger Mensch oder eine lästige Sache.[12]) — À Bräisʳl wöi ă Laus is ă Sünd wöi ă Haus — sagt man kleinen Kindern, wenn sie Brosamen wegwerfen. — Deăʳ hàut's in Griff wöi dă Beedlmàaⁿ d'Laus — für Geschicklichkeit und Treffsicherheit.[13])

Spinne. — Spiⁿ. Kreuzspiⁿ, Kreuzspinne. — Spinnăwiă, Spinnwebe.[14]) — spinnăfeind.[15]) Eine Spinne am Vormittage bedeutet Unglück, am Nachmittage Glück.

---

[1]) Schwabe f. Sand. III, 1030, Adelg. III, 1700, Hof. 44, bei Schm. IV, 525 masc.

[2]) S. Sand. II, 820, Hof. 44.

[3]) Mhd. grille m. Lex. I, 1084, nied.-öst. Grüll m. Hof. 55, Schm. I, 108, der Grill, der Grillen.

[4]) Auch bei Kn. 270, dürrer Mensch: a sitt aus wie n' Grille.

[5]) Volksetymologisch angelehnt an Schnecke. Bezüglich des Geschlechtes auch Mhd. höuschrecke, höuschricke m. Lex. I, 1357. Der Heuschreck und der Heuschneck bei Hof. 12, der Heuschneck, Schm. III, 485.

[6]) Zudringli wiar a Wanz, Hüg. 185; keck wie a Wanz, Hof. 84.

[7]) Vgl. Gr. Wb. VI, 352, 353, 361, Schm. II, 498.

[8]) Bei Adelg. II, 1945, ein karger Filz; vgl. Hüg. 99.

[9]) Ebenso bei Adelg. II, 1945, bei Sand. II, 58, noch: langsam, träge, in Gr. Wb. VI, 361, Läuse habend und schäbig, lumpig, bei Hüg. 99 auch geizig; Schm. II, 498.

[10]) Vgl. Gr. Wb. VI, 358, Adelg. II, 1945; bei Sand. II, 58, daneben: Läuse haben, jemanden hart, derb anfassen, filzig sein, träge sein.

[11]) S. Gr. Wb. VI, 352, Adelg. II, 1943, Sand. II, 57, Hüg. 99, Schm. II, 498.

[12]) S. Gr. Wb. VI, 351, Adelg. II, 1943, Sand. II, 57, Hüg. 99.

[13]) Vgl. Sand. II, 57.

[14]) Mhd. spinne-wëppe, spinnewët n. Lex. II, 1097.

[15]) S. Adelg. III, 210, Hüg. 182; spinnleichefeind, Schm. III, 570.

Weberknecht. — Howănhauă (Haberhauer)[1] — wegen seiner langen dünnen Beine, die leicht abfallen und noch lange zuckende Bewegungen machen, welche ähnlich den Bewegungen der Sense beim Abschneiden des Getreides sind.

Zecke. — Zeck (der).[2] — Hundszeck (der).

Krätzmilbe. — Kratz(n) (die), meist plur.[3])

Krebs. — Krebs.. — Krebsgàng, Rückschritt.[4] — Z'ruckwàrts gäih wöi ă Krebs.[5] — Ràuth wöi ă Krebs, sehr roth.[6]

Krebsaugh, Krebsstein, halbkugeliger Stein, welcher sich im August im Magen des Krebses findet und der zur Bildung seines neuen Panzers bestimmt ist; man thut ihn ins Auge, um einen fremden Gegenstand, der in dasselbe gerathen ist, herauszutreiben.[7]

Assel. — Mauăschafl. Kellăschafl. Mauer-, Kellerschäfchen).[8]

Regenwurm. — Wurm. — Wurm, Allgemeinbezeichnung für viele kleinere, unbehaarte Raupen.[9] — wurmi, wurmstichig.[10] — Àrmă Wurm — àrms Würm^r^l, auch Würw^r^l — Ausdrücke bei Regungen des Mitleids.[11] — Krümmă wöi ă Wurm.[12] — Das Volk glaubt an einen im Herzen lebenden Wurm. Wenn man Übligkeiten hat, namentlich Sodbrennen, das einem das Wasser in den Mund treibt, so sagt man: Dă Heărzwurm b'săicht mi.[13] Geht der Herzwurm ab, so müsse, glaubt man, der Mensch sterben.

Blutegel. — Bloutegl. — Àa^n^gäih^n^ wöi ă Bloutegl, über eine Sache mit Eifer gehen. — Saugn, as-saugn wöi ă Bloutegl.[14] Strotzn wöi ă (vollg'saugtă) Bloutegl.

Blasenwurm. — Finnă, Pfinnă (die.)[15] — Auch die Gesichtsblatter, Gesichtspustel wird so genannt.[16]

Spulwurm. — Wurm.

Bandwurm. — Bàndwurm. — Von jemandem, der einer langen Sitzung zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses bedarf, sagt man: Deă^r^ mou ă^n^ Bàndwurm ho^b^m.

---

[1]) In Gr. Wb. IV, 83, Haberhauer und Habergeis, Schm. II, 137, Habergaiß.

[2]) Mhd. zëche, zëcke m. u. f. Lex. III, 1038, auch bei Schmid 542 masc; ebenso bei Schm. IV, 222.

[3]) Vgl. den Pluralgebrauch in Gr. Wb. V, 2073.

[4]) S. Gr. Wb. V, 2128, 2132, Adelg. II, 1765. Sand. I, 535.

[5]) S. Sand. I, 1022.

[6]) S. Gr. Wb. V, 2128, Adelg. II, 1756, Hof. 84, Sand, I, 58.

[7]) S. Gr. Wb. V, 2131, Adelg. II, 1765, Sand. I, 58.

[8]) In Gr. Wb. V, 520, Kellerschabe, in Adelg. I, 453: Kellerwurm, Kelleraus, Kelleresel, Maueresel, auch Schäfchen.

[9]) Vgl. Sand. III, 1681.

[10]) S. Adelg. IV, 1631, Sand. III, 1683.

[11]) Vgl. Sand. III, 1681.

[12]) Vgl. Sand. III, 1681.

[13]) S. Gr. Wb. IV, 1266: der Herzwurm bepisst, Adelg. II, 1155, Herzwurm beseicht; Sand. III, 1682, Schm. IV, 155.

[14]) S. Gr. Wb. II, 177.

[15]) Mhd. phinne, vinne f. Lex. II, 247. Vgl. Adelg. II, 162, Sand. I, 448. Gr. Wb. III, 1666 Finnenwurm, VII, 1703 Pfinne.

[16]) S. Gr. Wb. III, 1665, Sand. I, 448.

II. Kleine Mittheilungen.

Marterln im italienischen Sprachgebiete Tirols.

Von Dr. Robert Sieger, Wien.

Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, wenn ich anschließend an die Notizen in dieser Zeitschrift I (1895) S. 291 und II (1896) S. 95 abermals einige gelegentliche Beobachtungen einer Sommerreise (1896) über Marterln mittheile. Solange keine systematische Aufnahme durch Geistliche, Lehrer, Ärzte und andere kundige Einheimische das Verbreitungsgebiet der Marterln und ihrer einzelnen Typen, sowie ihre Grenze gegen und ihre Durchdringung mit den verschiedenen anderen frommen Gedenkzeichen an Verunglückte (Holz- und Steinkreuze, Tafeln, Bildstöckl etc.) genau festlegt, muss ein analoger Weg der Untersuchung eingeschlagen werden, wie ihn G. Bancalari als «Linienforschung» für das Studium des Bauernhauses empfiehlt, und es wird daher wünschenswert sein, von möglichst vielen Seiten über begangene Wege Aufklärung zu erhalten. Mein heuriges Itinerar (die Strecke: Valsugana—Primör—Rollepass—Predazzo—Karrersee—Seiser Alpe—St. Ulrich—Plan—Rodella) bietet ein gewisses Interesse dadurch, dass es italienische und ladinische Gebiete umfasst, in welchen starke deutsche Einflüsse noch lebhaft nachwirken, und wo vielfach die Namen der Bewohner die noch in ihrem Bewusstsein rege Erinnerung deutscher Abstammung bewahren.

Im Valsugana erinnere ich mich, nur Holzkreuze mit oder ohne Inschrift gesehen zu haben, den Kreuzen von der rohesten Form ähnlich, die ich für das Adamellogebiet typisch fand. Im Primör bemerkte ein Reisegefährte nahe San Martino, wie er mir später mittheilte, ein Marterl; ich habe bei einer raschen Durchfahrt nichts davon wahrgenommen. Im Travignolothale bei Paneveggio sind Holz- und Steinkreuze. Unterhalb dieses Ortes fand ich eine Holzsäule, aus zwei dreieckigen Brettern mit einem rechteckigen Mittelstück bestehend. Letzteres etwas zurücktretend und vergittert, entspricht der Bildnische der Marterln, trägt aber nur die Inschrift: A PIA | MEMORIA / DI / MARGHERITA / PIAZZI / MORTA IL 26. / GENNAIO 1826. // Schon bei Bellamonte in demselben Thal aber begegnete mir ein richtiges Marterl, auf etwas ausgeschweiftem Ständer ruhend, versehen mit Dach und vergitterter Nische. Eine Blechtafel in der letzteren zeigt die Darstellung eines Unfalls durch einen fallenden Baum, darüber in den Wolken Madonna und Jesukind. Die Inschrift lautet: *Dal caso funesto, che era qui | vedete lasciava la spoglia mortale | Pietro Jellico del età d'anni 30 il 28 | Gennaio 1835.* || Beim Eintritt nach Predazzo auf derselben Straße findet sich an einer Mauer ein dem vorigen ähnliches Marterl; das Bild, auf einer Holztafel, zeigt in den Wolken die Madonna, auf dem Boden einen ausgestreckten Leichnam. Die zumtheil zerstörte Inschrift zeigt bereits mehr den normalen Marterltypus. Sie lautet: *A Giovanni Gabrielli, che precipitato da una | rupe mori il 28 Lulio 1837 d'anni 28/. Opassagier che amiro la disgrazia mia* | (Lücke) *all anima mia R. J. P.* || — Den gleichen Typus, nur den Ständer stärker geschweift, bekundet ein Marterl auf dem (alten) Weg von Moëna zum Karrerseepass. Das sehr verwischte Bild zeigt eine Felslandschaft mit drei Bäumen und eine durch die Luft fallende Figur. Die Inschrift ist diesmal wieder in Majuskeln geschrieben: SI PRECA BUONI / PASSAGIERI DI UN / VECHIA PEL DEFUNTO / FRANCIESCO BOSCHI / DI POZZA MORTO / IL 10 FEBRAIO NEL / L'ANNO 1823//. Ein zweites, weiter oberhalb, steht auf ungeschweiftem Ständer und das Gitter fehlt ihm. Das Bild ist daher wenig kenntlich: ein Mann liegt im Schnee der Winterlandschaft, darüber schwebt eine nicht mehr deutlich erkennbare Figur, vielleicht das Jesukind. Die Inschrift lautet: PACE / DONATE O SIGNORE A / SIMONE REDOLF DI MOENA / MORTO QUI LI X FEBRAIO / 1887 / IN ETÀ D' ANNI 63 / R. F. // Ein unmittelbar benachbartes Kreuz mit vergitterter Bildnische, aber ohne Inschrift lässt noch folgende verblasste bildliche Darstellung erkennen: ein bärtiger Mann mit Regenschirm liegt im Schnee; dahinter Wald, darüber die zum Himmel weisende Madonna und ein Engel.

Ein doppelsprachiges Marterl, mit links deutschem, rechts italienischem Text findet sich auf der Mahlknechtschwaige. Es rührt vom Jahre 1874 her und gilt einem Weib von Castelruth. — Die Inschrift ist nur bruchstückweise zu enträthseln. Es scheint, als wäre die Verunglückte in der Landschaft vor einem Crucifix kniend dargestellt, im Himmel aber Johannes der Täufer, welcher die Seele zur daneben thronenden Pietà weist. Am Eingange des Weges von der Seiser



Alpe in die Pufelser Schlucht treffen wir an einer Kapelle ein **deutsches** Marterl: ein Bauer liegt ausgestreckt inmitten einer ländlichen Scenerie, ein Gefährte hält ihm den Kopf und deutet mit der Linken gen Himmel. «Christliche Mitbrüder habt erbarmen mit uns. Hier | starb Peter Goller v. Pedemont in Pufels | am 28. October 1886 unferhofft auf | der Alm im alter von 19 jahr. Herr | gib ihm die e(wige R)uhe || .» In der Pufelser Schlucht und bei St. Ulrich fand ich einfache Erinnerungstafeln (z. B. an der Felswand eine schwarze Inschrift auf rother Grundierung). So ist auch unterhalb St. Ulrich eine Marmortafel mit einer darüber befindlichen künstlerisch ausgeführten Madonnen-Gruppe nicht verwunderlich — der Künstlersinn der Grödner hat eben das überlieferte Motiv frei ausgestaltet. Typische alte Marterln sind aber daneben häufig. Ich führe nur die auf dem Wege zwischen St. Ulrich und dem Col Rodella wahrgenommenen an: 1. hübsch gemaltes Marterl nicht weit von St. Ulrich gegen St. Christina zu, leider stark zerstört. Großer Menschenzusammenlauf bei einem einstürzenden Hause. Darüber am Himmel das Auge Gottes. *Fermati vi andante cristiano! e considera la sorte che | a tutti toccherà senza sapere il che e il qando: Angiolo | Runggaldier da Mulin da Coi, padre di 6 figli minoreni ed | il giovane Giovanni Obletter da Ulatta, ambidue attivi in salva- | -re mole nella casa ormai crolante perirono nelle | onde il giorno fatale del 17 Settembre 1882. | prega per le loro anime di un | pater Ave Requiem* || Darüber auf einer eigenen kleinen Blechtafel «*R. J. P.*».

2. In St. Christina ist an einem der in Gröden so zahlreichen Crucifixe über dem Kopf des Gekreuzigten ein Marterl befestigt, das so den Schutz des Schirmdaches mit genießt. Das Bild besteht ausschließlich aus einem gelb grundierten Viereck, worauf die Madonna auf Wolken thronend dargestellt ist. Darunter steht: *Qui fu disfortunato Giuseppe Palua da Cole di St. Lucia Livinalongo, arivato sotto una Cari- | -ga di legna ai 15 Marzo 1873, e dopo aver ricevuto | i SS. Sacramenti, mori pregate per l'anima súa | pater ave Requiem* ||

3. In Wolkenstein großes, schönes Marterl auf geschweifter Säule: Landschaft mit einem vom Pferde stürzenden Mann; Madonna mit Jesukind in den Wolken. *Si prega di recitare 3 Ave Maria nel povero disgrazia- | -to Antonio Linatzer maestro sartore di S. Udalrico in | Gardena il quale dopo esser qui caduto da cavallo mori | ai 28 Agosto 1870 in età d'anni 52, rilasciando un' afflita | moglie con dieci orfani da tutti compianti. | Pace all anima del defonto!* ||

4. Ganz kurz unterhalb Plan: Darstellung der Gegend, in welcher ein Wanderer vom Blitz erschlagen wird, obere Hälfte des Bildes undeutlich. «Den 3ten August 1861 verunglückte der 72 | jährige Franz Dolpeit Schmiedemeister in | Wolkenstein, gebürtig von Bengen, welcher | vom Plitzstrahl getroffen Tod gefunden burde | *Il Passagiero vien pregato per la su anima d'un | Pater ave e Requem* || .» — Bemerkenswert ist hier die auf einen romanischen Schreiber hinweisende Verwechslung von W und B in Wengen, wurde. —

5. Gegenüber dem Planwirtshaus Marterl, dessen Bild nicht mehr, die Inschrift schwer zu erkennen: *Ai 29. Febbraio 1864 fu disgraziatamente | colpito da un albero caduto il giovane | Clemente Gudanner nell' età di 18 anni | ed in conseguenza mori* (? undeutlich) | *Pio viaggiatore donate* (?) *al defonto | un divoto Pater ad Ave con requi | em* ||.

6. Am Plan de Grialba an einem Crucifix unten angenagelt eine Marterltafel. Das verwaschene Bild lässt neben ein paar Häusern und einem Stück Vieh einen fallenden Baum erkennen. Darüber ist im Halbkreis offenbar später gemalt: MEMENTO MORI 1857, was vielleicht nicht zu dem Marterl, sondern zum Crucifix gehört. Die Inschrift des Marterls lautet in Majuskeln: IN QUESTO LUOGO ESTATT (Lücke) SGRAZIATO MATHEO / SENONR DA SANONO DI E (Lücke) DI ANNI 30 1788 / PER IL QUALE SIETTE PREGATTI D'UN PATER ET AVE / REQUIESCANT IN PACE. Die Inschrift ist sehr gut lesbar, die fehlende Stelle zu *disgraziato* und *età* zweifellos zu ergänzen.

Obwohl diese Tafeln nur eine recht zufällige Auslese darstellen, habe ich sie doch ausführlich wiedergegeben, um zu zeigen, wie **mannigfaltig** die Stilisierung in einem engen Gebiete sich darstellt. Der Mehrzahl der besprochenen italienischen Marterln gemeinsam ist allerdings **ein** wesentlicher Zug: die Darstellung des Unfalls selber auf den Marterln; als Regel kann auch die in den Wolken schwebende Madonna mit oder ohne Jesukind gelten, obwohl diese häufiger

fehlt. Ob der durch die Tafel auf der Mahlknechtsenne angedeutete ganz anders geartete Typus dort vereinzelt vorkommt oder vielleicht aus deutschen Nachbargebieten herüberreicht, kann ich nicht sagen. Inbezug auf den Text fällt zunächst auf, dass die den Italienern so vertrauten Majuskeln auf den ältesten Marterln vorherrschen (1788, 1823, 1826, doch auch 1887), die jüngeren aber Minuskeln wie fast alle deutschen Marterln aufweisen (1835, 1837, 1861, 1864, 1870, 1873, 1882). Bemerkenswert ist im Texte der Grödener Marterln die Hinzufügung des «Requiem» zu dem oft summarisch verlangten Pater und Ave (Nr. 1, 2, 4, 5), ferner hie und da der Hinweis auf die zahlreichen Hinterbliebenen (Nr. 1 und 3), den man vielleicht als Anklang an den Stil der Grabinschriften auffassen darf. Dass der Verunglückte als «Unglücklicher» bezeichnet wird, ist nicht selten (*disgrazia*, Predazzo, *disfortunato* Gröden 2., *disgraziato 3 und 6*, *disgraziatamente* 5). Das «*il che e il quando*» der mehr philosophischen Inschrift von St. Ulrich klingt an deutsche Marterlsprüche an.

Dieser Mangel eines strengen Typus mag vielleicht charakteristisch genannt werden für ein Gebiet, in welchem die Sitte der Marterln mit deutschen Zuwanderern eingedrungen sein dürfte. Die Thalschaften, in welchen sie aus den angeführten Beispielen von 1788 bzw. 1823 bis in die Gegenwart sich als üblich herausstellt, Gröden und Fassa sind ebenso, wie Primör, wo sie zu vermuthen ist, starken deutschen Einflüssen unterworfen gewesen. Im rein italienischen Valsugana fehlt sie anscheinend ganz; der hier beschriebene Weg schneidet also die Marterlgrenze. Es wäre sehr interessant, dieselbe genau zu verfolgen. Namentlich wäre festzustellen, ob im deutschen Fersenthal, in Luserna und den 13 Communen Marterln vorkommen und überhaupt wie weit sie nach dem italienischen Sprachgebiet hineinreichen. Aus einem so viel besuchten Gebiete wäre bei der nöthigen Achtsamkeit auf die Sache leicht reiches Material zu gewinnen und es sei daher in Ergänzung der im Vorjahre vom Verein für österreichische Volkskunde ergangenen Aufforderung die Aufmerksamkeit des Gebirgs- und Thalwanderers speciell auf die italienischen Marterln hingelenkt.

Ladinische Marterl-Inschriften habe ich nicht gesehen. Ihr Vorkommen wäre von besonderem Interesse als Beweis eines tieferen Eindringens der Sitte ins Volk. Dass die Grödener Marterln der italienischen, oft recht fehlerhaft gehandhabten Sprache sich bedienen, rührt von deren Verwendung als Kirchensprache her. Um so auffälliger ist das deutsche Martel für einen Bewohner des rein ladinischen Ortes Pufels.

Über die Bedeutung der „Sterbe-Andenken".

Von Dr. Arthur Petak—Floridsdorf.

Im II. B. S. dieser Zeitschrift hat Josef Schwarzbach in St. Georgen bei Oberndorf (Salzburg) eine dankenswerte Anregung gegeben, indem er die sogenannten «Sterbe-Andenken» kurz besprach und auch einige Beispiele beifügte. Der Verfasser des Aufsatzes hat bereits diese «Sterbe-Andenken» einen Zweig der Todtendichtung im allgemeinen genannt und die Beziehung derselben zu den sogenannten «Friedhofversen» richtig erkannt.

Ich glaube aber, dass es im Interesse der Volkskunde als Wissenschaft gelegen ist und sich daher der Mühe verlohnt, auf einen näheren Vergleich zwischen diesen beiden Zweigen der Todtendichtung einzugehen. Mir will es nämlich scheinen — vorausgesetzt, dass Schwarzbach, wie zu vermuthen, nicht unterlassen hat, in den acht vorgeführten Beispielen uns mit Vertretern der verschiedenen Typen unter diesen Sterbe-Andenken bekannt zu machen, — als ob alle diese Sprüche auf einem Bilde, das im Zimmer hängt oder im Gebetbuch liegt, keinen rechten Sinn ergeben, sondern nur auf das Brett oder Kreuz eines Grabes passen. Man vergleiche doch die im genannten Aufsatz citierten Beispiele. Es ist die Situation, dass eine Person aus ihrem Grabe heraus zu jenen spricht, die an demselben stehen oder überhaupt den Friedhof besuchen.

Ich möchte daraus schließen, dass der historische Weg dieser ist, dass die Angehörigen den in erster Linie und ursprünglich für das Grab — Seitenwand oder Kreuz — des Todten bestimmten Vers zugleich oder später auf solche Bilderblätter schrieben, um sich an demselben jederzeit erbauen und im Geiste an das Grab des Todten versetzen zu können. Möglich auch, dass sich aus diesem einmal vorhandenen Gebrauch im Laufe der Zeit in einzelnen Gegenden die Gewohnheit entwickelte, derartige auf das Grab eines Angehörigen passende Verse sozusagen auch ohne ein reales Vorbild aufzuschreiben, d. h. dass es in einzelnen Gegenden heutzutage Sterbe-Andenken für solche Todte gibt, auf deren Grab überhaupt kein Vers steht.



Um zu zeigen, ob diese Vermuthung über die Geschichte und Entstehung der Sterbe-Andenken richtig ist, wäre es nothwendig, dass wir auf Gruud des vorhandenen oder eines noch zu sammelnden Materials noch nähere Aufschlüsse über die Gruppen erhalten, in welche sich der Inhalt solcher Verse gliedern lässt. Wenn diese Gruppen sich mit jenen der sogenannten «Friedhofverse» nahezu decken, dann ist die obige Vermuthung wohl gerechtfertigt.

Das eine aber ist sicher, dass für die Volksthümlichkeit und damit für den Wert dieser Todtenverse im allgemeinen wieder ein neuer Beweis erbracht worden ist, da sich durch Schwarzbachs Mittheilungen gezeigt hat, wie in einer anderen Gegend dieselben Gedanken und Verse wiederkehren, so dass der Vorwurf entkräftet ist, als ob es sich bei den Todtenversen um etwas rein Locales oder Temporales handelte. Nein, es ist vielmehr klar, dass wir in der Todtendichtung im allgemeinen — von nicht zu vermeidenden Auswüchsen und Plattheiten abgesehen — wirkliche Volkspoesie vor uns haben wie im Märchen und Lied, wenn auch Todtenverse als solche bisher in keiner Sammlung allgemeiner Volkspoesie Aufnahme fanden.

Eine Wettertrompete in Böhmen.

Von Johann Ziskal, Wien.

Bei meinem diesjährigen Aufenthalte in meiner Heimat erfuhr ich, dass sich in dem Dorfe Proseč-Křemeschnik (2 Stunden s.-ö. von Pilgram entfernt) eine Wettertrompete befinde, mit der man noch heute beim Anzuge eines gefahrdrohenden Gewitters gegen die Wolken blase und diese derart zur Änderung ihrer Richtung bringe. Das Dorf liegt am Fuße des 767 *m* hohen Berges Křemeschnik, auf dem sich eine weithin ins Land schauende Wallfahrtskirche der hl. Dreifaltigkeit erhebt; unweit davon sprudelt eine Quelle, deren Wasser als sehr heilkräftig gilt und den Kranken, die nicht selbst kommen können, von Verwandten und Freunden in ihre Heimatsdörfer gebracht wird.

Um die Trompete zu sehen und womöglich für unser Museum zu erwerben, gieng ich am 27. Juli nach Proseč-Křemeschnik, wo ich mich, da ich sonst im Dorfe gänzlich unbekannt war, zunächst in das Wirtshaus begab, indem ich hoffte, durch den Wirt mein Ziel erreichen zu können. Zu meiner Freude stellte es sich im Laufe des Gespräches heraus, dass dieser ein guter Bekannter meines Vaters ist, der als solcher sich auch bereit erklärte, jeden meiner Wünsche zu erfüllen. Herr Másilko, dies der Name des Wirtes, ist der älteste Bauer des Dorfes und hat sonach einen bedeutenden Einfluss auf die Bewohner. Er gieng selbst zu dem Schmied, bei dem die Trompete in Verwahrung ist, um sie mir zu bringen. Allein, er kam mit leeren Händen zurück; denn der Schmied ließ erklären, dass die Trompete Niemandem geliehen werde. Daraufhin begleitete ich den Wirt selbst zur Schmiede; aber die Hausfrau wollte die Trompete durchaus nicht zeigen; «das muss der Bürgermeister bewilligen», sagte sie. Schließlich gelang es doch der Überredungskunst der Männer sie zum Nachgeben zu bewegen, und einer der Leute brachte das Heiligthum heraus, dem ich mich aber nur bis auf zwei Schritte nähern durfte. Die Trompete besteht aus einer etwa 25 *cm* langen Schneckenschale mit glatter und glänzender Oberfläche, welche einige gelbe Flecken aufweist; das kurze Mundstück ist aus Zinn verfertigt.

Über die Herkunft der Trompete erfuhr ich Folgendes: Sie ist siebenmal vom Papste geweiht und wurde vor 150 Jahren einem Verwalter des benachbarten fürsterzbischöflichen Gutes, als er zum Oberverwalter in Prag ernannt wurde, um 200 fl. Scheingeld abgekauft. Der Verwalter hatte auch ein Buch, aus dem er vor dem Blasen las; dann vertrieb er mit dem Blasen der Trompete den Hagel in einen Hohlweg oder wohin er sonst wollte. Beim Lesen durfte er sich aber nicht irren, sonst hätte ihn der Hagel erschlagen, was ihm beinahe auch einmal geschehen wäre, wenn er sich nicht geschwind in ein Erdloch verkrochen hätte. Das Buch verkaufte er aber den Proseč-Křemeschnikern nicht, weil sie es ja doch nicht verstehen konnten.

An die Wirkung der Trompete wird fest geglaubt, und ein protestantischer Bauer erzählte mir, dass er als Protestant anfangs die Sache bezweifelt habe, aber seit zwei Jahren ist er überzeugt, dass sich die Wolken, wenn geblasen wird, oberhalb des Dorfes nach zwei Richtungen zertheilen. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften sind auch über diese Trompete sehr erbost, weil sie meinen, dass diese ihnen den Hagel zutreibe, und haben schon oft gedroht, die Unheilstifterin zu zerschlagen. Deshalb wird sie auch nicht gezeigt, weil man sich fürchtet, ein von einem Nachbardorfe gedungener Geselle könnte sich ihrer bemächtigen und sie unschädlich machen.

Es ist aber Thatsache, dass die Felder von Proseč-Křemeschnik seit Menschengedenken vor Hagelschlag verschont blieben. Ich selbst war am 27. Juli d. J. nachmittags Zeuge, wie ein Mann des Dorfes in Begleitung von noch einigen Leuten beim Nahen eines Gewitters vor dem Dorfe mit der Trompete gegen die Wolken blies — und wie das Gewitter sich ohne irgend welchen Schaden anzurichten verzog.

An ein Erwerben dieser Wettertrompete für unser Museum ist unter den geschilderten Verhältnissen vorläufig nicht zu denken.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Bericht über die I. Wanderversammlung des Vereins für österr. Volkskunde.

Erstattet vom Lehrer Heinrich Moses, Pottschach.

Begünstigt vom herrlichsten Frühjahrswetter hielt am 10. Mai 1896 der «Verein für österr. Volkskunde» seine erste Wanderversammlung in Gloggnitz ab, welche einen festlichen und anregenden Verlauf nahm. Die mit dem Frühschnellzuge und Localzuge eingetroffenen Gäste wurden auf dem Bahnhofe von den Festcomitémitgliedern, den Herren Oberlehrer Johann Lahn, Lehrer Josef Zeisberger, Secretär Josef Radsdorfer, Feuerwehrhauptmann Seeburger empfangen, worauf unter Vorantritt der Gloggnitzer Musikcapelle der Einzug in den reichgeschmückten Markt erfolgte. Der Zug bewegte sich durch die Hauptstraße bis zum nördlichen Ende des Marktes, wo das am Johannesstein hingeklebte typische hölzerne Häuschen besichtigt wurde, und von da zum Hauptplatze, wo Herr Bürgermeister Johann Wocheslânder. umgeben von mehreren Gemeinderäthen und zehn in altem interessanten Costüm mit zierlichen Goldhauben bekleideten Bürgersmädchen, den Fräulein Auguste Anderle, Anna Maria Engelhart, Franziska Hess, Anna Maria Lechner, Josefa Matouschek, Maria Mock, Anna Maria Peck, Anna Puchegger, Louise Semler und Antonia Stockmayer, von einem reisigverzierten Festpavillon die Begrüßungsansprache hielt, welche Herr Schriftführer Dr. Michael Haberlandt namens des Vereines erwiderte.

Um 11 Uhr vormittags eröffnete Herr Dr. Haberlandt im Saale des Gasthofes «zum schwarzen Adler» die Versammlung, begrüßte die zahlreichen Theilnehmer und dankte den befreundeten Vereinen, welche entweder corporativ erschienen waren oder Vertreter entsendet hatten, für ihre Betheiligung, so namentlich dem deutschen Volksgesangverein mit seinem Obmanne Prof. Dr. Pommer, dem Österreichischen Touristenclub, der Section «Austria» des deutschen und österreichischen Alpenvereines, dem Vereine «N.-Ö. Landesfreunde» in Baden mit seinem Obmanne Gustav Calliano, der Section «Fischau» der «N.-Ö. Landesfreunde», dem Vereine «D'Schuhplattler».

Ein herzliches Begrüßungsschreiben sandte Herr Bezirkshauptmann Ritter von Hentl in Neunkirchen, der dienstlich verhindert war zu erscheinen. Begrüßungstelegramme liefen ein vom Herrn Vicepräsidenten Hofrath Zeissberg, Hofrath Jagić, Custos Szombathy.

Hierauf hielt Lehrer Heinrich Moses von Pottschach einen Vortrag: «Über Sitten und Bräuche im Semmeringgebiete», der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Zum Schlusse seines Vortrages illustrierte der Vortragende seine Schilderungen durch die Originalvorführung des «Lichtmesslied» und des Faschingspieles «'s Burschna». Das erstere, dessen Text in Nr. 5 unseres «Anzeigers» vom 10. Mai 1896 enthalten war, trug der Vorsinger Johann Rath aus Buchbach, begleitet vom Chorgesange von 14 Pottschacher Burschen, mit prächtiger Frische vor. Auch das von 12 costümierten Pottschacher Knaben dargestellte schnurrige «Burschna», welches ebenfalls im Anzeiger Nr. 5 vom 10. Mai 1896 abgedruckt ist, fand vielen Beifall.

Nachmittags um 2 Uhr fand in demselben dichtgedrängten Saale ein Preisjodeln statt, an welchem sich nur Einheimische aus dem Semmeringgebiete betheiligen durften. Das Preisgericht bildeten die Herren: Prof. Dr. Josef Pommer, Obmann, Karl Kronfuß, Obmann-Stellvertreter und Karl Liebleitner, Chormeister des deutschen Volksgesangvereines. Den 1. Preis (20 Kronen) errangen die Pottschacher Burschen Mathias Schober, Johann Holzer,

Johann Wagner und Johann Schober auf den vorgetragenen vierstimmigen Jodler «Drabichler», den 2. Preis (1 Ducaten) Herr Fichtl aus Reichenau, den 3. Preis (10 Kronen) Johann Rath aus Buchbach, den 4. Preis (5 Kronen) Frau Nikilitsch aus Gloggnitz, den 5. Preis (5 Kronen) Herr und Frau Baar aus Pottschach, den 6. Preis (2 Kronen) Herr Kirchtreiber aus Weißenbach bei Gloggnitz.

Nachmittag nahm das Fest den Charakter eines Volksfestes an. Bei Betheiligung einer riesigen Menschenmenge wurden auf dem Hauptplatze die letzten zwei Programmnummern, die Brecheltanzspiele und das Maibaumumschneiden aufgeführt.

Von den Brecheltanzspielen, welche von 16 Personen, 8 männlichen und 8 weiblichen, aus Loizmannsdorf und Umgebung aufgeführt wurden, konnten wegen des ungestümen Drängens des zuschauenden Publicums nur drei Nummern, der Schwob'ntonz, Gredl am Kirta reitn und das Raufangkirn zur Aufführung kommen. Die übrigen Spiele wurden nach dem Maibaumumschneiden, welches von 10 Pottschacher Männern in origineller Weise durchgeführt wurde, im Saale des Gasthofes «zum schwarzen Adler» dargestellt und zwar: 's Heiraten, 'n Heandrecktonz, 's Froschprackn, 's Rodbohrn und 's Rasirn. Von diesen Spielen, wie vom Brecheltanz überhaupt, soll in dieser Zeitschrift ausführlich die Rede sein. Gelegentlich der Wanderversammlung fand in einem Lehrzimmer eine sehr gelungene Ausstellung (197 Nummern) von alterthümlichen und volkskundlichen Gegenständen statt, von denen viele in den Besitz des Vereines für österreichische Volkskunde kamen.

Nach herzlicher Verabschiedung von den Gloggnitzern fuhren die Wiener Gäste mit dem Abendschnellzuge heimwärts.

Außer den bereits vorhin genannten Personen haben sich um das Zustandekommen des Festes noch verdient gemacht die löbl. Gemeindevertretung, Frau Oberlehrer Lahn, die Herren Lehrer Ostermann, Kreitenitsch und Cellar, Sicherheitsinspector Herr Jehle.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

2. Übersichten.

Bibliographie der österreichischen Volkskunde 1895.

Steiermärkische Volkskunde. (Juli 1895 bis Juli 1896.)

Von Custos Dr. Anton Schlossar, Graz.

Die Gruppeneintheilung wurde wie in meiner «Bibliotheca historico-geographica Stiriaca. Die Literatur der Steiermark in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung» (Graz 1886. Abth. III. Volkskunde. Seite 53 ff. und in der an dieser Stelle, Jahrgang I. 1895, Seite 277 ff, als Nachtrag veröffentlichten «Bibliographie der steiermärkischen Volkskunde 1885 bis 1895»[1]) beibehalten. Eine Nachlese verschiedener früher erschienener Stücke ist wieder vorgenommen und mit einverleibt worden, wodurch sich die Aufnahme von einigen Stücken früheren Datums als Juli 1895 erklärt.

A. Ethnographisches überhaupt. Schriften über den Volksdialekt.

1. Reiterer, Carl. Volkskundliches. Grazer Tagespost. 1895. Nr. 136. 2. Bogen. — ad Nr. 277. 2. Bogen. — 1896. Nr. 111. 3. Bogen. — Nr. 169. 2. Bogen.
2. Reiterer, Carl. Eine [volkskundliche] Plauderei über den August. Grazer Tagespost. 1895. Nr. 246. 4. Bogen.
3. Reiterer, Carl. Eine [volkskundliche] Plauderei zum Winteranfang. Grazer Tagespost. 1895. Nr. 317. Beilagebogen
4. Reiterer, Carl. Eine [volkskundliche] Plauderei zum Vorwinter. Grazer Tagespost. 1895. Nr. 339. 8. Bogen.
5. Reiterer, Carl. Eine [volkskundliche] Plauderei zum Juni. Grazer Tagespost. 1896. Nr. 156. 5. Bogen.

[1]) Daselbst ist auch das Verzeichnis der Abkürzungen S. 278 zu vergleichen.

6. Schlossar, Anton. Die Steiermärker. Amtliche Festschrift zum 12. Bundestag des deutschen Radfahrverbandes. Leipzig-Graz. 1895. 4⁰. S. 32—36. M. Illustr.
7. Reiterer, Carl. Alte Volkstänze aus dem steirischen Ennsthale. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. II. Jahrgang. 1896. S. 78—81.
8. Steiner-Wischenbart, Josef. Ältere Dialektwörter aus der Umgebung von Oberzeising. Grazer Volksblatt. 1896. Nr. 110. Beilage F.

B. Volkssitte und Volksglaube.

9. Hans von der Sann. Die Johannisfeier in Steiermark. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 141. F.
10. Reiterer, Carl. Ennsthaler Volksglaube. Heimgarten. XIX. Jahrg. 1895. S. 943—948.
11. Hans von der Sann. Die Martinifeier [in Steiermark]. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 258 und 261. F.
12. Hans von der Sann. Der Andreasabend [in Steiermark]. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 280. F.
13. Hans von der Sann. Der St Lucia-Abend und die Thomasnacht [mit Berücksichtigung der Steiermark]. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 289. F.
14. Hans von der Sann. Sylvesterbräuche [mit Berücksichtigung der Steiermark]. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 301. F.
15. Reiterer, Carl. Hexen- und Wildererglauben in Steiermark. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin. V. Jahrg. 1895. S. 407—413.
16. Unger, Theodor. Aus dem deutschen Volks- und Rechtsleben in Alt-Steiermark. I. Johannis Minne und Johannis Segen. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin. VI. Jahrg. 1896. S. 184—188.

C. Volkslied und Volksschauspiel.

17. Schlossar, Anton. Kinderreime aus Steiermark. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin. V. Jahrg. 1895. S. 275—288.
18. Volkslieder, Deutsche aus Steiermark, mitgetheilt v. Dr. Anton Schlossar. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. I. Jahrg. 1895. S. 129—138.
19. Reiterer, Carl. Volkssprüche [aus Steiermark] in Mundart. Heimgarten. XX. Jahrg. 1895. S. 69—72.
20. Christnacht-Messe, Eine alte, mitgetheilt von Seb. Schwelger. Heimgarten. XX. Jahrg. 1895. S. 210—214.
21. Reiterer, Carl. Bauernhumor aus dem Ennsthale [in volksthümlichen Liedern]. Heimgarten. XX. Jahrg. 1896. S. 514—518.
22. Reiterer, Carl. Zum Volkslied vom Gams-Urberl. Zeitschrift für österr. Volkskunde. I. Jahrg. 1895. S. 259—261.
23. Reiterer, Carl. Volkspoesie aus Steiermarks Bergen. Neuigkeits-Welt-Blatt. Wien. 1896. Nr. 101. Beilage. F.
24. Reiterer, Carl. Volkssprüche aus dem Ennsthal. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin. VI. Jahrg. 1896. S. 129—139.

D. Volkssagen und Volksmärchen.

25. Bacherer, Adolph. Ansbald von Mooshart. Steiermärkische Volkssage. Das Veilchen. Taschenbuch für 1844. Wien. S. 70—98.
26. Zingerle, Ign. V. Zwei Sagen aus Steiermark (1. Die Habergais. — 2. Die Entdeckung des Bergwerkes Eisenerz in Obersteiermark). Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. I. Jahrg. 1853. S. 244—245.
27. Gleichenberg. Zur Entstehung des Curortes Gleichenberg in Steiermark. Graz. Leykam. 1890. 16 S.
28. Gasparitz, Ambros, Geschichtliches aus der Schöckel-Gegend. Vortrag bei der Vierteljahres-Versammlung des historischen Vereins für Steiermark am 28. Oct. 1891. (Sep. Abdr. aus dem «Grazer Volksblatt».) Graz. Stiria. 1891. 8⁰. 28 S.
   Darin einige Sagen aus dem Schöckelgebiete.
29. Gräfin Agnes von Pfannberg. Grazer Extrablatt. 1894. Nr. 105 u. 106. Beilage. F.

30. Wundermädchen. Das Wundermädchen aus der Preitenau. Nach einer alten steirischen Sage. Der Arbeiterfreund. Graz. Stiria. 1895. S. 31, 39, 47, 55, 63.
31. Hans von der Sann. Charakteristische Gestalten aus der steirischen Sagenwelt. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 182, 188, 210. — 1896. Nr. 17. F.
32. Leopoldsteiner See, Am. Fremdenblatt. Wien. 1895. Nr. 185. S. 20—21.
    Enthält einige Sagen.
33. Hans von der Sann. Die drei Teiche bei Marburg. Grazer Morgenpost. 1895. Nr. 236. F.
34. Lobenstock, Friedr. Vergissmeinnicht und Edelweiß. Geschichten und Sagen aus Hinterberg. Gaben des katholischen Pressvereins in der Diözese Seckau für 1895. S. 408–459.
35. Hans von der Sann. Steirische Glockensagen. Grazer Morgenpost. 1896. Nr. 88 und Nr. 89. F.
36. Teufel. 'n Teufel sein' Hochzeit. Ein Sagmarl aus den Ennsthaler Bergen. Steirische Alpenpost. Aussee. 1896. Nr. 3. F.
37. Volkssagen aus dem Ennsthale gesammelt von Carl Reiterer. Heimgarten. Jahrg. XX. 1896. S. 361—368.

Zur Berichtigung. In die Bibliographie der Jahre 1885—1895, welche im I. Jahrgange dieser Zeitschrift publiciert ist, hat sich ein Druckfehler auf S. 283 eingeschlichen. Nr. 137 daselbst soll richtig heißen:

137. Fremdenführer für Weiz und Umgebung. Weiz-Graz. 1895. 8°. 48 S. Darin einige Localsagen.

Nachtrag zur Bibliographie der steiermärkischen Volkskunde.

Von Reg.-R. Fr. Ilwof, Graz.

Bancalari Gustav, Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen. (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 24. B., S. 128—174.)

- stl, Die Martinsgans. (Grazer Tagespost 1886, Nr. 312.)

Achleitner Arthur, Das Menschenleben im Aberglauben. Eine volksmedicinische Skizze aus dem steirischen Hochland. (Allgemeine Münchener Zeitung 1891, Nr. 264. Von Schlossar citiert: Steirische Alpenpost 1891, Nr. 42, wo es jedenfalls nur Abdruck aus der Allg. Zeitg. ist.)

Die Bittgänge und das Feldersegnen in Steiermark. (Illustrierte Zeitung, Leipzig 1892, 4. Juni.)

Hauffen, Das deutsche Volkslied aus Österreich-Ungarn. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, IV., 1—34.)

Ilwof Franz, Haus- und Hofmarken (die meisten aus Steiermark). (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, IV., 279—282 und Tafel.)

Weinhold Karl, Steiermärkischer Raufjockl. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, IV., 335—336, und 459—460.)

Weinhold K., Aus der Gegend von Sausal in Untersteiermark. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, IV., 451.

Aus der windischen Steiermark (Ebenda, IV. 452.)

K. W., Lösung des Zungenbandes (aus der Gegend der Koralpe in Steiermark). (Ebenda, IV., 458—459.)

Tille, Doctor Faust in Tirol und Steiermark. (Neue freie Presse, 1890, Nr. 9359.)

Salzburg.

Von Dr. Anton Hittmair, Salzburg.

1. Allgemeines.

Bibliographie der österreichischen Volkskunde 1894. I. Die Deutschen in den Alpenländern. 6. Hittmair, Anton: Salzburg. [A. Ethnographisches überhaupt (3 Nrn.), Wohnverhältnisse (2), Trachten (4), Volksclassen, Volkstypen (6), B. Volkssitte und Volksglaube (22), C. Volkssagen (4).]

2. Anthropologisches, Biologisches.

Weisbach, A. Die Salzburger. (Mit 3 Kartenskizzen im Texte.) «Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.» XXV. Bd. (Der n. F. XV. Bd.) Wien 1895. 4°. S. 69—84. (Körperlänge, Farbe der Haare, der Augen, der Haut, Typen, Körpermaße.)



Ergebnisse, Die, der Strafrechtspflege in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern im Jahre 1891. Wien 1894. «Österreichische Statistik. Herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission.» XLI. Bd. Wien 1895. 4°. Hft. 3. (Gattung und Zahl der Verbrechen in Beziehung auf Art und Verbreitung sittlicher Gebrechen etc.)

Dasselbe im Jahre 1892. Wien 1895. «Österreichische Statistik.» XLIII. Bd. Wien 1896. 4°. Heft 3

Statistik des Sanitätswesens der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder für das Jahr 1892. Bearbeitet von dem Bureau der k. k. statistischen Central-Commission. Wien 1895. «Österreichische Statistik. Herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission.» XL. Bd. Wien 1896. 4°. Hft. 2. (Endemische Krankheiten etc.)

Probst, Friedrich. Die Bewegung der Bevölkerung im Solarjahre 1893. «Statistische Monatsschrift. Herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission.» XXI. Jahrgang. Wien 1895. 8°. S. 104—110.

Thornton. Sterblichkeit nach dem Alter in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. «Statistische Monatsschrift.» XXI. Jahrg. Wien 1895. 8°. S. 368—72.

Trauungen, Geburten und Sterbefälle der Civil-Bevölkerung in Österreich. 1893. 16 S. «Statistische Monatsschrift.» XXI. Jahrgang. Wien 1895. 8°. Anhang.

Bratassević. Die Sterblichkeit in den größeren Städten Österreichs im Jahre 1894. «Statistische Monatsschrift.» XXI. Jahrg. Wien 1895. 8°. S. 117—156.

3. Wohnverhältnisse.

Eigl, Josef. Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. Mit besonderer Berücksichtigung der Feuerungsanlagen. «Mittheil. der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.» XXXV. Vereinsjahr 1895. Salzburg. 8°. S. 81—143 u. 19 Tfln. (I. Theil: Allgemeiner Haus-Typus und dessen Varianten. II. Theil: A. Allgemeines über die bauliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen. B. Specielle Beispiele bäuerlicher Wohnstätten in der Reihenfolge ihrer Feuerungs-Anlagen.)

4. Sitten, Bräuche, Glaube, Lebensverhältnisse.

a. Sitten und Bräuche im allgemeinen.

Krauss, Ferdinand. Sitten und Bräuche des Lungaues. «Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von Peter Rosegger.» XIX. Jahrg. Graz 1865. lex. 8°. S. 111—118. (Tracht, Augen und Körperbau der Lungauer; Mangel an Sangeslust; Aperschnalzen, Auffahrt auf die Alm, Almleben; Volkscharakter: Die Lungauer sind rechtschaffen, ruhiger, moralischer als die Nachbarn; schöner Menschenschlag, frühzeitige Verkümmerung; Prangertäge: Samsonumzug, Faschingsfest «der Vereinigte», Russen-, Reif- und Bandeltanz.)

Pichler, A. Bilder aus den Salzburgerbergen. «Immergrün. Illustrierte Monatsschrift.» VI. Jhg. 1894. Warnsdorf. gr. 8°. S. 548—554. (Lebensstufen: Taufe, Pathen, Hochzeitsbräuche, Trauertracht, Todtenbretter, Todtenzehrung; Jahreszeiten: 3-Königtag, Maria Lichtmess, Fasching, Aperschnalzen, Palmsonntag, Ostern, 1. Mai, Frohnleichnam, Sonnwendtag, Alpfahrt, Rankeln, Allerheiligen, Nicolaus, Weihnachten; Primiz; Volkssagen.)

b. Lebensverhältnisse, Luxus.

Lehner, Tassilo. Badereisen von Kremsmünster nach Wildbadgastein im 17. Jahrhundert. «Salzburger Volksblatt.» XXV. Jahrg. 1895. f°. Nr. 275 S. 2—3. (Preise, Bäder, Heilmittel, Trinkgelder.)

Wie's anno 1809 in Bad-Gastein aussah. (Nach handschriftlicher Quelle.) «Salzburger Volksblatt» XXV. Jahrg. 1895. f°. Nr. 296. S. 14. (Wohnungen und ihre Einrichtung.)

c. Sitten und Bräuche mit Bezug auf Lebensstufen.

Abschaffung eines alten Volksbrauches. «Tages-Post.» Linz. XXXI. Jahrg. 1895. f°. Nr. 283. S. 6. (In Altenau begleitete der Priester das Brautpaar während des Kirchenganges.)

Zuckerkandl, Emil. Bemalte Todtenschädel aus Oberösterreich und Salzburg. (Mit 4 Abbildungen.) «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jahrg. 1895. Wien u. Prag, 1896. lex. 8°. S. 80—81.

Todtenschädel, Bemalte, aus Oberösterreich und Salzburg. «Globus. Vereinigt mit der Zeitschrift Das Ausland.» 68. Bd. Braunschweig, 1895. 4°. Nr. 6.



Widmann, Hans. Das Todtenbrett. Eine volkskundliche Studie. «Fremden-Zeitung.» Jg. IX. Salzburg. 1895. f°. Nr. 9, S. 2—3, Nr. 10/11, S. 2—3. (Todtenbretter in der Umgebung Salzburgs, ihre Bedeutung, Formen, Gebrauch.)

d. mit Bezug auf Naturerscheinungen.

Schwarzbach, Josef. Der «Dunnerstein» im Marxgut zu Ölling. «Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.» XXXV. Vereinsjahr 1895. Salzburg. 8°. S. 202. (Der Dunnerstein, ein Bergkrystall, soll vor dem Blitzschlag schützen.)

Feste.

e. Volksspiele und Belustigungen.

Eisler, E. Der Samson-Umzug in Krakaudorf bei Mura. «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jahrg. 1895. Wien u. Prag 1896. lex. 8°. S. 10—11 u. 12. (Behandelt auch den Samson-Umzug im Lungau S. 10—11; Illustration S. 12: Alljährlicher feierlicher Umzug des Samson in Tamsweg.)

Hexenspiel. Ein salzburgisches Bauernstück. Herausgegeben von Wilhelm Hein. «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jg. 1895. Wien u. Prag 1896. lex. 8°. S. 43—54. 74—79. (Illustriert.)

Chronik, Ethnographische aus Österreich. 1894—1895. Volksspiele in Krimml (Pinzgau). «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jg. 1895. Wien u. Prag, 1896. lex. 8°. S. 13.

Auf der Salzburger Dult. Verschiedene Augenblicksbilder. J. A. W. «Salzburger Zeitung» 1895. f°. Nr. 222, S. 5—6. (Schaubuden, Volksbelustigungen.)

Böhmer, Georg. Salzburg im Winter. «Salzburger Stimmen» 1895. f°. Nr. 15, S. (3—4). (Bockschlittenfahren, Eisschießen etc.)

f. Ceremonielles.

Courtoisie, Amtliche, im 17. Jahrhundert. [Erlass des Fürst-Erzbischofs Maximilian Gandolph v. Küenburg betreffend die Anrede an Standespersonen und die Unterschrift auf Befehlen; hg. v.] Friedrich Pirkmayr. «Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.» XXXV. Vereinsjahr 1895. Salzburg. 8°. S. 42.

g. Volksthümliche Locale.

St. Peterskeller in Salzburg. «Fremden-Zeitung.» Jg. IX. Salzburg. 1895 f°. Nr. 10/11, S. 2—3. (Illustriert.)

«Groschenloch», Das. «Salzburger Zeitung», 1895 f°. Nr. 269, S. 4. (Billiges Gastlocal in einer Höhle des Mönchsbergs.)

5. Volkslied, Volksdichtung.

Bletzacher, J. Geschichte eines deutschen Weihnachtsliedes. «Salzburger Zeitung» 1895 f°. Nr. 8, S. 3—4. (Geschichte der Entstehung und Verbreitung des von den Salzburgern Mohr und Gruber gedichteten und componierten Liedes «Stille Nacht, heilige Nacht.»)

Feichtlbauer, Martin. Stille Nacht, heilige Nacht. «Immergrün. Illustrierte Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung.» VII. Jg. 1895. Warnsdorf lex. 8°. S. 533—5. (Geschichte der Entstehung dieses Liedes.)

Petak, Arthur. Friedhofverse in Salzburg. «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jg. 1895. Wien u. Prag, 1896. lex. 8°. S. 138—152. (Verse aus Feuchten, St. Gilgen.)

Hexenspiel s. oben unter 4. e.

6. Sagen.

Doblhoff, Josef, Frh. v. Altes und Neues vom «Tatzelwurm», mit einem Schlussworte über vergleichende Sagenforschung in Österreich-Ungarn. «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jg. 1895. Wien u. Prag 1896. lex. 8°. S. 142—165. (Salzburg: S. 145—50. 153. 154. 156. 157. 159; der Tatzelwurm in der salzburgischen Litteratur, in Erzählungen; Name, Beschreibung, Hypothesen; S. 164: Salzburgische Sagenforscher.)

Zur Sage vom Tatzelwurm. «Zeitschrift für österreichische Volkskunde.» I. Jg. 1895. Wien und Prag 1896. lex. 8°. S. 261—265. (Salzburg: Pongau, Pinzgau S. 262—4; der Tatzelwurm nach Berichten, Beschreibung des Thieres.)

[Strele, Rich. v.] Allerlei aus und über Salzburg. «Salzburger Zeitung.» 1895 f°. Nr. 41, S. 5. («Sagen».)

Kärnten.

Von Custos Simon Laschitzer, Klagenfurt.

A. Ethnographisches überhaupt.

Schilderung von Land und Leuten.

Kleiderpracht um 1700. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 85.

Jaksch, A. v. Ein Stuhl in den Sammlungen des Geschichtsvereines. Carinthia I, S. 91.

Puntschart, Josef. Land und Leute aus Oberkärnten. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 90—92. (Beschreibt unter anderem auch den Glöckler-Brauch.)

Puntschart, Josef. Ein Theaterabend. Aus dem oberkärntnerischen Volksleben. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 80—84.

Dr. R. K. Vom Fuße des Großglockners. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 169 bis 171. (Bringt auch die Briccius-Legende.)

Lackner, L. Der Kittelfex (Obermöllthal). Kärntner Nachrichten Nr. 49.

Kohlmayer, Paul. Der Faschaun. Eine Malteiner Geschichte. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 217. (Wiederabdruck aus «Carinthia» 1860.)

Puntschart, Josef. Enzian. Sommerstudien aus der Kremsalpe. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 32—39.

Jaksch, A. v. Der Einsiedler Simon Frank im Forst ob Molzbichl. Carinthia I, S. 116.

Ubl, Emil. Aus den Carnischen Alpen, drei Novellen. Leipzig 1895, 8°. (Die Einleitung [20 S.] handelt über «Land und Leute im Kanalthal.)

Aus dem kärntnerischen Zollgrenzgebiete. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 212.

Ehrlich, Urban. Alt-Klagenfurt. Ein Rundgang um die Stadt Klagenfurt. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 1—3. (Theilt auch ein paar Volkslieder mit.)

M. H. K. «Im Löllinggraben.» Lustiges aus dem Jägerleben. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 274.

Keller, F. C. St. Vincenz. Touristische Skizze. «Lavantthaler Bote» Nr. 22—25.

B. Volkssitten und Gebräuche.

Volksglaube.

W(aizer), R(udolf). Osterbrauch in Kärnten von einst und jetzt. «Klagenfurter Zeitung» Nr. 84.

Die Fasten in den Alpen. «Klagenfurter Zeitung» Nr. 49.

W(aizer), R. Weihnacht. «Klagenfurter Zeitung» Nr. 296.

Weihnachtssitte in Mittelkärntens Hochland. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 22.

Auer, Anton. Eine Hochzeit in den deutschen Alpen. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 273.

Das Kufenstechen im Gailthal. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 126 und 127.

Die Schappa in Uggowitz. Ein uralter kärntnerischer Volksbrauch. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 4.

S(chüttelkopf), B(althasar). Auf froher Wanderschaft. Bauernlieder im Gailthal. «Freie Stimmen» Nr. 78.

Wie Ulrich von Lichtenstein durch Kärnten zog. Nach seinen Schriften. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 22.

Der Patron der Feuerwehren (St. Florian). «Klagenfurter Zeitung» Nr. 104.

C. Volkslied und Volksschauspiel.

Sprüche. Volksräthsel. Volksthümliche Erzählungen.

Marold Max (Millenkovics, Max von). Das Kärntner Volkslied und Thomas Koschat. Leipzig 1895. 8°.

Aichinger, Josef. Der Verfall des deutschen Volksliedes in den Alpen. «Kärntner Nachrichten» Nr. 27.

Franziszi, Fr. Weihnachtslied aus Heiligenblut. Carinthia I, S. 61.

Zwei Weihnachtsgesänge aus Kärnten. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 25. (Wiederabdruck aus «Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien». Weinhold Karl. Graz 1855.)

Puntschart Josef. Bruchstück eines Weihnachtsspieles. Krappfeld, zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Unterhaltungs-Blatt der Kärntner Zeitung» Nr. 297.

Simoner, D. Unsere heimischen Hirtenspiele. «Kärntner Nachrichten» Nr. 15.

Neumann, Gustav. Das Klausen'spiel im Möllthale. «Freie Stimmen» Nr. 25—28.

Hieset, Hans. Eine Wohlthätigkeits-Vorstellung in Völkendorf. «Die belohnte Dankbarkeit.» Moralisches Volksstück in zwei Aufzügen. «Kärntner Nachrichten» Nr. 25.

Hermann, Heinrich. Aufschriften und Wahlsprüche in unserer Heimat. (Aufsatz, geschrieben im Jahre 1863.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 23 und 24.

Schüttelkopf, Balthasar. Deutsche Volksräthsel aus Kärnten. Carinthia I, S. 173.

Die Schwoagrin. (Dialekt-Dichtung.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 215.

Joos, Johanna. Drei Woch'n in d'r Stådt. A klan's G'schichtle. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 71.

Wie sich der Gurgler Sepp Himmel und Hölle denkt. «Kärntner Nachrichten» Nr. 46.

Linden, Oscar. Der Hackler von St. Afra. Erzählung aus Österreichs Bergen. «Kärntner Nachrichten» Nr. 57.

D. Volkssagen und Volksmärchen.

Waizer, Rudolf. Volkssagen aus Kärnten. 1. Wo Kärnten am reichsten ist. 2. Wie der Kraigersee entstanden ist. 3. Vom Strapolöbengletscher im Naßfelde. Carinthia I, S. 151.

Puntschart, Josef. Der Markstein. Möllthaler Sage. (Gedicht.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 72.

Prettenhofer, Josef. Mirnock. Touristische Skizze. «Kärntner Nachrichten» Nr. 51. (Bringt die Sage vom Mirnock.)

Franziszi, Franz. Sagen und Märchen aus dem Gailthale. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 7—9. (Wiederabdruck aus «Das Gailthal mit dem Gitsch- und Lessachthale in Kärnten», red. von H. Moro, Hermagor 1894, S. 69—76.)

Franziszi, Franz. Das Opfer. Eine kärntische Volkssage. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 280.

Waizer, Rudolf. Durch's obere Gailthal. «Freie Stimmen» Nr. 135. (Bringt S. 3 die Sage vom Berggeisthütel der St. Helenakirche auf dem Wieserberge.)

Prettenhofer, Josef. Rund um den Dobratsch. Touristische Skizze. «Kärntner Nachrichten» Nr. 55. (Bringt die Sage über den See im Innern des Dobratsch und ein paar Bemerkungen über Sitte und Brauch.)

Mayer, W. M. Der Wallfahrtsort Maria Elend im Rosenthale. (Im Jahre 1819.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 134 und 135. (Bringt auch die Gründungssage.)

Vogl, Joh. N. Der stumme Bruder zu Ossiach. Klostersage. (Gedichte.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 244—246. (Wiederabdruck.)

Eine alte Geschichte vom Ossiacher See. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 88—90. (Behandelt die Sage von König Boleslaus II. von Polen.)

Prettenhofer. Steindorf am Ossiacher See. Skizze. «Kärntner Nachrichten» Nr. 48. (Bringt die Volkssage über die Benennung des «Annenfalles».)

F(leisch)hacker, F. Die Sagen vom Brautsteig. Kärntner Sagen aus dem Glanthal. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 106.

Der Bau von Victring und die Sage von seinem Werkmeister. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 147.

Die selige Hamma und ihr Hofmeister. Eine Kärntner Legende. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 15.

Puntschart, Josef. Die Hamma-Küche. Gurkthaler Volkssage. (Gedicht.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 29.

Franziszi Fr. Die Waldschenke im Wolschart. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 97.



Franziszi, Fr. Das verlassene Waldschloss. Eine Wolschartsage. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 116.

Krobath, K. Der Geist von Greifenfels. (Gedicht.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung». Nr. 280.

Leitner, C. G. R. v. Luitwinde von Silberberg. Kärntnerische Sage. (Gedicht.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 300. (Wiederabdruck.)

Traun, Julius von der. Der Schmied von Obdach! (1480). Eine St. Leonharder Kirchensage. (Gedicht.) Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 147. (Wiederabdruck.)

Puff, Rudolf, Dr. Der Spielmann. Kärntnerische Sage. Gedichte. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 299. (Wiederabdruck aus «Carinthia» 1840.)

J. M. G. Freiburgs Herzogs-Fichte. Unterhaltungs-Blatt der «Kärntner Zeitung» Nr. 133.

Tirol.

Von Alois Konrad, Innsbruck.

A. Ethnographisches überhaupt.

Sprache und Mundart.

Dalla, Torre, Prof. Dr., von. Die volksthümlichen Pflanzennamen in Tirol und Vorarlberg. Nebst folkloristischen Bemerkungen zur Flora des Landes. «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108 109, 110, Jahrg. 1895.

Mayr, Ambros, Dr. Tirolische Namenforschung. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 152, Jahrgang 1895.

Bitterlich, Peregrinus. Kartographische Sünden. «Neue Tiroler Stimmen» Nr. 199, Jahrgang 1895. (Enthält Einschlägiges.)

Schatz, Adelgott. O. S. B. Alte Funde und Entdeckungen in Tirol. Nach Aufzeichnungen † Msgr. Alb. Jangers. «Neue Tiroler Stimmen» Jahrg. 1895, Nr. 162, 163, 164, 165, 166, 167.

Noë, Heinrich. Igls. Enthält Einschlägiges. «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 102, Jahrg. 1895.

Vom Fersenthale. Notiz. (Enthält Einschlägiges.) «Tiroler Volksblatt» Nr. 12, Jahrg. 1895.

Noë, Heinrich. Neben den Fahrwegen. Eine Alpenstudie. Enthält Einschlägiges. «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 106, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Über eine neueste Tiroler Dialectdichtung. (Enthält «Schnadahüpfeln».) «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 108, Jahrg. 1895.

Maretich, Gedeon, Freiherr von Riv-Alpen. Zur Geschichte Kufsteins. «Tiroler Grenzbote» Nr. 22, 23, 24, 25, 26, 27 und 28, Jahrg. 1895. (Enthält Einschlägiges.)

Sinwell, R. Noch einmal zum Namen Kufstein. «Tiroler Grenzbote» Nr. 18, 19, 20, Jahrgang 1895.

Ungenannt. Über den Namen der Stadt Kufstein. «Tiroler Grenzbote» Nr. 11, 12, 13, 14, 16, Jahrg. 1895.

Noë, Heinrich. Weinstudien. Ein Panegyricus. «Bozener Nachrichten» Nr. 151, Jahrg. 1895.

D'Gromper Lis bandlt mit'n Redactör od. (Bozener Dialekt.) «Bozener Nachrichten» Nr. 21 und 27, Jahrg. 1895.

Rudl, Otto. Der Hiesl geaht mit sein Josl kneip'n. «Meraner Zeitung» Nr. 28, Jahrg. 1895.

Rudl, Otto. D'r Hiesl geaht wohlf'l's Zuig kaaf'n. In Meraner Mundart. «Meraner Zeitung» Nr. 48, Jahrg. 1895.

Vinschger Joggeln. Der fromme Schuester. Tiroler Mundart. «Meraner Zeitung» Nr. 126, Jahrg. 1895.

Vinschger Joggeln. Die fluechede Liese. (Meraner Mundart.) «Meraner Zeitung» Nr. 120, Jahrg. 1895.

Wie's Vinschger Joggeln z'heiraten kömmen ist. Von ihm selber derzählt. Mundart. «Meraner Zeitung» Nr. 129, Jahrg. 1895.

Mayr, Ad. Z'r silbernen Hochzeit von Valtl. Humoreske im Bozener Dialekt. «Bozener Nachrichten» Nr. 16, Jahrg. 1895.

Rudl, Otto. D'r Hiesl in d'r Menascherie. In Meraner Mundart. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 126 und 127, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Schmidfeier in Paznaun. (Enthält Einschlägiges.) «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 167, Jahrg. 1895.

Foltin, Arthur. Was der Blaser Sepp in Münka Ois g'sech'n hat. «Tiroler Tagblatt» Nr. 194, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. S'Stulser Jörgeln in Sprugga «Tiroler Tagblatt» Nr. 131, Jahrg. 1895.

Der «Scheibenschlogersunta». «Burggräfler» Nr. 19, Jahrg. 1895.

Ungenannt. D'r Hiesl derzöhlt vun Schleif'n. Beilage zu Nr. 27 des «Burggräfler», Jahrgang 1895.

Rudl, Otto. D'r Hiesl in der Menascherie. In Meraner Mundart. Beilage zu Nr. 57 und 58 des «Burggräfler», Jahrg. 1895.

Ungenannt. Der Rodfohrer-Christl vor der Prüfungs-Commission in Auer. (Bozener Dialekt.) «Bozener Nachrichten» Nr. 66, Jahrg. 1895.

Schilderungen von Land und Leuten.

Foltin, Arthur. Blaser-Sepp's Maidemonstration. «Tiroler Tagblatt» Nr. 104, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Die Wallfahrt. «Tiroler Alpenfreund» Nr. 1, Jahrg. 1895.

Steiner, Josef. Weihnachten im Walde. Ein Bildchen aus dem Tiroler Volksleben. «Tiroler Grenzbote» Nr. 49, 50, Jahrg. 1895.

Obrist, J. G. Tiroler Reiseskizzen vom Jahre 1848. (Enthält Einschlägiges.) «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 107, Jahrg. 1895.

Platter, J. C. Winter im Gebirge. «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 111, Jahrg. 1895.

Wöhler, C. Ein Stücklein Volksleben aus den Tiroler Bergen. (Erzählung.) In Beilage zu Nr. 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23 und 24 des «Andreas Hofer», Jahrg. 1895.

T. Die Industrie im Grödner-Thale. «Tiroler Alpenfreund» Nr. 15 und 16, Jahrg. 1895.

K. Im Bregenzerwald. «Tiroler Alpenfreund» Nr. 10, Jahrg. 1895.

Baumberger, G. Questa la via! Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol. St. Gallen, Haselbrück und Ehrat. 1895. 290 S.

Noë, Heinrich, Dr. Im Unterinnthal. «Meraner Zeitung» Nr. 87, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Morituri. Eine Episode aus dem Jahre 1809. «Meraner Zeitung» Nr. 118, Jahrg. 1895.

Obrist, J. G. Alpines über Tirol aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach einem Werke eines damaligen Schriftstellers mitgetheilt. «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 104, Jahrg. 1895.

Reiter, Ernst Octobertage in Südtirol. «Meraner Zeitung» Nr. 127, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Anno Dazumal. Bilder aus Alt-Meran. I. Die Kurmusik. «Meraner Zeitung» Nr. 144, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Anno Dazumal. Alt-Meraner Geschichten. II. Der erste Kurgarten. «Meraner Zeitung» Nr. 148, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Anno Dazumal. Alt-Meraner Geschichten. III. Eine kleine Hilfgeschichte. «Meraner Zeitung» Nr. 151, Jahrg. 1895.

Schönherr, Karl. Die Übergabe. Skizze aus dem Tiroler Bauernleben. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 4, Jahrg. 1895.

Plattner, J. C. Ein Tiroler Edelhof. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 65 und 66, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von. Wanderung in Vorarlberg Innsbruck, Wagner, 1895.

Hörmann, Ludw. von. Murmenteln. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 217, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Aus dem Unterland. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 213, Jahrg. 1895.

Greußing, P. Ein Ausflug nach Neustift. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 234, Jahrg. 1895.

Sander, Herrman. Vorarlberg, Land und Leute. Geschichte und Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Eine Blumenlese. Innsbruck, Wagner.

Hörmann, Ludw. von. Alpine Winter. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 52 und 53, Jahrg. 1895.

Semper, Hans. Die Brixener Malerschule des XV. Jahrhunderts. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 265, 267, 268, 269 und 271, Jahrg. 1895. (Enthält Einschlägiges.)



Die Industrie im Grödnerthale. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 233 und 234, Jahrg. 1895. (Enthält Einschlägiges.)

Hörmann, Ludw. von. Über den Kristberg ins Montavon. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 169 und 170, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von. Über die Mendel. Zum Jahrzehnt der Mendel-Straße. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 280, 281, 282, 283, 286 und 287, Jahrg. 1895.

Schönherr, Karl. Aus der Ordinationsstunde eines Doctors im Hochgebirge. «Tiroler Tagblatt» Nr. 9, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von. In Süd-Tirol. «Tiroler Tagblatt» Nr. 205, 208, Jahrg. 1895.

Schöpf, Dr. Das Ötzthal einst und jetzt. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 47, Jahrg. 1895.

Schönherr Karl. Karnerleut'. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 48, Jahrg. 1895.

B. Sitten, Gebräuche, Meinungen, Aberglaube.

Konrad, Alois. Aberglaube in den Alpen. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 213, 214, 215, 216, 217, 222, 224, 225 und 227, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Tirols Schilda. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 229, 230, 235 und 259, Jahrgang 1895.

Tafatscher, Franz. Das Schemenlaufen in Imst. «Tiroler Tagblatt» Nr. 40, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von. Wetterläuten und Wettersegnen in den Alpen. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 156, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Beim St. Antoni. «Tiroler Tagblatt» Nr. 283, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von. Das Erdbeben im Volksglauben. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 100 und 101, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von. Weihnachtsfeier in den Bergen. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 294, Jahrg. 1895.

Greußing, Paul. Ein Nikolausfest. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 279, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Eine Bauernhochzeit in Tirol. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 73, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Das Schemenlaufen in Imst. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 39, Jahrg. 1895

Hörmann, Ludw. von. Bäuerliche Winterbelustigungen. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 14, Jahrg. 1895.

Vinschger Joggeln. Der Teufelsboden. «Meraner Zeitung» Nr. 152, Jahrg. 1895.

Vinschger Joggeln. Der Lukas-Segen. «Meraner Zeitung» Nr. 136. Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von, Dr. Das tirolische Frohnleichnamsfest. «Meraner Zeitung» Nr. 71, Jahrg. 1895.

Strele, Richard von. Der Regenheilige. «Tiroler Alpenfreund» Nr. 7, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Sommerlust der Tiroler. (Enthält Sitten und Gebräuche.) «Bozener Nachrichten» Nr. 116 und 117, Jahrg. 1895.

Foltin, Arthur. Das «Gasslaufen». «Der Alpenfreund», illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet. Nr. 100, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Das Schemenlaufen zu Imst. «Züricher Post» Nr. 47, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Eine Bauernhochzeit in Tirol. «Züricher Post» Nr. 65, Jahrg. 1895.

C. Volkslied. Geistliches und weltliches Volksschauspiel.

Schönherr, Karl. Innthaler Schnalzer. Gedichte in Tiroler Mundart. August Schulze, Leipzig, 1895.

Sprüche an Häusern aus dem Wippthale. «Brixener Chronik» Nr. 63, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Tiroler Marterln für abgestürzte Bergkraxler. «Bozener Nachrichten» Nr. 149, Jahrg. 1895.

Runggaldier, Franz. Das Passionsspiel in Vorder-Thiersen bei Kuffstein. «Tiroler Volksblatt» Nr. 54, Jahrg. 1895.



Wolf, Karl. «Das Gespiel in der vorderen Thiersen.» «Meraner Zeitung» Nr. 81. Jahrg. 1895.

Wolf Karl. Im Bauerntheater zu Grinzens. «Meraner Zeitung» Nr. 88, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Das Passionsspiel in Vorderthiersen. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 110, Jahrg. 1895.

Tafatscher, Franz. Das Andreas Hofer-Spiel in Brixlegg. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 166, Jahrg. 1895.

Hörmann, Ludw. von, Dr. Adventlieder in den Alpen. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 281, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Weihnachtsspiel in Inzing. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 300, Jahrg 1895.

Platter, J. C. Das Passionsspiel in Thiersen. «Bote für Tirol und Vorarlberg» Nr. 119 und 120, Jahrg. 1895.

Tafatscher Franz. Das Passionsspiel in Vorder-Thiersen. «Tiroler Tagblatt» Nr. 111, Jahrgang 1895.

Foltin, Arthur. Was da Blasa-Sepp von Andreas Hofer-Spiel z'Brischlegg vazehlt. «Tiroler Tagblatt» Nr. 169, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Im Bauerntheater zu Grinzens. «Tiroler Tagblatt» Nr 162, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Der Kianklamm-Sepp. Gedicht in Tiroler Mundart. «Tiroler Tagblatt» Nr. 218, Jahrg. 1895.

C. S. Das Passionsspiel in Vorderthiersen. «Neue Tiroler Stimmen» Nr. 148, 149, 150, 151, Jahrg. 1895.

Peschel, Josef. Das Passionsspiel in Vorderthiersen. Beilage zu Nr. 55 und 56 des «Burggräfler», Jahrg. 1895.

Ungenannt. Ein Haller Hirtenspiel. «Neue Tiroler Stimmen» Nr. 299, Jahrg. 1895.

Menghin, Al Inschriften und Aufschriften aus dem Burggrafenamte. Beilage zu Nr. 86 und 95 des «Burggräfler», Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Die Grinzner in Innsbruck. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 45, Jahrg. 1895.

Zum Volksschauspiel in Meran. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 42, 43, 44, 46, Jahrg. 1895.

Renk, Anton. Das Passionsspiel in Vorderthiersen. «Züricher Post» Nr. 120, Jahrg. 1895.

Volksthümliche Erzählungen.

Schönherr, Karl. Der kreuzköpfige Josl. Eine Gestalt aus dem Volke. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 30, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Wia nahms Weib furt g'lauf'n is. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 24, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Die Wadlstrümpf'. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 26, Jahrg. 1895.

Schönherr, Karl. s'Heiligwasserweibele. Ein Bild aus dem Innthal. «Neue Tiroler Stimmen» Nr. 16, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Ein Aufgeheiratheter. «Tiroler Tagblatt» Nr. 242, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. A Larchener. «Tiroler Tagblatt» Nr. 271, Jahrg. 1895.

Foltin, Arthur. Warum die Blaserin die elektrische Beleuchtung nit mag. «Tiroler Tagblatt» Nr. 238, Jahrg. 1895.

Wolf, Karl. Beim Sonnbüchler. «Tiroler Tagblatt» Nr. 78 und 79, Jahrg. 1895.

Kranewitter, Franz. Goldene Herzen. Skizze. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 269, Jahrgang 1895.

Vinschger Joggeln. Adam und Eva begnadigt. «Meraner Zeitung» Nr. 154, Jahrg. 1895.

Vinschger Joggeln. Die Heiratskathl. «Meraner Zeitung» Nr. 147, Jahrg. 1895.

Steiner, Josef. Einer von Anno Neune! Eine Geschichte aus den Bergen. «Meraner Zeitung» Nr. 137, Jahrg. 1895.

Greinz, Rudolf Heinrich. Der Sympathie-Hansel. Humoreske aus den Tiroler Bergen. «Meraner Zeitung» Nr. 40 und 41, Jahrg. 1895.



Müller, Isidor, Dr. Welcher hat die Böseste? Humoreske aus dem Tiroler Volksleben. «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 22, Jahrg. 1895.

Müller, Isidor, Dr. Welche ist die Dümmere? Humoreske, entlehnt aus Tirols Schilda «Tiroler Land-Zeitung» Nr. 13, Jahrg. 1895.

D. Volkssagen und Volksmärchen.

Die erste Katzenmusik. Eine Sage aus Passeier. Beilage zum «Burggräfler» Nr. 18, Jahrg. 1895.

Vonbun, J. F., Dr. Die Sagen Vorarlbergs. Innsbruck, Wagner.

Meyer, Martinus. Schlernsagen. Innsbruck, Wagner.

Zingerle, J. V. Sagen aus Tirol. Innsbruck, Wagner.

Dörler, A. F. Die «Teufelsmühl'» im Gunggelgrunde. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 205, Jahrg. 1895.

Dörler, A. F. Hexensagen aus dem Innthale. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 223, Jahrg. 1895.

Dörler, A. F. Der Schatz im Küchelberg. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 225, Jahrg. 1895.

Greußing, Paul. Die Ahnfrau des Sonnenburger. Eine Sage aus dem Wippthal. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 192, Jahrg. 1895.

Dörler, A. F. Sagen aus Innsbrucks Umgebung mit besonderer Berücksichtigung des Zillerthales. Innsbruck, Wagner, 1895.

Foltin, Arthur. Alpenglühen. «Innsbrucker Nachrichten» Nr. 114, Jahrg. 1895.

Noë, Heinrich, Dr. Der Teufel am Eisack. «Bozener Nachrichten» Nr. 47, Jahrg. 1895.

Ungenannt. Ein Passeyrer Gemsenjäger. (Nach einer alten Sage.) Beilage zum «Burggräfler» Nr. 24 Jahrg. 1895.

Heyl, J. A., Prof. Sagen und Märchen aus Tirol. «Brixener Chronik» Nr. 1, 4, 6, 8, 9, 10 und 13, Jahrg. 1895. Inhalt: 1. Wie die Deutschnovner eine neue Kirche bauten und von den Fleimsern betrogen wurden. 2. Wie dem Moser in Wälschnoven das Goldmannl begegnet. 3. Der Schatz auf der Kreuzplatte im Stanzerthal. 4. Der Grenzstreit zwischen den Tiersern und Wälschnovnern. 5. Der Satan in der Veitenmühle im Eggenthale. 6. Wie die große Stadt Heidach bei Wörgl versank. 7. Die verzauberte Sennerin. 8. Die wunderliche Katze. 9. Die Entstehung des Walchsees. 10. Der Renalpler Pöschi und die feurigen Männer auf dem Streitgampen. 11. Welch seltene Ziweben der Lochmüller von Bruneck bekommt. 12. Wie die Schweinszähne zu Gold werden. 13. Der Hexentanz auf dem Heustock. 14. Woher der Schatz auf Zwingenstein rührt. 15. Der Gadriahund. 16. Starkwölfel von Deutschnoven. 17. Wie Starkwölfel mit dem Riesenweib ringt. 18. Starkwölfel, der Drachentödter. 19. Was die Wälschnovner von der Gepläng erzählen. 20. Der feurige Wagen.

Oberkofler, Anton. Ein Stück Reise und was ich dabei sah, hörte und erfuhr. «Sonntagsblumen», Gratis-Beilage zum «Tiroler Volksblatt» Nr. 9—19, Jahrg. 1895. Inhalt: Hoch zu Pferd. Eine Winterlandschaft. Der verrückte Grenzpfahl auf den Wechelwiesen. Der edle «Asthuhn». Eine herrliche Um-, Aus- und Fernsicht. Die Pest. Blutige Thaten. Die Schindwiese. Der von Geistern getödtete Weber. Die gestörte Nachtruhe. Der Almstreit. Der bestrafte Meineid. Das Teufelsloch. Woher der Name Villanders kommt. Der Rittner Alm-Pater. Das Lavender Kirchlein. Die Waldwiesen und die Wälschen. Bäuerliche Kost. Das Dorf Jenesien. Geschichtliche Daten. Das Geschlecht der Edeln von Goldegg. Sagen von dem Goldeggfreihof Weiner. Der vergrabene Schatz. Man soll die Nacht nicht arbeiten. Das Brautegg. Der erschreckte Geist. Es wird schnabuliert. Nachrede. Siesta. Der Leichenacker. Das Bettelbüblein und seine Sippschaft, eine nicht erbauliche Geschichte von verkommenen Menschenkindern. Es wird übernachtet. Etwas über die Tiroler Baßgeige. Wald- und Wasserfräulein, ein paar anmuthige Volkssagen. Das Hexen- und Gertrudenbüchlein. Das Heiligenbildchen. Der undankbare Sarnerhartl oder das Vergeltsgott. Der Sturm. Der «schieche» Bettler. Der Raubmörder bei der Kardaunerbrücke. Eine schauerliche Spukgeschichte. Federzeichnungen. Die zwei Begräbnisse. Ein Teufelsmartyrer. — Tagesschluss. Die Weiterreise. Aus den Franzosenzeiten. Der böse Schafbube, der den Teufel sieht und sich bekehrt. Das Brandlungeheuer in Wangen. Die Räuber in der Christnacht. Eine schlechte und eine gute Schule. Selbstmord. Die Keilerbuben. Ein Bozener Rathsherr als Raubmörder (Sage). Schluss.

Die Deutschen in Böhmen.

(Mit kleinen Nachträgen zum Jahre 1894.)

Bearbeitet von Prof. Dr. A. Hauffen, Prag.

Deutsch-Böhmen im Ganzen.

Herkner H., Über die Zukunft des Deutschthums in Böhmen. Vortrag Reichenberg. 8°. 10 S. Bemerkenswerte Ausführungen zur Statistik und Volkswirtschaft.

Albert E. und Niederle L., Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung. (Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Böhmen I. S. 363—391.)

Hauffen A., Zweiter Bericht über den Fortgang der Sammlung volksthümlicher Überlieferungen in Deutschböhmen. (Mittheilung Nr. V der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.) 8°. 8 S.

Unter den verzeichneten zahlreichen Einläufen seien hervorgehoben: Sitten und Gebräuche aus der Landskroner Gegend und aus Littengrün bei Eger, ein Weihnachtsspiel aus Wallern im Böhmerwalde, eine größere Sammlung von Volks- und volksthümlichen Liedern aus dem Braunauer Ländchen. Vergl. unsere Zeitschrift 1 S. 109—111.

Hauffen A., Die vier deutschen Volksstämme in Böhmen. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 34 S. 181—196.)

Dieser bei der 10. Wanderversammlung des Vereines in Saaz (Pfingsten 1895) gehaltene Vortrag gibt eine Übersicht über die Geschichte des deutschen Sprachgebietes in Böhmen und über die vier Volksstämme: die Bayern in Südböhmen, die Nordgauer (Oberpfälzer) in Westböhmen, die Obersachsen im mittleren Nordböhmen, die Schlesier in Ostböhmen. Eine vorläufige Skizze, die noch der näheren Ausführung bedarf.

Vergl. auch Hauffens Anzeige des Buches: R. Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Prag 1894, in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1895. S. 906—915.

Naaff A. A., Das Volksleben der Deutschen in West-, Nord- und Ostböhmen. (Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Böhmen I. S. 496—564.)

N. schildert ausführlich den Menschenschlag, die Volkstrachten, die Haus- und Hofanlagen, die Sitten, Jahres- und Familienfeste, die landwirtschaftlichen Bräuche, den Lieder- und Sagenschatz der Deutschböhmen. Von den zahlreichen Illustrationen sind namentlich die Gesichtstypen und Häuseransichten sehr belehrend.

Gradl H., Die Dialekte der Deutschen [in Böhmen]. (Ebenda I. S. 604—618.)

G. charakterisiert kurz und bündig die vier deutsch-böhmischen Mundarten, deren Unterabtheilungen und Grenzen, die natürlich fließend sind. Gute Proben aus dem Volksmunde oder von bekannten deutsch-böhmischen Dialektdichtern sind beigegeben.

Schreiber H., Die Wichtigkeit des Sammelns volksthümlicher Pflanzennamen. (Unsere Zeitschrift 1 S. 36—43.)

Mit besonderer Berücksichtigung deutschböhmischer Verhältnisse.

Hauffen A., Das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 4 S. 1—33.)

S. 28 und 32 über Böhmen.

Voretzsch R., Vom deutschen Volkslied. (Preußische Jahrbücher 77. S. 193—222.)

V. bespricht S. 198—201 die deutsch-böhmische Volksliedersammlung von Hruschka und Toischer und gibt S. 222 neue Parallelen zu den Liedern: «In Böhmen liegt ein Städtchen» und «Die Sonne steht am Himmel».

Bäumker W., Ein deutsches geistliches Liederbuch mit Melodien aus dem 15. Jahrhunderte nach einer Handschrift des Stiftes Hohenfurth. Leipzig.

Kulke E., Judendeutsche Sprichwörter aus Mähren, Böhmen und Ungarn. (Am Urquell 6, Heft 4—7.)



Südböhmen.

Rank J., Volksleben der Deutschen im Böhmerwalde. (Die österreichisch-ungarische Monarchie: Böhmen I. S. 564—603.)

Prächtige Schilderungen des Charakters, der äußeren Erscheinung, der Wohnungen, Trachten, Sitten, Bräuche, Lieder, Sagen und abergläubischen Anschauungen der Böhmerwäldler.

Peter J., Dorfkurzweil im Böhmerwalde (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5 S. 187—194.) Schilderung verschiedenartiger Bräuche.

Weber H. L, Wie man im Böhmerwalde stirbt. (Roseggers Heimgarten 1895, Juli.)

Weber H. L., Volksgebräuche und Aberglauben im Böhmerwalde. (Waldheimat 1895, Monatsbeilage zu Nr. 18.)

Ammann J. J., Das Passionsspiel des Böhmerwaldes auf Grund der alten Überlieferungen. Krummau 1892 (recte 1895).

Das von P. Gröllhesl in Höritz 1816 nach volksthümlichen Überlieferungen niedergeschriebene Passionsspiel hat A. neu bearbeitet mit verständnisvoller Rücksicht für die heimische Überlieferung und mit poesievoll.r Ausgestaltung der in den einzelnen Scenen schlummernden dramatischen Keime. Diese Bearbeitung wurde im Sommer 1893 zu Höritz in zahlreichen Vorstellungen unter großem Beifall aufgeführt und von A. erst im vergangenen Jahre veröffentlicht.

Landsteiner K., Text des Böhmerwaldpassionsspieles von Paul Gröllhesl. Theilweise umgearbeitet, mit neuen Liedertexten und Bildererklärungen. Herausgegeben von der Bundesleitung des deutschen Böhmerwaldbundes. Budweis und Krummau (1895). 140 S.

Da A. seine Bearbeitung zurückgezogen hatte, kam im Sommer 1894 und 1895 nicht seine, sondern die vorliegende Fassung Landsteiners in Höritz zur Aufführung.

Westböhmen.

Köferl J., Supplement zur Heimatkunde des politischen Bezirkes Tachau. Tachau.

Eine Ergänzung zu der 1890 vom gleichen Verfasser veröffentlichten Heimatkunde: «Der politische Bezirk Tachau.» Beide Schriften enthalten reiche Beiträge zur Volkskunde. Das Supplement bringt S. 279—305 Sitten, Gebräuche, Aberglauben, Wetterregeln, Spottverse, Sprichwörter, Redensarten; S. 305—311: «Was sich das Volk (namentlich in den Waldorten) erzählt.» Schwänke; S. 311—320 Fremdwörter in der heimischen Mundart; S. 324—342 Volksthümliche und Volkslieder, Vierzeiler.

Gradl H., Die Mundarten Westböhmens. (Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde 1 S. 81—111, 401—444; 2 S. 95—117, 207—242, 344—383.)

Nur der Schluss dieser umfangreichen Arbeit fällt in das Berichtsjahr. Er enthält: Consonantenverbindungen in betonten Silben, Consonanten in unbetonten Silben, Allgemeines zum Vocalismus und Schlussbemerkungen. Die ganze, auf einem reichen Material aufgebaute Untersuchung G.'s behandelt den Lautstand der nordgauischen Mundart in Westböhmen im Großen und deren Spielarten mit Proben aus älteren Urkunden und aus der heutigen Volkssprache. G. scheidet die Land- und Stadtmundarten dieses Gebietes, charakterisiert die 45 wichtigsten Untermundarten und bestimmt deren Grenzen. Obschon die Abhandlung gelegentlich verräth, dass der Verfasser sprachwissenschaftlich nicht geschult war, bietet sie doch mit der Fülle ihrer Mittheilungen die Grundlage für alle weiteren Forschungen in den westböhmischen Mundarten dar.

Schiepek J., Untersuchungen über den Satzbau der Egerländer Mundart I (Programm des Staatsgymnasiums) Saaz. 42 S.

Von der Planer Mundart ausgehend, zieht S. die westböhmischen Mundarten überhaupt und schriftliche Denkmäler der Gegend vom 16. Jahrhundert ab in das Bereich seiner Untersuchung. Der vorliegende 1. Theil behandelt die Satzfragmente, Interjectionen und die Verwendung der verschiedenen Verbalformen.

Neubauer J., Die im Egerlande benannten Pflanzen. (Bayerns Mundarten 2 S. 129—137.)

Neubauer J., Die Pflanzen in Redensarten und Gebräuchen der Egerländer. (Meyers Germania 1 S. 206—209.)

Neubauer J., Zur Egerländer Wortforschung, ein kleiner Beitrag zu einem Egerländer Wörterbuche. (Unsere Zeitschrift 1 S. 225—234.)

Gradl H., Noch einmal Haus und Hof im Egerlande. (Meyers Germania 1 S. 97—99.)

Urban M., In da Höll. (Erzgebirgs-Zeitung 15 S. 9—15.)
Über den Ofen und die Bauernstube im Egerlande.

Peiter W., Das altegerländische Frauenhemd. (Unsere Zeitschrift 1 S. 345 f.)

Kastner E. F., Hochzeitsgebräuche in den Tepler Bergen. Volksbilder. (Böhmens deutsche Poesie und Kunst 5 S. 949—951.)

Urban M., Todtenbretter in Westböhmen. (Unsere Zeitschrift 1 S. 179).

Urban M., Kreuzsteine in Westböhmen. (Ebenda 1 S. 289—292.)

Horčička A., Das geistige Leben in Elbogen zur Zeit der Reformation. Programm des Neustädter Obergymnasiums. Prag. 46 S.

Urban M., Der letzte Scharfrichter in Eger. (Erzgebirgszeitung 16 S. 272—276.)

Rietsch K. F., Das Stadtbuch von Falkenau. 1483—1528. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Stadtrechtes in Böhmen. (Herausg. vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.) Prag.

Wilhelm F., Zahlen im Aberglauben und Brauch aus der Duppauer Gegend. (Erzgebirgs-Zeitung 16 S. 62-67, 114—118.)

Urban M., Blut-, Feuer- und andere Sagen. (Mittheilungen des nordböhmischen Excursions-Clubs 18 S. 259—261.)
Aus Plan und dem Egerlande.

Rieber J., Alte Bauernrecepte aus der Karlsbader Gegend. (Beilage z. 3. Jahresberichte des Vereines für Volkskunde und Linguistik in Prag.) Prag. 23 S. 4°.

Löwl zu O...f, Die Gründung der Dreifaltigkeits-Kapelle nächst Reichersdorf. Egerlandssage. (Egerer Jahrbuch 25 S. 157—167.)

John A. Der Mönch von Kreuzenstein. (Literar. Jahrbuch 5)
Eine Egerländer Legende.

Urban M., Einige ältere Egerländer Volkslieder. (Erzgebirgs-Zeitung 16 S. 15—19, 41—45.)

Wolkan R., Zwei geistliche Gedichte aus Eger. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 33 S. 310—312.)
Aus dem 16. Jahrhunderte.

Gradl H., Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spiels und Theaters. (Ebenda 33 S. 121—152, 217—241, 315—336.)

Die letzte große Arbeit des im März 1895 verstorbenen Egerer Stadtarchivars, der in rastloser gelehrter Thätigkeit in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Gebieten, namentlich aber in Ortsgeschichte und Volkskunde zeitlebens seiner engeren Heimat gedient hat. Die vorliegende, im Berichtsjahre abgeschlossene, ungewöhnlich reichhaltige Abhandlung bringt aus städtischen Acten des 15. und 16. Jahrhunderts ein wertvolles Material bei, über Volksschauspiele, Feste, Bräuche und Volksbelustigungen aller Art. Die Schauspiele stammen, soweit sie nicht in Eger selbst entstanden sind, zumeist aus Nürnberg oder Zwickau. Was die Festbräuche betrifft, so «ist vor allem klar, dass fast jeder Brauch des deutschen Volkes auch im Egerlande wiederkehrt, dass hingegen slanische Anregungen fast ganz fehlen oder keinen Nachhall fanden.» Von Einzelheiten seien hervorgehoben: S. 136—138 über die Rockenstube; S. 142 f. Ein Sommer- und Winterspiel; S. 149—152 Das Pflug- oder Schiffziehen; S. 217—219 Schwerttanz; S. 223 f. Das Hexenverbrennen; S. 226 ff. Ein Fastnachtspiel; S. 229—234 Über das bekannte Egerer Frohnleichnamsspiel mit der Angabe überzeugender Gründe, dass das Stück in Eger verfasst und in den Jahren zwischen 1460 und 1496 aufgeführt worden ist; S. 234—236 ff. Weihnachtsspiel; S. 3 2 ff. Ein Narrenspiel u. v. a.

(Schluss folgt.)

Schluss der Redaction: 20. October 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.



I. Abhandlungen.

Die Mandragora im südrussischen Volksglauben.

Von Juljan Jaworskij, Czernowitz.

[Vergl. die mehrfachen Mittheilungen über die Mandragora in der Z. f. E. Berlin XXIII. S. (726). ff.]

Unter vielen wunderlichen Pflanzengestalten, die nach dem Glauben der Südrussen manche unheimliche Eigenschaften und geheime Zauberkräfte besitzen, nimmt die Zaunrübe — Alraun — (Bryonia alba) eine hervorragende Stelle ein.

Sie heißt hier perestup oder perestupenj, polnisch przestęp, čechisch posed oder mužik; bei den Großrussen hat sie sogar mehrere verschiedene Benennungen, je nach ihren verschiedenartigen Eigenschaften: paralicznaja rěpa (Lähmungsrübe), bjełaja matica (weiße Gebärmutter), roždeniec (unübersetzbar, von roditj = gebären), zmijewa jagoda (Schlangenbeere), sonnoje zelje (Schlafkraut), adamowa głowa (Adamshaupt), auch perestup u. a.[1])

Die südrussische Zaunrübe zeichnet sich dadurch aus, dass sie menschenähnliche Wurzeln hat, gewöhnlich von der Gestalt eines kleinen Kindes.[2]) Das ist der wichtigste und hauptsächlichste Charakterzug der ganzen Vorstellung, von dem alle anderen ausgehen und um den sie sich ergänzend gruppiren.

Schon das bloße Vorhandensein einer Zaunrübe im Garten oder im Hof gilt als glückbringend für das Haus und die ganze Familie. Deswegen schätzt man die Pflanze sehr, und wenn man sie irgendwo findet, so umzäunt man sie sofort sorgfältig, damit sie unangetastet wachsen könne.[3])

Man muss sie aber sehr vorsichtig und nach bestimmten Regeln behandeln und pflegen, sonst rächt sie sich schwer an dem Missethäter und bringt ihm anstatt Glück Unheil und Verderben. Wenn man beim Graben mit dem Eisen auf die Wurzel der Zaunrübe stößt, so muss man sofort innehalten, damit man sie nicht schneidet, denn dadurch könnte man «sein Glück zu Grunde richten». Man könnte davon auch auf der Stelle gelähmt oder wahnsinnig werden. Aus demselben Grunde darf man sie auch ohne gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht herausreißen und

[1]) Vgl. Želechowski-Nědělski, Rutenisch-deutsches Wörterbuch. Lemberg, 1886, Bd. II, S. 625; Iw. Werchratski, Poczatki do ułoženija nomenklatury etc. Lemberg, 1864, I, 9; Zbiór wiadomości do antropologii krajowej. VI, 235; Wlad. Dal, Tołkowyj słowar živaho wjelikorusskaho jazyka. 2te Aufl. Petersburg, 1880—82, III, 14; A. Afanasjew, Poeticzeskija wozzrenija sławjan na prirodu. Moskau, 1866—69, II, 396, 412, 421.

[2]) Zbiór wiadomości, VI, 236; Z. Morawski, Myt roślinny w Polsce i na Rusi. Tarnow, 1884, 27. — Bei den galizischen Polen wachsen die Wurzeln «ganz wie ein Mann». Vgl. K. Mátyás, Świat i przyroda w wyobraźni chłopa. Lemberg, 1888, 3; Wisła, I, 102.

[3]) Fr. Řehoř, Lidová lečba u haličských Malorusů (Časopis Musea král. českého, 1891, 282); Zbiór, VI, 236; XIII, 173.

anrühren.[1]) Dies wird in manchen Gegenden überhaupt nur einem Menschen, welcher der Zaubereigenschaften der Pflanze völlig unbewusst ist, unbestraft gegönnt und sogar für heilbringend aufgefasst (Zbiór, VI, 236). In der Regel können es jedoch nur erfahrene und solcher Dinge kundige Leute, die gewöhnlich als Zauberer und Hexen gelten, unternehmen (Řehoř, l. c.; Mátyás, 4—6). Dabei müssen sie, bevor sie die Pflanze oder einen Theil von ihr aus dem Boden reißen, auf die Erde 3 Groschen und ein Stück Brod legen, dann die Operation höchst vorsichtig vollbringen und nach alledem das Brod und Geld an Stelle der fehlenden Wurzel eingraben (Morawski, 27) — ein Überbleibsel des alterthümlichen, dem Erd- oder Pflanzengeiste dargebrachten Opfers.[2])

Die auf solche Weise ausgegrabene Wurzel badet man zunächst in Milch, dann trocknet man sie gehörig aus und wickelt sie sorgfältig in Fetzen ein, wonach sie als wirklicher, thatkräftiger und einflussreicher Fetisch in einer Schachtel im Hause aufbewahrt und gepflegt wird (Morawski, 27). Sie bringt nun Glück und Reichthum dem Hause, ertheilt verschiedene Auskünfte,[3]) entdeckt Diebe u. s. w.

Die Wurzel der Zaunrübe wird bei den Südrussen natürlich auch zu der üblichsten und verbreitetsten Zauberei, zum Unfug, den die Hexen im Dorfe mit den Kühen und der Milch treiben, verwendet. Sie fördert überhaupt, wenn sie nur in der Nähe wächst, jede Milchwirthschaft. Aber die Hexen verstehen es besonders, diese ihre Eigenschaft auszunützen. Der Teufel selbst hat sie darin unterrichtet (Wisła, VII, 99). Sie räuchern jeden ersten Donnerstag im Monat mit der Pflanze oder ihren Wurzeln die Kühe an, und dadurch ziehen sie die ganze Milch von allen Säugethieren, die auf neun Wiesen weiden, zu sich zusammen.[4])

---

[1]) Řehoř, 282; Zbiór, VI, 236; Morawski, 27. — Es ist hier ein enger Zusammenhang zwischen dem menschlichen Organismus und der Zaunrübe ganz sichtbar vorhanden. Bei den galizischen Polen ist er noch deutlicher und enger aufgestellt worden. Wenn ein Fremder die Pflanze roh und unvorsichtig berührt, so bekommt er am Körper Wunden und aus den Blättern der Pflanze fließt Blut. Der Mensch kann nun nur in dem Falle wieder gesund und geheilt werden, wenn die Zaunrübe geheilt und ihre Wunde zugewachsen ist, sonst muss er mit ihr zusammen dahinsiechen. (Mátyás, 4—5.) Dies steht offenbar in sehr naher Verwandtschaft zu den alten, allgemein verbreiteten Mythen, in denen die Lebenskraft oder die Seele des Menschen sich in einer Pflanze befindet und mit dem Tode derselben ebenfalls zu Grunde geht, wie wir sie schon im ältesten Märchen der Menschheit, im ägyptischen Papyrusmärchen von den zwei Brüdern (aus dem XIV. Jahrh. vor Chr.), wie auch in vielen anderen, alten und neuen Fassungen ähnlich und blutverwandt finden. Vgl. Em. Cosquin, Contes populaires de Lorraine. Paris, 1886, I, LXIV—LXV. [Vgl. über die Gleichung von Menschen- und Pflanzenseele, W. Mannhardt, Wald- und Feldculte I, S. 1 ff; Edward B. Tylor, Die Anfänge der Cultur, Leipzig, 1873. I, 468—9, II, 216—230; Afanasjew, op cit., II, 489—508 u. a. m.]

[2]) Bei den russischen Polen gilt diese Handlung als Sühnopfer der Schicksalsgöttin, Dola, welcher die Zaunrübe zugehörig und geheiligt ist. (Wisła, VII, 734.)

[3]) Auch der kroatische «izijed» dient als eine Art von Augurium. Wenn beim Ausgraben seine Wurzel vollständig, gesund und behaart ist, so verkündet dies Glück und Erfolg, wenn hingegen abgerissen und welk — Unglück. (T. Maretić, Studije iz pučkoga vjerovanja i pričanja u Hrvatâ i Srbâ. Rad jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti, Zagreb, LX, 132).

[4]) Oskar Kolberg, Lud, jego zwyczaje etc. Krakau, 1874, VII, 118; Zbiór, VI, 236; Morawski, l. c. — Bei den Huzulen bekommt die Hexe Milch von 9 Höfen, indem sie nackt

Die Zaunrübe wird aber nicht nur als Werkzeug oder Fetisch zu verschiedenen Zaubereien verwendet. Aus der außergewöhnlichen Gestalt, die sie oder ihre Wurzel besitzen soll, vermuthet die primitive Volksanschauung auch die Möglichkeit, aus ihr lebendige, menschenartige Geschöpfe erzeugen zu können, die, auf übernatürliche Weise entstanden, auch übernatürliche Eigenschaften und Kräfte besitzen müssen. Dafür, dass die oberwähnten, als glückbringende Amulette im Hause aufbewahrten Wurzeln mit der Zeit auch lebendig werden, wie es anderswo der Fall ist, finden wir im südrussischen Volksglauben keine deutliche Bestätigung, obgleich es jedenfalls anzunehmen und für einen mit der Zeit verkümmerten und vergessenen Bestandtheil des Volksglaubens anzusehen ist. Es wird aber erzählt, dass aus der Wurzel einer Zaunrübe, die durch 7 Jahre ununterbrochen auf einer Stelle wächst, nach 7 Jahren ein nacktes Kind, welches der Hausfrau nachläuft und ihr «Mama» nachruft, entsteht (Zbiór, VI, 237). Oder, nach einer anderen auch bei den Polen bekannten Variante, es bildet sich nach und nach aus der Wurzel ein menschenartiges Geschöpf, welches in dem Maße, wie es aus der Erde hervorwächst, dem Eigenthümer Reichthum und Glück bringt. Wenn es schon ganz reif wird, ruft es: chrztu, chrztu! (Taufe, Taufe!)[1])

und mit aufgelösten Haaren dieselben betritt und die Holzspäne von 9 Thoren auf die Kühe wirft (Kolberg, Pokucie. Krakau, 1888, III, 125). Die čechischen Hexen geben den Kühen zu diesem Zwecke auch das Pulver aus dem getrockneten Wurzelwerke der Zaunrübe ein (Dr. J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig, 1864, I, 95; B. M. Kulda, Národni pověry a obyčeje v okoli Rožnovském na Moravě. Časopis Matice Moravské, v Brně, 1870, 198).

[1]) Mátyás, 4 und 6. — Dieses Motiv des Aberglaubens beruht auf einer anderen südrussischen Vorstellung, dass ungetauft verstorbene oder ermordete Kinder nach 7 Jahren aus ihrem Grabe herausfliegen und ebenso «chrztu, chrztu» verlangen. Aus ihnen werden Mahren, Truden oder Hauskobolde. Vgl. Žytje i słowo, Lemberg, IV. (1895), 361; Lud, organ towarz. ludoznawczego we Lwowie, II. (1896), 160; Kolberg, Pokucie. III. 96; D. J. Wahylewič, Huculowé (Časopis českého Museum, 1839, 57—60); Nauka, Wien, 1890, 25; J. P. Sacharow, Skazanija russkaho naroda. Rus. nar. czernoknižije. Petersburg, 1885, 36—38; Dr. Hanuš Máchal, Nákres slovanského bájesloví. Prag, 1891, 119—121 u. a. m. — Diese Kinderseelen werden auch mit einer anderen Pflanzengestalt in Zusammenhang gebracht: Es soll nämlich an dem Orte, wo sie vergraben liegen, oder sogar aus ihren Leichen ein Hollunderstrauch wachsen. (Zorja, Lemberg, Jahrgang 1887, 297; 1883, 115). Der Hollunder gilt überhaupt als Wohnort des Teufels oder eines Dämons (Wahylewič, op. cit. 56; M. Dragomanow, Małorusskija narodnyja predanija i razskazy. Kiew, 1876, 47—48; P. Czubinski, Trudy etnograficzesko-statisticzeskoj expediciji w zapadno-russkij kraj. Petersburg, 1872, I, 77; Řehoř, Čert, mosaika z lidových podáni halicko-ruských. Zlatá Praha, 1895, 118; Zorja, 1887, 45; Morawski, op. c. 13; Adolf Bastian, Der Mensch in der Geschichte. Leipzig, 1860, III, 193—4 u. s. w.). Unter dem Hollunderstrauche haben auch die altlitauischen und slawischen Hausgeister ihre Wohnung gehabt (Joh. Lasicii, De diis Samagitarum etc. Basel, 1615, 55; De Russorum, Moscovitarum et Tartarorum religione, sacrificiis etc. Speijer, 1582, 260; A. Brückner, Lituanica. Archiv für slawische Philologie, XIII, 216; derselbe, Mythologische Studien. Archiv, XIV, 189—190). — Und überhaupt hat der Hollunder schon seit dem Mittelalter bei verschiedenen Völkern eine unheimliche Zauberbedeutung gehabt (Bastian, II, 280; III, 193—4; Jakob Grimm, Deutsche Mythologie. 4te Aufl., Berlin, 1875—78, II, 543; III, 188). Durch seine Entstehungsart und durch manche seiner Eigenschaften steht er in einer sehr nahen Beziehung zur südrussischen Zaunrübe.

Dieses Geschöpf wird nun zum Hausgeiste, Hauskobolde der Familie und besitzt alle Eigenschaften und verrichtet alle Dienste desselben.[1]) Die Vorstellung von der Zaunrübe berührt sich hier schon mit anderen Gebieten des Volksglaubens, mit dem Hausgeister- oder Mahrenglauben, und fließt mit ihnen zusammen.

Dies sind die hauptsächlichsten Eigenschaften und zauberischen Charakterzüge der Zaunrübe, die wir im südrussischen Volksglauben bis jetzt lebendig erhalten finden. Nun müssen wir noch ihre literarische Geschichte kennen lernen.

In den wenigen älteren Denkmälern der russischen Literatur, die uns noch aufbewahrt blieben, finden wir gar keine Erwähnung dieser verhängnisvollen Pflanze. Es folgt aber keinesfalls daraus, dass die Vorstellung ein Product der Neuzeit ist und dass sie früher dem Volke unbekannt und fremd war. Die volksthümlichen Elemente sind in jenen Denkmälern überhaupt aufs mangelhafteste und kläglichste vertreten und sehr viele Charakterzüge des Volkslebens und Volksglaubens, die als nationales Ureigenthum mit aller Bestimmtheit nachgewiesen werden können, wurden uns schriftlich gar nicht überliefert und sind von der Literatur unbeachtet und unerwähnt geblieben. Wir wollen jedoch gar nicht damit behaupten, dass der Begriff der Zaunrübe als einer Zauberpflanze den alten Russen eigen und bekannt war; denn es fehlen uns dafür alle positiven Beweise; wir wollen nur darauf hinweisen, dass die altrussische schriftliche Überlieferung in dieser Hinsicht gar nicht in Anspruch genommen zu werden verdient und gewöhnlich auch wirklich nicht genommen wird.

In den späteren russischen Literaturdenkmälern, vom XVI. bis XVII. Jahrhundert an, begegnen wir schon hie und da manchen Mittheilungen über die uns interressirende Pflanze, jedoch nur selten und bruchstückweise. Das Wichtigere theilen wir im Folgenden mit.

In einem russischen Kräuterbuche, welches nach einer Abschrift aus dem XVIII. Jahrhundert von Prof. Florinski herausgegeben wurde,[2]) finden wir folgende Stellen: «Es gibt ein Kraut Adamowa gołowa. Wer den Teufel oder einen Häretiker sehen will, soll diese Wurzel mit Weihwasser weihen, auf den Altar legen und durch 40 Tage nicht anrühren, und sobald diese Tage vergehen, soll er sie dann bei sich tragen, und da wird er Wasser- und Luftdämone sehen» (S. 4). Und an einer anderen Stelle: «Das Kraut perenos[3]) ist klein und dunkel. Dieses Kraut ist gut gegen Schlangen, und die Schlange schläft von ihm ein, und nichts Unreines kann ihm trotzen. Und seine Wurzel ist ganz wie ein Mensch» (7). In einem anderen Kräuterbuche des Prof. Tichonrawow ist offenbar die Zaunrübe unter Folgendem zu verstehen: «Wenn ein Weib ohne

[1]) Auch der čechische hospodáříček entsteht manchmal aus einer Zaunrübe (J. V. Houška, Třeti sbírka národních pověr v Čechách. Časop. Musea král. českého, 1855, 181; Grohmann, Aberglauben, I, 19).

[2]) W. M. Florinski, Russkije prostonarodnyje trawniki i leczebniki. Kazanj, 1879.

[3]) Der Name ist beinahe identisch mit dem heutigen perestup.

Mann ist, und das Herz beginnt ihr auf der kindergebärenden Stelle (?) zu schmerzen, so wächst ein hohes Kraut . . . ., und dieses Kraut soll man reißen, und es hat an der Wurzel zwei Eier, eins alt und das andere jung, und dieses alte Ei soll man dem Weibe unter die rechte Achsel binden, so wird die Krankheit vergehen. Und wenn ein Weib mit dem Manne lebt, und sie hat keine Kinder, und es beginnt sie zu schmerzen, so soll man dem Weibe das junge Ei unter den rechten Arm binden, und sie wird ein Kind bekommen.»[1]) In einem südrussischen medicinischen Buche aus dem XVIII. Jahrh. des Prof. A. A. Potebnia wird die in der Milch gekochte Wurzel des perestupenj gegen Halsschmerzen zu trinken angerathen. (Kiewskaja starina, Bd. XXVIII., Beilage, S. 3). In Geburtswehen sollen die Frauen gebackene Feigen essen. (ibid. S. 17). Ebenso im «Slavisch-serbischen Magazin», Florenz, 1768. (Vergl. Kiewskaja starina, XXIX, 159).

Dies sind die wichtigsten Mittheilungen, die in der russischen schriftlichen Überlieferung über die Zaunrübe, direct oder indirect, zu finden sind.

Bei den Polen steht die Sache schon ganz anders. Von der Zaunrübe und ihren Eigenschaften wird öfters, besonders in den Schriften seit dem XVI. Jahrhundert, geschrieben, aber mehr nur ihre praktische Bedeutung für den Haushalt, die Wirtschaft und Medicin hervorgehoben. Sie wird unter Anderem als Abwehrmittel gegen Zauberei und Blitzeinschlagen verwendet, auch heilt sie manche Krankheiten.[2])

In Westeuropa, besonders bei den Germanen, war die Zaunrübe unter dem Namen Mandragora oder Alraun seit den frühesten Zeiten sehr verbreitet und cultivirt. Sie war natürlich das Werk und der Wohnort des Teufels und hat ihm angehört.[3]) Sie hat hier ebenfalls menschenähnliche Wurzeln. Dieser Umstand wird zweifach erklärt. Er kommt entweder davon, dass sie aus derselben Erde, aus der Adam

---

[1]) N. Tichourawow, Pamjatniki otreczennoj russkoj literatury. Petersburg und Moskau, 1863, II, 427—8. — Die Vorstellung von zweierlei Arten der Wurzeleier des Krautes steht zur Mittheilung des Plinius (Hist. nat. 25, 13), dass die Mandragora zweierlei Geschlechtes, die weiße Art männlich, die schwarze weiblich sein soll, im offenbaren Bezug (Grimm, D. Myth., II, 1007). — Die Niederkunft und die Geburtswehen werden der Frau nach den altrussischen medicinischen Rathschlägen auch durch ein anderes Mittel erleichtet. Dies ist ein Zauberstein, orłow kamenj (Adlerstein) genannt, welchen man in einem Adlerneste finden kann und ihn dann dem Weibe auf die linke Hand oder auf den linken Fuß binden soll (Florinski, op. cit. 159—160; Th. Buslajew, Istoriczeskije oczerki russkoj narodnoj słovesnosti i iskusstwa. Petersburg, 1861, II, 34—35, 38). Auch gab man diesen Stein den Frauen zu trinken, wie es in einem Prozesse aus dem XVII. Jh. behauptet wird (Etnograficzeskoje obozrenije, Moskau, 1890, Nr. 2., 68). Der Stein war auch ein Heilmittel gegen Fieber. (Kiewskaja starina, Bd. XXVIII, Beilage, S. 3.) In Spanien bindet man der Frau ebenso einen Zauberstein über das Knie, um die Entbindung zu erleichtern. (Bastian, Der Mensch, II, 283). Der Stein galt auch überhaupt als ein glückbringendes und schützendes Amulet. Die Vorstellung scheint aus dem Westen, wie so manches andere, zu den Russen gekommen zu sein. (Florinski, op. cit.; N. Petrow, O wlijaniji zapadnoewropejskoj literatury na drewne- russkuju. Trudy kiewskoj duchownoj Akademii, 1872, II, 718—19).

[2]) Josef Rostafiński, Zielnik czarodziejski, in Zbiór wiadomości, XVIII, 2te Abth., 59.

[3]) Hildegards Naturgeschichte, 2, 102. (Grimm, D. Myth., II, 1007); A. Graf, Naturgeschichte des Teufels. Jena, S. 88.



geschaffen wurde und die in sich menschenbildende Stoffe enthalten haben soll, entstanden ist, wie es z. B. in der mittelalterlichen Naturgeschichte Hildegard's behauptet wird[1]); oder wieder wurde diese Ähnlichkeit mit dem Menschenkörper durch eine unmittelbare Abstammung der Zaunrübe vom Menschensamen erklärt und begründet. Wenn ein Erbdieb, der noch ein reiner Jüngling ist,[2]) vom Galgen Wasser oder Samen fallen lässt, so entsteht aus diesen Tropfen die Zaunrübe.[3]) Sie heißt auch deswegen bei den Deutschen «Galgenmännlein».[4]) Diese Fassung der Sage ist die älteste und verbreitetste, nicht nur in Europa, sondern auch im Morgenlande. Nur dass man nicht überall der Ansicht war, dass nur vom Galgen her, sondern aus jedem Tropfen des Männersamens, des Urins, wie auch des weiblichen Monatsblutes, welcher auf irgend eine Weise auf die Erde fällt, die Mandragora entstehen kann.[5]) Auch aus den Leichen wächst sie heraus.[6])

Natürlich hat man auch in Westeuropa aus der wunderlichen Entstehungsart und Wurzelform der Mandragora in weiterer Folge den Schluss gezogen, dass aus derselben ein übernatürliches Wesen oder wenigstens ein mächtiger Fetisch entstehen kann. Deswegen hat man auch inbrünstig getrachtet, der Pflanze habhaft zu werden. Jedoch sie auszureißen war höchst gefährlich, weil sie im Momente des Ausreißens einen so durchdringenden Schrei ausstieß, dass der Räuber davon sterben musste. Man band daher einen vollkommen schwarzen Hund mit dem Schweif an die Pflanze fest und hielt ihm ein Stück Fleisch vor, so dass er auf das Fleisch stürzte und dabei die Pflanze ausriss. Der Hund fällt todt zu Boden, doch die Pflanze ist schon überwältigt, und man kann sie nun ruhig zur weiteren Präparierung nach Hause nehmen.[7]) Gewöhnlich unternahm man diese Operation am Freitag (Grimm, l. c.), und aus größerer Vorsicht stopfte man sich die Ohren mit Wachs oder Wolle zu (Grimm, ib.; Afanasjew, II, 395). Auch hat man in manchen Gegenden für nöthig

[1]) Mandragora de terra, de qua Adam creatus est, dilatata est (Grimm, II, 1007).

[2]) In Bosnien muss das Mädchen, welches sich einen dienstbaren Teufel ausbrüten will, eine reine Jungfrau sein. (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Wien, 1893, I, 440.)

[3]) Grimm, D. Myth. II, 1005—7; Afanasjew, op. cit. II, 395; Dr. Karl Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte. Basel, 1876, 25.

[4]) Der Galgen hat überhaupt eine große Bedeutung im volksthümlichen Glauben. So z. B. kann man, bei gewissen Zaubereien, sich von ihm die Gabe des Unsichtbarseins abholen (Am Urquell, III, 59) u. a. Auch der Rabenstein, welcher manche wunderliche Eigenschaften besitzt, soll aus Diebsaugen, die von einem 100 Jahre zusammenlebenden Rabenpaare am Galgen ausgehackt worden, entstehen (Dr. Ulrich Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2te Aufl., Berlin, 1889, 469).

[5]) Felix Liebrecht, in seinen Anmerkungen zu Des Gervasius von Tilbury otia imperialia. Hannover, 1856, 70—71, Fußnote 2.

[6]) Meyer, l. c. — Ebenso bei den Chinesen (Globus, LXVIII, S. 20).

[7]) Grimm, II, 1005—6; Meyer, l. c.; Afanasjew, II, 395—6. Diese Procedur beim Ausreißen der Zaunrübe war schon im Alterthum vielen orientalischen und syrisch-chaldäischen Völkern bekannt und wurde von ihnen benützt (Liebrecht, l. c.).

gehalten, zuerst den Boden um die Wurzel sorgfältig umzugraben,[1]) was lebhaft an das diesbezügliche slawische Motiv erinnert.

Nachdem man die Pflanze auf diese Weise herausbekommen hat, musste man sie nun zunächst baden, und zwar entweder — nach Hildegard — in eine Quelle einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang legen,[2]) oder im Wasser oder rothen Wein zuhause gut auswaschen.[3]) Dann wurde die Wurzel in weiße oder rothe Seide eingewickelt, in ein Kästlein gelegt, alle Freitage[4]) wieder gebadet und alle Neumonde mit neuem Kleide angethan. Sie wurde auch manchmal zu kleinen Idolen geschnitzt und im Glas gehalten.[5])

Die auf solche Weise präparierte und gepflegte Alraunwurzel wird nun lebendig, und das Glück und Segen des Hauses hängen vorzugsweise von ihr ab; sie bringt Reichthum und Erfolg, enthüllt alle Geheimnisse und die Zukunft, verdoppelt das zu ihr gelegte Geldstück u. s. w.[6]) Dieser eigenartige Hausgeist weicht nicht von seinem Herrn und geht nach seinem Tode auf dessen Erben über,[7]) ein markanter Charakterzug des eigentlichen Hausgeister- und Hausdrachenglaubens.

Die Zaunrübe war auch mit vielen anderen Zaubereigenschaften reichlich ausgestattet. Sie glänzte bei Nacht wie Licht,[8]) erleichterte und beeinflusste die Geburten,[9]) auch besaß sie die Kraft des Einschläferns, vim somniticam.[10])

Die letztgenannten Eigenschaften der Mandragora bilden für ihre literarische Entwickelungsgeschichte eine Übergangsstufe vom Alterthum zum Mittelalter.

Im Alterthum war die Mandragora vielen damaligen Culturvölkern gut bekannt, jedoch hat man ihr anfangs nur zwei Wundereigenschaften

---

[1]) Afanasjew, ibid. Nach Plinius hat man um die Pflanze zuerst dreimal mit einem Schwerte den Boden streifen müssen (Grimm, II, 1007).

[2]) Et ideo cum de terra effoditur, mox in salientem fontem per diem et noctem ponatur Grimm, II, 1007). Ob hier nun unter fons saliens eine fließende Quelle oder eine Salzquelle zu verstehen ist, wagen wir nicht, die groteske Willkür des mittelalterlichen Klosterlateins in Betracht ziehend, zu entscheiden.

[3]) Meyer, l. c.; Grimm, II, 1006.

[4]) Da Freitag bei den Germanen der Schicksalsgöttin Freia, bei den Romanen der Venus geheiligt war, so scheint bei ihnen die Mandragora, ebenso wie bei den Polen, ursprünglich der Schicksalsgöttin gewidmet und zugehörig gewesen zu sein, welche im Mittelalter, gleich anderen mythischen Gestalten, durch den Teufel ersetzt wurde. Für unsere Vermuthung spricht auch der Umstand, dass die Alraun auch als eine persönliche Göttin bei den Germanen gedacht wurde. (Grimm, I, 334—5; II, 1006).

[5]) Grimm, I, 424, Fußnote 3; II, 1006; Meyer, l. c.

[6]) Grimm, II, 1006; Afanasjew, II, 396; Meyer, l. c. — Zu so einem, vom Dämon bewohnten Fetische wurde die Mandragora ähnlich auch im alten Orient präpariert. (Liebrecht, l. c.). Ebenso im heutigen Volksglauben der Chinesen. (Globus, l. c.)

[7]) Grimm, I, 424, Fußn. 3; II, 1006.

[8]) Grimm, II, 1007; Afanasjew, II, 396.

[9]) Adam Lonicerus, «Kreuterbuch», 1582, 106*a*; Grimm, III, 353. Vgl. auch die oben citirte diesbezügliche Stelle des russischen Tichonrawow'schen Kräuterbuches.

[10]) Grimm, II, 1007; III, 352. — Ebenso bei den Russen, wo sie deswegen auch sonnoje zelje (Schlafkraut) genannt wird (Afanasjew, II, 421; Florinski, 7, ut supra).

zugeschrieben. Man hat sich über ihre menschenartige Gestaltung gewundert und darauf hin ihr eine befruchtende, menschenschaffende Kraft zuerkannt. Ein Weib, welches von ihren Wurzeln oder Früchten aß, wurde davon schwanger und gebar normale Menschenkinder. So war die Mandragora im ganzen Orient und chaldäisch-syrischen Süden bekannt und angesehen.[1])

Schon in der Genesis (XXX, 14—21), im Streite der beiden Frauen Abrahams, finden wir, wurde der befruchtenden Eigenschaft der Mandragora eingehende Erwähnung gethan. Von da ist sie unverändert in die alttestamentarischen Apokryphen aufgenommen worden[2]) und dann mit diesen Schriften wahrscheinlich auch nach Europa gekommen, wo sie in ihrer literarischen Wanderung immer neue Charakterzüge entwickelt hat. Hingegen scheint sie ihre ursprüngliche Haupteigenschaft, die menschenbefruchtende Kraft, nach und nach verloren und dieselbe in eine Koboldeund Hausgeister schaffende Kraft verwandelt zu haben. Wenigstens finden wir von der erstgenannten Eigenschaft sehr wenig Spuren in der Überlieferung der europäischen Völker.

Als ein Überlebsel derselben kann man nur die Erleichterung und den Einfluss, die das Kraut den Frauen bei der Entbindung erweisen soll, entfernt ansehen. Auch folgende Mittheilung eines deutschen Lucidarius

[1]) J. Porfirjew, Apokrificzeskija skazanija o wetchozawjetnych licach i sobytijach. Kazanj, 1872, 267—8; D. Edw. Reuss, in der Fußnote zu Genesis, XXX, 14—21; Liebrecht, l. c. — Die Vorstellung, dass aus einer Pflanze oder ihren Früchten Menschen entstehen können, war seit den ältesten Zeiten allgemein verbreitet und nicht der Mandragora allein zugeschrieben. Diese letztere zeichnet sich nur dadurch aus, dass sie Menschenweiber in einer natürlichen Weise befruchten kann, welche Eigenschaft andere Pflanzen nicht besitzen. Die Menschen oder andere menschenartige Wesen entstehen aus ihnen ganz unmittelbar, werden von ihren Früchten oder Knospen einfach geboren. Besonders in Indien waren diese Sagenmotive viel verbreitet (Em. Cosquin, Contes lorraines, I, LIX—LXIV; M. Dragomanow, Sławjanskitě skazanija za roždenijeto na Konstantina wjelikij. Sophia, 1890, 51—2). Auch in viele europäische Märchen ist diese Vorstellung übergegangen. In einem italienischen entsteht das Kind aus einer Limone (G. Basile, Il Pentamerone, Nr. 49), bei den Letten kommt ein Prinz aus dem Apfel heraus u. a. (Cosquin, ibid.). Ebenso werden bei den Slawen viele Märchenhelden aus Früchten und Körnern geboren. (Afanasjew, II, 491—3; Dragomanow, op. cit. 51). Sogar die ganze Welt soll nach altindischen und ägyptischen Mythen aus einer Lotosknospe entstanden sein. (Dr. Franz Lukas, Das Ei als kosmogonische Vorstellung. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 1894, 234—5; Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter, 121 ff.; Dragomanow, Zabělěžki wrchu sławjanskitě religiozno-eticzeski legendy. Sbornik za narodni umotworenija, nauka i knižnina, izdavan ot ministerstwoto na narodnoto proswjeszczenije, Sophia, VIII (1892), 1te Abth., 282—3). Auf derselben Grundvorstellung beruhen auch die vielen Märchenmotive von den Kindern, die auf einem Blatt oder in einer Blume leben und darin am See herumschwimmen. Es wird dies vom Brahma, Buddha und Hippokrates, die in einer Lotosknospe schwimmen, ebenso bei vielen europäischen Völkern von Däumlingen und Wundermädchen, die sich auf einer Wasserlilie wiegen, erzählt (Liebrecht, op. cit. 156, Fußnote; Grimm, I, 373—4; III, 127—8; Bastian, Der Mensch in der Geschichte, II, 428 u. a.).

[2]) Porfirjew, ibid. Bei den Russen befindet sie sich in dem, durch Byzanz vermittelten, apokryphen «Vermächtnisse der 12 Patriarchen», bei Tichonrawow, Pamjatniki, I, 186; ebenso — laut freundlicher Mittheilung des Herrn Dr. Iwan Franko in Lemberg — in einer galizischen Redaction desselben, welche sich gegenwärtig in seinem Besitze befindet und demnächst von ihm herausgegeben werden soll.

aus dem Jahre 1491 kann als ein Spiegelbild der alten Vorstellung gelten: «Adam war ein wunderweiser Mann, da er aus dem Paradiese kam. Er kannte alle Wurzeln wohl, welcher Natur sie waren, und welche Frau davon aß, dass ihre Geburt davon verwandelt wurde. Da warnte er seine Töchter, dass sie die Wurzeln nicht äßen. Da nahm es die Frauen Wunder, wie es um die Wurzeln stünde, die ihnen der Vater verboten hatte, und aßen all' die Wurzeln, und die Kinder, die von diesen Frauen kamen, die verwandelten sich nach den Wurzeln».[1])

Man wird zwar bei dieser Erzählung lebhaft an die Geschichte von der verbotenen Frucht des Paradieses erinnert, aber offenbar hat ihr die befruchtende Eigenschaft der Mandragora zur Grundvorstellung gedient.

Zu den Russen muss die Mandragora auf zwei Wegen gekommen sein; anfangs mit der Genesis und besonders mit den Apokryphen, durch byzantinische und südslawische Übermittelung; jedoch lässt es sich nicht behaupten, dass sie sofort dem Volksglauben angegliedert wurde; in späteren Zeiten, etwa im XVI. und XVII. Jahrhundert, drang sie von Neuem aus Westeuropa, in Kräuterbüchern, Lucidarien und verschiedenen Sammelwerken, herein. Es muss jedenfalls für die spätere Zeit auch ein mündlicher Übermittelungsweg, der die späteren Entwickelungsphasen und neueren Motive der Vorstellung dem Volksglauben beigebracht hat, angenommen werden. Polen und Čechen, welche die westeuropäischen Geistesproducte massenhaft in sich aufnahmen und dieselben bei sich acclimatisirten, dürfen wohl als diese Hauptübermittler genannt werden.

II. Kleine Mittheilungen.

Der Hexenwahn einst und jetzt.

Auszug aus einem Vortrage von Dr. Adolf Hauffen.[2])

Nach einigen einleitenden Worten über Dämonismus und Zauberei bei den Völkern des Alterthums zeigte der Vortragende, dass man schon in der heidnischen Zeit der Germanen neben den Lichtgottheiten auch feindliche elbische Wesen, darunter die Hexen als Frevlerinnen gegen die Feldsaat, gegen Menschen und Hausthiere nachweisen könne. Aus heidnischen sagenhaften Elementen und aus der wirklichen Übung einzelner (noch in christlicher Zeit) an heidnischen Bräuchen, Opferfesten und nächtlichen Tänzen theilnehmender Personen entwickelte sich allmählich der später so üppig ausgestaltete Hexenwahn. Doch wurden im Mittelalter Hexen noch nicht verfolgt. Erst nachdem in Verbindung mit verschiedenen Ketzereien in den romanischen Ländern etwa im 13. Jahrhunderte der Gedanke aufgetaucht war, dass die Hexen nach feierlichem Abfall von Gott Bündnis und Buhlschaft mit dem Teufel geschlossen hätten, konnten sie vor die päpstlichen Ketzergerichte gefordert und mit der für Ketzer bestimmten Todesstrafe belegt werden. Gleichwohl hören wir erst im 15. Jahrhunderte von eigentlichen Hexenverbrennungen in Deutschland.

Mit dem Beginne der Neuzeit aber brach nun, durch verschiedene Umstände gefördert, eine bis dahin unerhörte Verfolgung der Hexen und Zauberer aus, die sich über ganz Europa ausbreitete, bis zum dreißigjährigen Kriege immer grauenhafter heranwuchs, um endlich im Laufe

[1]) Karl Simrock, Die deutschen Volksbücher. Frankfurt a. M., 1867, XIII, 389—90. — Dasselbe auch in einer russischen Ausgabe des Lucidarius, bei Tichonrawow, Ljetopisi russkoj literatury i drewnosti. Moskau, 1859, I, 2te Abth., 48—49.

[2]) Gehalten in der Jahresversammlung des Vereines für österreichische Volkskunde 1896.

des 18. Jahrhunderts allmählich zu erlöschen. Die Bulle Summis desiderantes des Papstes Innocenz VIII. vom Jahre 1484, in der das Hexenwesen als Ketzerei und Teufelswerk bezeichnet wird, hat zwar nicht (was oft zu lesen ist) die Hexenprocesse in Deutschland erst veranlasst, doch jedenfalls die bereits im Gange befindliche Bewegung mächtig gefördert. Die in der erwähnten Bulle zur Verfolgung der Hexen aufgemunterten Inquisitoren Krämer und Sprenger verfassten im Jahre 1489 den Hexenhammer (Malleus maleficarum), ein gemüthsrohes, widersinniges Werk, das bei den geistlichen und weltlichen Richtern des 16. und 17. Jahrhunderts förmlich Gesetzeskraft erlangte. Es bot die Richtschnur für die zahllosen, jeder Milde und Vernunft hohnsprechenden Hexenprocesse, es wurde Vorbild und Quelle für die vielen in schneller Folge erscheinenden deutschen, lateinischen und anderssprachigen Werke über Hexen und Dämonen. Ja die ohnedies furchtbar strengen Bestimmungen des Hexenhammers und der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V. (1532) wurden in der Folgezeit noch überboten durch die Verschärfung der Folter, durch eine immer regellosere, leichtsinnigere Beweisführung. Aus jedem Processe erwuchsen hundert neue, weil jede Angeklagte gezwungen wurde, die Namen ihrer angeblichen Mitschuldigen zu nennen. Und die Zeitströmungen fachten das frauenmordende Feuer immer höher an: so der in der allgemeinen religiösen Aufregung der Reformationszeit zu blinder Angst gesteigerte Glaube an das leibhaftige Eingreifen des Teufels in das menschliche Leben, ein wüster Dämonenwahn, der auch von den Führern der neuen Religionsbewegung getheilt wurde. Begreiflich, dass das niedere Volk bei dem vielfältigen Jammer der Zeit alle Schuld Hexen und Zauberern zuschrieb und deren Verfolgung verlangte. So stieg die allgemeine Angst vor den Hexen zu einem förmlichen ansteckenden Wahnsinn, zu einer psychischen Seuche, die alle Zeitgenossen, auch die Erleuchtetsten und Mildesten ergriff. Gefördert wurde die unheilvolle Bewegung auch durch die bei den vielen Erfindungen üppig wachsende Lust an geheimen Künsten, durch das neue inquisitorische Gerichtsverfahren und durch die in der kampferfüllten Zeit gesteigerte Aufwühlung aller bösen Leidenschaften.

Kein Gebiet in Deutschland blieb verschont von der Hexenverfolgung, die schon vor Beginn des 16. Jahrhunderts von den Inquisitoren in die Hände der weltlichen Richter übergegangen war. Überall in den katholischen, wie in den protestantischen Landestheilen veranlassten nun die Landesherren oder die städtischen Obrigkeiten selbst das Verfahren gegen die Hexen, an einzelnen Orten mit solchem Nachdruck, dass binnen wenigen Monaten oder Tagen mehrere Hundert Personen den Scheiterhaufen besteigen mussten.

Der Vortragende erwähnte dann einige österreichische Hexenprocesse des 16. und 17. Jahrhunderts und schilderte eingehend die «Schuld» der Hexen, die, durch die Folter gezwungen, überall so ziemlich übereinstimmende Bekenntnisse ablegten: das Bündnis mit dem Teufel, die nächtlichen Hexenversammlungen mit Tänzen und Gelagen, das Unheil, das sie an Menschen, Vieh und Feldfrüchten ausübten. Mittelst einer genauen Beschreibung des Rechtsverfahrens, des Vorganges bei Anklage, Verhör, Kerkerhaft, Folter zeigte der Vortragende, wie es möglich war, dass Millionen unschuldiger Frauen die scheußlichsten Unthaten gestehen und nach unmenschlichen Qualen zum Scheiterhaufen geschleppt werden konnten.

Nach diesen, den Kern des Vortrages bildenden Ausführungen wurde gezeigt, wie nach den Bemühungen des Jesuiten Spee und des Leipziger Professors Thomasius die Hexenprocesse im Laufe des 18. Jahrhunderts (in Österreich 1740 unter Maria Theresia) allmählich aufhörten. Doch der Hexenwahn fand damit noch kein Ende. Dass der Hexerei verdächtige Frauen von ihren Familienangehörigen oder Mitbürgern verbrannt wurden, kam noch kürzlich in verschiedenen europäischen Ländern vor. Gerichtsverhandlungen wegen des ehrenrührigen Vorwurfs der Hexerei sind in Deutschland und Österreich noch jährlich wiederkehrende Erscheinungen. Im Herzen des Volkes aber wurzelt der Wahn noch in ganz Europa, namentlich in Gegenden, die vom Verkehre weiter abliegen.

Der Vortragende schilderte hierauf die heute noch im Volke lebenden Anschauungen und Sagen über Hexerei in den einzelnen österreichischen Kronländern, namentlich in Tirol, die Vorsichtsmaßregeln, die gegen die gefürchteten Weiber noch angewendet werden, suchte diese Volksmeinungen zu erklären, gab ferner eine Reihe von Beispielen aus verschiedenen Gegenden Deutsch-Böhmens, Beispiele, die aus der jüngsten Zeit stammen und also noch gegenwärtige Zustände beleuchten, und schloss mit ungefähr folgenden Worten: «Sie sehen, wir stecken noch mitten drinn im Hexenwahne, wenn auch nicht wir alle, so doch viele unserer Landsleute und Zeit-

genossen, und wir sind noch nicht berechtigt, wegen dieses Aberglaubens frühere Jahrhunderte über die Achsel anzusehen. Die Ströme Blutes, die der Irrwahn vor Zeiten gefordert hat, sind gestillt, doch körperliche und seelische Leiden werden auch jetzt noch mancher Unschuldigen zutheil. Der Hexenwahn auf dem Lande und der moderne Schwindel des Spiritismus in den Städten sind noch zwei starke Säulen des Aberglaubens der Gegenwart.

Da gäbe es noch reiche Arbeit für Geistliche, Lehrer und Richter, diesem Aberglauben zu steuern! Aber auch unser Verein kann bei den vielen Beziehungen, die er zu den einzelnen Kronländern hat, durch Aufklärungen und Belehrungen manches Gute stiften, die Ergebnisse der Wissenschaft für das gegenwärtige Leben verwertend. In dem ersten Hefte unserer Zeitschrift ist es mit beredten Worten auseinandergesetzt worden, wie sich der Verein praktisch zu den altheimischen Volksüberlieferungen zu stellen habe: im allgemeinen kein gewaltsames Zurückschrauben des vorwärtsstrebenden Volkes auf eine primitivere Stufe, doch auch keine künstliche Beschleunigung des ohnehin unvermeidlichen Schwindens der Volksüberlieferungen. Doch so wie dort ein besonnenes Aufhalten, eine fördernde Unterstützung schöner Erscheinungen des Volksgeschmackes und der Volkskunst (so der Trachten, Lieder, Feste, Volksschauspiele) empfohlen wird, so dürfen wir wohl auch bei der Ausrottung verderblicher Volksmeinungen, der Ausschreitungen des Aberglaubens, der Volksmedicin, des Hexenwahns nach Kräften mitwirken.

Es ist ein trübes Bild menschlicher Cultur, das ich heute zu entrollen versucht habe, das Bild einer Erscheinung, die uns wieder beweist, dass der Fortschritt der Menschheit nicht in ruhiger Stetigkeit verläuft, sondern mit bedeutenden Störungen und Rückschritten. Die Periode, der wir die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen, die schönsten Erfolge in Kunst und Wissen, die geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen unseres modernen Lebens verdanken, der gleiche Zeitraum, der also die Menschheit um einen Riesenschritt vorwärts gebracht hat, mit dem Hexenwesen, der ihm entsprossen ist, hat er auch einen gewaltigen Schritt nach rückwärts gethan. Es scheint fast, dass die Menschheit vorschreitet, wie die bekannte Springprocession zu Echternach im Luxemburgischen: Drei Schritte vor und zwei zurück. Wenn es nur überhaupt vorwärts geht. Und so darf uns auch der Hexenwahn nicht den schönen Glauben an das Emporsteigen der Menschheit trüben!»

Eine Wand mit Zaubernägeln.

Mittheilung aus Oberösterreich von Dr. Joh. Huemer, Wien.

Auf einer Wanderung im herrlichen Kremsthale kam ich in der Nähe von Kirchdorf zu einem Bauernhofe, genannt s'Kögel im Weinberg. Eine Scheune, nahe dem Wohnhause, deren östliche Wand mit hunderten von Hufnägeln in fast regelmäßiger Anordnung übersäet war, erregte meine Aufmerksamkeit. Durch nähere Erkundigung erfuhr ich, dass dieses Gut vor etwa einem Menschenalter von einem Bauer bewirtschaftet wurde, der als Heilkünstler weit und breit bekannt war, ja sogar in dem Rufe der Allwissenheit stand. Insbesondere wusste er Zahnschmerzen sicher zu heilen. Dies geschah in folgender Weise: Der Kranke musste in der nahe gelegenen Schmiede einen Hufnagel holen, ohne um denselben zu bitten oder nach Empfang desselben zu danken. Der Bauer führte dann den Kranken mit dem Nagel zu einem Kreuzwege, machte dort, dessen Hand führend, mit dem Nagel verschiedene Zeichen auf dem Boden, worauf der Heilungsuchende den Nagel in die genannte «Lorwand» mit drei Schlägen einschlagen musste. Die Genesung trat sicher ein. Noch heutzutage gedenken wehmüthig die an Zahnschmerzen Leidenden dieser Gegend des Wundermannes.

Wir haben es hier offenbar mit dem auch in anderen Orten früher geübten Gebrauche zu thun, durch Befestigung eines Nagels eine Krankheit oder einen dämonischen Einfluss abzuwenden oder unschädlich zu machen.

Wem fiele bei Erwähnung dieser «Wand in Eisen» nicht der sogenannte «Stock im Eisen» der Stadt Wien ein, um den sich ein reicher Kranz von Sagen gebildet hat, bei deren Deutung gerade die Benagelung des Stammes zu den mannigfachsten Vermuthungen Anlass gab. Wenn nun erst vor kurzem A. Burgerstein[1]) den Grund der Sitte, dass abreisende Schmiede- und Schlossergesellen einen Nagel in den Baum schlugen, in einem religiösem Acte zu suchen, für sehr bedenklich erklärte, so muss dem gegenüber bemerkt werden, dass der Vergleich ähnlicher Sitten zu anderen Zeiten und an anderen Orten nur für die religiöse Deutung spricht.

[1]) Der Stock im Eisen der Stadt Wien, vgl. Xenia Austriaca, II. B. Wien 1893.

Verfolgen wir diese Sitte weiter zurück und versetzen wir uns in die Zeit der römischen Republik. Die höchste obrigkeitliche Person im römischen Staate bestieg alljährlich an den Iden des September zur Zeit der heiligsten Festtage der Römischen Spiele das Capitol, um im Jupiter-Tempel den sogenannten Jahresnagel einzuschlagen. Die Römer dürften diese Sitte den Etruskern entlehnt haben, da in der etruskischen Stadt Volsinii im Tempel der Schicksalsgöttin Nortia alljährlich ein Nagel eingeschlagen wurde. Welches ist nun die Symbolik dieser scheinbar unbedeutenden Handlung, vom höchsten Magistrate, zur festlichsten Zeit, am heiligsten Orte ausgeführt? Der gelehrte Alterthumsforscher Paulus Diaconus, der zur Zeit Karls des Großen lebte, erklärte nach dem Namen, dass die ganze Ceremonie zur Fixierung der Jahreszahl gedient habe. Dagegen ist zu bemerken, dass der praktische Sinn der Römer wohl ein bequemeres und sicheres Mittel der Jahreszählung gefunden haben dürfte.

Zur richtigen Erklärung führen einige Schriftstellerzeugnisse. Livius erzählt im 7. Buche seiner Geschichte, dass in Rom eine Pest ausgebrochen sei. Zur Abwehr wurden scenische Spiele eingeführt; da aber dieselben nicht wirkten, so griff man zu einem neuen Seuchemittel. Die Alten erinnerten sich, dass einst eine Pest dadurch abgewehrt wurde, dass ein Dictator zur Einschlagung des Nagels gewählt worden ist. Jetzt wählte man wieder zu demselben Zwecke einen Dictator.

Im 8. Buche erzählt Livius wiederum von einer Pest. Eine Magd gab an, dass Frauen, welche Gift brauten, an dem Unglück schuld seien. Man sah in dem Treiben dieser Frauen den Ausdruck einer Geistesstörung und suchte nach Sühnmitteln. Da fand man in den Geschichtsbüchern (Annalen), dass bei einer Secessio[1]) zur Sühne ein Nagel vom Dictator eingeschlagen wurde, wodurch das Volk wieder zur Besinnung und Beruhigung kam. Dazu tritt ein Zeugnis des Naturhistorikers Plinius,[2]) welcher erzählt, dass man einen mit Epilepsie Behafteten heilen kann, wenn man an die Stelle, wohin der Epileptische mit dem Kopfe gefallen war, einen Nagel schlägt. Aus diesen Stellen dürfte mit Sicherheit hervorgehen, dass die Symbolik des Nageleinschlagens war, ein Übel an einen Ort zu bannen, und jenes feierliche Einschlagen des Nagels im Tempel des Jupiter den Zweck verfolgte, das Übel gleichsam in die Wand zu fixieren, gebunden und unschädlich zu machen und dadurch kommendes Unglück abzuwenden.

Die gegebene Erklärung dieser Symbolik scheint eine weitere Bestätigung in der sprichwörtlichen Redensart «clavo clavum eicere,[3]) ein Übel mit einem anderen vertreiben» zu finden.

Kehren wir zu unserer «Wand in Eisen» und zum «Stock im Eisen» zurück, so ergibt sich aus der zusammenfassenden Betrachtung, dass die Sitte des Nägeleinschlagens aus dem Alterthum in die christliche Zeit herübergedrungen ist, und dass die Symbolik zu allen Zeiten dieselbe gewesen sein dürfte.

Nur nebenbei erwähne ich, dass die genannten Nagelmonumente an oder in der Nähe von bekannten Römerstraßen sich befinden.

Slowenische Bräuche.

Vom Landesschulinspector J. Šuman, Laibach.

1.

Bei den Slowenen in Steiermark — St. Anna am Kriechenberge in den Windischen Bücheln — besteht bei der Bestattung ein eigenthümlicher Brauch, der aufgezeichnet zu werden verdient. Wenn der Sarg geschlossen ist und die Leiche im Sarge aus dem Zimmer, wo sie aufgebahrt war, hinausgetragen wird, wird der Sarg an der Schwelle des Zimmers für einen Augenblick niedergestellt, dann erst wieder aufgehoben und zur Tragbahre ins Freie gebracht. Als ich nach dem Grunde fragte, warum man den Sarg an der Schwelle niederstellte, sagte man mir, es sei dieses so üblich bei der Bestattung von Hausbesitzern, indem diese so von Haus und Hof Abschied nehmen.

2.

Bei Homer (Ilias I 458, II 421 etc.) wird beschrieben, wie bei der Opferung vor der Schlachtung auf das Opferthier Opfergerste (οὐλόχυται) gestreut wurde.

[1]) Die man als eine Art geistiger Störung oder Gemüthskrankheit auffassen mochte.

[2]) Hist. nat. XXXIII., 63.

[3]) Vgl. Cicero, Tusc. IV., 35.

So oft ich diese Stellen bei Homer lese, kommt mir eine Sitte in den Sinn, die bei den Slowenen — St. Anna am Kriechenberge in den Windischen Bücheln in Steiermark — wenigstens zur Zeit, als ich als Knabe heranwuchs, noch üblich war. Ich will daran erinnern; vielleicht besteht diese Sitte noch irgendwo.

Bei der Schlachtung eines dreijährigen Schweines gieng es gar ceremoniell zu. Es wurden gewisse Vorbeitungen schon am Tage zuvor gemacht. Die Kinder freuten sich auch auf das «Familienfest». Als Knabe, der sich schon selbst zu helfen wusste, durfte ich bei der Schlachtung (Koline) auch zugegen sein, um zuzusehen oder, wie es scherzhaft hieß, um das Schwein beim Schwanz zu halten. Es war im Winter und es wurde früh aufgestanden. Die Schlachtung nahm der Familienvater selbst vor. Das Schlachtmesser hat während des Jahres einen eigenen Platz ober dem Ofen an einer Leiste zwischen zweien Trambäumen. Das Schlachtmesser, der Trog zum Auffangen des Blutes, der Knecht, die Magd, die Mutter mit der Laterne — alles ist in der Küche beisammen, zur Schlachtung bereit. Da fragte noch der Familienvater die Hausfrau: «Hast Du wohl das geweihte Salz (žegnana sol) nicht vergessen?» Wenn also auch das Stück des geweihten Salzes, welches auch auf der Leiste ober dem Ofen aufbewahrt wird, zur Hand war, brach man zum Stalle zur Schlachtung auf. Nachdem das Thier gebändigt und niedergelegt war, forderte der Familienvater das geweihte Salz, schabte mit dem Schlachtmesser vom Salzstücke einige Körner auf das Thier, gab der Mutter das Salzstück zurück, worauf dann die Schlachtung vorgenommen und vollzogen wurde.

In der Bestreuung des Schlachtthieres mit der Opfergerste, bezw. mit dem geweihten Salze liegt ein eigenthümlicher patriarchalischer und vielleicht auch ältlicher Zug.

Dieser Mittheilung habe ich noch hinzuzufügen, dass gegenwärtig im gleichen Hause diese Sitte nicht mehr besteht. Mit dem geweihten Salze wird gegenwärtig das geschlachtete Thier nunmehr noch nach der Abhäutung vor der Zerstückelung an der ersten Schnittstelle bestreut. Es ist aber immerhin möglich, dass obige Sitte auch noch irgendwo besteht.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

20. Dr. L. Niederle: Führer durch das čechoslawische ethnographische Museum. Herausgegeben von dem Curatorium des Museums. Übersetzt von Karl Plischke. Mit drei Abbildungen und 1 Plan des Museums. Prag. Im Verlage des Curatoriums des Č. E. M. 1896. 8°. 72 S.

Der Leiter des neuen, erst in diesem Jahre eröffneten čechoslawischen ethnographischen Museums in Prag, Herr Dr. Lubor Niederle, hat seine Thätigkeit mit der Herausgabe dieses sehr übersichtlich und sachlich gehaltenen Führers in bester Weise eingeleitet. Der Führer geleitet den Besucher von Saal zu Saal, von Schrank zu Schrank und lenkt seine Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Gegenstände, ihn jeweils durch eine kurze Einleitung im allgemeinen unterrichtend. Zum Zwecke von etwaigen genaueren Studien sind an den passenden Stellen genaue Literaturnachweise gegeben. Im Nachtrag ist kurz das Ausstellungsdorf in Baumgarten geschildert, das ja einen wichtigen Bestandtheil des Museums bildet. Eine Besprechung des weiteren Inhaltes ist im Hinblick auf den Bericht über das Museum, der in dieser Zeitschrift II, S. 219 veröffentlicht wurde, überflüssig.

Eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Wir glauben, der Übersetzer Herr Dr. Karl Plischke hätte sich die Mühe nehmen sollen, die čechoslawischen Namen durchwegs auch in deutscher Schreibung zu bringen, was nur in wenigen Fällen geschehen ist. Übrigens sind auch diese Doppelnamen nicht ganz mit der wünschenswerten Sorgfalt gegeben; z. B. heißt der auf S. 24 im südböhmischen Teichgebiet gelegene Ort Žďár auch in der deutschen Schreibung so und nicht Saar, wie der Herr Übersetzer glaubt; Saar (čech. Žďár) liegt in Nordböhmen. Auf S. 32 wird von der Umgebung von «Turnov und Ještěd» (Turnau und Jeschken) gesprochen, wobei bemerkt werden muss, dass Jeschken ein Einzelgehöfte ist, das zum Orte Ober-Pasek, Gemeinde Swětla, Gerichtsbezirk Turnau, gehört.

Auf S. 35 werden die Krüge von «Boleslav (Bunzlau)» und anderen Ortschaften besprochen, jedenfalls in der Meinung, dass Bunzlau ein böhmischer Ort sei; dies liegt aber in



Nieder-Schlesien (Deutschland) und ist bekannt durch seine Töpfereien, die allerdings in Nordböhmen weit verbreitet sind.

Auch in Bezug auf die Schreibung der čechoslawischen Namen wäre eine besondere Achtsamkeit zu empfehlen gewesen; auf S. 17 z. B. finden sich nicht weniger als drei falsche Schreibungen: Vřesík statt Vřesník (deutsch Wřesnik), Borkovice statt Boskovice (deutsch Boskowitz) und Jenikovice statt Jenikov (deutsch Jenikau). Dr. W. Hein.

21. Josef Eigl: Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. Mit besonderer Berücksichtigung der Feuerungs-Anlagen. Wien, Commissions-Verlag von Lehmann und Wentzel. 1895. 8⁰. 64 S. Mit 19 Tafeln.

Herr Regierungs-Ober-Ingenieur J. Eigl hat sich durch das groß angelegte und meisterhaft durchgeführte Werk «Das Salzburger Gebirgshaus» unter den Bauernhausforschern einen so glänzenden Namen erworben, dass es fast überflüssig ist, die oben genannte neueste Veröffentlichung einem größeren Leserkreise besonders zu empfehlen. Dieselbe bildet eine Erweiterung der kleinen, bereits im I. Bande dieser Zeitschrift S. 88 angezeigten Studie über die Salzburger Rauchhäuser und gliedert sich in zwei Theile, in einen allgemeinen Theil, welcher das Wohnhaus nach seinem Grundriss und nach seinem constructiven Aufbau behandelt, und in einen besonderen Theil, welcher sich mit der Entwickelung der Feuerungsanlagen beschäftigt. Zur Erläuterung werden selbst bei den allereinfachsten Verhältnissen nicht allgemeine Beispiele gegeben, sondern ganz bestimmte Bauernhäuser mit Angabe ihres Namens und ihres Standortes herangezogen und in genau beschriebenen Grund- und Aufrissen abgebildet. Besonders bemerkenswerte Gebäude oder Theile ihres Innern werden in Vollansicht dargestellt. Das verhältnismäßig kleine Büchlein, das 17 Textfiguren und 19 Tafeln enthält, nimmt in der nicht allzureichen brauchbaren Literatur der Hauskunde einen ehrenvollen Platz ein. Dr. W. Hein.

22. Julius Wisnar: Die Ortsnamen der Znaimer Bezirkshauptmannschaft. Ein toponymischer Versuch. Znaim, 1895. Im Selbstverlage des Verfassers. 8⁰. 48 S.

Der Verfasser scheint auf dem Boden der Ortsnamenforschung ein ihm ungemein zusagendes und auch sehr fruchtbares Feld gefunden zu haben; die vorliegende Abhandlung ist mit anerkennenswertem Fleiße und mit besonderer Umsicht gearbeitet, so dass sie uneingeschränktes Lob verdient, insoweit als es sich um das vorgebrachte Material handelt; doch muss bemerkt werden, dass sich Herr Professor Wisnar fast durchwegs auf schriftliche Urkunden stützt und den Volksmund, «der», wie er selbst in der lehrreichen Einleitung auf S. 9 sagt, «uns ja oft der Vorzeit Walten erkennen lässt», nur an wenigen Stellen berücksichtigt und zwar nur bei der Erklärung der Ortsnamen Edenthurm (S. 15), Haid (S. 19) und Weskau (S. 36). Man hätte wohl erwarten dürfen, bei jedem Namen die einheimische Benennung, womöglich in phonetischer Schreibweise und mit Angabe der Betonung, wenigstens an einem bescheidenen Plätzchen zu finden. Wie Pobisch (diese Zeitschrift II, 77) mittheilt, heißt Baumöl «baml» und Liliendorf «jüllingtorf»; letzteres ein erst im Jahre 1794 angelegtes und nach dem Advocaten von Lilienborn benanntes Dorf. Wie kommt der Volksmund nach so kurzer Zeit zu der Veränderung von «lilien» in «jülling»? Gerade in den Volksbenennungen ist noch eine reiche Menge von höchst wichtigen Fragen enthalten, deren Beantwortung nach vielen Seiten hin Licht bringen wird. Es ist zu hoffen, dass Herr Professor Wisnar seine neuesten Untersuchungen, die er mit so viel Erfolg begonnen hat, auch nach dieser Richtung hin ausdehnen und an jedem Orte selbst sorgfältig die Benennungen der verschiedenen Dörfer in der Runde aufzeichnen wird, ob es nun Deutsche oder Slawen sind. Es ist leicht möglich, dass ein und derselbe Ort von den Bewohnern verschiedener Dörfer auch verschieden genannt wird.

Ich möchte behaupten, dass die Sammlung dieser volksthümlichen Namen die wichtigste Arbeit für Ortsnamenforscher ist, und dass demnach das vorliegende Werk bloß als eine Vorarbeit aufgefasst werden muß.

Der Verfasser hat die Namen alphabetisch in der mit Recht festgehaltenen Schreibweise des «Ortschaften-Verzeichnis» der k. k. statistischen Central-Commission angeordnet; die Literatur ist vollständig herangezogen; es dürfte kaum irgend eine Stelle dem Verfasser entgangen sein. Sehr dankenswert ist zum Schlusse die Eintheilung der Ortsnamen nach ihrer Entstehung und zweitens nach ihrem Alter. Ein Namensverzeichnis gibt genau an, an welchen Stellen im Buche ein Ort behandelt wurde. Dr. W. Hein.



23. Pommer J.: Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet. (Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Band 27 S. 89—131.)

In kurzen Worten, aber mit wärmster Empfehlung sei hier dieses prächtigen, lebfrischen Aufsatzes gedacht. Der Verfasser (Gründer und Vorstand des deutschen Volksgesangvereins in Wien) ist den Freunden der Volkslyrik durch seine zahlreichen Ausgaben gut bekannt. In seiner neuesten Gabe plaudert er in unterhaltender und zugleich sehr belehrender Weise über Begriff und Wesen des Volks- und des volksthümlichen Liedes, über Jodler und Juchezer, über Tänze, Schnaderhüpfel und Liebeslieder der Alpenwelt. Den besonderen Wert dieses Aufsatzes bildet der Umstand, dass der Verfasser ihn nicht am Schreibtisch allein fertiggestellt hat. Alljährlich mit rastlosem Eifer wandert Prof. Pommer in die fernsten Alpenthäler, um den singenden Burschen und Mädchen zu lauschen und um reiche Ausbeute heimzubringen. Seine Mittheilungen über die Art und Weise, wie er die Volkssänger zur frischen Wiedergabe ihrer Lieder vermochte, seien allen Sammlern ans Herz gelegt.

Die gleiche Berücksichtigung widmet Pommer den Texten, wie den Melodien und gibt für beides sehr schöne Proben. Gelegentlich wird auch auf die unechten, süßlichen Bearbeitungen, die sogenannten Lieder «im Volkston» von Koschat u. a. hingewiesen und an drastischen Beispielen gezeigt, wie viel gemachtes, erkünsteltes Zeug die so verbreitete Tiroler Volksliedersammlung von Greinz und Kapferer enthält.

Die tröstliche Überzeugung gewinnen wir aus Pommer's Vorführungen, dass das Volkslied in den Alpen noch nicht verdorrt ist, sondern täglich neue Blüten treibt. Auch ist es sehr erfreulich, dass dieser Aufsatz, der vielen falschen Ansichten und alten Vorurtheilen kräftig heimleuchtet, an einer Stelle gedruckt ist, wo er von so zahlreichen Freunden unserer Alpenwelt gelesen werden wird. Adolf Hauffen.

2. Übersichten (1895).

Die Deutschen in Böhmen.

Bearbeitet von Prof. Dr. A. Hauffen, Prag.

(Schluss).

Nordböhmen.

Paudler A., Ein deutsches Buch aus Böhmen. Originalzeichnungen von O. Pfennigwerth. Leipa I 1894. II und III 1895.

P., der seit vielen Jahren eine fruchtbare ortsgeschichtliche und volkskundliche Thätigkeit entfaltet, bietet in diesem jüngsten Werke zahlreiche Schilderungen der Landschaft, Geschichte und Cultur des mittleren Nordböhmens dar. Diese Reisebilder sind in einem frischen volksthümlichen Ton geschrieben, so dass man immer den kenntnisreichen Wanderer, nirgends den Archivar vernimmt. Es ist ein herzerquickendes Buch, aus der reinsten Liebe zur engeren Heimat und zum deutschen Volksthum hervorgegangen. Für die Volkskunde kommt manches näher in Betracht, so gelegentliche Erwähnungen von Sagen und Bräuchen, und unter den hübschen Zeichnungen die zahlreichen Bauernhäuser.

Franke C., Die Unterschiede des ostfränkisch-oberpfälzischen und des obersächsischen Dialektes, sowie die von den vogtländischen und erzgebirgischen Mundarten dazu eingenommene Stellung. (Bayerns Mundarten 1 S. 19—36, 261—290, 374—389; 2 S. 73—93, 317—343.)

Peiter W., Erzgebirgische Musikanten. (Erzgebirgs-Zeitung 16 S. 249—252.)

Hantschel F., Die Zinnkannen der Leipaer Bäckerzunft. (Mittheilungen des nordböhmischen Excursions-Clubs 18 S. 265—267.)

Fischer J. und Paudler A., Poesie der Handwerker. (Ebenda 18 S. 344 f.)

Paudler A., Das liebe Brot. (Ebenda 18 S. 76—80.)

Schildert Volksbräuche, die sich auf das Brot beziehen.

Haudeck J., Volksglaube und Volksbrauch in Nordböhmen. (Böhmens deutsche Poesie und Kunst 5 S. 925 f.)

Paudler A., Wetterweisheit und Volksbrauch. (Mittheilungen des nordböhmischen Excursions-Clubs 18 S. 347—349.)

Bendel W. G., Was der Dorfgroßvater weiß. (Ebenda 18 S. 272—274.)

Bauernregeln.

Jenisch A., Aus der Robotzeit. Auszug aus einer Ortschronik. (Erzgebirgs-Zeitung 16 S. 268—272.)

Klapper Mirza, Die arme Seele. (Leipaer Zeitung 1895. Mai.)

Volksmeinungen über die abgeschiedene Seele.

Klapper Mirza, Lotzfranz und Krieschekarl. (Mittheilungen des nordböhmischen Excursions-Clubs 18 S. 21—26.)

Vom Hexenglauben aus jüngster Zeit und vom Hexenmeister Krieschekarl aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Vergl. dazu ebenda 18 S. 200 f. oder 368 f.

Gerthner E., Segen und Zauber. (Ebenda 18 S. 175.)

Paudler A., Sage und Hypnotismus. (Ebenda 18 S. 17—21.)

Lahmer R., Sympathetische Curen. (Ebenda 18 S. 106 f.)

Klapper Mirza, Irrlichter und Seelenglaube. (Ebenda 18 S. 310—320.)

Klapper Mirza, Teufelsbeschwörungen. (Ebenda 18 S. 345—347.)

Ressel G. A., Das Erzgebirge in Sage und Geschichte. II. Teplitz. 117 S.

Enthält eine Reihe von Sagen und Märchen und einen Aufsatz Th. Hutters (S. 14—19) über die Wünschelruten und Schatzgräber in Böhmen. Der 3. Band ist in Vorbereitung.

Wimmer Emilie, Erzgebirgssagen. (Erzgebirgs-Zeitung 16 S. 111—116.)

Peiter W., Sagen aus dem Joachimsthaler Bezirke. (Ebenda 15 S. 259 f.)

Hohlbach R., Sagen aus Klösterle. (Ebenda 16 S. 44.)

Kuntz W., Sagen von Platz und Umgebung (Ebenda 16 S. 139—141.)

Nowack W., Zur Geschichte und Sage der königlichen Stadt Kaaden. Fortsetzung. (Ebenda 16 S. 9—12, 34—38, 49—55, 73—76, 97-102, 127—133, 159—163.)

Nordböhmische Localsagen. Fortsetzung. (Mittheilungen des nordböhmischen Excurcions-Clubs 18 S. 323—326.)

Klapper Mirza, St. Barbara und die wüste Kirche. (Ebenda 18 S. 164—173.)

Mit mehreren Sagen.

Rebhann A., Einige der wichtigsten Ereignisse aus Österreichs Geschichte des XVIII. Jahrhunderts im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 34 S. 123—151.)

Hier veröffentlicht R. aus einer Komotauer Handschrift 25 historische Lieder aus der Zeit von 1735—1757. Einzelne darunter sind sehr volksthümlich gehalten. Vergl. dazu Sauers Euphorion 3 S. 191.

Tieze F., Unse liebe Hejmt. Humoristische Vorträge, Gedichte und Erzählungen in allen nordböhmischen Mundarten. Mit einem Anhang ernster Dialektdichtungen. Verfasst und gesammelt unter Mitwirkung zahlreicher Freunde gesunden Volkshumors. Warnsdorf I. 1892. 104 S. II. 1893. 116 S. III. 1895. 120 S.

Der dritte im Berichtsjahre veröffentlichte Band enthält S. 83—117 als Anhang eine hübsche Sammlung von mundartlichen Volksliedern und Reimen: Wiegen-, Spiel-, Neck-, Kuhhirten-, Rockenstubenlieder, sowie Lieder und Reime zu bestimmten Bräuchen, zum Bärentreiben, Todaustragen, zu Ostersitten u. a., zumeist aus der Warnsdorfer und Windisch-Kamnitzer Gegend.

Richter K., Auschaer Krippenspiel. (Mittheilungen des nordböhmischen Excursionsclubs 18 S. 62—64.)

Dieses Spiel wurde 1875 zum letzten Male aufgeführt.

Semsch J., Auschaer Dreikönigspiel. (Ebenda 18 S. 68—70.)

Text zum Dreikönigsumzug, der von älteren Knaben bis zum Ende der achtziger Jahre aufgeführt wurde. Vergl. ebenda 18 S. 44—46, ein Auschaer Weihnachts-Schäferspiel.

Ostböhmen.

Hawelka E., Die deutsche Besiedlung und die Namen des Braunauer Ländchens in Böhmen. (Globus 65 S. 67 ff.)

Die Besiedlung erfolgte am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Namen weisen größtentheils auf hochdeutsche Gründer hin.

Hawelka E., Haus und Hof im Braunauer Ländchen. (Globus 66 S. 136—140.)

Mit Grundrissen und Abbildungen.

Urban M., Eine Braut vor 100 Jahren. (Das Riesengebirge in Wort und Bild 15 S. 64.)
Beschreibung der Tracht nach einem alten Texte.

Braun W., Skizzen aus der alten Braunauer Rathstube. (Ebenda 15 S. 5—11.)

Fiedler J., Germanische Göttersage und Götterverehrung im nordöstlichen Böhmen. Schluss. (Ebenda 15 S. 20—30, 51—58.)

Zwei Hexenprocesse zu Braunau. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 33 S. 285—292.)
Aus dem 17. Jahrhunderte. Mit Nachrichten über den Aberglauben in älterer Zeit.

Hutter Th., Nordböhmische Sagen. («Die Neuzeit» 1. Reichenberg 1895. S. 43 f., 55—57.)
Vergl. ebenda S. 12—15, 75 f., 136—138, 207—209.

Pohl A., Die Sagen von den Tapern. (Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge 5 S. 47 f.)
Von einem Wildschützen und dessen Familie.

Pohl A., Wie Sagen entstehen können. (Ebenda 5 S. 48 f.)

Kastner E. F., Zwei Sagen aus dem Adlergebirge. (Böhmens deutsche Poesie und Kunst 5. S. 929 f.)

Bartmann J., Volksdichtungen. (Das Riesengebirge in Wort und Bild 15 S. 55—57.)
Lieder mit Melodien aus dem Riesengebirge.

Ressel A., Das deutsche Volkslied im Bezirke Friedland. (Friedländer Zeitung 1895, Nr. 20—23.)

Pohl A., Sprichwörter und Redensarten im Isergebirge. (Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge 5 S. 49—60.)

Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der čechoslawischen Volkskunde im Jahre 1895.

Bearbeitet von Prof. Dr. G. Polívka, Prag.

Wie für das Jahr 1894 so müssen wir auch für das Jahr 1895 an die Spitze unserer Übersicht die Publicationen des Dr. Č. Zíbrt stellen. Seine Geschichte des Tanzes bei den Čechoslawen wurde in dieser Zeitschrift bereits angezeigt.[1]) Das sehr gefällig ausgestattete und reich illustrierte Werk ist zwar vozüglich kulturhistorisch, berührt aber auch in sehr bedeutendem Maße die Volkskunde, indem den Nachrichten über die Volkstänze in der älteren Literatur emsig nachgespürt wurde, die von älteren Schriftstellern verzeichneten Namen von Tänzen sorgfältig gesammelt wurden, wobei der Verfasser wieder seine Belesenheit in der älteren čechischen Literatur an den Tag legt. Aus den altböhmischen Predigten, moralistischen Tractaten und Reimdichtungen werden ausführliche Auszüge gegen die Tänze und sonstige Belustigungen des Volkes citiert, vielfach dieselben in extenso wörtlich abgedruckt. Auf diese Weise wurde das Buch ein Beitrag zur Geschichte der Sitten in den von Čechoslawen bewohnten Ländern überhaupt. Manches finden wir auch zur Geschichte des Aberglaubens, des Hexenwesens, zur Sagenkunde; ein eigener Passus ist dem Märchen vom Tanze des Mönches im Dornbusch gewidmet, wobei zum Buche Joh. Boltes einige Bemerkungen und Zusätze gemacht werden. Die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Tänze bei den Čechoslawen ist allerseits anerkannt, der Verfasser hat die zahlreichen Namen der Tänze noch um einige vermehrt; wir hätten aber gewünscht, eingehender über das gegenseitige Verhältnis, den Zusammenhang dieser mannigfaltigen, manchmal doch nur verschieden benannter Tänze belehrt zu werden. Die beigegebenen sonst hübschen Illustrationen sind in dieser

[1]) Jak se kdy v Čechách tancovalo. Dějiny tance v Čechách, na Moravě, ve Slezsku a na Slovensku z věků nejstarších až do nové doby se zvláštním zřetelem k dějinám tance vůbec. Líčí Dr. Čeněk Zíbrt. V Praze, F. Šimáček, 1895. S. XX + 391 + XXXII. (Wie man einst in Böhmen tanzte. Geschichte des Tanzes in Böhmen, Mähren, Schlesien, Slowakei. von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte des Tanzes überhaupt.) Vgl. Ztschr. f. österr. Volksk. I, S. 20. Archiv f. slaw. Phil. XVIII, 309 f. Čas. Mat. Mor. 1895, Nr. 2. Hlídka liter. 1895, Nr. 5. Světozor 1895, Nr. 13. Národní Listy 1895, Nr. 28.

Hinsicht nicht besonders instructiv. Ausführlich wird nur die Polka, besonders ihr Ursprung und ihre rasche Verbreitung besprochen; ihr von andern behaupteter Zusammenhang mit andern fremden Tänzen zwar erwähnt, aber leider ließ der Verfasser sich nicht in eine nähere Widerlegung derselben ein. Hingegen hätten wir dem Verfasser manches in seiner Schilderung der Bälle aus dem vierziger und den folgenden Jahren erlassen, für die Belebung des nationalen Geistes in Prag und andern Städten haben sie ohne Zweifel sehr viel gewirkt, in der Geschichte der nationalen Bewegung in Böhmen und Mähren haben sie gewiss ihren Platz, für die Entwickelung des Tanzes aber haben sie wenig bedeutet. Außer diesem Werke gab derselbe überaus fleißige Schriftsteller noch ein anderes sehr nützliches und brauchbares Buch in demselben Jahre heraus, eine «bibliographische Übersicht der čechoslawischen Volkslieder».[1] Sie enthält im I. Theile 1. ein Verzeichnis der bisherigen Schriften über die čechoslawischen Volkslieder und der bisherigen bibliographischen Verzeichnisse, 2. ein Verzeichnis *a)* der handschriftlichen, *b)* der gedruckten Sammlungen čechoslawischer Volkslieder, 3. eine Übersicht der bisherigen Übersetzungen čechoslawischer Volkslieder in die verschiedensten europäischen Sprachen; diese ist nicht nach den Sprachen, sondern chronologisch zusammengestellt; zugleich werden in ziemlich ausgiebiger Weise Proben aus diesen Übersetzungen sammt deren Originalen abgedruckt (S. 58—122). Der bleibende Wert des Buches liegt in dessen zweitem Theil (S. 129—321), in welchem ein ausführliches, möglichst vollständiges Register der Anfangsverse aller čechoslawischen Volkslieder zusammengestellt ist sammt Angabe der bezüglichen Sammlungen. Zugleich wird auch auf ähnliche und verwandte Lieder kurz hingewiesen. Auf ein Resultat dieser Studien hat der Verfasser kurz hingewiesen, nämlich darauf, dass in der letzten Zeit verhältnismäßig wenig neue Lieder gesammelt und abgedruckt wurden, sondern größtentheils bekannte oder Varianten älterer bekannter Lieder. Nicht berücksichtigt wurden mehr die auf der Prager ethnographischen Ausstellung neu zusammengetragenen handschriftlichen Sammlungen. In der Bibliographie im 1. Theile des Buches ist der Stoff jedoch nicht gänzlich erschöpft, die Recensionen einzelner Werke werden überhaupt nicht angeführt, trotzdem sie manchmal wertvoll sind, z. B. die Recension von Fr. Bartoš, «Národni písně moravské» im Čas. čes. Musea 1890, S. 301 ff. von V. J. Dušek; nicht erwähnt wurde eine Bibliographie der Erscheinungen auf dem Gebiete der čechoslawischen Volkskunde für die Jahre 1880—90 in der Petersburger ethnographischen Zeitschrift Živaja Starina II, S. 99 f., 146 f., übersehen ist auch manches sagenwissenschaftliche Werk, so von N. A. Wesselofsky, J. Ždanov u. a., in denen čechoslawische Volkslieder, Balladen Legenden zum Vergleich herangezogen wurden.

Endlich sei noch erwähnt, dass Dr. Č. Zíbrt noch ein Reimgedicht über die ehrsame Lebzelterkunst aus einer Hs. vom J. 1744 herausgab.[2])

Ferd. Menčík gab den zweiten Theil der volksthümlichen Schauspiele heraus, und zwar die Osterspiele.[3]) Veröffentlicht wurden in diesem Bande zwei Spiele über das Leiden Jesu Christi aus zwei ganz jungen Handschriften und ein Spiel über die Auferstehung des Heilands aus einer älteren Handschrift aus dem Ende des XVIII. oder Anfang des XIX. Jahrhunderts; dieses letztere Spiel ist nach dem zweiten Theil des sogenannten Evangeliums Nikodemi und der Legende von der Heilung des Kaisers Tiberius durch Veronica, welche diesem Apokryphe vielfach auch in der älteren čechischen Literatur beigefügt ist, erweitert. Der Herausgeber hat in seiner Ausgabe auf den stellenweise wörtlichen Zusammenhang dieses Spieles mit der jüngeren Redaction der čechischen Bearbeitung hingewiesen. Wie die zwei von Ferd. Menčík herausgegebenen Weihnachtsspiele haben sich auch diese Osterspiele in Handschriften aus dem nördlichen Böhmen erhalten, und wurden theilweise, wenigstens das Spiel über das Leiden Christi, örtlich bis in unsere Tage noch aufgeführt. In der Einleitung schildert der Herausgeber ausführlich die Art und Weise ihrer Scenierung und Aufführung, und hat auch die Illustrationen der Darstellung zweier Scenen beigefügt. In der Einleitung handelt er eingehend über den Ursprung dieser Spiele, verglich sie mit deutschen Spielen besonders aus Nordböhmen, konnte aber nicht ihren engeren

[1]) Bibliografický přehled Českých národních písní. Sestavil Dr. Čeněk Zíbrt. V Praze. Nákladem České Akademie cís. Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění 1895. S. 326.

[2]) Staročeské rýmování o pernikářství z roku 1744. Z rukopisu Musea král. českého k tisku upravil D. Čeněk Zíbrt. V Praze 1895, 16°, S. 161.

[3]) Prostonárodní hry divadelní. Vydává Ferd. Menčík. Díl II. Velikonoční hry. V Holešově 1895. S. XX und 334. Vgl. Ztschr. f. österr. Volksk. I, 309, 356. Archiv f. slaw. Phil. XVIII, 306; Český Lid V, 84.



Zusammenhang erweisen; er versuchte weiters nachzuweisen, dass ein Weihnachtsspiel, das zweite Spiel über das Leiden Christi und das Spiel über die Auferstehung Christi einen und denselben Verfasser hatten, und zwar war dieser höchstwahrscheinlich ein Geistlicher. Der Herausgeber wies auch auf einen Pfarrer von Držkow im Bezirke Eisenbrod aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, der sonst literarisch thätig war, als ihren muthmaßlichen Autor hin: in dem Prolog des zweiten Osterspieles werden die Verdienste des Pfarrers von Držkow gepriesen; in dem zugepfarrten Orte Lastiboř wurde dasselbe bis in die neueste Zeit aufgeführt.

Hier können wir noch erwähnen desselben Gelehrten «Beiträge zur Geschichte des čechischen Theaters»,[1]) in welchen wir auch manche interessante Bemerkung zur Geschichte der heute im Volke verbreiteten und beliebten Spiele lesen.

Verschiedenes aus der Tradition des Volkes aus dem Bezirke Beraun in Böhmen gab F. V. Zelinka[2]) heraus: Weihnachts- und Oster-Lieder, Sagen, Kinderspiele, Aberglauben, Prognostica und Gebräuche. Volksmärchen veröffentlichte V. Baldessari[3]) ohne ein Wort, woher sie geschöpft sind, beizufügen: Nr. I. «Die wunderthätigen Kirschen»: Ein kranker König kann nur gesund werden durch den Genuss der Kirschen, die auf dem Baume vor seinem Fenster reif werden. Die Krone des Baumes reicht bis in die Wolken. Wer ihm diese Kirschen bringt, wird sein Nachfolger. Im Gipfel dieses Baumes eine ganz andere Welt; ein Schloss daselbst, und in demselben bewacht eine Prinzessin im letzten Zimmer einen gefangenen Drachen. Der Held befreit den Drachen, indem er ihm drei Gläser Wein zu trinken gibt. Der Drache entführt die Prinzessin auf ein anderes Schloss. Umsonst bemüht er sich die Prinzessin wieder zu erringen. Vom Drachen in Stücke zerrissen, wird er von drei Raben wieder belebt, pflückt nun die Kirschen, stürzt hinab, der König wird nach dem Genuss der Kirschen gesund. Es sind also hier die verschiedensten Motive zusammengeschweißt. — Nr. 2. «Das Schicksal»: Ein von Unglück verfolgter armer, rechtschaffener Teufel sucht den König «Osud» (Schicksal); am Wege zu ihm sind ihm verschiedene Fragen auferlegt von andern unglücklichen Leuten. Vom Schicksal erfährt er, dass er immer arm sein wird, da er an einem unglücklichen Tag geboren wurde; er könnte nur dann glücklich werden, wenn er mit einem andern glücklichen Menschen sich verbindet, mit einem in einer glücklichen Nacht geborenen Mädchen sich vermählt, doch darf er dann nie von seinem Hab und Gut sagen, dass es sein wäre. Vgl. Dowojna Sylwestrowicz Podania žmujdzkie I, 2 f. Sbornik za nar, umotvor. VIII, 3. Abth., S. 176 u. a. — Nr. 3. «Das wunderthätige Wasser.»: Der kranke König schickt seine drei Söhne um das wunderthätige Wasser. Vergleiche Zeitschrift für österreichische Volkskunde II, S. 221 zu Etnograf. Zbirnyk Nr. 6. — Nr. 4. «Der verlorene Sohn»: Bei der Geburt eines königlichen Prinzen war in den Planeten geschrieben, dass er bis in sein 12. Jahr die Erde nicht berühren darf. Vor Ablauf dieser Frist vergisst sich der Prinz bei der Jagd nach einem Hasen — einer verwandelten Zauberin —, steigt vom Pferde auf den Boden, und fällt allsogleich in einen Abgrund in die Macht der Zauberin, wird aber mit Hilfe ihrer jüngsten Tochter befreit. — Ohne wissenschaftlichen Wert ist die Broschüre von Fr. Heran über das Volkslied.[4]) Zur Volksmusik erschien ein Beitrag von dem vielseitig thätigen Ludwig Kuba; er gab alte Tänze aus der Tauser Gegend[5]) aus Westböhmen mit Pianobegleitung heraus.

Einen kleinen Beitrag zur Volksmedicin lieferte V. Paulus, der alte Arzneibücher neu abdruckte.[6])

---

[1]) Příspěvky k dějinám českého divadla. Napsal F. Menčík. V Praze 1895, S. 170. (Rozpravy české Akademie. Třída III.)

[2]) F. V. Zelinka: Sbírka lidového podání z Berounska. Beroun. 1895. S. 78. Vgl. Český Lid V, 87.

[3]) Národní pohádky. Napsala Vojtěcha Baldessari. Ve Velkém Meziříčí 1895, S. 53.

[4]) Frant. Heran: O písni národní se zřetelem na nynější dobu. V Praze 1895. Vgl. Český Lid V, S. 90.

[5]) L. Kuba: Česká muzika. Staré tance z Domažlicka. V Poděbradech I. Vgl. Český Lid V, 90.

[6]) Knihy líkařské z mnohých kněh vybrané a na větším díle věci zkušené tuto pořádně jsou sepsané L. P. 1597 a nyní v nově přepsané L. P. 1629. Obsahem opatřil a k tisku upravil V. P—s. V Chrudimi 1895.

Das Leben ihrer engeren Landsleute aus den Altenbergen (Žďárské hory) beschrieb Frau Vlasta Pittner,[1]) schildert ihr Treiben durch das ganze Jahr und von der Wiege bis zum Grabe ihre Gewohnheiten, Gebräuche und Aberglauben.

Über Zunftwesen und das Leben der Handwerker überhaupt und zwar in der mährischen Wallachei, in Wsetin, schrieb M. Václavek[2]), in Chrast im Chrudimer Bezirk V. Paulus.[3])

Haus und Hof, Tracht, Ornament und überhaupt die Kunst des Volkes berühren Dr. Č. Zíbrt und Frau Renata Tyrš in ihrer Beschreibung des diesbezüglichen ethnographischen Materials, das in dem sogenannten Böhmischen Haus auf der Jubiläumsausstellung in Prag im Jahre 1891 zusammengetragen war.[4])

Über das Ornament speciell haben wir zwei Schriften zu nennen, von Ant. Šolta über die Stickmuster aus dem Chrudimer Kreis,[5]) und von O. Pisch über das mährische Ornament.[6]) Mehr praktische Zwecke verfolgt die Schrift des V. Smutný über die Anwendung des volksthümlichen Ornamentes im Handwerke.[7])

Das Werk des Jan Prousek über alterthümliche gekerbte Holzbauten und Hausgeräthe im nordöstlichen Böhmen ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt.[8])

Die große Bewegung, welche die Vorbereitungen zur ethnographischen čechochoslawischen Ausstellung in den weitesten Kreisen des Volkes hervorriefen, gaben den Impuls zu intensiverer Erforschung leider nur in einigen wenigen Kreisen Böhmens, und eigentlich raffte sich nur das ethnographische Comité für den Bezirk Hořitz zu einem Gesammtbilde von Land und Leuten seines engeren Gebietes auf; der ethnographische Sammelband für den Bezirk Hořitz wurde in dieser Zeitschrift bereits nach Verdienst gewürdigt;[9]) die einzelnen Abhandlungen dieses Buches werden unten unter den Abhandlungen aus den Zeitschriften angeführt. Weit hinter diesem Werke steht das kleine Schriftchen über den Bezirk Schlan in Böhmen,[10]) welches aus Anlass der selbstständigen Ausstellung dieses Bezirkes auf der ethnographischen Ausstellung in Prag herausgegeben wurde. Ausführlicher wurde in demselben bloß über die Tracht, Hausgeräthe und den Charakter des Hausbaues abgehandelt, wie auch über die Statistik, Geschichte und Archäologie dieses Bezirkes. Ethnographisches Material enthält auch das von den niederösterreichischen Čechen anlässlich der Prager ethnographischen Ausstellung herausgegebene Werk,[11]) insbesondere die ethnographische Skizze des Dr. Jos. Karásek über die slawische Bevölkerung einiger Dörfer im nordöstlichen Winkel Niederösterreichs, besonders von Unter- und Ober-Themenau und Bischofswarth; ausführlicher wird beschrieben der Dialekt der ursprünglich kroatischen, nun bereits fast durchgängig bis auf einige wenige Reste slowakisierten Bewohner derselben, weiter Gebräuche, Hochzeit, und endlich wird eine nicht unbedeutende Anzahl von Volksliedern mitgetheilt. Über den großen, kaum erwarteten

[1]) Vlasta Pittner: Rokem a životem. Čtry ze žďárských hor. V Praze 1895. S. 64. M. Václavek: Obrazu ze života bývalých cechů řemeslnických na Vsetíně. 1895. S. 80.

[2]) M. Václavek: Obrazy ze života bývalých cechů řemeslnických na Vsetíně. 1895. S. 80.

[3]) Z pamětí města Chrasti; Artikule kůru literáckého z r. 1766, Památky cechovní. Vgl. Český Lid V, S. 84.

[4]) Česká chalupa. Umění lidové na jubilejní výstavě. Napsali Dr. Č. Zíbrt a R. Tyršová. Separater Abdruck aus dem III Bd. des Werkes «Sto let práce». S. 631—651. Vgl. Osvěta 1895, II, S. 1126.

[5]) Ant. Šolta: Výkresy k vyšívání dle vzorů starobylého vyšívání selského z Chrudimska. V Chrudimi 1895. Vgl. Český Lid V, S. 86.

[6]) O. Pisch: Sbírka předloh moravského ornamentu. V Kroměříži 1895, Heft I. Vgl. Český Lid V, S. 86.

[7]) V. Smutný: Řemeslný ornament český. Několik slov o lidovém ozdobnictví. V Praze 1895. Vgl. Český Lid V, H. I, S. 86.

[8]) Jan Prousek: Dřevěné stavby starobylé roubené a lidový nábytek v severovýchodních Čechách 1895. Vgl. Ztschr. f. österr. Volksk. I, S. 310, Český Lid V, S. 85, Květy 1895 Nr. 11, Světozor 1895 Nr. 44, Literární Listy 1895 Nr. 21, S. 350.

[9]) Národopisný sborník okresu Hořického. V Hořicích 1895, S. 423. Ztschr. f. österr. Volksk. II, 31.

[10]) Okres Slanský na národopisné výstavě českoslovanské v Praze r. 1895. Uspořádal A. Maysl. V Praze 1895, S. 47.

[11]) Sborník Čechů dolnorakouských. Ve Vídni 1895, S. 243.



Erfolg der čechoslawischen Ausstellung in Prag wurde in dieser Zeitschrift von berufener Seite bereits gesprochen. Auf gründlichere wissenschaftlichere Erforschung der čechoslawischen Volkskunde hat sie bisher noch nicht so befruchtend gewirkt, wie es erwünscht wäre. Dies erklärt und entschuldigt sich besonders dadurch, dass fast alle fachmännischen Kräfte an der Installierung derselben betheiligt, durch dieselbe absorbiert waren. Nun hat die Ausstellung zur Errichtung eines besonderen čechoslawischen ethnographischen Museums geführt, und wir wollen hoffen, dass dieses Museum und die zu dessen Verwaltung und Leitung berufene ethnographische Gesellschaft ein Centralpunkt reger, eifriger und auch organisierter Arbeit werden wird. Auf letzteres, auf eine ordentliche, feste Organisation lege ich besonderen Nachdruck, denn an dieser fehlt es bei uns zu Lande am meisten, nicht so sehr an Kräften.

Nicht ohne ethnographischen Wert sind einige von der ethnographischen Ausstellung herausgegebene Gelegenheitsschriftchen, aus Anlass einiger Volksfeste, so Beschreibungen der Bauernhochzeit aus der Pilsner Gegend,[1]) der mährischen Volksfeste und Volksgebräuche,[2]) wie auch das von O. Vidman verfasste Schriftchen über die Kunkel bei den Hannaken.[3]) Die Ausstellung selbst wird in einem heftweise bei J. Otto in Prag herausgegebenen Werke beschrieben; von der Redaction wurde der popularisierende Zweck desselben nachdrücklichst hervorgehoben, die wissenschaftliche Verwertung des auf der Ausstellung aufgestapelten reichen Materials der Zukunft vorbehalten.[4]) Bleibender Wert ist dem Hauptkatalog der Ausstellung zuzusprechen.[5]) Ausführlich, mehr weniger gründlich, wissenschaftlich wurde die Ausstellung in fast sämmtlichen heimischen Zeitschriften, eingehend fachmännisch auch in fremden Zeitschriften beschrieben, besonders in der Revue «Osvěta», 1895 Bd. II, schrieben Alois Jirásek über die Bauten, Dr. Č. Zíbrt über Gebäude und Tracht; in der Revue «Naše doba» gab Dr. J. Jakubec ein übersichtliches Bild der gesammten Ausstellung; in der illustrierten Wochenschrift «Světozor» beschrieben verschiedene Fachmänner mit Dr. Č. Zíbrt an der Spitze die einzelnen Abtheilungen der Ausstellung wie auch die auf derselben veranstalteten mannigfaltigen Feste. Auch in seiner ethnographischen Revue «Český Lid» schrieb Dr. Č. Zíbrt ein übersichtliches Bild der Ausstellung, welches sein Verleger mit zahlreichen, zum Theil überflüssigen, wenigstens für den Ethnographen wertlosen Illustrationen (z. B. über den ersten Aufstieg des Luftballons auf der Ausstellung) versah. Das rege Interesse am ethnographischen Studium führte zu mannigfaltigen Erwägungen über Forderungen, Zwecke und Aufgaben desselben, wie auch über seine wünschenswerte Organisation; K. V. Adámek[6]) besprach hiebei unter anderem auch das Verhältnis des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien zu dem projectierten čechoslawischen ethnographischen Museum und der čechoslawischen ethnographischen Arbeit überhaupt, indem er des ersteren Aufgabe auf die Volkskunde der Deutsch-Österreicher beschränken will. Wir wollen hoffen, dass die berufenen Kreise eine solche engherzige Auffassung nicht theilen, sondern auf gemeinsame einträchtige Arbeit hinstreben werden im festen Bewusstsein, dass beide Theile einander nöthig und nützlich sein können und im eigenen wie allgemeinen Interesse sein müssen. B. V. Konečný[7]) wünscht eine feste Organisation des centralen ethnographischen Museums in Prag und der kleineren Regional-Museen; spricht auch den sehr berechtigten Wunsch aus, die čechoslawische ethnographische Gesellschaft möge selbst die Herausgabe einer ethnographischen Zeitschrift in die Hand nehmen. Auch bei den Slowaken in Nordungarn wird das Interesse an der ethnographischen Erforschung des eigenen Volkes wieder lebendiger, eine eigene slowakische Museal-Gesellschaft mit dem Sitze in Turóc-Szent-Márton gegründet zu dem Zwecke, das slowakische Volk und sein Leben allseitig und in jeder Hinsicht zu studieren. Einige Gedanken über dieses Studium äußerte K. Chorvát.[8])

[1]) Svatba selská z Plzeňska na národopisné výstavě českoslovanské v Praze 1895.

[2]) Slavnosti a obyčeje lidové z Moravy na národop. výst. českosl. v Praze 1895.

[3]) O. Vidman: Přástka. Prostonárodní zvyk hanácký. V Praze 1895.

[4]) Národopisná výstava českoslovanská v Praze r. 1895. Vgl. Český Lid V, S. 595.

[5]) Hlavní katalog a průvodce. Vydal výkonný výbor. V Praze 1895. S. 512.

[6]) Květy 1895, Bd. II. «O úkolech českého studia národovědného se zvláštním zřetelem k dosavádnímu vývoji náradopisné činnosti české.»

[7]) Č. P. St. III, S. 80 f. Unsere Abkürzungen s. Zts. f. österr. Vk. I, 35 f. Anm. 12.— Außerdem Sl. P. = Slovenské Pohlady, Sb. H. = Národopisný sbornik okresu Hořického.

[8]) Slovenské Pohlády 1895, Heft 9.

Es folgt nun die Übersicht der in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen und Materialien zur čechoslawischen Volkskunde.

Allgemeine Bilder betreffend das Volksleben aus kleineren Gebieten schrieben P. Franz Přikryl über die Bevölkerung am Záhoří in Mähren[1]) und Eduard Peck über die Bevölkerung von (Wisowitz) Vyzovice und Umgebung in der mährischen Wallachei.[2]) Eingehend werden die Gebräuche des Volkes durch das ganze Jahr geschildert; bei der Beschreibung der Spinnabende auch manches Märchen, Sage und Aberglauben wiedergegeben: z. B.: Einem Mädchen wurde ein Geschenk versprochen, wenn es von dem Friedhof einen oder den anderen von zwei Eheleuten bringt, die ihr ganzes Leben in Streit und Zank verbrachten. Das Mädchen brachte wirklich den Mann, musste ihn wieder auf den Friedhof zurücktragen und dort von ihm aufgefordert, sein Weib dreimal bitten, ihm, dem Manne, zu verzeihen. Die Eheleute versöhnten sich endlich, wurden ganz weiß, und zwei Tauben entflogen ihnen. Das Mädchen starb den dritten Tag. Außerdem theilt Ed. Peck hier noch einige Prognostica mit, soweit sie von Fr. Bartoš in dem Buche «Moravský Lid» nicht verzeichnet sind; weiters Brauch und Aberglauben bei der Wirtschaft, über Bezauberung des Viehes, der Pferde etc.; beim Bestellen des Feldes; über das Erntefest in einem armen Dorfe bei Wisowitz, Ublo, wo Lieder mit Melodien mitgetheilt werden; endlich über Volksmedicin. — Kurz charakterisiert Em. Smetánka die Bevölkerung aus der Umgebung von Neustadtl in Mähren und beschreibt deren Wohnung und Tracht.[3]) Das Leben der Kinder bei den Choden im westlichen Böhmen beschreibt J. Fr. Hruška[4]) und theilt hiebei manches nicht uninteressantes Material mit, Wiegenlieder, Materialien zur Sprache der Kinder, ihre Gebete, Spiele, Lieder u. a., eine Reminiscenz des alten Brauches, den Tod aus dem Dorfe hinauszutragen und zu ertränken: sie tragen nur mehr eine aus Leinwand zusammengeflickte Puppe an eine Fichte angebunden von Haus zu Haus; endlich finden wir auch einen Beitrag zur Vogelsprache.

Bei den Slowaken Nordungarns wurde eifrig besonders die ethnographische Grenze gegen die Kleinrussen besprochen;[5]) die genauere Bestimmung der Bevölkerung an der nordöstlichen Grenze der Slowaken nimmt seit lange schon das Interesse weiterer Kreise in Anspruch. Außerdem wurde noch die slowakische Bevölkerung einiger Districte und Ortschaften, besonders im nördlichen Theile des Trentschiner Comitats beschrieben,[6]) und besonders deren Leben und Tracht, theilweise auch ihre Gebräuche u. ä. behandelt.

Tradition, Märchen, Sage. In unserer vorjährigen bibliographischen Übersicht haben wir bereits bemerkt, dass die bisherigen čechischen Märchensammlungen wissenschaftlichen Anforderungen nur in sehr geringem Maße entsprechen. In dieser Hinsicht verdient alles Lob die Treue, mit der Ignaz Hošek einige Märchen aus der Umgebung von Svojanov (Bezirk Polička) aus dem östlichen Böhmen mittheilte;[7]) es wäre höchst wünschenswert, wenn sein Beispiel auf allen Gebieten des čechoslawischen Volkes, besonders in den östlichen, viele eifrige Nachfolger finden würde. Freilich gewähren diese Märchen ein trauriges Zeugnis von dem allgemeinen kolossalen Verfall der Volkstradition. Am meisten tritt er hervor in dem 4. Märchen, in welchem das weitverbreitete Motiv von dem Riesen und der aus dem Abgrund (Brunnen) befreiten Prinzessin wiedererzählt wird; statt des Greifs trägt der Drache selbst, der die dritte, schönste Prinzessin gefangen hielt, den Helden an das Licht. Treu dem Volksmund sind auch die von Fr. V. Bouchal aus der Krumauer Gegend im südlichen Böhmen mitgetheilten Märchen.[8]) Es sind bloße Varianten: 1. «Von zwei Schwestern»; die Stieftochter weint goldene Thränen, der Apfelbaum neigt sich mit seinen Früchten zu ihr hinab u. s. f.; 2. «Von der Prinzessin, die nie lachte»; einer bleibt am andern hängen; 3. «Vom wilden Manne»; von dem auf Betreiben der eifersüchtigen Mutter bezauberten Mädchen wird ein ganz behaarter Knabe geboren; der findet einen Prinzen zum Mann für seine unglückliche Mutter; Vgl. Archiv f. slaw. Phil. VII, 35, Kres IV, S. 453, V, S. 30 f. — Nr. 4. Von dem Musikanten, der den Tod in einen Sack fieng.

---

1) Zeitschrift für österreichische Volkskunde I, S. 193 f., 234 f.

2) Č. Ol. 1895. Nr. 45—48.

3) Č. L. V, H. 2. S. 178 f. 4) «Děti na Chodsku». Květy 1895. Bd. I u. II.

5) Sl. P. 1895, Nr. 6, 8, 9, 10. 6) Tovaryšstvo. Sborník literárních prác. Vyd. Fr. Rich. Osvald II. V Ružomberku 1895. S. 140 f., 154 f., 157 f., 182 f. 7) Č. L. V, H. 1. S. 77 f. 8) Č. L. IV, H. 4, S. 300 f., H. 6, S. 541 f.

— M. Tejčka theilte eine Variante zur Sage vom reuigen Sünder mit.[1]) Außerdem finden wir Sagen über den Wassermann in Eipel und Umgebung;[2]) aus dem Bezirke Hořitz[3]) über den Hausgeist, den glühenden Mann: er war verwünscht, weil er einmal in die Sonne schaute, als sie zu sehr brannte; warum nahm Gott den Menschen die Kenntnis vom Tode: der Mensch machte einen Zaun aus Brennesseln, für die kurze Zeit seines Lebens reicht er hin;[4]) warum ist das Pferd unersättlich: weil es Josef mit Maria und dem Jesukindlein nicht über das Wasser tragen wollte.[5]) Als Beitrag zur Entwickelungsgeschichte von Sagen wird aus einer Schrift aus dem XVIII. Jahrh. eine Erzählung abgedruckt, wie sich ein Zauberer in einen Frosch verwandelte.[6]) Aus Südböhmen wird eine Sage über einen Dorfschulzen, der die Rechte der Bauern gegen die Ansprüche des Herrn vertheidigte, abgedruckt.[7]) Aus Mähren wird mitgetheilt die weitverbreitete Sage von dem vom wilden Weibe unterschobenen Kinde.[8]) Vgl. Václavek Val. poh. a pov. 1894, S. 135, Bartsch Märchen Meckl. I, 42, 46, 64, 79; Krauss Sagen u. März. d. Südsl. II, Nr. 75, Sebillot Contes pop. de la Haute Bret. S. 28, Contes des paysans et pêcheurs S. 76, 78, 79. —

Ziemlich reiches Material wurde bei den Slowaken Nordungarns aufgezeichnet, besonders von Joz. L. Holuby: er druckte verschiedene scherzhafte Erzählungen und Anekdoten ab, von benachbarten Ortschaften, darunter auch etymologische; Salz wurde ausgesät; nicht die Stute sondern des Nachbars Karren gebar ein Fohlen: der Dumme brütete aus einer Melone ein Fohlen aus und andere Abderitengeschichten.[9]) Außerdem noch einige Märchen aus dem Bossacer Thal im Comitat Trentschin:[10]) Nr. 1. «Der arme Bauer und sein reicher Gevatter Müller»: der Schuldner hütet durch drei Nächte den Leichnam seines Gevatters und rettet ihn vor den Teufeln. — Nr. 2: «Zwei Drahtbinder» und Nr. 3. «Vom Schmied, der das Elend sucht», sind Varianten der Sage vom Polyphem, vgl. diese Ztschr. II, S. 223 zu Etnograf. Zbirnyk Nr. 18. — Nr. 4. «Vom Zigeuner, der sich selbst das Grab grub», d. i. vom Dummen, der den Ast abhackte, auf dem er selbst saß, glaubte todt zu sein, vgl. diese Ztschr. I, 188. — Nr. 5. «Der Bauer und der Teufel», der Teufel vom Bauern geprellt, will bald den obern, bald den untern Theil der Pflanze haben, vgl. Kolberg Lud. III, 185; VIII, 230; XIV, 234. Wiad. antrop. V, Abth. 3 Nr. 16, 50; Čubinskij II, 365; Gliński III, 191; Rudčenko I, 52 f., Romanov III, 26; Athanasjev II, 110; III, 107 f. Dowojna Sylwestrowicz I, 211. — Im H. 7 Nr. 6 «Das alte Mädchen und der Teufel» vgl. Dobšinský I, 59; Wiad. antrop. XV, Abth. 3, S. 30; Romanov IV, 119; Athanasjev II, 120. Waldau Böhm Mb. 656, Ung. Revue VIII, 335. — Nr. 7. Der Bäuerin, bei der Jesus zu Gast war, wuchs das Brot im Backofen; sie wollte den groß angewachsenen Laib Brot nicht Jesus gönnen, sondern riss immer ein Stück ab, und weil sie hiebei immer in den Backofen hineinguckte (kukala), wurde sie in einen Kuckuck (kukačka) verwandelt. Vgl. Čas. Mat. Mor. 1892, S. 86. Č, čes. Mus. 1887 S. 197 f. — Nr. 8. «Der Zigeuner und der Junge». Vgl. diese Ztschr. II, 224 zu Etnograf. Zbirnyk I, Artikel 3, S. 12 f. Nr. 2. — Nr. 9. «Der Bär und der Fuchs», der Bär vom Fuchs geprellt. — Nr. 10. «Der Tod als Gevatter». — Andere Märchen theilte Terezia Vansová mit:[11]) interessant ist von diesen Nr. 17, in dem erzählt wird, wie ein Engel Weib eines stattlichen Mannes war; sie droht wegzugehen, wenn er zornig wird, freut sich über den Tod des Vaters seines Mannes, trauert über den Tod eines Bettlers und Brandstifters. Dieselbe Schriftstellerin charakterisiert in einer andern Erzählung das Leben der slowakischen Hirten.[12]) Endlich veröffentlichte noch ein Anonymus A. B—y Märchen:[13]) 1. Schatzsagen. 2. Vor dem Gerichte gewinnt den Process derjenige, der den Stein besitzt, den die große Schlange im Munde trägt, wenn die Schlangen vor Bartholomä in ihre Schlupfwinkel sich verkriechen. 3. Wer früher stirbt, bringt dem Freunde Nachricht, wie es in der andern Welt aussieht. 4. Auf einen Todtenkopf werden 90 Nummern aufgeschrieben; bei der Frühmesse in der Kirche verschwinden alle Nummern bis auf diejenigen, die in der Lotterie gezogen werden.[14]) 5. Die von der Mutter beweinte todte Tochter ist ganz nass von Thränen, vgl. Strohal Nr. 40, Kuliš Zapis. o južnoj Ros. 43. 6. Ein Mittel gegen den Tod erfuhr zur Zeit der Cholera ein Mann von weißen

[1]) Č. L. V, S. 55. [2]) Č. L. V, S. 73 f., 172 f.
[3]) Sb. H. S. 109 f. [4]) Č. L. IV, 543. [5]) Č. L. V, H. 1, S. 64. [6]) Č. L. IV, H. 6, S. 517 f. [7]) Č. L. V, H. 1. S. 32 f. [8]) Č. L. IV, H. 6, S. 523; V H. 1. S. 78.
[9]) Č. L. V, H. 1. S. 33 f. [10]) Sl. P. 1895, H. 6. 7.
[11]) Sl. P. 1895, H. 5, S. 261 f. [12]) Č. L. V, H. 2, S. 174 f. [13]) Sl. P. 1895. H. 8.
[14]) Vergl. den mit Lotterienummern bedeckten Schädel aus dem Beinhause von Maria-Wörth in Kärnten, diese Zeitschrift I, S. 80—81. Der Red.

bei dem Friedhof tanzenden Frauen. Eine vergleichende Studie über Märchen theilte G. Polívka mit:[1]) stellte verschiedene Varianten der Anekdote über den mit den Dienern des Hauses zu theilenden Lohn zusammen, vgl. diese Ztschr. II, S. 187.

Lieder. Zwei Beiträge zur Geschichte des Volksliedes veröffentlichte Dr. Č. Zíbrt, indem er aus einigen Kanzionalen und anderen Büchern des XVI.—XVIII. Jahrh. Anfangsverse čechischer Volkslieder abdruckte[2]) und außerdem von einer handschriftlichen, einer hochgeborenen Jungfrau gewidmeten Liedersammlung aus dem Jahre 1631 Mittheilung machte;[3]) neben künstlichen nach der damaligen Mode gedichteten erotischen Gedichtchen finden sich auch solche, die des volksthümlichen Tones nicht entbehren, auch ein historisches Gedicht von Kristian, dem König von Dänemark. Aus einer andern Hs. aus den J. 1749 druckte Fr. Prusík zwei Lieder ab.[4]) Dr. Zíbrt theilte aus der Nachlassenschaft P. J. Šafaříks, dieses großen Slawisten, Anmerkungen zu den vom polnischen Slawisten, Andreas Kucharski im Anfang unseres Jahrhunderts aufgezeichneten slowakisch-polnischen Liedern der sogenannten Sotaken[5]) mit. Endlich stellte er noch einige Lieder mit dem «Schlüssel vom Tage» zusammen und wies es noch in einem Fragment eines čechischen Liedes aus dem Jahre 1539 nach.[6]) Einige Lieder, besonders Tanzlieder, wurden aus dem Bezirk Hořitz[7]) abgedruckt. Aus demselben Bezirke wurden auch Volkstänze beschrieben.[8])

Zu den Volksschauspielen fließt noch immer reichhaltiges Material. Aus einer Handschrift des XVII. Jahrh. wurde ein Weihnachtsspiel abgedruckt, das älteren Ursprungs ist und wahrscheinlich aus dem XVI. Jahrh. stammt; volksthümlich ist es aber nicht, sondern ein Schuldrama.[9]) In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde noch ein Spiel vom hl. Johann von Nepomuk in der Umgebung von Wamberg aufgeführt; aus einer Hs. vom Jahre 1805 wurde es ebenfalls abgedruckt;[10]) es ist gleichfalls von einer «gelehrten» Feder geschrieben worden. Aus derselben Hs. wurde ein Spiel von Jesu Geburt, den hl. drei Königen und dem Tode des Königs Herodes abgedruckt.[11]) Neben diesen zwei Stücken befinden sich noch in der Nachlassenschaft eines Wamberger Bürgers andere «Dramen» vom Josef von Ägypten, vom Leiden Jesu Christi und der hl. Barbara; wir hoffen mit der Zeit auch mit diesen bekannt gemacht zu werden, wie auch, dass bald ihr literarhistorischer Wert festgestellt werden wird. Endlich lernen wir noch ein von einem Bräuergehilfen aus Nachod im Anfange des XVIII. Jahrh. verfasstes Spiel über den hl. Georg kennen.[12]) Ein Dreikönigsspiel wurde aus der Umgebung von Nimburg mitgetheilt.[13]) Endlich sei noch die Abhandlung Jos. A. Frh. v. Helferts «Böhmische Weihnachts- und Passionsspiele» erwähnt, in der Menčík's Publicationen besprochen werden.[14])

Sprichwörter, Räthsel, Kinderreime, Wiegenlieder u. a. wurden aus dem Bezirke Hořitz,[15]) und aus dem Comitat Sáros in Nordungarn[16]) mitgetheilt.

Varia. V. Houdek druckte aus dem Register einer hannakischen Gemeinde aus dem Jahre 1823 beim Rechnen gebrauchte Zeichen ab.[17]) Z. Winter veröffentlichte einen Beleg für dergleichen Kerbzeichen aus dem Jahre 1600.[18]) Karl Adámek beschrieb verschiedene bei der protestantischen Bevölkerung im östlichen Böhmen im Gebrauch gewesene handschriftliche Gebetbücher und Gesangbücher, die mit Initialen und Ornamenten geschmückt sind, und Rechenbücher aus dem Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrh.[19])

Für die genauere Kenntnis des geistigen Lebens unseres Volkes im Ausgange des vorigen Jahrhunderts bis in die Hälfte dieses Jahrhunderts lieferte einen interessanten Beitrag Prof. J. Kalousek, der das Leben und die jetzt in der Bibliothek des böhmischen Museums in Prag befindlichen Handschriften eines aufgeweckten Bauern im nördlichen Böhmen beschrieb;[20]) bemerkenswert, wie schlichte Landleute in den Traditionen aus der Zeit vor der Schlacht am weißen Berge lebten und mit ihrer ganzen Seele die Ideale der im Jahre 1848 aufgehenden Morgenröthe

[1]) Č. L. IV, H. 6, S. 513 f. [2]) Čas. čes. Musea 1895, S. 110 f. [3]) Květy 1895, März. [4]) Sitz.-Ber. kgl. böhm. Ges.-Wiss. 1895, S. Nr. 6. S. 7 f. [5]) Č. L. IV, H. 5. S. 481 f. [6]) Č. L. IV, H. 4. S. 294 f. [7]) Sb. H. S. 386 f.

[8]) ib. 412 f. [9]) Č. L. IV, H. 4, S. 308 f. [10]) Č. L. IV, H. 5, S. 400 f. [11]) Č. L. V, H. 2, S 137 f. [12]) ib. H. 1. S. 45 f.

[13]) Č. L. IV, H. 6, S. 532 f. [14]) Zts. f. österr. Vk. I, S. 167 f. [15]) Sb. H. S. 116 f., 127 f.

[16]) Sl. P. 1895. H. 3, H. 6, S. 186 f., S. 377 f. [17]) Č. Ol. Nr. 46, S. 75. [18]) Č. L. V, H. 2, S. 157. [19]) Č. L. IV, S. 483 f. [20]) Č. L. IV, S. 214 f., V, S. 25 f., 129 f.



der Freiheit erfassten. Als Beitrag zur Schilderung der Volksseele mag auch die biographische Skizze eines Dudelsackpfeifers bei der Musikcapelle des Regimentes Nr. 11 in Pisek[1]) dienen.

Zur Volksmedicin theilte einiges aus einer Hs. vom J. 1749 Fr. Prusík mit[2]); wir finden neue Beiträge aus dem Bezirke Hořitz[3]) und der Umgebung von Skuč u. a.[4]) Aus einer Hs. aus dem XVIII. Jahrh. wurden verschiedene in der Wirtschaft gebräuchliche magische Recepte, gegen Behexung des Rindviehs u. ä. mitgetheilt.[5])

Prognostica fand ebenfalls Fr. Prusík in derselben Hs.[6]); ferner lesen wir solche aus dem Bezirk Hořitz.[7]) Ein Verzeichnis der unglücklichen Tage im Jahre wurde aus einer in einer Familie von Neu-Knin bewahrten Hs. abgedruckt.[8])

Mythologie. Eine sehr gedrängte Skizze der slawischen Mythologie schrieb Zd. V. Tobolka.[9]) Über verschiedene, mehr weniger verwandte Hausgeister (šotek, bazilíšek, hospodaříček) schrieb Jos. Koštal zum Theil auf Grund neuen Materials.[10]) Über den Wassermann (hastrman, vodník) finden wir Berichte aus der Umgebung von Skuč[11]) und Lomnitz.[12]) Über den feurigen Mann und Irrlichter wurden Nachrichten aus der Gegend von Pardubitz[13]) zusammengestellt. Endlich finden wir noch einen Beitrag über die Melusina,[14]) über ihre Geschenke, dass sie nicht weint. Dr. Č. Zíbrt theilte aus einer Hs. aus dem Jahre 1418 böhmische Glossen mit, die Bemerkungen über den Wassermann und die Beschreibung der «perchta» enthalten.[15])

Aberglauben. Zur Geschichte des Aberglaubens veröffentlichte A. Podlaha Materialien aus den Berichten der Missionäre in der 2. Hälfte des XVII. Jahrh.,[16]) P. V. Wintera aus dem Verhör eines abenteuernden Landsknechtes in Braunau im Jahre 1615[17]), über Zauberei, Behexung des Viehes u. a. und Jos. Král aus dem Archiv der Stadt Wamberg, aus dem Jahre 1652 den Eid eines als Giftmischerin verklagten Weibes.[18]) Hier können wir auch ein Excerpt aus dem Archiv der Stadt Rowensko erwähnen, wie die Herren sich vor der Sonnenfinsternis im Jahre 1654 fürchteten.[19]) Dr. Č. Zíbrt excerpierte aus der Correspondenz der bekannten Schriftstellerin und vortrefflichen Erforscherin des čechoslawischen Volksthums, der Božena Němcová mit Jos. Ign. Hanuš verschiedenes über Aberglauben[20]) u. ä., so z. B. aus der Umgebung von Beraun, dass eine Katze die Seelen auf die andere Welt hinüberführt. Derselbe druckte eine Nachricht Balbins aus dem Jahre 1661 über die sogenannten Regenbogenschüsselchen mit.[21]) Über Vorzeichen schrieb F. V. Vykoukal,[22]) er stellt das bisher bekannte Material aus Böhmen und Mähren zusammen und bringt auch neues; ein anderer theilte verschiedene Vorzeichen speciell bei Schankwirten und Fleischhauern in der Gegend von Sedlčan mit.[23]) Außerdem finden wir verschiedene kleinere Beiträge über Aberglauben und Gebräuche bei Sterbefällen und Begräbnissen im südlichen Böhmen,[24]) in der Gegend von Selčan,[25]) ein allgemeines Bild des Aberglaubens im Bezirke Hořitz,[26]) darunter lesen wir auch vom Hausgeist, über Diebessegen, Amulette u. a.; aus demselben Bezirk wird noch der Aberglauben beschrieben, soweit er an bestimmte Tage gebunden ist.[27]) Alois Jirásek druckte aus einer Hs. aus dem XVIII. Jahrh. Diebessegen ab,[28]) V. Houdek ein wallachisches Verwünschungsbuch aus dem Jahre 1840.[29]) Endlich lesen wir auch ein unfehlbares Mittel gegen Klatsch.[30]) Theilweise in Mähren, theilweise bei den Slowaken in der Umgebung von Neustadl an der Waag gesammelte Materialien über Zauber und Aberglauben stellte Jos. Čižmář zusammen.[31]) Anderes verschiedenes Material wurde noch veröffentlicht aus dem Comitat Sillein[32]) und aus dem Mikuschanerthal.[33])

---

[1]) Č. L. V, S. 19 f., 143 f. [2]) Sitz.-Ber. Kgl. böhm. Ges-Wiss. 1895, Nr. 6, S. 4. f. [3]) Sb. H. S. 99. [4]) Č. P. St. III, S. 8 f., 37 f.

[5]) Sl. P. 1895, H. 2, 3, 6, S. 123 f., 183 f., 378 f. [6]) Sitz.-Ber. böhm. Ges.-Wiss. 1895, Nr. 6, S. 14 f. [7]) Sb. H. S. 201 f. [8]) Č. L. IV, H. 6, S. 525 f. [9]) Č. P. St. III, S. 20 f.

[10]) Zlatá Praha 1885, Nr. 2, 3, 39, 40. Vgl. Naše Doba 1895, Nr. 11.

[11]) Č. L. V, H. 1, S. 54 f. [12]) Č. P. St. III, S. 4 f.

[13]) Č. L. IV. H. 5, S. 394 f. [14]) Č. L. IV, H. 6, S. 543. [15]) ib. S. 522. [16]) Č. L. IV, H. 4, S. 289 f. [17]) Č. L. IV, H. 5, S. 385 f. [18]) Č. L. IV, H. 6, S. 524. [19]) Č. P. St. III, S. 73 f.

[20]) Č. L. IV, H. 3, S. 196 f. [21]) Č. L. IV, H. 6, S. 522. [22]) Květy 1895, Bd. II. S. 705 f. [23]) Č. L. IV, H. 6, S. 536. [24]) Č. L. IV, H. 3, S. 241 f. [25]) Č. L. IV, H. 6, S. 536. [26]) Sb. H. S. 138 f. [27]) ib. S. 191 f. [28]) Č. L. V, H. 2, S. 154. [29]) Č. Ol. Nr. 45.

[30]) Č. L. IV, H. 4, S. 343. [31]) Čas. Matice Moravské XIX, H. 1—4. [32]) Sl. P. 1895, H. 2, S. 122 f. [33]) ib. H. 8, S. 492 f.



Gebräuche. Zur Geschichte der Gebräuche und des Aberglaubens theilte neues Material Dr. Č. Zíbrt[1]) mit aus einem im J. 1676 gedruckten Buch des Jesuiten Albert Chanovský (1581—1645) und aus den Memoiren des Hauptmannes Johann Jenik Ritter von Bratřic (1755—1845). Hochzeitsgebräuche wurden aus dem Bezirke Smichow[2]) beschrieben. Ein Hochzeitsredner aus dem Volk selbst theilt aus seiner eigenen Erfahrung etliche Lieder mit, die beim Auftragen der Speisen am Hochzeitsschmause gesungen werden.[3]) Die Reden beim Hochzeitsschmaus in Trojanowitz bei Frankstadt[4]) lernen wir ebenfalls kennen. Ausführlich beschrieb Kr. Chorvát die Hochzeit bei den Slowaken Nordungarns;[5]) außerdem werden noch beschrieben die Hochzeitsgebräuche in Hluboka im Comitate Neutra,[6]) und ein schlichter Mann aus dem Volke schildert die Hochzeitsgebräuche in einer slowakischen Colonie im Banat.[7]) Gebräuche und Aberglauben bei Krankheit und Tod, wie auch bei dem Begräbnis lernen wir kennen aus der Gegend von Strakonitz[8]) und bei den Slowaken Nordungarns.[9]) Dieser letztere von Kr. Chorvát verfasste Studie legt ein schmeichelhaftes Zeugnis von der Erudition dieses slowakischen Ethnographen ab; verwertet wurden auch zahlreiche Excerpte aus kirchlichen Archiven vom XVI. Jahrh. an; wir finden daselbst mannigfaltiges Material über den Vampyrglauben u. a.: eine vor der Hochzeit gestorbene Braut wird «vila», die Seelen ungetaufter Kinder, oder auch die Kinder von Dieben werden svetlonosy u. a.

Aus dem Bezirke Hořitz werden Gebräuche und Gewohnheiten des Familienlebens[10] geschildert und speciell außerdem noch, so weit sie religiösen Charakter haben.[11]) Der Fasching wird bei den Choden in Westböhmen[12]) beschrieben, ferner ein Faschingsfest aus der Umgebung von Jungbunzlau.[13]) Im Schüttenhofener Bezirk werden im Faschingszug zwei als Doktor Fous und Markyta angezogene Puppen herumgetragen.[14]) Die verschiedenen Gebräuche beim Austragen, Ertränken oder auch Verbrennen des Todes am Sonntag vor Palmsonntag in Böhmen stellte J. K. Hraše zusammen.[15]) Die Redaction stellte verschiedene von verschiedenen Seiten eingesandte Berichte über Osterbräuche und Aberglauben zusammen,[16]) aber nichts weniger als systematisch; wir lesen daselbst u. a. über Ostereier, über welche später J. Soukup einen speciellen Aufsatz verfasste;[17]) manches lesen wir über Aberglauben: z. B. am Charfreitag gesponnene Fäden an ein Kleid angenäht schützen vor Donner u. a. m.

Zur Geschichte der beiden am Dienstag und Mittwoch nach Ostern in Prag stattfindenden Volksfeste (Strohsack, Fidlovačka) brachten Beiträge K. Köpl[18]) und Dr. Č. Zíbrt.[19]) Derselbe druckte auch die Berichte des Hauptm. Jeník v. Bratřic über die Volksfeste aus dessen Memoiren (s. o.) ab. Die Pfingstfeste wurden diesmal bloß in der Gegend von Přelautsch beschrieben, hiebei auch zu dieser Zeit gesungene Lieder abgedruckt.[20]) Aus der Gegend von Taus finden wir noch das Fest des Maigrafen geschildert.[21]) Hiemit hängt wahrscheinlich ein Kinderspiel im südlichen Böhmen[22]) zusammen. Im oberen Iserland werden von den Kindern am Vorabend vor St. Johann Lavendel und andere Kräuter gesammelt, daraus bauen sie das St. Johanni Bettchen (svatojanská postýlka); in dieses hinein legt der hl. Johannes über die Nacht verschiedene Geschenke.[23]) Außerdem werden noch geschildert Erntefeste aus Orlau im östlichen Schlesien,[24]) Gebräuche beim Dreschen und Feste aus Anlass des Ausdrusch im westlichen Mähren,[25]) die Gebräuche beim Spinnen im Troppauer Land.[26]) In der Umgebung von Neuhaus feierte bis unlängst noch die Schuljugend eigene Feste am St. Gregor-Tag[27]) oder auch später, wenn die Tage etwas länger waren. In Kozlowitz in Mähren gehen abends am Tag der unbefleckten Empfängnis Marias die erwachseneren Kinder mit einem als Mütterchen (matička) verkleideten Mädchen herum, welches die Kinder prüft, ermahnt, straft und belohnt; 9 Abende vor Weihnachten gehen daselbst die Weiber in 9 Häusern mit einer Statue der Mutter Gottes herum zum

---

1) Sitz.-Ber. böhm. G.-W. 1895, Nr. 24. 2) Č. L. V, H. 1, S. 58 f. 3) Č. L. IV, H. 6, S. 502 f. 4) Č. Ol. Nr. 48, S. 150 f. 5) Sl. P. 1895, H. 9—12. 6) ib. H. 2, S. 93 f. 7) ib. H. 8—10. 8) Č. L. IV, H. 6, S. 533. 9) Sl. P. 1895, H. 1 u. 2. 10) Sb. H. S. 154 f. 11) ib. S. 174 f. 12) Č. L. IV, H. 4, S. 297 f. 13) Č. L. IV, H. 6, S. 526 f. 14) ib. S. 525.

15) Č. L. V, H. 2, S. 184 f. 16) Č. L. IV, H. 4, S. 322 f. 17) Č. L. V, H. 1, S. 67 f.

18) Č. L. V, H. 1, S. 18 f. 19) Národní Listy 1895, Nr. 162. 20) Č. L. IV, H. 6, S. 510 f. 21) Č. L. IV, H. 5, S. 492 f. 22) Č. L. IV, H. 6, S. 543 f. 23) Č. L. IV, H. 6, S. 538 f. 24) Č. L. V, H. 1, S. 39.

25) Č. L. IV, H. 5, S. 396 f. 26) Č. L. V, H. 2, S. 131 f. 27) ib. S. 167 f.



Andenken daran, dass Maria in Bethlehem 9 Tage lang umsonst Unterkunft suchte.[1]) Die Gebräuche zu Weihnachten überhaupt werden nur im böhmisch-mährischen Gebirgsland beschrieben.[2]) Am Stephanitag ziehen in Wisowitz in Mähren Wallachen, Knaben von 12 bis 14 Jahren herum, Weihnachtslieder singend.[3]) Das Dreikönigsfest wird in Orlau im östlichen Schlesien geschildert, und die hiebei gesungenen Lieder abgedruckt.[4]) In der Gegend von Schüttenhofen findet das Schimmelreiten im Fasching statt.[5]) In der Umgebung von Chrudim darf das getaufte Kind erst den dritten Tag nach der Taufe gebadet werden, und das geschieht festlich.[6]) Endlich lesen wir noch, wie im südlichen Böhmen bei Neuhaus Kinder Kegel spielen.[7])

Haus, Hof und innere Einrichtung. Allgemein werden beschrieben die Ansiedelungen und Bauten im Bezirke Hořitz[8]) und speciell das Bauerngut daselbst,[9]) wie auch das Bauernhaus bei den Choden in Westböhmen.[10]) Das alterthümliche Bauernhaus schilderte Frau Therese Novák.[11]) Hölzerne Schlösser in Böhmen nnd Mähren beschrieb Dr. Č. Zíbrt.[12]).

Tracht. Beschrieben wurde die Tracht im Bezirke Hořitz,[13]) in der Umgebung von Polna[14]) und bei den Csicsmanern im Comitate Trentschin in Nordungarn.[15]) Sorgfältig werden besonders die in den Stickereien und an Spitzen verwendeten Ornamente besprochen, so an den Stickmustern im Bezirke Hořitz;[16]) J. Klvaňa und J. Šíma veröffentlichten eine ganze Reihe slowakischer Stickmuster,[17]) J. Koula untersuchte die Veränderungen der Muster in der südböhmischen Tracht,[18]) Marie Smolka suchte die Originalität und Alterthümlichkeit der Spitzenklöpplerei in der ungarischen Slowakei nachzuweisen,[19]) und Frau Vlasta Havelka die Alterthümlichkeit der mährischen Stickmuster.[20]) Jos. Klvaňa beschrieb die Ausschmückung der Braut und der Brautjungfern in Mähren.[21]) Barbara Hobl schrieb über Schneiderinnen, Spitzenklöpplerinnen, Blumenverfertigerinnen u. a. im Jungbunzlauer Kreis.[22]) Das volksthümliche böhmische Ornament wurde vielfach bereits im praktischen Leben in Anwendung gebracht, in den verschiedenen Mädchen- und industriellen Schulen wird es gelehrt, nicht bloß Künstler, Maler und Bildhauer, sondern auch die Industrie bemächtigte sich desselben. Diesmal schrieb über dessen praktische Anwendung Dr. Č. Zíbrt.[23])

Die Küche, Speise und Trank lernten wir kennen aus dem Bezirke Hořitz[24]) und aus Ost-Schlesien,[25]) außerdem die Bereitung der Stärke in Holleschau in Mähren,[26]) ferner das Backen des Brotes und hiebei gebräuchliche Sprüche aus der Gegend von Olmütz,[27]) endlich die Bereitung der Ostereier.[28])

Intensivere Aufmerksamkeit wurde dem Studium der socialen Verhältnisse des Volkes in der Gegenwart wie auch in älterer Zeit zugewendet. So wurden geschildert die socialen Verhältnisse auf der Herrschaft Hoch-Chlumetz im Taborer Kreise im Jahre 1617 nach Aufzeichnungen aus diesem Jahr,[29]) in Skuč.[30]) Aus dem Archive der Stadt Aussig a. E. wurde ein Bericht aus dem XVIII. Jahrh. über die Abgabe von Haselnüssen vom Königsfeld (Přemysl-Feld) in Staditz abgedruckt.[31]) Die Rechtsgewohnheiten des Volkes im Strakonitzer Kreis schildert ausführlich und eingehend V. Schwarz.[32]) Die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Dörfern aus der Gegend von Hlinsko schilderte K. V. Adámek.[33]) Beschrieben wurde auch das Leben des Gesindes beim Bauern in der Gegend von Rokitzan[34]) und in Südböhmen allge-

---

[1]) Č. L. IV, H. 4, S. 341 f. [2]) Besedy Lidu 1895, Nr. 4. [3]) Č. L. V, H. 2, S. 188 f. [4]) Č. L. IV, H. 4, S. 313 f. [5]) ib. S. 299, H.

[6]) Č. L. V, H. 2, S. 190. [7]) Č. L. IV, H. 6, S. 519 f.

[8]) Sb. H. S. 274 f. [9]) ib. S. 285 f. [10]) Č. L. IV, H. 2, S. 315 f, H. 3, S. 206 f.

[11]) Národní Listy 1895, Nr. 57. [12]) Č. L. IV, H. 4, S. 291 f. [13]) Sb. H. S. 207 f.

[14]) Č. L. IV, H. 6, S. 539 f. [15]) Č. L. V, H. 1, S. 65 f. [16]) Sb. H. S. 382 f.

[17]) Č. L. IV, H. 3, S. 221 f. [18]) Č. L. V, H. 2, S. 160 f. [19]) Č. P. St. III, H. 4.

[20]) Č Ol. 1895, Nr. 46. [21]) Č. L. IV, H. 5, S. 417 f. [22]) Č. L. IV, H. 4, 6. S. 302 f., 406 f. [23]) Č. L. V, H. 1, S. 39 f.

[24]) Sb. H. S. 182 f. [25]) Č. L. IV, H. 5, 6, S. 445 f., 497 f.

[26]) Č. Ol. 1895, Nr. 48, S. 159. [27]) ib. [28]) Č. L. IV, H. 6, S. 515 f.

[29]) Č. L. V, H. 2, S. 186 f. [30]) Č. P. St. III, S. 16 f. [31]) Č. L. IV, H. 5, S. 448.

[32]) Č. L. IV, H. 3, 4, 5, V, H. 1. [33]) Národní Listy 1895, S. 150. [34]) Č. P. St. III, H. 3, S. 78 f.

mein,[1]) wie auch das Leben der verschiedenen im Dienste der Landgemeinden stehenden Leute.[2]) Aus dem obern Isergebirge wurde die Ordnung der herrschaftlichen Drescher aus der Zeit der Robot mitgetheilt.[3]) Nicht geringeres Interesse erwecken die verschiedenen das Land kreuz und quer durchstreifenden Leute, Hausierer u. a., wie z. B. die Ameiseneiersammler.[4]) Interessante Bilder aus dem Leben des Kleinadels im Bossácer Thal im Comitate Trentschin entwarf Jos. L. Holuby,[5]) z. B. über das Korteschieren in dem Jahre 1846/47 u. a. Über Zünfte finden wir Berichte über die Zunft der Taubenzüchter in Wamberg[6]) und über die Schuster in Adler-Kosteletz.[7]) Endlich sei nicht vergessen ein von K. Köpl aus dem Jahre 1551 mitgetheilter Bericht, wie sich die harten Schädel factisch bewährten.[8])

Ein Verzeichnis der Erscheinungen auf dem Gebiete der böhmischen Volkskunde im Jahre 1893 stellte F. Pátek zusammen.[9])

Zu den allgemeinen Bemerkungen, mit denen wir unsere Bibliographie für das Jahr 1894 in dieser Zeitschrift schlossen, haben wir nicht viel hinzuzufügen. In dem Hauptorgan für čechoslawische Volkskunde, im Český Lid ist eine nicht unwichtige Veränderung eingetreten, indem dessen zweiter Redacteur Dr. Niederle zurücktrat und mit diesem Rücktritt wahrscheinlich die von ihm geleitete Abtheilung für Anthropologie und Prähistorie noch mehr in den Hintergrund treten wird. Für die Volkskunde wird nun so ziemlich der ganze Raum dieser Zeitschrift verwendet werden können. Wir hätten gewünscht, dass der so gewonnene Raum zu ausführlichen gündlichen und systematischen Übersichten der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkskunde verwendet werden würde. Der Redacteur bringt von Zeit zu Zeit ziemlich reichliche Nachrichten aus diesen Gebieten, doch sind sie durchgängig fast rein bibliographisch, auch hervorragenden Erscheinungen werden nur einige wenige Worte gewidmet, höchstens deren nähere Besprechung, resp. Kritik «für nächstens vorbehalten». Eine Änderung dieser Zeitschrift in dieser Hinsicht wäre in erster Reihe wünschenswert. Auch sonst würden wir noch manchen Wunsch hegen, in erster Reihe eine Scheidung wissenschaftlicher Studien und Untersuchungen von bloßen Materialien und bloßen archivalischen Excerpten. Vor der Hand überragen die Mittheilungen von bloßen Materialien freilich bedeutend die selbständigen Studien. Die Illustrationen könnten ohne Beeinträchtigung des wissenschaftlichen Wertes dieser Zeitschrift stark eingeschränkt werden. Als ethnographisches Material können ohne Zweifel auch manche Bilder und Zeichnungen von Josef Manes, Jaroslav Věšín u. a. dienen, über welche Renáta Tyrš und Dr. Č. Zíbrt schrieben.[10]) Einen gewiss viel größeren wissenschaftlichen Wert hätten colorierte Costümbilder, und zu Gunsten solcher könnten und sollten die Illustrationen eingeschränkt werden. Die Zeitschrift würde außerdem noch Raum gewinnen für Aufsätze, und auch weitere Kreise des Publicums, mit deren Gunst der Verleger dieser von der böhm. Akademie der Wissenschaften subventionierten Zeitschrift rechnet, würden hiemit gewiss nicht unzufrieden sein.

V. Sprechsaal.

1. Anfragen.

Familiengeschichte. — Herr Eduard Fink, Wien: Wäre es nicht zweckdienlich, die Mitglieder (und auch außenstehende Freunde) des Vereins aufzufordern, entbehrliche Familien-Documente im Originale, eventuell in Abschriften von solchen, dem Vereins-Museum (Archiv) zu überlassen? Dieses Material zu Familien-Chroniken wäre zugleich Völkergeschichte-Material. Die Familien- (Geschlechter-) Geschichten sind in ihrer Summe Landesgeschichte, Volksgeschichte.

---

1) Č. L. IV, H. 6, S. 537. 2) Č. L. V, H. 2, S. 134 f.
3) Č. L. IV, H. 5, S. 393 f. 4) Č. L. IV, H. 3, S. 235 f.
5) Č L. IV, H. 5, 6, S. 412 f., 506 f. 6) Č. L. V, H. 1, S. 52 f.
7) Národní Listy 1895, Nr. 190.
8) Č. L. IV, H. 4, S. 342.
9) Č. L. V, H. 2, S. 190 f.
10) Č. L. V, H. 1, S. 56, f., H. 2, S. 147 f.

Skizziren volkskundlicher Gegenstände. — Herr Eduard Fink, Wien: Es möge im Schoße des Vereins das Zeichnen und Malen (Skizzieren) nach der Natur cultiviert und damit zu einer Art «Vereinsmalkasten» der Grund gelegt werden. Unter 100 Mitgliedern soll und kann mindestens eines so viel zeichnen und malen können (nach der Natur), dass es in einem Skizzenbuch ein Object, sei es ein Haus, ein Costümstück, ein Geräth, einen Fund (Ausgrabung etc.) im Bilde festzuhalten vermag und dieses oder eine Copie davon dem Vereins-Museum zur etwaigen Entgegennahme vorlegt. In der Sommerfrische, auf Ausflügen, Reisen, Spaziergängen findet man oft (immer) irgend einen Gegenstand, den man nicht mitnehmen, aber abzeichnen kann und der, mit Daten (Ort, Zeit, Eigenthümer, Alter etc.) versehen, vielleicht sehr interessieren kann. Die Photographie ist ein vorzügliches Hilfsmittel auch zu diesen Zwecken, allein: ein Skizzenbuch und ein Bleistift ist doch ein noch einfacherer, populärerer Apparat, den Hunderte mit sich führen können. Das Zeichnen nach der Natur hat auch den Vorzug, dass man die Dinge weit genauer anschauen muss und sich die Formen und Farben tiefer einprägt. Ein noch so mittelmäßiges Aquarell wird dem Sammler lieber sein, als eine feine Photographie (ohne Farben). An Zeichen- und Malschulen ist in Wien kein Mangel; diese würden durch Pflege des Geschichtlichen manches Gute bewirken können.

Masken. — Die Redaction ersucht alle Mitglieder, welche über Masken bei Volksschauspielen (Weihnachts- und Dreikönigsspiele, Perchtenspiele, Nikolausspiele u. s. w.) Daten geben können, dieselben mit möglichst genauer Auskunft über Verwendung, Bedeutung, Erzeugung u. s. w. einsenden zu wollen.

Krippen. Im «Museum für österreichische Volkskunde» ist eine Krippe aus Vill bei Igls in Tirol zur Aufstellung gebracht, welche den Zug der heiligen drei Könige zur Krippe, die Anbetung durch die Hirten, den Unterricht im Tempel, die Hochzeit zu Kana als wesentlichste Scenen enthält. Ihr letzter Besitzer Simon Jaufenthaler stellte diese Krippe alljährlich zur Adventzeit in seinem Haus auf und ließ sie von der ganzen Bewohnerschaft der Umgebung besichtigen. Die Redaction bittet alle Mitglieder, ihr über die Existenz solcher volksthümlicher Krippen — ganz kleine Privatkrippen aus Papier oder Pappe selbstredend ausgenommen — freundlichst Auskunft geben zu wollen. Namentlich ältere Krippen mit holzgeschnitzten Figuren in alterthümlichen Trachten, ferner Krippen mit beweglichen Figuren bittet sie ihr zur Kenntnis bringen zu wollen. Jede brauchbare Notiz wird in einer in Vorbereitung befindlichen Publikation über die große Tiroler Krippe mit dem Namen des Einsenders verwendet werden.

2. Antworten.

Bauopfer. — Herr Dr. Hans Schukowitz, Graz: Während meines heurigen Ferienaufenthaltes in dem alten Marchfeldstädtchen Marchegg wurde gelegentlich der Demolierung eines angeblich aus dem XVI. Jahrhunderte stammenden Baues ein Rindsschädel, der unter dem Hausflur regelrecht eingemauert war, bloßgelegt. Hiebei erinnerte ich mich einer Mittheilung, die mir seinerzeit der alte Hufschmied aus Malaczka in Ungarn gemacht hatte: In seiner Werkstatt, sagte er, seien seit uralter Zeit drei «Glückseisen» eingemauert (eins unter der Thürschwelle, eins unter dem Blasbalg und das dritte unter der Esse). Auch im Ur-Quell (III, 1892, S. 233) finden wir die interessante Nachricht verzeichnet, es seien bei Abbruch des alten Forsthauses Goldbruch eingemauerte Pferdefüße aufgedeckt worden. Es liegt nun die Vermuthung nahe, dass wir es hier mit Spuren jenes heidnischen Glaubens vom Bauopfer zu thun haben, die hie und da noch heute unter unserem Volke in der verblassten Meinung fortleben, es müsse in jedes Gebäude, soll es vor Unglück bewahrt bleiben, so ein Glücksding mit eingemauert werden. Mittheilungen über derartige Funde und noch heute bestehende Bräuche wären nun für die Volkskunde insofern von großem Werte, als hierdurch treffliche Anknüpfungspunkte an jene entschwundene Sitte geboten und andrerseits auch ein nicht zu unterschätzendes Kriterium zur Beurtheilung der Errichtungszeit eines Baues geschaffen würden.

Die Blumen im Volksleben. — Herr Dr. Hans Schukowitz, Graz: In den meisten Orten der Steiermark ist es üblich, am Johannistage (21. Juni) die sogenannten «Sonnwendbüschel» zu binden, welche man an den Thüren und Fenstern der Bauernhäuser befestigt. Diese Sträußchen, welche meist nachts beim Mondenscheine gesammelt werden, bestehen aus:

«Jungfernhaar» (Zittergras), «Johannikraut», «Nebenaus», Eichenlaub und «Mandelkraut». Um Köflach flicht man mit Vorliebe auch die Gundelrebe ein, welch letztere hier κατ᾽ ἐξοχήν «'s Wetterkräutl» genannt wird. Solch ein Sonnwendbüschl soll — so glaubt das steirische Volk — vor Blitzschlag schützen. Verdorrte «Büsche» wirft man nicht selten unter Fruchtbäume oder ins «Kömdl», weil sie die Kraft haben, den Hagel fernzuhalten. Ähnliches theilt Carl Reiterer aus dem oberen Ennsthale mit.

(Vgl. «Alpenheim», Monatsschrift fürs deutsche Volk, St. Johann i. P. I. S. 80.)

Sachregister.

Schluss der Redaction: 20. December 1896.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

